

Romane des Auslandes.

Belletristische Zeitschrift.

Markus Clarke

Deportirt auf Lebenszeit



Jahrgang 1876. — Dritter Band.

Berlin, 1876.

Verlag von Otto Zanke.

Deportiert auf Lebenszeit

Roman
von
Markus Clarke.

Aus dem Englischen
(Nachdruck wird strafrechtlich verfolgt.)

Kleines Roman-Magazin.

Berlin, 1876-3.

Inhaltsverzeichnis

Deportiert auf Lebenszeit

Buch 1.

Prolog.

Erstes Capitel. Das Gefangenenschiff.

Zweites Capitel. Sara Purfoy.

Drittes Capitel. Die Einförmigkeit wird unterbrochen.

Viertes Capitel. Das Hospital.

Fünftes Capitel. Die Baracken.

Sechstes Kapitel. Das Schicksal des Hydaspes.

Siebentes Capitel. Der Typhus.

Achtes Capitel. Eine gefährliche Krisis.

Neuntes Capitel. Die Waffen einer Frau.

Zehntes Capitel. Das achte Glas.

Elftes Capitel. Entdeckungen und Bekenntnisse.

Zwölftes Capitel. Ein Zeitungs-Paragraph.

Buch 2.

Erstes Capitel. Topographie von Van Diemens Land.

Zweites Capitel. Der Einsame am Höllenthor.

Drittes Capitel. Ein geselliger Abend.

Viertes Capitel. Der Ausreißer.

Fünftes Capitel. Miß Sylvia.

Sechstes Capitel. Ein Sprung im Dunklen.

Siebentes Kapitel. Das letzte von Macquarie Harbour.

Achtes Capitel. Die Macht der Wildniß.

Neuntes Capitel. Die Einnahme des Osprey.

Zehntes Capitel. Die Rache von Jahn Rex.

Elftes Capitel. Am Höllenthor zurückgelassen.

Zwölftes Capitel Mr. Dawes.

Dreizehntes Capitel. Was der Seetang erzählte.

Vierzehntes Capitel. Ein wunderbares Tagewerk.

Fünfzehntes Capitel. Das Korakel.

Sechzehntes Capitel. Die Schrift im Sande.

Siebzehntes Capitel. Auf See.

Buch 3.

Erstes Capitel. Ein Arbeiter im Weinberge.

Zweites Capitel. Sara Purfoy's Bitte.

Drittes Capitel. Die Geschichte von zwei Raubvögeln.

Viertes Capitel. Der »bekannte« Dawes.

Fünftes Capitel. Maurice Frere guter Engel.

Sechstes Capitel. Mr. Meekin bringt Trost.

Siebentes Capitel. Das Idyll von Rufus Dawes.

Achtes Capitel. Eine Flucht.

Neuntes Capitel. Ein Brief in die Heimath von John Rex.

Zehntes Capitel. Was aus den Meuterern des Osprey wurde.

Elfte Capitel. Eine Reliquie von Maguarie Harbour.

Zwölftes Capitel. In Port Arthur.

Dreizehntes Capitel. Der Kommandanten Haushofmeister.

Vierzehntes Capitel. Mr North Krankheit.

Fünfzehntes Capitel. Ein Hundert Hiebe.

Sechzehntes Capitel. Gegen den Stachel lecken.

Siebzehntes Capitel. Kapitain Frere und seine Frau.

Achtzehntes Capitel. Zu dem Hospital.

Neunzehntes Capitel. Die Tröstungen der Religion.

Zwanzigstes Capitel. »Ein natürliches StaatsGefängnis.«

Einundzwanzigstes Capitel. Ein Inspektionsbesuch.

Zweiundzwanzigstes Capitel. Die Fäden werden gesponnen.

Dreiundzwanzigstes Capitel. Spießruten laufen.

Vierundzwanzigstes Capitel. In der Nacht.

Fünfundzwanzigstes Capitel. Die Flucht.

Sechsendzwanzigstes Capitel. Die Arbeit der See.

Siebenundzwanzigstes Capitel. Das Thal der Todesschatten.

Buch 4.

Erstes Capitel. Auszug aus dem Tagebuch des Ehrwürdigen
James North.

Zweites Capitel. Der verlorene Erbe.

Drittes Capitel. Auszug aus dem Tagebuche des Ehrwürdigen
James North.

Viertes Capitel. Auszug aus dem Tagebuche des Ehrwürdigen James North.

Fünftes Capitel. Mr. Richard Devine wird überrascht.

Sechstes Capitel. In welchem der Kaplan krank wird.

Siebentes Capitel. Ein Mann gebändigt.

Achstes Capitel. Auszug aus dem Tagebuch des Ehrwürdigen James North.

Neuntes Capitel. Der längste Strohalm.

Zehntes Capitel. Eine Zusammenkunft.

Elftes Capitel. Auszug aus dem Tagebuche des Ehrwürdigen James North.

Zwölftes Capitel. Das sonderbare Benehmen von Nr. North.

Dreizehntes Capitel. Mr. North spricht.

Vierzehntes Capitel. Bereit, in See zu stechen.

Fünfzehntes Capitel. Die Entdeckung.

Sechzehntes Capitel. Fünfzehn Stunden.

Siebzehntes Capitel Die Erlösung.

Achtzehntes Capitel. D e r C y c l o n.

Epilog.

Buch 1.

Prolog.

Am Abend des dritten Mai 1827 ereignete sich in dem Garten des großen, rothen Hauses mit Bogenfenstern, das »Nordend-Haus« genannt wird und von ausgedehnten Gärten und Parks umgeben, aus der östlichen Erhöhung der Hampstead-Heide zwischen dem Finchley-Wege und der Kastanien-Allee liegt — eine jener Familien-Tragödien, die den Dramatikern Stoff zu einem Trauerspiel und den Schriftstellern Stoff zu einem Roman liefern. Drei Personen standen auf dem Rasenplatz. Die Eine war ein alter Mann, dessen weißes Haar und gefurchtes Gesicht Zeugniß gab, daß er wenigstens sechzig Jahre alt war. Er stand hochaufgerichtet da, mit dem Rücken gegen die Mauer, welche den Garten von der Heide trennt, in der Stellung eines Mannes, der plötzlich in Leidenschaft gerathen ist. Er hielt seinen Ebenholzstock, auf den er sich sonst stützte, hoch erhoben. Ihm gegenüber stand ein junger Mann von zweiundzwanzig Jahren, ungewöhnlich groß und stark von Gestalt, der, in grobe Seemannstracht gekleidet, in Seinen Armen, wie beschützend, eine Dame in mittleren Jahren hielt. Das Gesicht des jungen Mannes trug einen Ausdruck von staunendem Entsetzen und die zarte Gestalt der grauhaarigen Dame war von Schluchzen erschüttert. Diese drei Personen waren Sir Richard Devine, seine Frau Lady Devine und sein einziger Sohn Richard, der erst diesen Morgen aus der Ferne nach Hause zurückgekehrt war.

»So, Madame,« sagte Sir Richard in jenem hohen Tone, der selbst den Gefäßtesten unter uns in Augenblicken großer Gemüthsaufrung eigen ist, — »so sind Sie also zwanzig Jahre lang eine lebende Lüge gewesen! Zwanzig Jahre lang haben Sie mich betrogen und verspottet. Zwanzig Jahre lang haben Sie in

Gesellschaft eines vornehmen Schurken, dessen Name ein Ausdruck für Alles Liederliche und Gemeine ist, über mich gelacht und mich für einen leichtgläubigen, gehörnten Narren gehalten! Und jetzt, nun ich meine Hand erhebe gegen diesen leichtsinnigen Burschen, jetzt bekennen Sie Ihre Schande und rühmen sich dieses Geständnisses!«

»Mutter, Mutter, liebe Mutter,« rief der junge Mann in leidenschaftlichen Schmerz, »sage, daß Deine Worte nicht wahr sind, sage, daß Du sie nur im Zorn sprachst! Sieh, jetzt bin ich ruhig und er kann mich schlagen, wenn er will.«

Lady Devine schauerte zusammen und suchte sich an der breiten Brust ihres Sohnes zu verbergen. Der alte Mann fuhr fort: »Ich heirathete Dich, Ellinor Wade, wegen Deiner Schönheit, Du heirathetest mich wegen meines Vermögens. Ich war ein Plebejer, ein Schiffszimmermeister, was Du willst. Du warst edelgeboren; Dein Vater war ein Mann nach der Mode, ein Spieler, ein Freund von liederlichen Menschen und Verschwendern. Ich war reich. Man hat mich zum Ritter geschlagen. Ich war bei Hofe in Gunst. Er brauchte Geld und verkaufte Dich. Ich bezahlte den Preis den er forderte, aber es stand nichts von dem Vetter, dem Lord Bellasis und Wotton in dem Vertrage.«

»Schonen Sie meiner, schonen Sie meiner,« sagte Lady Ellinor leise.

»Sie schonen! Ach, haben Sie mich geschont? Hören Sie,« schrie er in plötzlicher Wuth, »ich lasse mich nicht so leicht zum Narren halten. Ihre Familie ist stolz. Oberst Wade hat noch mehr Töchter. Ihr Liebhaber, Lord Bellasis denkt jetzt gerade daran, sein zerrüttetes Vermögen durch eine vortheilhafte Heirath wieder herzustellen. Sie haben Ihre Schande gestanden. Gut. Morgen soll Ihr Vater, sollen Ihre Schwester, die Welt soll die Geschichte hören, die Sie mir so eben erzählt haben!«

»Beim Himmel, Herr, das wird nicht geschehen!« rief der junge Mann.

»Schweig, Bastard!« schrie Sir Richard. »Ha, beiße nur auf Deine Lippen, das Wort hat Deine kostbare Mutter erfunden.«

Lady Ellinor glitt aus ihres Sohnes Armen und fiel aus ihre Knie zu ihres Gatten Füßen.

»Thue das nicht, Richard. Ich bin Dir zweiundzwanzig Jahre lang treu gewesen. Ich habe alle Beleidigungen und Kränkungen ertragen, die Du auf mich gehäuft hast. Das schmachvolle Geheimniß meiner jungen Liebe verrieth sich, als Du in Deiner Wuth ihn bedrohtest. Laß mich von Dir gehen. Laß Dich von mir scheiden, tödte mich, aber belaste mich nicht mit der Schande.«

Sir Richard, der sich schon zum Gehen gewandt hatte, hielt plötzlich an und seine großen, weißen Augenbrauen zogen sich wild über dem rothen Gesicht zusammen. Er lachte und in diesem Lachen schien seine Wuth in kalten, grausamen Haß überzugehen.

»Sie wollen Ihren guten Namen bewahren, Sie wollen Ihre Schande vor der Welt verbergen. Ihr Wunsch soll erfüllt werden, aber nur unter einer Bedingung.«

»Welche Sir?« fragte sie zitternd vor dem unbestimmten, entsetzlichen Etwas, halb erhoben, die Arme herunterhängend und die Augen weit geöffnet.

Der alte Mann blickte sie einen Augenblick an und sagte dann langsam: »Daß dieser Betrüger, der fälschlicherweise so lange meinen Namen getragen mein Geld ungerechter Weise verschwendet und mein Brod ohne ein Recht darauf zu haben, gegessen, — daß er sich packe! Daß er für immer diesen angemäßen Namen ablege, aus meinen Augen gehe und nie wieder einen Fuß in mein Haus setze!«

»Du wirst mich doch nicht trennen von meinem einzigen Sohne!« rief das unglückliche Weib.

»So nimm ihn denn mit zu seinem Vater!«

Richard Devine löste sanft die Arme seiner Mutter, die um seinen Nacken geschlungen waren, küßte das bleiche Gesicht und wandte sein eigenes, nicht weniger bleich, zu dem alten Manne.

»Ich schulde Ihnen nichts,« sagte er, »denn Sie haben mich immer gehaßt und zurückgestoßen. Als Sie mich durch Ihre Heftigkeit aus dem Hause trieben, hielten Sie sich Spione, die das von mir gewählte Leben bewachten. Ich habe nichts mit Ihnen gemein, das

habe ich lange gefühlt. Jetzt, nun ich zum ersten Mal höre, wessen Sohn ich bin, freue ich mich, daß ich Ihnen noch weniger Dank schuldig bin, als ich glaubte. Ich nehme die Bedingungen an, die Sie anbieten. Ich will gehen. — Nein — Mutter, denke an Deinen guten Ruf.«

Sir Richard Devine lachte auf. »Ich freue mich, daß Du so gut gesinnt bist. Jetzt höre. Heute noch lasse ich Quaid holen, um mein Testament zu ändern. Meiner Schwester Sohn Maurice Frere soll an Deiner Stelle mein Erbe sein. Ich gebe Dir nichts. Du verlässest dies Haus binnen einer Stunde. Du änderst Deinen Namen; Du machst niemals durch Wort oder That einen Anspruch an mich oder die Meinigen. Unter keinem Vorwande der Noth oder der Armuth darfst Du es thun, selbst wenn Leben und Tod davon abhängen. In dem Augenblick, da ich höre, daß Jemand auf Erden lebt, der sich Richard Devine nennt, soll Deiner Mutter Schande öffentlich werden. Du kennst mich. Ich halte mein Wort. In einer Stunde kehre ich zurück, dann muß er gegangen sein, Madame.«

Und aufrecht, von Leidenschaft durchbebt, schritt er an ihnen vorüber, hinaus aus dem Garten, mit der Kraft, welche der Zorn verleiht. Er nahm den Weg nach; der Stadt.

»Richard,« rief die arme Mutter, »vergieb mir, mein Sohn, ich habe Dich in's Verderben gestürzt.«

Richard Devine warf sein schwarzes Haar von seiner Stirn zurück, in leidenschaftlichem Kummer und zärtlicher Liebe.

»Mutter, liebe Mutter, weine nicht,« sagte er.

»Ich bin Deiner Thränen nicht werth. Vergieb! Ich, bin ungestüm und so undankbar während all dieser Jahre Deines Kammers, — ich brauche Vergebung. Laß mich Deine Bürde mittragen, damit sie Dir leichter werde. Er hat Recht. Ich muß gehen. Ich kann mir einen Namen erwerben, den ich ohne erröthen tragen kann und den Du ohne Erröthen hören sollst. Ich bin stark, ich kann arbeiten. Die Welt ist weit. Lebe wohl, meine theure Mutter!«

»Noch nicht! Ach sieh, er hat den Weg nach Belsize eingeschlagen. O Richard, bitte Gott, daß sie einander nicht begegnen.«

»Still, sie werden sich nicht begegnen. Du bist blaß und so schwach.«

»Ein Schrecken vor künftigem Unheil erfaßt mich. Ich zittere um der Zukunft willen. Richard, Richard, vergieb mir! Bete für mich!«

»Still, Liebste. Komm, laß mich Dich hineinführen. Ich werde schreiben. Ich werde Nachricht senden, ehe ich abreise. — Jetzt bist Du ruhiger, Mutter!«

* * *

Sir Richard Devine, Ritter, Schiffsbauer, Bau-Unternehmer und Millionär, war der Sohn eines Schiffszimmermeisters von Harwich. Er wurde früh zur Weise und hatte eine Schwester zu unterhalten. Sein einziger Lebenszweck wurde bald das Anhäufen von Geld. Unter dem Harwicher Bootschuppen hatte er vor fast fünfzig Jahren den Contract geschlossen, trotz des von allen Seiten ihm prophezeiten Mißlingens, eine Kriegschaluppe Hastings für die Lords von der Admiralität einer Majestät des Königs Georg des Dritten zu bauen. Dieser Contract war die scharfe Schneide, welche endlich den mächtigen Eichblock der Regierungs-Protektion in Dreidecker und Linienschiffe ; zerschnitt, welche gute Dienste thaten unter Pellew, Parker, Nelson und Hood. Weiter breitete Devine seine Thätigkeit aus und gelangte in die ungeheuren Docks zu Plymouth, Portsmouth und Sheerneß und die Früchte seiner Arbeit schiffte er in Gestalt von zahllosen Tonnen sinnigen Schweinefleisches und madigen Zwiebackes ein.

Der einzige Zweck des rohen, arbeitenden, hartköpfigen Sohnes von Dick Devine war, Geld zu machen. Er hatte zusammengekratzt und gescharrt, hatte gestrebt und sich geplagt, hatte den Staub geleckert von den Schuhen der großen Männer und sich in den Vorzimmern der Vornehmen herumgedrückt. Nichts war ihm zu niedrig, nichts war ihm zu hoch. Ein scharfer Geschäftsmann, ein vollendeter Meister in seinem Gewerbe, wenig beunruhigt von Bedenken der Ehre oder des Zartgefühls, machte er rasch Geld und sparte es, so wie er es gewann. Der erste Wink, der über seinen

Reichthum in die Oeffentlichkeit drang wurde im Jahre 1796 gegeben, als es hieß, daß ein Mr. Devine, einer der Schiffscontractoren der Regierung, ein verhältnißmäßig junger Mann von etwa vierundvierzig Jahren, fünftausend Pfund für die patriotische Anleihe unterschrieben hatte, welche erhoben wurde, um den französischen Krieg fortzusetzen. Im Jahre 1805, nachdem er gute und wie es hieß, nicht unvortheilhafte Dienste in dem Prozeß des Lord Melville, des Schatzkanzlers der Marine, geleistet hatte, verheiratete er seine Schwester an einen reichen Kaufmann von Bristol, einen gewissen Anthony Frere, und sich selbst verband er mit Ellinor Wade, der ältesten Tochter des Oberst Wotton Wade, eines Gefährten des Regenten und eines Onkels (durch Heirath) des als Verschwender und Gecken bekannten Lord Bellasis. Zu jener Zeit durch glückliche Spekulationen in Papieren, man flüsterte auch etwas von geheimen Nachrichten aus Frankreich während der stürmischen Jahre 13, 14 und 15 und durch rechtlichen Gewinn aus seinen Contracten mit der Regierung, hatte er ein fürstliches Vermögen gesammelt und konnte in fürstlicher Pracht leben. Aber der alte Seemannsgeiz konnte nicht wieder so leicht abgeschüttelt werden und die einzige Art, wie er seinen Reichthum zeigte, war, daß er, als er geadelt war, das große aber behagliche Haus in Hampstead kaufte und sich öffentlich von den Geschäften zurückzog.

Seine Zurückgezogenheit war keine glückliche. Er war ein strenger Vater und ein eiserner Herr. Seine Diener haßten ihn und seine Frau fürchtete ihn. Sein einziger Sohn Richard schien des Vaters starren Willen und hochmüthige Art geerbt zu haben. Unter sorgfältiger Leitung und gerechter Hand hätte er wohl zum Guten geführt werden können. Da er aber draußen in der Welt sich selbst überlassen blieb und zu Hause durch das eiserne Joch des väterlichen Willens verbittert war, wurde er leichtsinnig und verschwenderisch. Die Mutter, die arme, schüchterne Ellinor, welche ihrer einzigen Liebe, ihrem Vetter Bellasis rauh entrissen war, versuchte, ihn zu ziehen, aber der eigensinnige Knabe, der zwar eine warme Liebe zu seiner Mutter besaß, wie sie solchen heftigen

Naturen oft eigen ist, war nicht zu regieren und nach drei Jahren häuslichen Unfriedens war er auf den Continent gegangen, um dort das leichtfertige Leben fortzusetzen, das in London den geldscharrenden Vater so schwer beleidigt hatte. Darauf hatte Sir Richard nach Maurice Frere geschickt, seiner Schwester Sohn. Abschaffung des Sklavenhandels hatte das Bristol-Haus-Frere gänzlich ruiniert. Sir Richard kaufte seinem Neffen ein Patent in einem Linienregiment und ließ Winke fallen von künftigen Gunstbezeugungen. Diese offene Bevorzugung des Neffen hatte seine empfindliche Frau auf's Lebhafteste gekränkt. Mit tiefem Schmerz verglich sie die vornehme Großmuth und Verschwendung ihres Vaters mit der genauen Sparsamkeit ihres Mannes. Zwischen den Häusern des Emporkömmlings Devine und des vornehmen Wotton Wade herrschte wenig Liebe. Sir Richard fühlte, daß der feine Edelmann ihn als einen Ritter der Handelsstadt verachtete und er wußte recht gut, daß bei dem Claret und bei den Karten Lord Bellasis und seine Freunde oft das harte Schicksal anklagten, das die schöne Ellinor einem so niedrigen Bräutigam überliefert hatte.

Armigell Esmé Wade, Viscount Bellasis und Wotton, war ein Geschöpf seiner Zeit. Von guter Familie (sein Ahnherr Armigell sollte in Amerika vor Gilbert oder Raleigh gelandet sein), hatte er den Herrensitz Bellasis oder Belsize von einem Sir Esmé Wade geerbt, der seiner Zeit Gesandter der Königin Elisabeth an den König von Spanien in der Angelegenheit des Mendoza gewesen und später Rath Jakobs des Ersten und Befehlshaber des Towers. Dieser Esmé war ein Mann von dunkeln Plänen. Er war es, der für Elisabeth mit Marie von Schottland unterhandelte ; er war es, der aus Cobham das Zeugniß gegen den großen Raleigh herausbrachte. Er wurde reich und seine Schwester (die Wittwe Heinrichs von Kirkhaven, Lord von Hemfleet) heirathete in die Familie der Wottons.

Der Reichthum des Hauses wurde ferner vermehrt durch eine Verbindung ihrer Tochter Sybille mit Marmaduke Wade. Derselbe war ein Lord der Admiralität und ein Patron von Pepys, der in seinem Tagebuche vom 17. Juli 1668 davon spricht, daß er ihn in Belsize besucht habe.

Er wurde im Jahre 1667 unter dem Titel eines Lord Bellasis und Wotton zum Pair erhoben und heirathete in weiter Ehe Anna, Tochter von Philipp Stanhope, zweitem Grasen von Chesterfield. Mit diesem mächtigen Hause verbunden, wuchs und blühte der Familienbaum der Wotton-Wade. Im Jahre 1784 heirathete Philipp, dritter Viscount, die berühmte Schönheit Miß Forvey und es stammte aus dieser Ehe Armigell Esmé, mit dessen Person die Familien-Klugheit ein Ende erreicht zu haben schien. Der vierte Lord Bellasis schien die Kühnheit des Abenteurers Armigell mit den üblen Anlagen des Tower-Kommandanten Esmé zu vereinigen. Kaum war er Herr des Vermögens geworden, so begann er zu würfeln, zu trinken und ausschweifend zu leben, wie immer nur das ausschweifende Jahrhundert es gestatten. Er war der Erste in allen Raufereien und der Bekannteste unter den Berüchtigten des Tages. Horace Walpole führt in einem Briefe an Selwyn von 1785 eine Thatsache an, die hier stehen mag — »Der junge Wade,« sagt er »soll in einer Nacht tausend Guineen an den gemeinsten aller Bourbonen, den Herzog von Chartres, verloren haben und der junge Narr ist noch nicht neunzehn Jahre alt.« Aus der Taube wurde ein Habicht und als Armigell Wade außer seinem Vermögen auch die Hoffnung auf den Besitz der einzigen Frau, die ihn hätte retten können, seiner Cousine Ellinor — verloren hatte, wurde er der unglücklichste aller Sterblichen, ein vornehmer Schuft. Als ihm Kapitain Wade mit seinen dünnen Lippen und kaltem Lächeln erzählte, daß der reiche Schiffbauer Sir Richard Devine eine Verbindung mit seiner schönen, blonden Ellinor begehre, schwor er mit zusammengezogenen Brauen, daß kein Gesetz im Himmel und auf der Erde ihn nun von seiner Verschwender-Laufbahn zurückhalten solle. »Sie haben Ihre Tochter verkauft und mich ruiniert,« sagte er. »Schreiben Sie sich selbst die Folgen davon zu.« Kapitain Wade spottete über seinen zornigen Verwandten. »Sie werden Sir Richards Haus sehr angenehm finden und für einen so erfahrenen Spieler wie Sie ist solch' ein Haus ein ganzes Einkommen werth.« Lord Bellasis besuchte Sir Richards Haus während des ersten Jahres nach der Heirath seiner Cousine; als aber der Sohn geboren wurde, welcher der Held unsrer Geschichte ist, gab er vor, mit dem Handelsritter

Streit gehabt zu haben, fluchte ihm vor dem Regenten und Poins als einem alten, elenden Geizknüppel, der weder würfeln noch trinken könne, wie es einem Edelmann zukäme und suchte nun von Neuem seine alten, beliebten Plätze auf, stets im Kampfe mit dem Leben.

Im Jahre 1827 war er ein verhärteter, hoffnungsloser alter Mann von sechzig Jahren, gebrochen in seiner Gesundheit — und ruiniert in seinen Verhältnissen. Mit Hilfe von allerlei Toilettenkünsten aber und einigem Muth zeigte er der Welt noch dreist seine Stirn und speiste fröhlich in dem überschuldeten Belsize wie er es früher an der Tafel des Regenten gethan. Von allen Besitzungen des Hauses Wotton-Wade blieb ihm nur noch dies kahle Haus, von keinem Walde mehr umgeben, das er, als Herr, auch nur selten besuchte.

Am Abend des 3. Mai 1827 hatte Viscount Bellasis einem Tauben Wettflug in Hornsey beigewohnt und dem Vorschlage seines jungen Gefährten, Sir Lionel Crofton, eines leichtsinnigen Menschen, dessen Ruf bei den Wettrennen u.s.w. nicht der sicherste war, in die Stadt zu gehen, sich widersetzend, hatte er die Absicht geäußert quer über die Hampstead-Heide nach Belsize zu geben. »Denn,« sagte er, »ich habe eine Verabredung getroffen, bei den Tannen auf der Heide zu sein.«

»Mit einer Frau?« fragte Mr. Crofton.

»Durchaus nicht. Mit einem Prediger.«

»Einem Prediger!«

»Sie staunen. Nun, er ist gerade ordiniert. Ich habe ihn voriges Jahr in Bath getroffen, wohin er von Cambridge in den Ferien gekommen war. Er war so freundlich, einiges Geld an mich zu verlieren.«

»Und nun will er es Seiner Lordschaft aus seinem ersten Pfarrergehalt bezahlen. Ich wünsche von ganzem Herzen Glück dazu. Dann müssen wir uns daran halten. Es wird spät.«

»Danke für das »wir,« mein Lieber. Aber ich muß allein gehen,« sagte Viscount Bellasis trocken. »Morgen können Sie mit mir wegen der letzten Woche abrechnen. Horch, die Uhr schlägt neun. Gute Nacht.«

* *
*

Um halb zehn Uhr verließ Richard Devine seiner Mutter Haus, um das neue Leben zu beginnen, das er gewählt hatte und so zu einander geführt durch die wunderbaren Schicksalsfäden, welche oft die Ereignisse verbinden, näherten sich Vater und Sohn.

* *
*

Als der junge Mann ungefähr die Mitte des Weges erreichte, welcher nach der Heide führt, begegnete er Sir Richard, der von dem Dorfe zurückkehrte. Es lag nicht in seinem Plan, noch eine Unterredung mit dem Manne in suchen, dem seine Mutter so schweres Unrecht gethan und er wollte in den Schatten der Bäume treten, aber, da er ihn so allein sah, in das verödete Haus zurückkehrend, fühlte sich der verlorene Sohn versucht, einige Worte des Abschiedes und des Bedauerns auszusprechen. Doch zu seinem Erstaunen schritt Sir Richard schnell weiter, den Körper vorgebeugt, wie Einer, der im Begriff ist, zu fallen und mit Augen, welche in die Ferne starrend, nicht sahen, was in der Nähe vorging. Entsetzt über diese sonderbare Erscheinung, eilte Richard weiter und bei einer Biegung des Pfades stolperte er über Etwas, das wohl das sonderbare Benehmen des alten Mannes erklären mußte. Ein todter Körper lag im Haidekraut auf dem Gesicht; daneben eine schwere Reitpeitsche, deren Griff voll Blut war und ein offenes Taschenbuch. Richard hob das Buch auf und las aus dem Deckel unter dem goldnen Wappen »Viscount Bellasis.« Der unglückliche junge Mann warf sich neben dem Körper nieder und hob ihn auf.

Der Schädel war durch einen Schlag gespalten, aber es schien, als ob noch Leben in dem Körper sei. Von Entsetzen erfaßt, — denn er konnte nicht zweifeln, daß seiner Mutter schrecklichste Ahnung zur Gewißheit geworden, kniete er nieder und hielt seinen gemordeten Vater in seinen Armen. Er wartete bis der Mörder, dessen Namen er ja trug, in Sicherheit war. Es schien ihm fast eine Stunde zu vergehen in seiner Aufregung, ehe er ein Licht hinter den

Fenstern des Hauses sich bewegen sah, das er so eben verlassen. Jetzt wußte er, daß Sir Richard sicher in seinen Zimmern war. Mit der undeutlichen Absicht Hilfe herbeizuholen, verließ er jetzt den Körper und schlug den Weg nach der Stadt ein. Als er auf dem Pfade weiter ging, hörte er Stimmen und in demselben Augenblicke stürzten sich etwa ein Dutzend Männer, von denen Einer ein Pferd hielt, auf ihn, ergriffen ihn wüthend und schlugen ihn zu Boden. Zuerst begriff der junge Mann, der so plötzlich angegriffen wurde, seine eigene Gefahr gar nicht. Seine Gedanken beschäftigten sich nur mit der einen schrecklichen Lösung des Verbrechens und wandten sich nicht derjenigen zu, die dem Wirth von den »Drei Spaniern« schon so schnell in den Sinn gekommen war.

»Gott schütze mich,« rief Mr. Mogford, indem er bei dem bleichen Lichte des Mondes die Züge des ermordeten Mannes prüfte; »es ist Lord Bellasis! O Du blutigieriger Schurke! Jem, bringe ihn heran, vielleicht erkennt ihn der Lord noch.«

»Ich war es nicht,« rief Richard Devine. »Um's Himmels willen, Mylord, sagen Sie« — — er schwieg plötzlich und starrte, da ihn die Männer auf die Knie zwangen, den sterbenden Mann in haarsträubender Furcht an.

Die Menschen, deren Blut in Augenblicken der Erregung in schnelleren Lauf geräth, urtheilen rasch in der Gefahr und — so hatte Richard Devine in dem schrecklichen Augenblick, als seine Augen denen des Lord Bellasis begegneten, ganz und voll die Gefahr erkannt, in der er sich persönlich befand und die Wechselfälle seiner Zukunft ahnend vorausgesehen. Das fortgelaufene Pferd hatte die Leute beunruhigt. Die trinkenden Gäste in den Drei Spaniern waren ausgebrochen, um die Heide abzusuchen und hatten einen Menschen in gewöhnlicher Kleidung entdeckt, der ihnen unbekannt war und der eiligst einen Platz verließ, auf welchem neben einem geplünderten Taschenbuch und einer blutbefleckten Reitpeitsche der Körper eines sterbenden Mannes lag.

Ein Gewebe von anklagenden Umständen umspann ihn. Eine Stunde zuvor wäre das Entkommen leicht gewesen. Er hätte nur zu

sagen brauchen: »Ich bin der Sohn von Sir Richard Devine. Kommt mit mir in jenes Haus und ich will Euch beweisen, daß ich es nur so eben verlassen habe.«

So hätte er seine Unschuld für den Augenblick beweisen können. Das war jetzt unmöglich geworden. So wie er Sir Richard kannte und da er überdies glaubte, daß der alte Mann in wüthender Leidenschaft dem Zerstörer seiner Ehre begegnet sei und denselben gemordet habe, sah sich der Sohn von Lord Bellasis und Lady Ellinor Devine in einer Lage, die ihm nur gestattete, sich schweigend zu opfern. Oder er hätte sich eine zweifelhafte Sicherheit erkaufen können durch ein Geständniß, das seiner Mutter Ehre bloßgestellt und dem Manne den Tod bereitet hätte, den seine Mutter betrogen. Wenn der verstoßene Sohn als Gefangener nach Nordend-Haus gebracht wäre, so würde Sir Richard, durch sein Schicksal jetzt doppelt niedergedrückt, ihn sicher verleugnet haben und er würde in seiner Selbstvertheidigung gezwungen gewesen sein, seine Mutter der öffentlichen Schande auszusetzen und den Mann an den Galgen zu bringen, der zwanzig Jahre lang betrogen wurde und dessen Güte er doch seine Erziehung und seinen Unterhalt bis jetzt verdankte. Er kniete noch immer, unfähig zu sprechen, oder sich zu bewegen.

»Hier, Mylord,« rief Mogford, »Mylord, sprechen Sie, ist dies der Schurke ?«

Lord Bellasis sammelte noch einmal seine schwindenden Sinne, öffnete die glasigen Augen, starrte mit angstvollem Eifer in seines Sohnes Antlitz, schüttelte den Kopf, hob den schwachen Arm, als ob er anderswohin zeigen wollte und fiel todt zurück.

»Wenn er ihn nicht gemordet hat, so hat er ihn doch beraubt,« murrte Mogford ärgerlich, »und er soll diese Nacht in Bowstreet schlafen. Tom, laufe nach der Wache und sage, sie sollen am Thor melden, daß ich Einen für die Kutsche habe. Bringe ihn jetzt mit, Jack! Wie heißt Ihr, he ?«

Er wie erholte die rauhe Frage zwei Mal, ehe der Gefangene antwortete. Endlich hob Richard Devine sein bleiches Antlitz, dem ein fester Entschluß den Ausdruck trotziger harter Männlichkeit

ausgeprägt hatte und sagte,
»Dawes — Rufus Dawes.«

* *
*

Sein neues Leben hatte jetzt begonnen; denn in dieser Nacht lag ein gewisser Rufus Dawes wachend im Gefängnis und wartete auf die Ereignisse des nächsten Tages. Er war des Mordes und des Raubes angeklagt.

Zwei andere Männer warteten auch ängstlich. Der Eine Mr. Lionel Crofton, der Andere jener Reiter, welcher mit dem ermordeten Lord Bellasis eine Zusammenkunft unter den Tannenbäumen auf der Hampstead-Heide verabredet hatte.

Was Sir Richard Devine anbetraf, so erwartete er Niemand. Als er sein Zimmer erreichte, war er besinnungslos niedergestürzt, von einem Schlaganfall getroffen.

Erstes Capitel.

Das Gefangenenschiff.

Es herrschte eine Stille an diesem tropischen Nachmittage, die kein Hauch störte. Die Luft war heiß und schwer, der Himmel bleiern und wolkenlos und nur der Schatten des Malabar lag auf der Oberfläche des großen glänzenden Meeresspiegels.

Die Sonne, welche jeden Morgen zur linken Hand wie eine glühende Kugel aufging, um langsam durch das stets unveränderte Blau nach Rechts hinüber zu wandern, bis sie flammend Himmel und Ocean im Untergehen verband, war gerade tief genug gesunken, um unter das Zelt zu streifen, das auf dem Hinterdeck befestigt war. Sie weckte hier einen jungen Mann, der, in Interims-Uniform gekleidet, auf einem zusammengerollten Seile geschlummert hatte.

»Verdammt,« sagte er, erhob und streckte sich mit dem müden Seufzer der Leute die nichts zu thun haben. »Ich muß geschlafen haben.« Dann hielt er sich an einer Leiter und blickte hinab in das Schiff. Außer dem Mann am Ruder und der Wache an der Quarterreeling war er allein auf Deck. Einige Vögel flogen um das Schiff herum und schienen unter den Sternfeuern nur zu verschwinden, um am Bug wieder zu erscheinen. Ein fauler Albatroß, von dessen Flügeln noch das Wasser tropfte, schwang sich leewärts auf, mit einem plätschernden Ton und an der Stelle, von wo er aufgeflogen, glitt die scheußliche Flosse eines leise schwimmenden Hai's dahin. Die Ritzen des wohlgescheuerten Decks klebten von dem geschmolzenen Theer und die Messingplatte des Compaßhäuschens blitzte in der Sonne wie ein Edelstein. Es ging kein Wind und sobald das ungeschickte Schiff aus den sich hebenden und senkenden Wellen hin und her rollte, schlugen die schlaffen Segel mit regelmäßig wiederkehrendem Geräusch an die Masten und das Bugspriz hob sich mit den Wellen höher und höher

und tauchte dann mit einem Stoß wieder ein, daß jedes Tau zitterte und ächste.

Auf dem Vorderkastell lungerten ein halbes Dutzend Soldaten herum, in der verschiedensten Art beinahe halb entkleidet. Sie spielten Karten, tauchten oder beobachteten die Angelleinen, die sie über die Katzenköpfe ausgehängt hatten.

So weit war das Aussehen des Schiffes in keiner Weise von dem eines gewöhnlichen Transportschiffes unterschieden. Aber aus dem Mitteldeck zeigte sich ein merkwürdiger Anblick. Es war, als ob man dort eine Viehhürde gebaut hätte. Am Fuß des Vordermastes und am Quarterdeck lief eine starke, mit Schießscharten versehene Barrikade von einem Bollwerk zum andern quer über das Deck. Es waren Thüren darin zum Eingang und Ausgang. Außerhalb stand eine bewaffnete Schildwache.

Innerhalb standen, saßen oder wanderten unablässig auf und ab, stets im Bereich der glänzenden Flintenläufe auf dem Hinterdeck, ungefähr sechzig Männer und Knaben, Alle in einförmiges Grau gekleidet. Diese Männer und Knaben waren Gefangene der Krone und die Viehhürde war ihr Platz, wo sie sich bewegen durften.

Ihr Gefängnis war unten im Zwischendeck. Die Barrikade bildete dort unten fortgesetzt die Seitenwände. Es ging gegen das Ende der zwei Stunden, die Seine Majestät Georg der Vierte alle Nachmittag gnädigst den Gefangenen der Krone als Erholung gestattet hatte und dieselben genossen diese Vergünstigung. Es war freilich nicht so angenehm wie unter dem Zelt des Hinterdecks, aber dieser heilige Schatten war nur für so hohe Personen bestimmt wie der Kapitain und seine Offiziere, Wundarzt Pine, Lieutenant Maurice Frere und der größte Stern unter Allen, Kapitain Vickers und Gemahlin.

Gewiß wäre der Deportierte, der jetzt dort an der Schanzkleidung lehnte, gern seinen Feind, die Sonne, los geworden, wenn auch nur für einen Augenblick. Seine Kameraden saßen an den Luken oder lagen und hockten gleichgültig in den verschiedensten Stellungen auf der schattigen Seite der Barrikade. Sie lachten und plauderten mit einer widerwärtigen und unanständigen Lustigkeit, die gräulich anzuhören war. Der einsame Gefangene aber hatte seine Kappe bis

tief in die Augen gedrückt, seine Hände in die Taschen seiner groben, grauen Kleider gesteckt und hielt sich fern von ihrer störenden Fröhlichkeit. Die Sonne sendete ihre heißesten Strahlen auf seinen Kopf. Er achtete nicht darauf und obgleich jede Spalte und Ritze im Schiff glühend heiß und ausgedorrt war, so stand er doch düster und bewegungslos da und starrte in die stille See. So hatte er da gestanden, bald hier, bald dort, seit das ächzende Schiff den großen Wogen des biskaischen Meeres entgangen und seit die elenden hundertundachtzig Geschöpfe, zu denen er gehörte, von ihren Ketten befreit worden waren und ihnen erlaubt wurde, zwei Mal täglich frische Luft zu schöpfen.

Die rohen Verbrecher mit niedriger Stirn und groben Zügen, welche auf dem Deck umherstanden, warfen manchen Blick schweigender Verachtung auf ihn, doch machten sie ihre Bemerkungen bisher nur durch Bewegungen kund. Auch unter den Verbrechern gibt es Abstufungen und Rufus Dawes, der Deportierte Uebelthäter, der dem Galgen nur entgangen war, um sein Leben in Ketten hinzubringen, war ein Mann von einiger Bedeutung.

Er war des Raubes und des Mordes an Lord Bellasis angeklagt. Dem unbekanntem Vagabunden glaubte man die Geschichte nicht, daß er den Sterbenden auf der Heide aufgefunden, aber das Zeugniß des Wirths zu den drei Spaniern sprach für ihn. Der Mann sagte aus, daß der ermordete Edelmann den Kopf geschüttelt, als man ihn gefragt, ob dieser der Mörder sei. So wurde er von der Anklage des Mordes freigesprochen, aber wegen des Raubes zum Tode verurtheilt. London interessierte sich für seinen Prozeß und pries ihn glücklich, daß sein Urtheil in Deportation auf »Lebenslänglich« verwandelt wurde. Es war Sitte an Bord dieser schwimmenden Gefängnisse, jedes Mannes Verbrechen vor seinen Gefährten geheim zu halten, so daß, wenn er wollte und seine Gefangenenerwärter es gestatteten, er ein neues Leben in dem neuen Lande beginnen konnte, ohne wegen seiner früheren Unthaten beleidigt zu werden.

Aber dies blieb nur wie viele ähnliche Dinge eine gute Absicht und Wenige nur von den Hundertundachtzig gab es, welche nicht die

Thaten ihrer Gefährten kannten. Die Schuldigsten rühmten sich ihrer Verbrechen; die weniger Schuldigen schworen laut, daß ihre Schuld viel größer sei, als sie erscheine. Der Name von Rufus Dawes hatte einen entsetzlichen Ruf erlangt, denn seine vermeintliche That schien so scheußlich und so unerklärlich, gerade weil er eine höhere, geistige Ausbildung hatte. Auch fein hochmüthiger Sinn und seine mächtige Gestalt trugen dazu bei, ihn auszuzeichnen. Er, ein junger Mann von zweiundzwanzig Jahren, ohne Verwandte und Freunde, lebte unter ihnen nur, weil er ein Verbrechen begangen und wurde geachtet und bewundert. Der niedrigste unter den Niedrigsten dieser Horde lachte wohl hinter seinem Rücken über die vornehme Art, die er hatte, beugte sich aber vor ihm und unterwarf sich ihm, wenn er ihn von Angesicht zu Angesicht traf. Auf einem Gefangenenschiff ist der größte Schurke der größte Held und der einzige Adel, der von dieser entsetzlichen Gemeinschaft anerkannt wird, ist der des Ordens vom Strick, den der Henker austheilt.

Der junge Mann auf dem Hinterdeck erblickte jetzt die stattliche Gestalt von Rufus Dawes am Schanzbord und fand darin eine Gelegenheit, die Einförmigkeit seines Amtes ein wenig zu unterbrechen.

»Ihr da,« rief er fluchend, »fort da aus dem Gange!«

Rufus stand gar nicht im Gange, war wohl zwei Fuß davon ab, aber bei dem Ton von Lieutenant Frere's Stimme fuhr er auf und ging gehorsam nach der Mitte.

»Wird der Hund grüßen,« schrie Frere und kam bis an die Quarterreeling. »Wird er grüßen. Hört er!«

Rufus Dawes berührte seine Mütze in militairischer Weise.

»Ich werde die Kerls Höflichkeit lehren, wenn sie sich nicht in Acht nehmen,« brummte der ärgerliche Frere, halb für sich, halb laut sprechend. »Unverschämte Buben!«

Da gab das Geräusch, das die Wache auf dem Quarterdeck beim Präsentiren machte, seinen Gedanken eine andre Richtung. Ein magerer, großer Mann, von militairischem Aeußeren, mit kaltem, blauem Auge und knappen Zügen kam aus der Kajüte von unten und führte eine blonde, gezierte, ängstliche Dame mittleren Alters

hinauf. Kapitain Vickers von Frere's Regiment, der nach Van Diemens Land kommandiert war, brachte seine Gemahlin auf Deck, damit dieselbe Appetit zum Mittag bekäme.

Mrs. Vickers war zweiundvierzig Jahre alt, — sie gestand nur dreiunddreißig zu und war elf Jahre lang eine Garnison-Schönheit gewesen, ehe sie Kapitain Vickers heirathete. Die Ehe war nicht glücklich. Vickers fand seine Frau eitel, verschwenderisch und bissig. Sie fand ihn hart, gewöhnlich und prosaisch. Eine Tochter, nach zweijähriger Ehe geboren, war das einzige Kind, das diese unpassende Ehe zusammenhielt. Vickers vergötterte die kleine Sylvia und als ihm seiner Gesundheit wegen eine lange Seereise angerathen wurde und er sich deshalb in das —ten Regiment versetzen ließ und darauf bestand, das Kind mitzunehmen, machte seine Frau sehr viele Einwendungen ihrer Erziehung wegen.

»Er würde sie selbst erziehen,« sagte er, »sie solle nicht zu Hause bleiben.«

So gab denn Mrs. Vickers nach langem Sträuben ihre Träume von Bath u.s.w. auf und folgte ihrem Manne mit so guter Miene, als sie nur irgend machen konnte. Einmal auf hoher See, versöhnte sie sich mit ihrem Schicksal und wandte ihre Zeit dazu an, ihre Tochter zu schelten, ihr Mädchen zu quälen und den bürgerlichen jungen Lieutenant Maurice Frere zu bezaubern.

Koketterie gehörte zu Julia Vickers Natur; sie lebte nur, um bewundert zu werden. Selbst auf einem Gefangenenschiff, neben ihrem Gatten mußte sie kokettieren, oder umkommen in der Langeweile ihres geistigen Lebens.

Es war in ihr grade nichts Böses. Sie war nur ein eitles Weib in mittleren Jahren und Frere nahm ihre Aufmerksamkeiten noch dem Werth derselben auf. Ueberdies war ihre Freundlichkeit gegen ihn ihm nützlich aus Gründen, die bald an den Tag treten werden. Er lief die Treppe hinab, seine Mütze in der Hand haltend und bot seinen Beistand an.

»Danke, Mr. Frere. Diese abscheulichen Treppen! Ich zittre wirklich immer davor. Heiß! Ja, es ist erdrückend. John, den Feldstuhl. Bitte, Mr. Frere, oh, danke sehr. Sylvia! Sylvia! John, hast

Du mein Riechsalz? Noch immer Windstille, nicht wahr? Diese schrecklichen Windstillen.«

Dieses halb elegante Geschwätz zwanzig Schritt von der Hürde der wilden Thiere, auf der andern Seite der Barrikade, klang sonderbar. Mr. Frere dachte sich nichts dabei. Vertrautheit mit einer Sache nimmt ihr alle Schrecken und die unheilbare Kokette breitete ihre Mullröcke aus und zeigte ihre verbrauchte Anmuth vor den Augen der grinsenden Gefangenen mit eben so viel Selbstgefälligkeit, als ob sie in einem Ballzimmer in Chatham gewesen wäre. Ja, gewiß, wenn Niemand sonst da gewesen wäre, ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie selbst das Zwischendeck mit ihrer Aufmerksamkeit beglückt und dem Stattlichsten unter den Gefangenen Blicke zugeworfen hätte.

Vickers mit einer Verbeugung gegen Frere begleitete seine Frau bis auf's Deck und ging dann, um seine Tochter zu holen.

Sie war ein zartes Kind von sechs Jahren mit blauen Augen und lichtem Haar. Obgleich sie von ihrem Vater verwöhnt war und von ihrer Mutter verzogen, so hatte ihre natürliche Liebenswürdigkeit sie bisher davor beschützt, unangenehm zu werden und die Wirkung ihrer Erziehung zeigte sich nur in tausend kleinen, launischen Zierlichkeiten, die sie zum Liebling des ganzen Schiffes machten. Die kleine Miß Sylvia satte die Erlaubniß, überall hinzugehen und Alles zu thun. Selbst die Verbrecher wagten kein schlechtes Wort in ihrer Gegenwart.

Das Kind lief zu seinem Vater, schwatzte mit der Geläufigkeit geschmeichelter Selbstgefälligkeit, lief hierhin und dahin, fragte, erfand Antworten, lachte, sang, sprang, guckte in das Compaßhäuschen, befühlte die Taschen des Mannes am Ruder, steckte ihre kleine Hand in die große Tasche des wachthabenden Offiziers und lief selbst aus das Quarterdeck um die Schöße der Schildwache zu zupfen.

Endlich, des Umherlaufens müde, nahm sie einen kleinen, gestreiften Lederball aus ihrer Rocktasche, rief ihrem Vater zu und warf ihm den Ball hin, als er auf dem Hinterdeck stand. Der Vater warf den Ball zurück und das Kind fing ihn auf und war unermüdlich

in dem Spiel, wobei sie glücklich lachte und in die Hände klatschte.

Die Gefangenen, deren Zeit in frischer Luft zu Ende ging, verfolgten eifrig mit ihren Blicken diese neue Quelle des Vergnügens. Unschuldiges Lachen und kindisches Plaudern waren ihnen ganz fremd. Einige lächelten und nickten voller Interesse bei den Glücksfällen des Spieles.

Ein junger Bursche konnte sich kaum enthalten, in die Hände zu klatschen. Es war, als ob in der drückenden Hitze ein erfrischender Hauch über das Schiff gezogen war. Mitten in dieser Lustigkeit blickte der wachthabende Offizier nach dem glühendrothen Horizont, fuhr plötzlich zusammen, legte seine Hand über die Augen und blickte gespannt nach Westen. Frere, der Mrs. Vickers Unterhaltung etwas langweilig fand, sah öfter nach seinem Kameraden hin, als ob er irgend eine Unterbrechung erwartete und bemerkte dessen Bewegung.

»Was gibt es, Mr. Best?«

»Ich weiß es nicht genau. Es sieht aus wie eine Rauchwolke.«

Und das Glas aufhebend, blickte er wieder nach dem Horizont. »Lassen Sie mich sehen!« sagte Frere und blickte auch hin.

Am äußersten Horizont, gerade links neben der sinkenden Sonne, ruhte oder schien eine ganz kleine schwarze Wolke zu ruhen. Das rothglühende Gold des Himmels überfluthete Alles und machte eine sichere Aussicht ganz unmöglich.

»Ich kann nichts ausfindig machen,« sagte Frere und gab das Teleskop zurück. »Wenn die Sonne unter ist, können wir genau sehen, was es ist.«

Dann mußte Mrs. Vickers natürlich auch durchsehen und war sehr bedenklich wegen des Focus und sah endlich mit vielem Kichern durch das Glas, hielt ein Auge zu und konnte doch schließlich »nichts als Himmel« sehen, so daß sie glaubte, dieser böse Mr. Frere »thäte es mit Absicht.«

Nun kam auch Kapitän Blunt herbei, nahm das Glas von dem Offizier und sah lange und sorgfältig hindurch. Dann wurde der Mann auf dem Mast angerufen, aber er erklärte, er könne nichts sehen. Endlich ging die Sonne mit einem plötzlichen Sprung unter,

als ob sie durch einen Riß in das Meer versunken sei und der schwarze Fleck verschwand in dem aufziehenden Dunst und war nicht mehr zu sehen.

Als die Sonne gesunken war, kam die Ablösung durch die Hinterdeckluken herauf und die abgelöste Wache schickte sich an, die Gefangenen hinab zu begleiten.

In diesem Augenblicke vermißte Sylvia ihren Ball, welcher bei einem plötzlichen Schwanken des Schiffes über die Barrikade gesprungen war. Hier rollte er vor die Füße von Rufus Dawes, der noch, in Gedanken versunken, seitwärts stand. Der helle bunte Ball, wie er über das weiße Deck rollte, fesselte seinen Blick und sich fast mechanisch bückend nahm er ihn auf und trat vor, um ihn zurück zu geben. Die Thür der Barrikade stand offen und die Schildwache, ein junger Soldat, der nach der Ablösung hinblickte, bemerkte nicht, wie der Gefangene hindurchschritt. Im nächsten Augenblick stand dieser auf dem geheiligten Quarterdeck.

Erhitzt vom Spiel, mit glühenden Wangen und blitzenden Augen, ihr goldenes Haar lang herabflatternd, wandte sich Sylvia, um ihrem Schatze nachzueilen, als aus dem Schatten der Kajütsthür ein runder weißer Arm und eine feine Hand auftauchte und das Kind am Gürtel zurückzog.

Im nächsten Augenblick legte der junge Mann in der grauen Kleidung den Ball in Sylvia's Hand.

Maurice Frere, der gerade die Hinterdeckleiter hinabstieg, hatte dies nicht gesehen, bemerkte aber, als er auf das Deck trat, die ihm unerklärliche Gegenwart des Gefangenen.

»Danke,« sagte eine Stimme, als Rufus Dawes vor der kleinen schmollenden Sylvia stand.

Der Gefangene hob seinen Blick und sah ein junges Mädchen von achtzehn bis neunzehn Jahren, groß, wohlgebildet, die in ein Kleid von weißem Stoffe, mit großen, offenen Aermeln gekleidet, vor ihm stand. Sie hatte schwarzes Haar, das um ihren kleinen Kopf geschlungen war, einen kleinen Fuß, weiße Haut, schön geformte Hände und große, braune Augen. Als sie ihn jetzt anlächelte, ließen ihre frischen, rothen Lippen die schönen, weißen Zähne sehen. Er

kannte sie sogleich. Es war Sara Purfoy, Mrs. Vickers' Mädchen, aber er war ihn noch nie so nahe gewesen und sie erschien ihm wie eine herrliche, tropische Blume, die einen betäubenden Geruch ausströmt.

Einen Augenblick blickten Beide einander an, dann fühlte Rufus sich von hinten im Genick gepackt und heftig zu Boden geworfen. Wieder auf seine Füße springend, war sein erster Gedanke, sich auf seinen Angreifer zu stürzen, aber er sah das gefällte Bajonett der Schildwache blitzen und beherrschte sich. Sein Angreifer war Mr. Maurice Frere.

»Was zum Teufel habt hier zu suchen,« brüllte dieser Herr mit vielen Flüchen. »Er fauler, schleichender Hund, was macht er hier? Wenn ich ihn noch ein Mal treffe, wenn er einen Fuß auf das Quarterdeck setzt, so kriegt er eine Woche in Eisen.«

Rufus Dawes, bloß vor Wuth und Aerger, wollte sich rechtfertigen, aber die Worte erstarben auf seinen Lippen. Wozu?

»Hinunter mit Euch und denkt an das, was ich gesagt habe,« rief Frere und begreifend, was vorgefallen, prägte er sich den Namen der schuldigen Schildwache fest in sein Gedächtnis.

Der Gefangene wischte sich das Blut vom Gesicht, drehte sich ohne ein Wort zu sprechen um und ging durch die schwere Eichenthür wieder hinein in seine Höhle.

Frere beugte sich vor und nahm des Mädchens weiße Hand in die seine, aber sie entzog sie ihm schnell mit einem Blitz aus ihren schwarzen Augen.

»Sie Feigling,« sagte sie.

Der Soldat in ihrer Nähe hörte das und seine Augen lachten.

Frere biß sich im Aerger auf die dicken Lippen und folgte dem Mädchen in die Kajüte. Aber das Mädchen nahm die Hand der erstaunten Sylvia und glitt mit verächtlichem Lachen an ihm vorüber, hinein in ihrer Herrin Kajüte, deren Thür sie hinter sich schloß.

Zweites Capitel.

Sara Purfoy.

Die Deportierten waren sicher wieder eingesperrt und gingen zu Bett, wozu die Regierung dem Manne sechzehn Zoll Raum gestattete, der allerdings wegen verschiedener Verhältnisse aus dem Schiffe noch etwas verkürzt wurde.

Die Kajüte brachte ihre Abende mitunter recht vergnügt zu. Mrs. Vickers war poetisch und besaß eine Guitarre und da sie auch musikalisch war, sang sie dazu. Kapitain Blunt war ein lustiger, etwas gewöhnlicher Herr; Sergeant Pine hatte eine wahre Wuth, Geschichten zu erzählen und wenn Vickers auch meist langweilig erschien, so war Frere doch fröhlich. Ueberdies war die Tafel gut bedient und mit Mittagessen, Tabak, Whist, Musik und Branntwein und Wasser gingen die Abende mit einer Schnelligkeit vorüber, von der die wilden Thiere dort unter dem Deck, die zu Sechsen in einem Raume von fünf Fuß drei Zoll zusammen gedrängt waren, keine Vorstellung hatten.

An diesem Abend aber war die Kajüte etwas verstimmt. Das Mittagessen ging still vorüber und die Unterhaltung war ohne Lebhaftigkeit.

»Kein Anzeichen von Wind, Mr. Best? « fragte Blunt als der erste Offizier hereinkam und sich setzte.

»Mein Herr.«

»Diese — ach diese abscheulichen Windstillen,« sagte Mrs. Vickers. »Schon eine Woche, nicht wahr, Kapitain Blunt?«

»Dreizehn Tage, Madame,«s brummte Blum.

»Ich erinnere mich, daß wir auf der Höhe der Koromandel-Küste, als wir die Pest in der »Klapperschlange« hatten —«

»Kapitain Vickers, noch ein Glas Wein?« rief Blunt, um die Erzählung abzuschneiden.

— »Danke, nicht mehr. Ich habe Kopfweg.«

»Kopfweg — ja, das wundert mich nicht, wenn man zu den Kerls hinuntergeht. Es ist schändlich, wie diese Schiffe überfüllt werden. Wir haben über zwei hundert Seelen an Bord und nur Platz für die Hälfte.«

»Zweihundert Seelen! Gewiß nicht,« sagte Vickers. »Noch den königlichen Verordnungen —«

»Hundertundachtzig Gefangene, fünfzig Soldaten, dreißig Mann Schiffsbedienung, Alles in Allem und wie viele? — eins zwei, drei, sieben in der Kajüte. Wie viel macht das ?«

»Wir sind ein wenig beengt,« sagte Best.

»Es ist sehr Unrecht,« sagte Vickers feierlich. »Seht Unrecht, nach den königlichen Verordnungen.« — Aber die königlichen Verordnungen waren in der Kajüte noch unbeliebter als Pine's unendliche Anekdoten und Mrs. Vickers gab der Unterhaltung schnell eine andere Wendung.

»Sind Sie nicht dieses Lebens gänzlich müde, Mr. Frere?«

»Nun, es ist nicht gerade ein Leben, wie ich es zu führen wünschte,« sagte Frere und strich mit der von Sommerflecken gesprenkelten Hand durch sein hartes, rothes Haar, »aber man muß aus Allem das Beste ziehen.«

»Ja,« sagte die Dame in jenem leisen, mitleidigen Ton, in dem man von irgend einem Unfall spricht, »es muß ein harter Schlag für Sie gewesen sein, so plötzlich eines großen Vermögens beraubt zu werden.«

»Nicht das allein, sondern auch noch ausfindig zu machen, daß das schwarze Schaf, welches Alles bekommt, eine Woche vor meines Onkels Tode nach Indien abgesehelt ist. Lady Devine erhielt am Begräbnistage einen Brief, worin ihr Sohn ihr anzeigte, daß er im Hydaspes nach Calcutta gegangen sei und nie wiederkommen wolle!«

»Sir Richard Devine hinterließ keine andern Kinder ?«

»Nein, nur diesen geheimnißvollen Richard, den ich nie gesehen habe, der mich aber gehaßt haben muß.«

»So so. O diese Familienzwickigkeiten sind schrecklich. Die arme Lady Devine, sie verlor an einem Tage den Gatten und den Sohn!«

»Ja und am nächsten Morgen hörte sie von dem Morde, der an ihrem Vetter, dem Lord Bellasis begangen war! Sie wissen, daß wir mit den Bellasis verwandt sind. Meiner Tante Vater heirathete eine Schwester des zweiten Viscounts.«

»Wirklich. Das ist ein schrecklicher Mord. Und Sie glauben, daß der schreckliche Mann, den Sie mir neulich zeigten, es gethan hat?«

»Die Geschworenen haben es verneint,« sagte Mr. Frere lachend. »Aber ich begreife nicht, wie sonst irgend Jemand einen Beweggrund dazu haben konnte. Ich will aber jetzt auf Deck gehen und rauchen.«

»Warum nur der alte Geizhals von Schiffsbauer seinen einzigen Sohn zu Gunsten dieses Burschen enterben wollte,« sagte Sergeant Pine zu Kapitain Vickers, als der breite Rücken von Maurice Frere auf der Kajütstreppe verschwand.

»Wahrscheinlich leichtsinnige Streiche, die der Sohn auf dem Continent gemacht; solche Emporkömmlinge haben nie Geduld mit den Verschwendern. Aber es ist hart für Frere. Er ist bei aller seiner Rauheit kein schlechter Mensch und wenn ein junger Mann die Erfahrung macht, daß ein Zufall ihm die Aussicht auf eine Viertel Million raubt und er nichts hat als sein Patent in einem dienstthuenden Regiment, das in eine Strafkolonie kommandiert ist, so hat er wirklich Grund, gegen das Schicksal zu murren.«

»Wie kam es denn, daß der Sohn nun doch das ganze Vermögen erhielt?«

»Ja, es scheint, daß der alte Devine gerade, als er noch seinem Advokaten geschickt hatte, um sein Testament zu ändern, einen Schlaganfall bekam, vermuthlich eine Folge seiner Wuth. Als sie am Morgen in sein Zimmer kamen, fanden sie ihn todt.«

»Und der Sohn ist fort zur See,« sagte Mrs. Vickers, »und weiß nichts von Allem. Es ist ganz romantisch.«

»Es freut mich, daß Frere das Geld nicht bekam,« sagte Pine, an seinem üblen Vorurtheil festhaltend. »Ich habe selten ein Gesicht gesehen, das ich weniger leiden mochte, selbst unter meinen

Gelbjacken unten.«

»O Mr. Pine, wie können Sie so sprechen?« rief Mrs. Vickers.

»Bei meiner Seele, Madame, Einige von ihnen sind in guter Gesellschaft gewesen, — das kann ich Ihnen sagen. Da unten sind Taschendiebe und Schwindler, die sich in der besten Gesellschaft bewegt haben.«

»Schreckliche Menschen,« rief Mrs. Vickers und legte ihre Kleider zurecht. »John, ich will auf Deck gehen.«

Die ganze Gesellschaft erhob sich bei diesem Signal.

»Nun, Pine,« sagte Kapitain Blunt, als er allein mit demselben blieb, »wir Beide treten ihr stets auf die Schleppe!«

»Weiber sind immer im Wege an Bord,« erwiderte Pine.

»Ach Doktor, das meinen Sie doch nicht im Ernst, das weiß ich,« sagte eine weiche, volle Stimme hinter ihm.

Es war Sara Purfoy, welche so eben aus ihrer Kajüte trat.

»Hier ist das Mädchen,« rief Blunt. »Wir sprachen gerade von Ihren Augen, meine Liebe.«

»Nun sie werden es wohl vertragen, daß man von ihnen spricht,« sagte sie und richtete ihre Blicke gerade auf ihn.

»Beim Himmel, das können sie,« rief Blunt und schlug mit der Hand auf den Tisch. »Es sind die schönsten Augen, die ich je in meinem Leben gesehen habe und darunter die rothesten Lippen —«

»Lassen Sie mich vorüber, Kapitain Blunt, bitte sehr. Ich danke Ihnen, Doktor.«

Und ehe der sie bewundernde Kapitain es verhindern konnte, war sie bescheiden aus der Kajüte gewichen.

»Ein schönes Stück Waare, — nicht?« fragte Blunt, ihr nachblickend. »Aber es sitzt ein Stück Teufel in ihr.«

Der alte Pine nahm eine mächtige Prise.

»Teufel! Ich will Ihnen etwas sagen, Blunt. Ich weiß nicht, wo Vickers sie aufgetrieben hat, aber das weiß ich, daß ich mein Leben lieber dem schlimmsten Schurken dort unten anvertrauen möchte, als ihr, wenn ich sie beleidigt hätte.

Blunt lachte herzlich.

»Nun, ich glaube doch nicht, daß sie es versteht, einem Manne das Messer in den Leib zu rennen,« sagte er, aufstehend. »Aber ich muß auf Deck, Doktor.«

Pine folgte ihm langsam.

»Ich will nicht behaupten , daß ich mich sehr gut auf die Weiber verstehe,« sagte er vor sich hin, »aber wenn das Frauenzimmer nicht eine ganz besondere Geschichte hat, so müßte ich mich sehr irren. Was hat sie hier an Bord als Kammerjungfer zu thun, das begreife ich nicht.«

Er steckte sich die Pfeife zwischen die Zähne und ging auf dem nun verlassenen Deck bis zur Hauptluke auf und ab. Oefter wandte er sich, um Sara's weiße Gestalt auf dem Hinterdeck auf und ab schreiten zu sehen. Dann sah er wie eine andere, dunklere Gestalt sich zu ihr gesellte und er murmelte: »Sie hat nichts Gutes vor, darauf möchte ich schwören.«

In demselben Augenblick berührte ein Soldat im Interimsrock seinen Arm. Er war von unten gekommen.

»Was gibt es ?«

Der Mann richtete sich auf und grüßte.

»Verzeihen Sie, Doktor, einer der Gefangenen ist krank geworden und da der Mittag vorüber ist und er immer schlechter wird, habe ich gewagt, Euer Ehren zu stören.«

»Du Esel,« brummte Pine, der wie alle groben Leute ein gutes Herz unter der rauhe Schaafe barg — »warum hast Du mir das nicht früher gesagt?« Er klopfte die Asche ans seiner kaum angezündeten Pfeife, stopfte Papier hinein und folgte dem Manne hinab.

Inzwischen genoß das Frauenzimmer, welches der Gegenstand von Pine's Verdacht war, die frische Kühle der Nacht. Ihre Herrin und die Tochter ihrer Herrin bedurften ihrer nicht und die Herren hatten ihre Abendpfeife noch nicht beendet. Das Zelt war aufgerollt, die Sterne standen am mondlosen Himmel, die Hinterdeckswache war auf das Quarterdeck gekommen und Fräulein Sara wanderte auf und ab mit keiner geringeren Person als Kapitain Blunt selbst. Sie war an ihm vorüber gegangen und wieder vorüber gegangen bis beim dritten Mal der alte Bursche, ganz unsicher in das Zwielficht starrend,

dem Schimmer ihrer Augen folgte und sich ihr näherte.

»Sie waren doch nicht böse, mein Kind, über das was ich unten sagte ?«

Sie that ganz überrascht.

»Was meinen Sie ?«

»Nun, ich meine, ich war etwas — etwas dreist und unhöflich.«

»O nein, Sie waren nicht unhöflich.«

»Freut mich, daß Sie so denken,« erwiderte Phineas Blunt, ein wenig beschämt über seine gebeichtete Schwäche.

»Sie würden unhöflich gewesen sein, wenn ich es gestattet hätte.«

»Woher wissen Sie das ?«

»Ich sah es in Ihrem Gesicht. Denken Sie nicht, eine Frau kann es einem Mann am Gesicht ansehen, wenn er sie beleidigen will ?«

»Beleidigen! Auf mein Wort —«

»Ja, mich beleidigen. Sie sind alt genug , um mein Vater zu sein, Kapitain Blunt, aber Sie haben kein Recht mich zu küssen, wenn ich Ihnen nicht das Recht dazu gebe.«

»Ha, ha,« lachte Blunt, das mag ich leiden. Mir das Recht dazu geben, — ich wünschte, das thätest Du, Du Hexe, Du schwarzäugige.«

»Das wünschen andre Leute auch, — ohne Zweifel.«

»Zum Beispiel, der Offizier. Hu, Fräulein Bescheidenheit? Ich habe gesehen, wie er Sie anblickte, als ob er es auch versuchen wollte.«

Das Mädchen blitzte ihn von der Seite an.

»Sie meinen Lieutenant Frere. Sind Sie eifersüchtig auf ihn ?«

»Eifersüchtig! Was, der Bursche hat kaum seine ersten Hosen angezogen. Eifersüchtig!«

»Ich glaube, Sie sind es und Sie brauchen es nicht zu sein. Er ist ein dummer Tölpel, obgleich er Lieutenant Frere ist.«

»Das ist er. Da haben Sie Recht, beim Himmel.«

Sara Purfoy lachte leise und doch in so vollem Ton, daß dem mittelalterlichen Blunt der Puls schneller ging, und das Blut ihm bis in die Fingerspitzen schlug.

»Kapitain Blunt,« sagte sie, »Sie wollen etwas sehr Törichtes thun.«

Er kam dicht an sie heran und nahm ihre Hand.

»Was ?«

Sie antwortete mit einer andern Frage.

»Wie alt sind Sie?«

»Zweiundvierzig, wenn Sie es denn wissen wollen.«

»O, — und Sie wollen sich in ein Mädchen von neunzehn verlieben?«

»Wer ist das ?«

»Ich,« sagte sie und gab ihm die Hand und lächelte ihn mit ihren vollen, rothen Lippen an.

Der Besanmast verbarg sie dem Mann am Ruder und das Zwielficht der tropischen Sterne lag auf dem Hauptdeck.

Blunt fühlte den gesunden Hauch dieses sonderbaren Mädchens auf seiner Wange; ihre Augen schienen größer und kleiner zu werden und ihre feste, kleine Hand brannte in der seinen wie Feuer.

»Ich glaube, Sie haben Recht,« rief er. »Ich bin schon halb in Sie verliebt.«

Sie blickte ihn an und senkte fast verächtlich ihre Augenlider mit den langen, dunkeln Wimpern. Darm entzog sie ihm ihre Hand.

»Dann hüten Sie sich vor der andern Hälfte, oder Sie werden es bereuen.«

»Werde ich das ?« sagte Blunt. »Nun, das ist meine Sache; komm, kleine Hexe , gib mir den Kuß, zu dem Du mir das Recht geben willst.«

Und er nahm sie in seine Arme. In demselben Augenblick hatte sie sich frei gemacht und stand ihm mit blitzenden Augen gegenüber.

»Sie wagen es,« rief sie. »Mich mit Gewalt küssen wollen! Ha, sie betragen sich wie ein Schulbube. Wenn Sie es zu Stande bringen, daß ich Sie liebe, dann will ich Sie küssen, so oft Sie wollen. Wenn Sie das nicht können, dann bitte, bleiben Sie mir fern!«

Blunt wußte nicht, ob er lachen sollte oder ärgerlich sein über

diese Zurückweisung. Er fühlte, daß er sich in einer ziemlich unbequemen Lage befand und entschloß sich deshalb zu lachen. »Sie sind ein Sprühteufel. Was muß ich thun, damit Sie mich lieben?«

Sie machte ihm einen Knicks. »Das ist Ihre Sache,« sagte sie. Und da der Kopf von Mr. Frere gerade in der Kajütsthür erschien, so ging Blunt davon, ganz verwirrt und doch nicht unwillig.

»Sie ist ein Prachtmädchen, bei Jingo,« sagte er und drückte sich seine Mütze fest. »Ich will mich hängen lassen, wenn sie nicht verliebt in mich ist.«

Und dann fing er an zu pfeifen und das Deck entlang zu schreiten. Hin und wieder blickte er auf den Mann, der seine Stelle eingenommen hatte, freilich nicht mit freundlichen Augen. Aber eine Art von Scham hielt ihn zurück, und er blieb in der Entfernung.

Maurice Frere's Gruß war sehr kurz.

»Nun, Sara,« sagte er »Sind Sie noch übler Laune?«

Sie runzelte die Stirn.

»Warum schlugen Sie den Mann? Er that kein Unrecht.«

»Er war, wo er nicht hingehörte. Was hatte er dahin zu kommen ? Man muß die Schufte niederhalten, mein Kind.«

»Oder Sie werden Ihnen über den Kopf wachsen? Glauben Sie , daß ein Mann ein Schiff einnehmen kann, Maurice?«

»Nein, aber hundert können es.«

»Unsinn! Was können Sie gegen die Soldaten thun? Da sind fünfzig Soldaten.«

»Ja. — aber —«

»Was ?«

»Nichts. Es ist gegen die Gesetze und ich will es nicht sagen.«

»Nicht nach den »königlichen Befehlen,« wie Kapitain Vickers zu sagen pflegt.«

Frere lachte über ihr Nachahmen des pathetischen Kapitäns.

»Sie sind ein sonderbares Mädchen. Ich kann nicht klug aus Ihnen werden. Kommen Sie,« und er nahm ihre Hand, »sagen Sie, was Sie wirklich sind?«

»Wollen Sie mir versprechen, es nicht weiter zu sagen?«

»Natürlich.«

»Auf ihr Wort?«

»Auf mein Wort.«

»Nun denn, — aber Sie werden es weiter sagen?«

»Gewiß nicht! Schnell, sagen Sie.«

»Kammerjungfer in der Familie eines Herrn, der über See geht.«

»Sara, können Sie nicht ernsthaft sein?«

»Ich bin ernsthaft. Das war die Anfrage, die ich beantwortete.«

»Aber ich meine, was Sie gewesen sind. Sie waren nicht immer eine Kammerjungfer.«

Sie zog ihren Shawl dichter um ihre Schultern und fröstelte.

»Die Menschen sind natürlich keine geborenen Kammerjungfern.«

»Nun, wer sind Sie denn? Haben Sie keine Freunde? Was sind Sie denn gewesen?«

Sie blickte den jungen Mann in's Gesicht, das in diesem Augenblick vielleicht einen weniger harten Ausdruck hatte, als gewöhnlich und trat ihm näher.

»Maurice, lieben Sie mich?«

Er hob eine ihrer kleinen Hände, die auf der Reeling lagen, in die Höhe und küßte sie unter dem Schutze der Finsterniß.

»Sie wissen, daß ich Sie liebe,« sagte er. »Sie mögen eine Kammerjungfer gewesen sein oder was Sie wollen, aber Sie sind das liebrendste Weib, das ich je gesehen.«

Sie lächelte über seine Heftigkeit. »Also, wenn Sie mich lieben, was hat es dann auf sich?«

»Wenn Sie mich liebten, würden Sie es mir sagen,« sagte er mit einem Eifer, der ihn selbst überraschte.

»Aber ich habe Ihnen nichts zu sagen und ich liebe Sie — noch nicht!«

Er ließ ihre Hand mit ungeduldiger Geberde fallen und in dem Augenblick kam Blunt, der sich nicht länger halten konnte, herbei.

»Eine schöne Nacht, Mr. Frere ?«

»Ja, ziemlich schön.«

»Noch kein Zeichen von Wind?«

»Nein, noch nicht.«

Grade in diesem Augenblick schien ein lichter Schein aus dem tief violetten Streifen der über dem Horizont hing, hervorzubrechen.

»Hallo,« rief Frere, »sahen Sie das?«

Alle hatten es gesehen, aber warteten vergeblich auf eine Wiederholung.

Blunt rieb sich die Augen.

»Ich sah es deutlich,« sagte er, »ein Blitz.«

Sie strengten ihre Augen an, um die Dunkelheit zu durchdringen.

»Best sah etwas Aehnliches vor dem Essen. Es muß ein Gewitter in der Luft sein.«

Da schien ein lichter Streifen plötzlich in die Höhe zu fahren, dann sank er wieder hinab.

Jetzt war keine Täuschung mehr möglich und ein einstimmiger Ruf ertönte von dem Deck. Aus dem düsteren Horizont schoß eine Flammensäule auf, welche die Nacht einen Augenblick völlig erhellte. Dann sank sie wieder und ließ nur einen rothen Schein auf dem Wasser zurück.

»Ein Schiff brennt!« rief Frere.

Drittes Capitel.

Die Einförmigkeit wird unterbrochen.

Sie blickten wieder hin; der kleine Funke brannte fort und unmittelbar darüber aus der Dunkelheit brach ein feuerrother Fleck hervor, der wie ein glühender Stern am Himmel stand.

Die Soldaten und Matrosen auf dem Vorderkastell hatten es auch bemerkt und sogleich war das ganze Schiff lebendig.

Mrs. Vickers mit er kleinen Sylvia, die ach an der Mutter Kleid festhielt, erschien, um diese neue Aufregung zu genießen und beim Anblick ihrer Herrin zog sich die bescheidene Kammerjungfer schnell von Frere's Seite zurück. Sie hätte es kaum nöthig gehabt, denn Niemand achtete auf sie. Blunt hatte in seinem Amtseifer fast schon ihre Gegenwart vergessen und Frere selbst war in ernster Unterhaltung mit Vickers begriffen.

»Ein Boot nehmen,« sagte dieser Herr. »Gewiß, unter allen Umständen. Das heißt, wenn der Kapitain nichts dagegen hat und wenn es nicht den königlichen Verordnungen zuwider ist —«

»Kapitain, wollen Sie mir ein Boot geben? Wir könnten vielleicht Einige von den armen Teufeln retten,« rief Frere und sein Mut wuchs bei der Aussicht auf diese aufregende Fahrt.

»Boot«t« sagte Blunt, — »das Schiff ist zwölf Meilen entfernt und es ist kein Windhauch in der Luft!«

»Aber wir können sie doch nicht braten lassen, wie Kastanien!« rief der Andere, als die Gluth am Himmel sich immer mehr ausbreitete und tiefer und tiefer wurde.

»Was nützt ein Boot?« sagte Pine. »Das Langboot hält nur dreißig Mann und das dort ist ein großes Schiff.«

»Nun so nehmt zwei, drei Boote,« Beim Himmel, Ihr werdet sie doch nicht lebendig verbrennen lassen, ohne einen Finger zu rühren.«

»Sie haben ihre eignen Boote,« sagte Blunt, dessen Ruhe einen starken Gegensatz zu dem Ungestüm des jungen Offiziers bildete; »wenn das Feuer um sich greift, so werden sie sich in die Boote retten, darauf können Sie sich verlassen. In der Zwischenzeit wollen wir ihnen zeigen, daß Jemand in der Nähe ist.« Während er noch sprach, schoß ein blaues Licht zischend in die Luft.

»Da, das werden sie sehen, glaube ich,« sagte er, als die bleiche Flamme auffuhr und für einen Augenblick die Sterne verschwinden ließ, damit sie dann an dem wiederum verdunkelten Himmel nur um so lichter erschienen.

»Mr. Best, lassen Sie die Quarterboote hinab und bemannen Sie dieselben! Mr. Frere, Sie können in dem Einen mitgehen und einen oder zwei Freiwillige von Ihren Graujacken unten mitnehmen. Ich brauche alle Hände, die ich missen kann, um das Langboot und den Kutter zu bemannen, im Fall wir dieselben nöthig haben. Schnell daran, Kinder, flink!« Als die ersten acht Mann, welche das Deck erreichten, sich theils nach dem Steuerbordboot, theils nach dem Backbordboot wandten, lief Frere hinab in das Zwischendeck.

Mrs. Vickers war natürlich im Wege und schrie ein wenig auf, als Blunt ohne Weiteres mit kaum verständlicher Entschuldigung an ihr vorübereilte; aber ihr Mädchen stand aufrecht und bewegungslos an der Quarterreeling und als der Kapitain eine Sekunde still stand, um sich umzublicken, sah er ihre dunkeln Augen nicht ohne Bewunderung auf sich gerichtet. Er war über zweiundvierzig stark und grauhaarig aber er erröthete wie ein Mädchen unter diesem bewundernden Blicke. Doch sagte er nur für sich: »Das Mädchen ist ein Staatsmädchen!« und fluchte ein wenig dabei.

Frere war an der Wache vorüber in's Zwischendeck hinab geeilt. Auf seinen Wink wurde die Thür des Gefängnisses geöffnet. Die Luft war heiß und jener eigenthümliche, entsetzliche Geruch von zu eng eingeschlossenen Menschen erfüllte den ganzen Raum. Es war grade, als ob man in einen angefüllten Stall käme.

Sein Blick lief die doppelte Reihe der Kojen entlang, welche an der Seite des Schiffes befestigt waren und hielt bei der vorderen an. Es schien hier etwas vorgefallen zu sein, denn statt der sechs Paar

Füße, welche heraushängen sollten, sah man nur vier Paar bei dem schwachen Licht der Kugellampe.

»Was ist hier geschehen?« fragte er die Wache.

»Ein Gefangener ist krank. Wer Doktor hat ihn in's Hospital geschickt.«

»Aber es fehlen zwei?«

Der Andre kam Hinter den Kojen vor. Es war Rufus Dawes. Er hielt sich etwas zur Seite und grüßte.

»Ich fühlte mich krank, Herr, und versuchte, das Fenster zu öffnen.«

Die Köpfe erhoben sich alle und Augen und Ohren strebten zu sehen und zu hören, was vorfiel.

Maurice Frere stampfte ungeduldig mit dem Fuß.

»Krank, weshalb seid Ihr krank? Ich werde Euch zu thun geben, damit Ihr die Krankheit ausschwitzt. Steht hier auf dieser Seite zurück.«

Rufus Dawes gehorchte staunend. Er schien bedrückt und leidend zu sein, strich wiederholt mit der Hand über die Stirn, als ob er einen Schmerz bannen wollte.

»Welcher von Euch Burschen kann ein Ruder führen ?« fuhr Frere fort.

»Verdammt, ich brauche nicht fünfzig. Drei ist genug. Heran, schnell!«

Die schwere Thür schlug wieder zu und im nächsten Augenblick waren die vier Freiwilligen auf Deck. Die rothe Gluth verwandelte sich jetzt in gelb und breitete sich weiter über den Himmel aus.«

»Zwei in jedem Boot!« rief Blunt. »Ich werde jede Stunde ein blaues Licht für Sie abbrennen, Mr. Best und nehmen Sie sich in Acht, daß Ihr Boot nicht sinkt. Fort, Burschen!«

Als der zweite Gefangene in Frere's Boot zum Ruder griff, stieß er einen schwachen Schrei aus, fiel vornüber, erholte sich aber wieder. Sara Purfoy, welche über die Reeling sah bemerkte es.

»Was ist's mit dem Mann?« fragte sie. »Ist er krank?«

Pine war in ihrer Nähe, hörte sie und blickte hinab. »Das ist der

große Bursche aus Nr. 10. Hier Frere!«

Aber Frere hörte ihn nicht. Er blickte nur nach dem Feuerzeichen, das in der Entfernung noch hell schimmerte.

« »Fort, Kinder!« schrie er. Und unter dem Hurrah des Schiffsvolkes schossen die beiden Boote aus dem fahlen blauen Licht hinaus in die Dunkelheit. Sara Purfoy blickte Pine an, wie um eine Erklärung fragend. Aber er wandte sich kurz ab. Einen Augenblick zögerte das Mädchen, dann aber, ehe er sich wieder umkehrte, warf sie einen schnellen Blick um sich schlüpfte die Leiter hinab und ging in das Zwischendeck. Die eisenbeschlagene Eichenthür der Barrikade, die mit Schießlöchern und mit starken Fallthüren für besondere Gelegenheiten versehen war und welche die Soldaten von den Gefangenen trennte, lag zu ihrer Linken. Die Wache an der Thür sah sie fragend an. Sie legte ihre kleine Hand auf seine große, rauhe Hand — eine Wache ist auch menschlich — und sah ihn mit ihren großen, braunen Augen an.

»Zum Hospital,« sagte sie. »Der Doktor schickt mich.« Und ehe er noch antworten konnte, war sie schon in der Luke verschwunden und ging um den Bretterverschlag herum, hinter welchem der kranke Mann lag.

Viertes Capitel.

Das Hospital.

Das Hospital war nichts mehr oder weniger als ein Theil des unteren Decks und war von dem Platz abgenommen, der eigentlich den Soldaten zukam. Es ging bis an die Sternfenster und war, so zu sagen, eine künstliche Sternkajüte. Allerhöchstens konnte es ein Dutzend Menschen aufnehmen.

Obgleich es hier nicht so heiß war, wie in dem Gefängnis, so war die Atmosphäre doch ungesund und dick und das Mädchen, das still stand, um der summenden Unterhaltung der Soldaten in ihren Kajüten zu lauschen, fühlte sich ganz schwindlig und übel. Doch nahm sie sich zusammen und reichte ihre Hand einem Manne hin, der schnell bei dem unsichern Lichte und durch die unheimlichen Schatten, welche die hin- und herschwingende Laterne warf, auf sie zuschritt. Es war der junge Soldat, welcher an demselben Tage bei den Gefangenen Wache gestanden hatte.

»Nun, Fräulein,« sagte er. »Hier bin ich und warte auf Sie.«

Sie sind ein guter Junge, Miles, aber ich bin doch des Wartens werth?«

Miles grinste von einem Ohr zum andern.

»Gewiß sind Sie das,« sagte er. Sara Purfoy runzelte die Stirn, dann lachte sie.

»Kommen Sie her, Miles, ich habe etwas für Sie.«

Miles kam näher und grinste noch mehr. Sie nahm etwas aus ihrer Tasche. Wenn Mrs. Vickers es gesehen hätte, würde sie sehr ungehalten gewesen sein, denn es war nichts Geringeres als des Kapitäns Branntweinflasche.

»Trinken Sie. Es ist derselbe, den sie oben trinken, es wird Ihnen nichts schaden.«

Der Bursche ließ sich nicht nöthigen. Er trank die Hälfte auf einen

Zug, holte dann tief Athem und starrte sie an.

»Das ist vorzüglich.«

»So. Das glaube ich.« Sie hatte ihm mit unverhaltenem Ekel zugesehen, als er trank.

»Branntwein ist das Einzige, wovon Ihr Männer etwas versteht.«

Miles, seinen Athem anhaltend, kam ihr einen Schritt näher. »So,« sagte er mit einem lachenden Blick in seinen kleinen Schweinsaugen, — »so ? Aber ich verstehe noch etwas mehr, Fräulein.«

Sein Ton schien sie aus ihren Gedanken zu wecken und sie an etwas fast Vergessenes zu erinnern. Sie lachte so laut und fröhlich, wie sie an diesem Ort zu lachen wagte und legte ihre Hand auf des Sprechers Arm.

Der Knabe erröthete heftig, — er war fast noch ein Knabe, einer von diesen schlecht berathenen Burschen, welche den Pflug verlassen um eines Schillings täglich, der Muskete und des »Pompes« und ruhmreichen Kriegswerks willen.

»Das ist nahe genug, Miles. Sie sind nur ein gewöhnlicher Soldat und müssen nicht mit mir liebeln.«

»Nicht mit Ihnen liebeln? Und wozu sollte ich Sie denn hier treffen ?«

Sie lachte auf.

»Was für ein praktischer Mensch. Wenn ich Ihnen nun etwas zu sagen hätte?«

Miles verzehrte sie fast mit seinen Blicken.

»Es ist schwer, einen Soldaten zu heirathen,« sagte Miles. »Aber Sie könnten auch noch schlechter ankommen und ich will für Sie arbeiten wie ein Sklave.«

Sie sah ihn neugierig und mit Wohlgefallen an. Es schien als ob sie, wenn auch ihre Zeit nur gemessen war, als Versuchung nicht widerstehen konnte, ihr eignes Lob anzuhören.

»Ich weiß, Sie stehen weit über mir, Fräulein Sara. Sie sind eine Dame, aber ich liebe Sie und Sie machen mich ganz wild mit Ihrem Spiel.«

»Thue ich das?«

»Ja, das thun Sie. Warum fingen Sie mit mir an und dann geben Sie sich wieder mit den Andern ab ?«

»Was für Andern?«

»Nun mit denen in der Kajüte und mit dem Pastor und dem — Frere. Ich sehe Sie spät Abends mit ihm auf dem Deck gehen. Ich möchte ihm lieber eine Kugel durch den rothen Kopf jagen, als Sie mit ihm gehen sehen.«

»Still, Miles, lieber Miles, sie werden Dich hören.«

Ihr Gesicht glühte und ihre Nasenlöcher öffneten sich weiter. Schön war sie, aber sie hatte in diesem Augenblick einen wahren Tigerblick.

Ermuthigt durch ihre Worte legte Miles den Arm um sie, gerade wie Blunt gethan, aber sie wurde nicht so böse darüber. Miles hatte ihr noch etwas versprochen.

»Still,« flüsterte sie mit wohl gespielter Ueberraschung — »ich höre ein Geräusch!«

Der Soldat fuhr auf und sie strich ihr Kleid zurecht.

»Es ist Niemand da!« rief er.

»Nicht. Dann irrte ich mich.«

»Jetzt komm her, Miles.«

Miles gehorchte.

»Wer ist in dem Hospital?«

»Ich weiß nicht.«

»Ich will hinein gehen.«

Miles kratzte sich den Kopf und lachte.

»Sie können nicht.«

»Warum nicht? Du hast mich doch früher hinein gelassen?«

»Es ist gegen des Doktors Befehl. Er hat mir ganz besonders gesagt, Niemand als ihn allein hinein zu lassen.«

»Unsinn.«

»Es ist kein Unsinn. Es ist ein Gefangener heute Abend hinein gebracht und Niemand soll zu ihm.«

»Ein Gefangener?« Sie wurde immer dringender. »Was fehlt ihm ?« »Ich weiß nicht. Aber er soll ganz ruhig gehalten werden, bis der alte Pine wieder herunter kommt.«

Sie nahm jetzt eine hochmüthige Miene an.

»Miles, laß mich hinein.«

»Bitten Sie mich nicht darum, Fräulein. Es ist gegen die Befehle und — «

»Gegen die Befehle? Was und Du wolltest gewisse Leute sogar niederschießen ?«

Der gequälte Miles wurde böse.

»Wollte ich? So, — gut, ob oder ob nicht, — Sie gehen nicht hinein.« Sie wandte sich wie zum Gehen.

»Sehr gut. Das ist also der Dank dafür, daß ich meine Zeit hier mit Dir verschwende. Ich werde wieder aus Deck gehen.«

Miles wurde unruhig.

»Da sind genug angenehme Leute.« Miles ging ihr einen Schritt nach. »Mr. Frere läßt mich gleich hinein, wenn ich ihn bitte.«

Miles stieß zwischen seinen Zähnen einen Fluch aus.

»Der verdammte Frere! Gehen Sie hinein, wenn Sie mögen,« sagte er. »Ich will Sie nicht aushalten, aber denken Sie daran, was ich für Sie thue.«

Sie wandte sich am Fuß der Treppe um und kam zurück.

»Du bist ein guter Schelm. Ich wußte wohl, daß Du es mir nicht abschlagen würdest.« Und dem armen Tropf zulächelnd, den sie so bethörte, ging sie in die Kajüte.

Es war keine Laterne darin und durch die halb zugesetzten Sternfenster drang nur ein sehr schwaches Licht. Das einförmige Anschlagen des Wassers an das Schiff, das sanft auf den langsamen Wellen hin- und hergeschaukelt wurde, gab einen recht melancholischen Ton und das schwere Athmen des kranken Mannes schien den ganzen Raum mit seinem Geräusch zu erfüllen. Das leise Geräusch des Oeffnens der Thür schien ihn zu erwecken. Er erhob sich, stützte sich auf seinen Ellenbogen und begann zu murmeln. Sara stand in der Thür still, um zu lauschen, aber sie

konnte nichts von dem undeutlichen Murmeln verstehen. Ihren Arm erhebend, der, seines weißen Ärmels wegen, leicht zu sehen — war, winkte sie Miles. »Die Laterne,« flüsterte sie. »Bringen Sie die Laterne.« Er nahm sie von dem Haken ab, an dem sie hing, und brachte sie ihr. In dem Augenblick richtete sich der kranke Mann auf und wandte sich gegen das Licht. »Sara,« rief er in scharfem Ton, »Sara!« Mit seinem schwachen Arm griff er in die Luft, als ob er sie fassen wollte.

Das Mädchen sprang wie ein Panther aus der Kajüte, riß ihrem Liebhaber die Laterne aus der Hand und war sogleich wieder neben dem Lager des Kranken. Der Gefangene war ein junger Mann von etwa vierundzwanzig Jahren. Seine Hände, krampfhaft gefaltet, waren wohlgeformt und klein und das unrasierte Kinn zeigte den Ansatz zu einem starken Barte. Seine wilden, schwarzen Augen blitzten im Feuer des Deliriums und während er nach Luft schnappte, stand der Schweiß in hellen Tropfen auf seiner bleichen Stirn.

Der Anblick des Mannes war erschreckend genug und Miles zog sich fluchend zurück und war nicht sehr erstaunt, daß Mrs. Vickers Mädchen ganz starr vor Entsetzen war.

Mit offenem Munde und todtenbleichem Gesicht stand sie mit der Laterne in der Hand mitten in der Kajüte, wie versteinert und starrte auf den Mann im Bett.

»Ja, das ist ein Anblick,« sagte Miles endlich. »Kommen Sie fort, Fräulein und machen sie die Thür zu. Er redet irre, sage ich Ihnen.«

Der Ton einer Stimme rief sie wieder zu sich.

Sie ließ die Laterne fallen und stürzte zu dem Lager.

»Du Narr! Er erstickt ja. Kannst Du das nicht sehen. Bringe Wasser herbei! Wasser! gib mir Wasser!«

Und die Arme um des Mannes Hals schlingend, legte sie seinen Kopf an ihre Brust und schaukelte ihn ganz außer sich hin und her.

Zum Gehorsam gezwungen durch ihre Stimme, tauchte Miles einen Becher in ein kleines, von ihr unbemerkt gebliebenes Faß in der Ecke der Kajüte und gab ihn ihr. Ohne zu danken, hielt sie den Becher an die heißen Lippen des Gefangenen. Er trank gierig und schloß dann seine Augen mit einem dankbaren Seufzer.

Da hörten die scharfen Ohren von Miles das Geräusch des Gewehr Präsentierens. »Da kommt der Doctor, Fräulein,« rief er. Ich höre wie die Wache präsentiert. Schnell fort!«

Sie ergriff die Laterne, öffnete sie und löschte sie schnell aus.

»Sage, sie ging aus,« sagte sie in befehlendem Tone flüsternd zu ihm, »und halte Deinen Mund. Laß mich nur machen.« Sie beugte sich über den Gefangenen, um seine Kissen zu ordnen und glitt aus der Kajüte, gerade als Pine den Gang herabkam.

»Hallo,« schrie er, als er ein wenig stolperte, »wo ist das Licht?«

»Hier, Herr,« rief Miles und machte sich mit der Laterne zu thun. »Alles in Ordnung, Herr, sie ging nur aus.«

»Ging aus! Wozu hast Du sie ausgehen lassen, Du Esel,« brummte Pine ganz ohne Verdacht. »Das ist Euch Schafsköpfen recht ähnlich. Wozu dient ein Licht, wenn man es ausgehen läßt, — was?«

Und während er mit ausgestreckten Armen seinen Weg im Dunkeln suchte, schlüpfte Sara Purfoy unbemerkt an ihm vorüber und gelangte glücklich auf das Deck.

Fünftes Capitel.

Die Baracken.

Im Zwischendeck in dem Gefängnis herrschte tief Dunkelheit, unter deren Schutze sich ein summendes Geräusch von Stimmen hören ließ. Die Schildwache am Eingang hatte Befehl, »die Gefangenen an jedem Lärmen zu verhindern.« Dieser Befehl wurde auf die weitherzigste Weise befolgt. So lange die Gefangenen nicht brüllten, schrien und sich prügeln — lauter Dinge die zuweilen vorfielen, — störte man sie nicht. Diese Behandlung war ebenso durch die Klugheit geboten wie durch die Bequemlichkeit. Wurden sie zu streng gehalten, so begannen sie ein so thierisches Geschrei, in das Alle einstimmt und das, wenn es auch Lärm genug machte, doch jede Möglichkeit der Einzelbestrafung ausschloß. Man konnte nicht hundertundachtzig Mann aushauen und es war völlig unmöglich die Hauptthäter herauszufinden. So hatten die Gefangenen, dieses letzten Umstandes wegen, das stillschweigend anerkannte Recht sich angemäßt, im Flüsterton zu sprechen und innerhalb des eichenen Käfigs sich zu bewegen.

Für Einen, der von außen herein kam, herrschte eine undurchdringliche Finsterniß in dem Raum, aber das Auge des Gefangenen, an dies düstere Zwielicht gewöhnt, war im Stande, die ihn umgebenden Gegenstände mit ziemlicher Deutlichkeit zu unterscheiden. Das Gefängnis war ungefähr fünfzig Fuß lang und hatte die volle Höhe des Zwischendecks, also fünf Fuß, zehn Zoll. Die Barrikade war hier und da mit Schießscharten versehen und durch die Zwischenräume der Planken konnte auch leicht ein Flintenlauf gesteckt werden. Aus der Hinterseite dicht bei den Kajüten der Soldaten, war eine Fallthür angebracht, ähnlich dem Feuerloch eines Ofens. Beim ersten Blick glaubte man, sie sei zu dem menschlichen Zweck der Ventilation angebracht, aber bei einem zweiten Blick wurde man eines besseren belehrt. Die

Oeffnung war gerade groß genug für den Lauf einer kleinen Haubitze, die im unteren Deck aufbewahrt wurde.

Im Fall einer Meuterei konnten die Soldaten das Gefängnis vollkommen mit Kartätschen bestreichen. So viel frische Lust, als das Gefängnis erhielt, kam theils durch die Schießscharten, theils wurde sie in etwas größerer Menge durch ein Windsegel zugeführt, das von dem Hauptgange aus in das Gefängnis eingesetzt war. Da aber das Windsegel nothwendiger Weise nur an einem Ende des Gefängnisses angebracht werden konnte, so wurde die Luft, welche es verbreitete, von den zwanzig oder dreißig glücklichen Burschen verbraucht, welche in der Nähe schliefen und die andern hundertundfünfzig kamen ganz schlecht dabei fort. Die Fenster waren freilich offen, aber da die Kojen davor gebaut waren, so kam die Luft nur denjenigen zu Gute, deren Schlafstellen grade davor lagen. Es gab achtundzwanzig solcher Kojen, jede enthielt sechs Mann. Sie liefen in einer doppelten Reihe um drei Seiten des Gefängnisses herum, auf jeder Seite zwanzig, und acht lagen auf der Seite der vorderen Barrikade, die der Thür gegenüber lag. Jede Lagerstätte sollte fünf Fuß sechs Zoll im Quadrat haben, aber die Ladung hatte noch sechs oll davon gebraucht und selbst jetzt mußten noch zwölf Mann auf Deck schlafen.

Pine übertrieb nicht, als er von dem Ueberfüllen der Deportiertenschiffe sprach und da er für jeden Mann, den er lebendig nach Hobart Town brachte, eine halbe Guinee erhielt, so hatte er wohl Grund, sich zu beklagen.

Als Frere vor einer Stunde heruntergekommen war, lagen die Gefangenen Alle ruhig unter ihre Decken. Jetzt war es anders; freilich bei dem ersten Geräusch der Riegel wären sie wieder in ihren alten Stellungen gewesen und dem Anschein nach fest schlafend. Jetzt zeigte sich, wenn sich das Auge an die dicke Atmosphäre gewöhnt hatte, ein ganz anderes Bild.

Gruppen in allen möglichen Stellungen lagen, standen, — saßen oder schritten auf, und nieder. Es war die Scene vom Hinterdeck, nur daß die wilden Thiere sich hier ein wenig freier bewegten, da sie keine Furcht vor den wachsamen Wärtern zu haben brauchten. Es

ist unmöglich in Worten eine Idee von der gräulichen Erscheinung dieser Glieder und Gesichter zu geben, welche sich in dem Zwielicht dieses entsetzlichen, übelriechenden Gefängnisses hin und her bewegten. Callot hätte vielleicht ein Bild davon gezeichnet, Dante hätte Einiges davon angedeutet, aber der Versuch einer genauen und richtigen Schilderung würde nur Ekel erregen. Es gibt Tiefen in der Menschheit, die man nicht aufdecken sollte, so wie es mephitische Höhlen gibt, in die man nicht einzudringen wagt.

Alte Männer, junge Männer und Knaben, kräftige Einbrecher und Straßenräuber schliefen Seite an Seite mit ausgedörrten Taschendieben und schlaun Betrügern. Der Fälscher lag in einer Koje oder Hängematte mit dem verbrecherischen Plünderer. Der gebildete Mann lernte merkwürdige Geheimnisse der Einbrecherkunst und der gemeine Schurke von St. Giles hatte ein gutes Beispiel an der Selbstbeherrschung, das ihm der schärfere Verstand des professionsmäßigen Schwindlers gab.

Der betrügerische Schreiber und der prahlerische Gauner tauschten Erfahrungen aus. Die Geschichten des Schmugglers, der von glücklichen Abenteuern und von gelungenen Fahrten sprach, wurden von den Erinnerungen des Straßenräubers abgelöst, der von nebeligen Nächten und von gestohlenen Uhren erzählte. Der Wilddieb, der in düsterem Grimm an sein krankes Weib und an seine verwaisten Kinder dachte, fuhr zusammen, als ihm der Diebskerl neben ihm einen Schlag auf die Schulter gab und ihm zuredete, er solle fröhlich und ein ganzer Mann sein.

Der feine Handlungsdienner dessen Vorliebe für vornehme Gesellschaft und gutes Leben ihn so weit gebracht, hatte bald die erste Scham abgelegt und horchte eifrig auf die Erzählungen der lasterhaften Erfolge, welche seinen älteren Gefährten so glatt von den Lippen gingen. Deportiert zu werden, war gar nicht solch' ein ungewöhnliches Los. Die alten Kerle lachten und schüttelten ihre grauen Köpfe mit der Zufriedenheit langer Erfahrung und die aufhorchende Jugend sehnte sich nach der Zeit, da sie es ebenso machen würde. Die menschliche Gesellschaft war ihr gemeinsamer Feind und die Richter, Kerkermeister und Prediger waren das Wild,

das alle vernünftigen Bursche hetzen mußten. Nur Narren waren ehrlich, nur Feiglinge küßten die Ruthe und übten nicht Rache an der hochachtbaren Welt, die so großes Unrecht ihnen gethan. Jeder Neue war ein Rekrut wehrt in den Reihen der Schurkerei und Keiner, der einmal in diese Höhle der Schmach einzog, ging daraus hervor, ohne ein geschworener Verächter des Gesetzes, der Ordnung und der »freien« Leute draußen zu werden. Was er vorher gewesen sein mochte, darauf kam es nicht an. Er war jetzt ein Gefangener, der mit in der stinkenden Baracke lebte, der ein Gefährte des Auswurfs der Menschheit geworden, dessen Auge und Ohr täglich und stündlich alle möglichen Scheußlichkeiten, Lästereien und Unanständigheiten sah und hörte. Er verlor bald seine Selbstachtung und wurde das, wofür ihn seine Kerkermeister von vornherein hielten — ein wildes Thier, das unter Schloß und Riegel gehalten werden mußte, damit er nicht ausbreche und sie zerreiße.

Die Unterhaltung drehte sich um die plötzliche Abholung der vier Leute.

Wozu brauchte man sie zu dieser Stunde?

»Ich sage Euch, es ist etwas auf Deck los,« sagte Einer aus der nächsten Gruppe. »Hört Ihr nicht das Rollen und den Lärm?«

»Warum haben sie die Boote in See gelassen? Ich hörte das Einschlagen der Ruder.«

»Ich weiß nicht, Kamerad. Vielleicht ein Begräbniß,« sagte ein kurzer, kleiner Kerl als eine glücklich gefundene Erklärung.

»Einer aus der Kajüte!« sagte ein Anderer und Alle lachten.

»Solch' Glück gibts nicht. Ihr werdet noch lange nicht Euren Klüver ihretwegen herunterlassen. Vielleicht ist der Schiffer fischen gegangen.«

»Der Schiffer fischt nicht, Du Narr. Was sollte er fischen, mitten in der Nacht?«

»Das wäre ja wie der alte Dover,« sagte ein Fünfter und spielte auf einen alten, grauhaarigen Burschen an, der, ein rückfälliger Deportierter, wegen Plünderi verurtheilt war.

»Ja,« fügte ein junger Mann hinzu, der den Ruf des feinsten

Spions der Einbrecher in London hatte, »Menschenfischer, wie der Pfaffe sagt.«

Die näselnde Stimme eines Methodistenpredigers wurde so gut von ihm nachgemacht, daß es ein großes Gelächter gab. In diesem Augenblick grade fiel ein elender kleiner Cockney-Taschendieb, der sich nach der Thür hin fühlte, mitten in den Kreis.

Eine Fluth von Schimpfreden und Flüchen empfing ihn.

»Ich bitte um Vergebung, meine Herren,« rief der erbärmliche Kerl, »aber ich muß Luft haben.«

»Dann laß Dich rasieren und Dir den Hals aufschneiden,« schrie der Kerl, welcher vorhin schon mit seinem Witz einigen Erfolg gehabt hatte.

»O Herr, mein Nacken!«

»Steht auf,« ächzte Jemand in der Dunkelheit.

Der Sprecher verbarg seinen Kopf unter der Decke, als ob er zu bescheiden sei, sich sehen zu lassen.

Während dieser ganzen Zeit war der Cockney , ein Schneider seines Zeichens, von den Andern unter die Füße getreten.

»Laßt mich auf, ihr Herren, laßt mich auf! Ich glaube, ich bin am Sterben, — o sicher!«

»Laßt den Herrn aufstehen,« sagte der Spaßmacher aus seiner Koje. Hört Ihr nicht, sein Wagen wartet schon, um ihn in die Oper zu fahren.«

Die Unterhaltung war etwas laut geworden und aus der nächsten, obersten Koje streckte sich jetzt ein Bullkopf heraus.

»Kann man denn hier nicht mal schlafen ?« schrie eine rauhe Stimme. »Bei meinem Blut, wenn ich aufstehe, schlage ich ein paar von Euren Strohköpfen zusammen!«

Es schien, als ob der Sprecher ein gutes Gewicht bei den Leuten hatte, denn der Lärm hörte sogleich auf und in der Stille, die nun folgte, ertönte ein durchdringender Schrei, den der elende Schneider ausstieß.

»Hilfe! Sie tödten mich! Ach, ach!«

»Was gibts?« brüllte der Mann, der eben Schweigen geboten

hatte, sprang aus seiner Kojе und warf die Kerls nach rechts und links auseinander.

»Laßt ihn in Ruhe, hört Ihr?«

»Luft!« schrie der arme Teufel, »Luft, ich sterbe!«

Da stöhnte der Mann in der nächsten Kojе grade ganz schrecklich.

»Na, Gott soll mich segnen,« rief der Riese, als er den nach Luft schnappenden Schneider in die Höhe hielt und sich umblickte, »alle die Kücken hier haben den Kroup bekommen!«

Das Stöhnen des Mannes in seiner Kojе wurde immer stärker.

»Sagt's der Wache,« meinte Einer, der menschlicher fühlte als die Andern.

»Ja,« rief der Witzbold, »laßt ihn hinaus, wir wollen lieber Einen leeren Platz als ihn selbst haben.«

»Wache, ein Mann ist krank.«

Aber die Wache kannte ihre Pflicht besser, als daß sie geantwortet hätte. Es war ein junger Soldat, aber er war wohl vor den Listen und Ränken der Gefangenen gewarnt worden und überdies hatte ihm Kapitain Vickers auseinandergesetzt, »daß nach den Königlichen Befehlen er weder auf eine Frage noch auf eine Anrede eines Gefangenen antworten dürfe, sondern in solchem Falle dem Offizier, der das Kommando habe, Anzeige machen müsse.« Obgleich nun der Posten leicht die Wache auf dem Quarterdeck hätte anrufen können, so fühlte er doch eine sehr natürliche Abneigung, solches zu thun, — nur um eines kranken Deportierten willen — weil in wenigen Minuten die Ablösung kommen mußte. So beschloß er, zu warten. Der Schneider befand sich ebenfalls immer schlechter und fing jämmerlich an zu stöhnen.

»He, hallo,« schrie sein Beschützer unruhig werdend, »halt ich aufrecht. Was ist mit Dir? Da stehen ihm die großen Tropfen auf der Stirn. Laßt ihn hinaus, Ihr da!«

Der Bursche wurde bis an die Thür geschleppt.

»Vater,« stöhnte er und schlug schwach mit seiner Hand an die dicke Eichenthür. »Gebt Einem zu trinken, Herr, um Gottes Willen, zu trinken!«

Aber die kluge Schildwache antwortete nicht, bis endlich die Schiffsuhr die Ablösung ankündigte und da kam auch der alte, ehrliche Pine und erkundigte sich besorgt nach den Leuten. Man sagte ihm, daß noch ein Gefangener krank sei! Er ließ die Thüre aufschließen und sogleich war auch der Schneider draußen. Ein Blick auf das verstörte, glühende Gesicht sagte ihm genug.

»Wer stöhnt dort ?« fragte er. Es war der Mann, der schon seit einer Stunde nach der Wache gerufen hatte und Pine ließ ihn auch hinaus kommen.

»Führt Beide nach hinten in's Hospital,« sagte er, »und Jenkins, wenn noch irgend ein Mann krank wird, so muß ich gleich gerufen werden. Ich bleibe auf Deck.«

»Wir haben das Fieber an Bord.«

»Bei Gott, Pine, ist das wahr?«

Pine schüttelte traurig seinen grauen Kopf.

»Das ist die verdammte Windstille! Ich habe es zwar immer erwartet, denn das Schiff ist zu voll. Als ich in der Hekuba war —«

»Wer ist der Kranke ?«

Pine lachte halb mitleidig, halb ärgerlich:

»Natürlich, nur ein Gefangener. Wer sollte es sonst sein? Sie dampfen wie die Ochsen in ihren Ställen in Smithsield. Hundertundachtzig Mann in einen Raum gesperrt, der fünfzig Fuß lang ist und eine Luft hat wie ein Ofen. Was kann man anders erwarten?«

Der arme Blunt stampfte mit dem Fuß.

»Es ist nicht mein Fehler,« rief er. »Die Soldaten sind nach hinten gebracht. Wenn die Regierung die Schiffe überladen will, so kann ich nichts machen.«

»Die Regierung, ja die Regierung, die schläft nicht zu sechzig Mann in einer Kajüte, die nur sechs Fuß hoch ist. Die Regierung bekommt nicht den Typhus in den Tropen.«

»Nein — aber —«

»Aber woran denkt denn die Regierung?«

Blunt wischte sich die Stirn.

»Wer wurde zuerst krank ?«

»Kajüte Nr. 97. Zehn in der unteren Reihe. Er heißt John Rex.«

»Sind Sie sicher, daß es das Fieber ist ?«

»So sicher, wie daß ich hier stehe. Der Kopf wie eine Feuerkugel, die Zunge wie Leder! Ich soll es nicht wissen? He?« Pine grinste dabei. »Ich habe ihn in's Hospital geschickt. Ein schönes Hospital! Dunkel wie ein Wolfsrachen. Ich habe schon Hundeställe gesehen, die besser waren.«

Blunt zeigte nach der leuchtenden Rauchsäule am Horizont: »Und wenn da eine ganze Schiffsladung von armen Teufeln herkommt, so muß ich sie aufnehmen.«

»Ja,« sagte Pine düster »das muß geschehen. Wir müssen sie wegstauen. Dann müssen wir mit dem ersten Wind das Kap anlaufen, — *wenn* sie kommen, — das ist das Einzige, was wir thun können.« Er wandte sich ab, um nach dem brennenden Schiff zu sehen.

Sechstes Kapitel.

Das Schicksal des Hydaspes.

Indessen waren die beiden Boote grade auf den rothen Schein zu gerudert, der wie eine mächtige Fackel über dem Meer aufstieg.

Wie Blunt gesagt hatte, war das brennende Schiff gute zwölf Meilen entfernt von dem Malabar und der Weg war lang und ermüdend. Nachdem sie erst ganz die schützende Seite des Schiffes verlassen hatten, das sie so weitaus ihrer unheilvollen Reise gebracht hatte, schienen die Abenteurer in eine ganz neue Welt zu kommen. Die Unendlichkeit des Oceans, über welchen sie sich langsam fortbewegten, offenbarte sich ihnen jetzt zum ersten Mal. An Bord des Gefangenenschiffes, umgeben von den Erinnerungen, wenn auch nicht von der Bequemlichkeit des Lebens an Land, hatten sie bis jetzt noch gar nicht ganz und voll begriffen, wie weit sie entfernt waren von der Civilisation, in der sie groß geworden. Die wohlerleuchtete und gut ausgestattete Kajüte, die einfache Fröhlichkeit auf dem Vorderkastell, die Ablösung der Wachen, ja selbst der Schrecken und die Finsterniß des fest geschlossenen Gefängnisses — Alles dies gab den Reisenden noch immer ein Gefühl der Sicherheit gegen die unbekanntenen Gefahren der See. Der Widerstand gegen die Elemente, der besonders stark ist wenn Menschen in Gesellschaft ihresgleichen sind, hatte sie bis dahin aufrecht erhalten und so fühlten sie auch jetzt, obgleich sie allein auf der ungeheuren Wasserfläche waren, daß die Gefahren, die Einer von ihnen zu bestehen haben würde auch von den Kameraden getheilt und vielleicht erfolgreich überwunden würden.

Jetzt aber — da das eine Schiff immer kleiner hinter ihnen wurde und das Andre vor ihnen, ein brennendes Wrack in der dunkeln Ferne, Schrecken und Grauen menschlicher Noth und Todesangst einschließend, — jetzt erst fühlten sie ihre eigne Schwäche und Ohnmacht recht. Der Malabar, das riesige Seeungeheuer, in dessen

Innerem so viele Geschöpfe lebten und litten, war zu der Größe einer Walnussschale zusammengeschrumpft und wie war doch ihr eigenes Boot so verschwindend klein daneben erschienen, als es unter dein haushohen Stern hervorgeschossen war. Der schwarze Rumpf war für sie ein wahrer Riese an Stärke gewesen, der jede Macht von Wind und Wetter zu besiegen im Stande — jetzt war das Schiff nichts als ein Stück Holz, das über der grundlosen, schwarzen Tiefe schwamm. Das blaue Licht, das zuerst, über den Ocean blitzend, der Sterne Schein durch seinen Glanz erbleichen ließ, war jetzt nur noch ein heller glänzender, deutlicher Punkt, der aber durch seinen Glanz selbst das Schiff zwerghaft erscheinen ließ. Der Malabar lag auf dem Wasser wie ein Glühwurm auf einem schwimmenden Blatt und die Signalfeuer machten nicht mehr Eindruck in der Dunkelheit als das Licht eines einsamen Bergmannes in dem Abgrunde einer Kohlenmine.

Und doch enthielt der Malabar zweihundert Seelen, Menschen wie sie selbst waren!

Das Wasser, über das die Boote hinglitten, war schwarz und glatt, nur in ungeheuren schaumlosen Wogen sich hinwäzchend, die um so schrecklicher waren wegen der völligen Stille. Wenn die See braust, so scheint sie zu sprechen und die Sprache unterbricht die Schrecken der Stille ; wenn die See unbeweglich ist, so ist sie stumm und scheint über allerlei Unheil zu brüten. Der Ocean in einer Windstille ist wie ein böser Riese; man fürchtet sein Brüten über neuen Plänen. Ueberdies sieht das aufgewühlte Meer nicht so ungeheuer groß aus, wie ein stilles Meer. Die steigenden Wellen bringen den Horizont näher und man sieht nicht, wie viele, viele Meilen die unbarmherzigen Wellen sich wiederholen. Um die entsetzliche Ausdehnung des Oceans zu erkennen, muß man ihn in der Ruhe sehen.

Der Himmel stieg ohne Wolken über dem stillen Meere auf. Die Sterne schienen so niedrig in dem ungeheuren Raum zu stehen und strahlten in einer Art von violettem Glanz. Kein Laut ertönte und jeder Schlag der Ruder hallte leise wieder in dem unendlichen Raum. Wenn die Ruder eintauchten, spritzten Funken auf und die

Boote ließen zwei Streifen zurück, die wie ungeheure Schlangen auf einem Meer von Quecksilber sich zu bewegen schienen.

Bis jetzt hatte eine Art von Wettfahrt zwischen den beiden Booten stattgefunden; die Ruderer hatten mit zusammengebissenen Zähnen und fest geschlossenen Lippen Schlag auf Schlag gethan. Da hielt das vordere Boot plötzlich ein wenig an. Best ließ ein fröhliches Hurrah hören und schoß an ihm vorüber grade hinein in den rothen Lichtstreifen, der von dem brennenden Schiff aus sich über die See breitete. »Was gibts?« rief er.

Er hörte einen unterdrückten Fluch von Frere und dann machte Frere's Boot eine ganz besondere Anstrengung, um ihn wieder zu überholen.

»Es war wirklich nichts von Bedeutung; nur ein Gefangener der nicht weiter konnte.«

»Verdammt,« murmelte Frere »was ist mit Euch ? O, es ist Dawes, natürlich Dawes. Von solchem schleichenden Hunde kann man auch nichts Besseres erwarten. Solch' Unsinn gilt bei mir nicht. Es ist freilich nicht so angenehm, als sich am Schanzbord herumzutreiben, aber immer weiter, — fort.«

»Er ist krank Herr,« sagte ein mitleidiger Kamerad.

»Krank, — er! Alles Verstellung. Voran, voran, — legt Euch aus.«

Der Gefangene hatte sein Ruder wieder aufgenommen und das Boot schoß weiter.

Aber es half Frere nichts; er konnte die verlorene Strecke nicht wieder gewinnen und Best erreichte zuerst die schwarze Wolke, die über den roth schimmernden Wasser hing.

Auf sein Zeichen glitt das zweite Boot an seine Seite.

»Haltet zurück,« sagte er. »Wenn noch Viele an Bord sind, werden ihrer zu viele kommen, und ich glaube, es müssen noch viele da sein, denn wir sind keinen Booten begegnet.« Und während die erschöpften Ruderer zurücklehnten, erhob er seine Stimme und rief das Schiff an.

Es war ein sehr großes, schwerfällig gebautes Schiff von bedeutender Breite und sehr hohem Hinterdeck. Sonderbar genug

war es, obgleich sie erst sehr kurze Zeit den Brand gesehen, ein vollständiges Wrack und gänzlich verlassen. Der Hauptherd des Feuers war in der Mitte und das Zwischendeck war eine Feuermasse.

Hier und da klafften schon Risse und Spalten in der Seite und das Feuer glühte furchtbar im Innern. Der große Mast war auf der Steuerbordseite in's Wasser gesunken und die schwarzen überhängenden Trümmer hatten das Schiff stark auf die Seite gelegt. Das Feuer prasselte wie ein Wasserfall und ungeheure Wolken feurigen Rauches wälzten sich hervor und legen sich dicht über die ganze Umgebung.

Als Frere's Boot langsam um den Stern des Schiffes ratterte, rief er es wiederholt an.

Doch kam keine Antwort und obgleich die Lichtfluth, welche das Wasser ringsum blutroth färbte und jedes Tau und jeden Sparren taghell erleuchtete, so konnte sein spähes kluge doch kein lebendes Wesen entdecken.

Sobald sie näher kamen, konnten sie die vergoldeten Buchstaben des Namens unterscheiden.

»Wie heißt es,« rief Frere, dessen Stimme fast von dem Geräusch der prasselnden Flammen erstickt wurde. »Könnt ihr es lesen ?«

Rufus Dawes stand von Neugierde getrieben, hoch auf und beschattete seine Augen mit der Hand. Plötzlich schrie er auf.

»Nun, könnt Ihr nicht sprechen? Wie heißt es?«

»Der Hydaspes!«

Frere athmete schwer.

«Der Hydaspes! Das Schiff, in dem sein Vetter Richard Devine gesegelt war. Das Schiff, von dem er mit größter Angst auf Nachricht wartete. Das Schiff von dem er nirgends etwas gehört hatte, als über seinen verschwundenen Vetter gesprochen wurde.

»Zurück, ihr Männer! Fort! Rudert um Euer Leben!«

Best's Boot näherte sich.

»Könnt ihr den Namen lesen ?«

Frere, todtenbleich vor Schrecken, brüllte eine Antwort:

»Der Hydaspes «! — »Ich kenne es. Es hat nach Calcutta geladen, hat fünf Tonnen Pulver an Bord!«

Es brauchte weiter keiner Worte. Das einzige Wort erklärte das ganze Geheimniß der Verlassenheit. Die Schiffsmannschaft war bei dem Ausbruch des Feuers in die Boote geflüchtet und hatte das todbringende Schiff seinem Schicksal überlassen. Sie waren wohl schon viele Meilen entfernt und hatten unglücklicher Weise eine andere Richtung eingeschlagen, als die, in welcher für sie Rettung zu finden war.

Die Boote flogen durch das Wasser. So eifrig sie vorher gewesen waren, um so eifriger waren sie jetzt, um zu entkommen. Die Flammen hatten gerade jetzt das Hintertheil erreicht. In wenigen Minuten wäre es zu spät für sie gewesen.

Zehn Minuten lang sprach Niemand ein Wort. Mit angestregten Muskeln und keuchender Brust arbeiteten die Männer an ihren Rudern, ihre Augen auf die feurige Masse gerichtet, von der sie sich schnell entfernten. Frere und Best, den Blick ebenfalls auf den Gegenstand des Schreckens gerichtet, feuerten die Leute zu größerer Eile an. Schon leckten die Flammen an der Flagge und hatten die Verzierungen am Stern erreicht.

Noch ein Augenblick und Alles wird vorüber sein! Jetzt ist es so weit.

Ein dumpfes Rollen; das brennende Schiff barst auseinander. Eine Feuersäule, von schwarzen Massen unterbrochen, die aus Planken und Stangen bestanden, hob sich hoch über den Ocean. Es gab einen Furchtbaren Krach, als ob Himmel und Erde einstürzten. Dann stieg ein mächtiger Wasserberg auf, fiel zusammen, erreichte die Boote, wogte vorüber und sie waren allein — betäubt, entsetzt, athemlos in der fürchterlichen Finsterniß und in dem Todesschweigen.

Das Zusammenstoßen der letzten Ueberreste im Wasser erweckte sie aus ihrer Erstarrung. Da fuhr das blaue Licht vom Malabar in die Höhe und bezeichnete ihnen den Weg. Jetzt wußten sie, daß sie in Sicherheit waren.

* *
*

Auf dem Deck des Malabar gingen zwei Männer unruhig auf und nieder und erwarteten den Tagesanbruch.

Endlich kam er. Der Himmel wurde licht, der Nebel zerging und ein bleicher Streifen zeigte sich am Horizont.

Bald blitzte das Wasser, die See veränderte die Farbe, aus schwarz wurde gelb, aus gelb ein leuchtendes Grün. Der Mann im Mastkorb rief die Männer auf Deck. Die Boote waren in Sicht, und wie sie sich nun langsam dem Schiffe näherten und das Wasser unter den im Takt sich bewegenden Rudern aufleuchtete, wurden sie von den eifrig ausschauenden Schiffsleuten mit Hurrah und Mützenschwenken begrüßt.

»Keine Seele,« rief Blunt. »Niemand als sie allein. Nun ich bin froh, daß sie glücklich wieder da sind.«

Die Boote legten bei, und in wenigen Sekunden war Frere auf Deck.

»Nun, Mr. Frere?«

»Nichts,« sagte Frere, sich schauernd. »Wir hatten gerade Zeit genug, um wieder abzukommen. Um ein Haar hätten wir daran glauben müssen, Sir.«

»Sahen Sie Niemand?«

»Keine Seele. Sie müssen sich in die Boote gerettet haben.«

»Dann können sie nicht weit gekommen sein,« rief Blunt und bestrich den Horizont mit seinem Glas.

»Sie müssen die ganze Zeit gerudert haben, denn es ist nicht genug Wind gewesen, um einen hohlen Zahn damit zu füllen.«

»Vielleicht haben sie eine falsche Richtung genommen, « sagte Frere. »Sie waren uns wohl vier Stunden voraus.«

Dann kam Best und erzählte den begierigen Zuhörern die ganze Geschichte. Die Matrosen hatten die Boote aufgehißt und festgemacht und eilten auf das Vorderkastell, um zu essen und zu trinken und dazwischen erzählten sie ihre Erlebnisse. Die vier Gefangenen wurden hinabgebracht und wieder eingesperrt.

»Sie sollten lieber hinuntergehen, Frere,« sagte Pine ärgerlich. »Es hilft nichts, hier den ganzen Tag zu stehen und nach Wind zu pfeifen.«

Frere lachte lustig. »Ja, das will ich. Ich bin hundemüde und so schläfrig wie eine Eule.« Damit stieg er in seine Kajüte hinab.

Pine ging noch einige Male auf dem Deck auf und ab, dann Blunt's Blick auffangend, stand er gerade vor Vickers still.

»Vielleicht erscheint es Ihnen hart, Kapitain Vickers, wenn ich es sage, — aber es ist recht gut, wenn wir diese armen Teufel nicht finden. Wir haben genug mit uns selbst zu tun.«

»Was meinen Sie damit, Pine?« sagte Vickers und seine menschlichen Gefühle gewannen die Oberhand über seine Förmlichkeit. »Wir werden doch die Unglücklichen nicht ihrem Schicksal überlassen ?«

»Vielleicht,« erwiderte der Andere, »würden Sie es uns nicht danken, wenn wir sie aufnähmen.«

»Ich verstehe Sie nicht.«

»Das Fieber ist ausgebrochen.«

Vickers zog seine Augenbrauen in die Höhe. Er hatte keine Erfahrung in solchen Dingen und obgleich die Nachricht recht unangenehm war, so erklärte sich die Sache doch durch die Ueberfüllung an Bord. An Gefahr für sich und die Seinen dachte er nicht.

»Das ist ein großes Unglück , aber Sie werden doch solche Maßregeln treffen —«

»Bis jetzt ist es nur im Gefängnis,« sagte Pine mit besonderem Ausdruck, »aber wer kann sagen, wie lange es sich darauf beschränkt. Drei Männer sind schon unten.«

»Gut, Herr. Die Sache liegt ganz in Ihren Händen. Alles, was Sie wünschen, soll geschehen. Ich will thun, was ich kann.«

»Danke. Vorerst muß ich mehr Raum für das Hospital haben. Die Soldaten müssen sich behelfen.«

»Ich will sehen, was geschehen kann.«

»Sie sollten Ihre Frau und Ihr kleines Mädchen so viel wie möglich

auf Deck bleiben lassen.«

Vickers erbleichte, als Pine seines Töchterchens erwähnte.

»Himmel, glauben Sie, daß es Gefahr gibt?«

»Natürlich ist Gefahr für uns Alle vorhanden, aber mit Achtsamkeit kann man ihr entgehen. Da ist das Mädchen. Sagen Sie ihr, sie soll mehr für sich bleiben. Sie treibt sich überall im Schiff herum. Das gefällt mir nicht. Ansteckung verbreitet sich leicht und Kinder sind ihr mehr ausgesetzt, als Erwachsene.«

Vickers biß die Lippen zusammen. Dieser alte Mann mit seiner harten Stimme und seiner fürchterlichen Klarheit erschien ihm wie ein Vogel von böser Vorbedeutung.

Blunt, der sich bisher schweigend verhalten hatte, wagte jetzt ein Wort zur Vertheidigung der Abwesenden.

»Das Mädchen thut nichts Unrechtes, Pine. Was ist's mit ihr.«

»O mit ihr ist nichts, sicher nicht. Sie wird nicht angesteckt werden, weniger als Einer von uns. Man kann ihr die Lebensfähigkeit am Gesicht ansehen. Sie hat neun Leben wie die Katzen. Aber sie kann die Ansteckung leichter verbreiten, als irgend ein Anderer.«

»Ich gehe, — ich will gleich zu ihr,« rief Vickers und wandte sich ab.

Das Mädchen, von dem sie so eben gesprochen, begegnete ihm an der Kajütstreppe. Ihr Gesicht war bleicher als gewöhnlich und dunkle Ränder um die Augen sprachen von schlaflos verbrachter Nacht. Sie öffnete ihre Lippen, um zu sprechen, hielt aber zurück, als sie Vickers sah.

»Was gibts ?«

Sie blickte von ihm zu den Andern.

»Ich wollte zu Dr. Pine.«

Vickers errieth mit dem schnellen Verständnis der Liebe ihr Vorhaben.

»Jemand ist krank ?«

»Ja, Herr; Fräulein Sylvia. Ich glaube, es ist nichts. Sie hat etwas Fieber und ist sehr heiß und Mrs. Vickers —«

Vickers eilte mit verstörtem Gesicht die Treppe hinab.

Pine faßte des Mädchens Arm hart an. »Wo sind Sie gewesen?«

Zwei feuerrothe Flecken zeigten sich auf ihren bleichen Wangen und sie blickte Blunt ärgerlich an.

»Pine, lassen Sie das Mädchen zufrieden.«

»Sind Sie gestern Abend bei dem Kinde gewesen?« fuhr Pine fort, ohne seinen Blick von ihr abzuwenden.

»Nein, ich bin seit gestern Mittag nicht in der Kajüte gewesen. Mrs. Vickers rief mich gerade jetzt herein. Lassen Sie meinen Arm los, Herr, Sie thun mir weh.«

Pine ließ sie los und schien mit ihrer Antwort Zufrieden zu sein. »Ich bitte um Verzeihung,« sagte er bereuend; »ich wollte Ihnen nicht weh thun. Aber das Fieber ist auf dem Schiff ausgebrochen und das Kind ist angesteckt. Sie müssen acht geben, wohin Sie gehen.«

Mit sorgenvollem Gesicht folgte er jetzt Vickers nach unten. Sara stand einen Augenblick ganz bewegungslos da, wie in tödtlicher Angst. Ihre Lippen waren offen, ihre Augen funkelten und sie machte eine Bewegung, als wenn sie sich zurückwerfen wollte.

»Arme Seele,« dachte der ehrliche Blunt, »wie sie sich um das Kind sorgt! Der verdammte ungeschickte Pflasterkasten hat ihr weh gethan! — Lassen Sie es gut sein,« sagte er laut zu dem Mädchen.

Es war helles Tageslicht und er hatte keinen Muth, mit ihr schön zu thun wie im Dunkeln.

»Fürchten Sie nichts. Ich bin schon früher auf Schiffen gewesen, auf denen das Fieber herrschte.«

Bei dem Ton seiner Stimme raffte sie sich zusammen und kam ihm näher.

»Aber Schiffsfieber,« sagte sie. »Davon habe ich gehört. Daran sterben die Leute wie die Schafe auf überfüllten Schiffen.«

»Still, — doch nicht. Fürchten Sie sich nicht. Sylvia wird nicht sterben und Sie auch nicht.« Er nahm ihre Hand. »Vielleicht gehen ein Dutzend Gefangene drauf, denn sie sind sehr enge da unten eingepackt, — aber —«

Sie entriß ihm heftig ihre Hand, dann aber sich fassend, gab sie

sie ihm wieder.

»Was haben Sie ?«

»Nichts — einen plötzlichen Schmerz. Ich schlief vorige Nacht nicht.«

»Ja, ja, Sie sind übermüdet, das sehe ich. Gehen Sie und schlafen Sie.«

Sie starrte an ihm vorbei auf die See, wie in Gedanken verloren. So fest blickte sie hinaus, daß auch er unwillkürlich seinen Blick wandte. Dies brachte sie wieder zu sich selbst. Sie zog ihre schönen, geraden Brauen zusammen und dann in die Höhe wie ein Denker, der sich für irgend etwas entschieden hat.

»Ich habe Zahnweh,« sagte sie und hielt ihre Hand an ihre Wange.

»Nehmen Sie etwas Laudanum,« sagte er und dachte daran, wie seine Mutter solche Leiden kuriert hatte. »Der alte Pine kann Ihnen etwas geben.«

Zu seinem Erstaunen brach sie in Thränen aus.

»Was ist das? Weinen Sie nicht, meine Liebe. Verdammt, — ach weinen Sie nicht. Warum weinen Sie denn ?«

Sie wischte die glänzenden Tropfen fort und blickte ihn lächelnd mit Vertrauen an.

»Nichts. Ich bin so allein, so fern von Hause und — Dr. Pine that mir weh am Arme. Sehen Sie.«

Sie entblößte den schönen Arm, während sie sprach und wirklich waren drei kleine, rothe Flecke in dem weißen, festen Fleisch zu sehen.

»Der Bube,« rief Blunt. »Das ist zu arg.« Und nach einem schnellen Blick, ob Jemand ihn sähe, küßte der verliebte alte Bursche die Stelle auf dem Arm.

»Ich will Ihnen das Laudanum geben,« sagte er. »Sie sollen den alten Bären nicht darum bitten. kommen Sie in meine Kajüte.«

Blunts Kajüte war aus der Steuerbordseite des Schiffes, grade unter dein Zelt des Hinterdecks und hatte drei Fenster, eins an der Seite und zwei gingen auf Deck. Die Kajüte auf der andern Seite

gehörte Frere. Er ging an die Thür und nahm einen Medizinkasten herunter, der grade über seinem Teleskop aufgehängt war.

»Hier,« sagte er und öffnete ihn. »Ich habe diesen kleinen Kasten schon seit Jahren mit herumgeschleppt, aber Gott sei Dank, benutze ich ihn nicht oft. Da, davon nehmen Sie in den Mund und halten es eine Weile darin.«

»Gott im Himmel, Kapitain Blunt, Sie wollen mich vergiften. Geben Sie mir die Flasche. Ich will mir selbst davon nehmen.«

»Nehmen Sie nicht zu viel,« sagte Blunt. »Es ist gefährliches Zeug, wissen Sie.«

»Ich weiß. Ich habe es schon früher gebraucht.«

Die Thür war zu und als sie die Flasche in die Tasche steckte, nahm sie der verliebte Kapitain in seine Arme.

»Nun, jetzt verdiene ich doch einen Kuß ?«

Ihre Thränen waren schon lange getrocknet und hatten ihr nur etwas Farbe gegeben. Dies liebenswürdige Frauenzimmer weinte niemals lange genug, um sich unangenehm zu machen. Sie hob ihre großen dunkeln Augen einen Augenblick zu ihm auf und blickte ihn mit schelmischem Lächeln an.

»Später,« sagte sie und entschlüpfte in ihre Kajüte. Dieselbe war dicht neben derjenigen ihrer Herrin und sie konnte das kranke Kind stöhnen hören. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, — dies Mal mit wirklichen Thränen.

»Armes, kleines Ding,« sagte sie. »Ich hoffe, sie wird nicht sterben.«

Dann warf sie sich auf ihr Bett und verbarg ihr heißes Gesicht in ihre Kissen. Die Nachricht von dem Fieber schien sie furchtbar erschreckt zu haben, ja sie fast zum Entsetzen zu bringen. Es war, als ob diese Nachricht einen lange, sorgfältig bedachten Plan gestört hätte. Vielleicht hatte sie sich schon fast am Ziel geglaubt und nun vernichtete dies plötzliche Auftreten der Krankheit alle ihre sorgfältigen Berechnungen und legte ein fast unübersteigliches Hinderniß in ihren Weg.

»Wenn sie stürbe und durch mich! Wie konnte ich wissen, daß er

das Fieber hat? Vielleicht bin ich selbst angesteckt. Ich fühle mich so krank.« Sie wälzte sich unruhig auf ihrem Lager, wie in Schmerzen, dann fuhr sie in die Höhe, wie von einem Schreckbild gepeinigt.

»Wenn er nun stürbe! Das Fieber verbreitet sich schnell und wenn das ist, so sind alle Pläne umsonst. Es muß sogleich geschehen. Jetzt darf ich nicht unterliegen.«

Sie nahm das Fläschchen aus ihrer Tasche, um zu sehen, wie viel darin war. Es war drei Viertel voll. »Genug für Beide,« murmelte sie zwischen den Zähnen. Das Fläschchen erinnerte sie an den verliebten Blunt und sie lächelte.

»Eine sonderbare Art, einem Mann seine Liebe zu zeigen,« flüsterte sie. »Aber er macht sich nichts daraus und mir ist jetzt Alles gleich. Ich will durch und wenn es zum Schlimmsten kommt, kann ich mich immer an Maurice halten.«

Sie löste den Korken des Fläschchens ein wenig, so daß sie ihn ganz ohne Geräusch herausnehmen konnte ; dann steckte sie es wieder in ihren Busen.

»Ich will ein wenig schlafen,« sagte sie. »Sie haben den Brief bekommen und es muß diese Nacht geschehen!«

Siebentes Capitel.

Der Typhus.

Der Verbrecher Rufus Dawes hatte sich in seine Kojen niedergelegt und versuchte zu schlafen. Aber obgleich er müde und erschöpft war und sein Kopf schwer wie Blei, so blieb er doch wach. Der lange Aufenthalt in der frischen Luft hatte ihm gut gethan und ihn gekräftigt, so daß er sich belebter fühlte, aber die schreckliche Krankheit hatte ihn einmal gefaßt, sein Puls ging schwer und sein Kopf glühte. In dem halb dunkeln engen Raum wälzte er sich umher und schloß seine Augen ; vergebens — es kam kein Schlaf. Mit der äußersten Anstrengung brachte er es nur dahin, daß er seine Gedanken ausruhen ließ von ihrem quälenden Umherschweifen, aber immer sah er vor seinen Augen das brennende Schiff glühen, — den Hydaspes, mit dessen Untergang nun auch jede Spur von dem unglücklichen Richard Devine verschwunden war.

Für ihn traf es sich glücklich, daß der Mann, welcher mit ihm draußen gewesen, etwas gesprächiger Natur war, denn derselbe mußte den Gefangenen die Geschichte ihrer Expedition wohl zwölf Mal wiederholen und Rufus selbst war aus seinem Halbschlummer aufgeweckt worden, um den Namen des Schiffes mit seinen eigenen Lippen zu nennen. Wenn die Leute nicht eine gewisse Achtung vor ihm gehabt hätten, so würde ihn wahrscheinlich nichts davon befreit haben, auch seinerseits die Sache zu schildern und sich an der lebhaft geführten Streitfrage zu betheiligen, ob und wie sich die Schiffsmannschaft des verbrannten Schiffes gerettet habe. So aber ließen sie ihn in Frieden ; er lag unbemerkt da und versuchte zu schlafen.

Eine Abtheilung von fünfzig Mann war auf Deck, um die Luft zu genießen und das Gefängnis war demzufolge nicht so heiß wie des Nachts. Viele der Gefangenen benutzten die leeren Kojen, um inzwischen auszuschlafen und die vier freiwilligen Ruderer durften,

was sie versäumt, nachholen.

Noch hatte sich keine Unruhe wegen des Fiebers verbreitet. Die drei Fälle waren wohl besprochen worden, aber der Vorfall mit dem brennenden Schiffe hatte alles Interesse in Anspruch genommen, so das Pine's Vorsichtsmaßregeln selbst vielleicht nicht genau beobachtet wurden. Die »Alten,« welche schon solche Reise mitgemacht hatten, waren aufmerksam geworden und hatten Verdacht, sagten aber nichts, denn wahrscheinlich würden doch die Schwächlichen und Kränklichen zuerst ergriffen und dann war ja für sie mehr Raum. So waren sie ganz zufrieden.

Drei von diesen Alten sprachen zusammen gerade hinter der Abtheilung der Koje, in der Dawes lag. Wie vorher gesagt wurde, waren die Kajüten fünf Fuß im Quadrat und enthielten jede sechs Mann. Nummer zehn, in welcher Dawes schlief, lag gerade in der Ecke, die von dem Steuerbord und den Mittelkojen gebildet wird und dahinter war ein kleiner Raum, in welchem sich das Fenster befand. Er hatte gerade jetzt nur drei Kameraden, denn John Rex und der Cockney-Schneider waren in das Hospital gebracht. Die drei Uebriggebliebenen waren die drei Männer, welche in diesem Augenblicke, in tiefe Unterhaltung versunken, in dem kleinen Fensterraum steckten. Der Riese, derselbe, der gestern die Ruhe wieder hergestellt hatte, schien das Haupt zu sein. Sein Name war Gabbett. Er war ein rückfälliger Sträfling, der jetzt auf dem Wege war, seine zweite Strafe wegen Straßenraubs anzutreten. Die andern Beiden waren ein Mann, Namens Sanders, der bekannt war als der Schnüffler und Jemmy Vetch, »die Krähe«. Sie flüsterten mit einander, doch konnte Rufus, der mit seinem Kopf dicht an der Holzwand lag, viel von dem verstehen, was sie sagten.

Zuerst war die Rede von dem brennenden Schiff und von der Möglichkeit der Rettung der Schiffsmannschaft. Dann erzählten sie Erlebnisse und Abenteuer von Schiffsbrüchen und endlich sagte Gabbett etwas, das den Horcher aus seinem halben Träumen und Schlafen zu klar bewußtem Wachen aufschreckte.

Sein eigener Name wurde genannt und zwar mit dem der Frau zusammen, welche er gestern auf dem Quarterdeck getroffen hatte.

»Ich sah sie mit Dawes gestern sprechen,« sagte der Riese mit einem Fluch. »Wir wollen Keinen mehr dabei haben. Ich will meinen Hals nicht wegen der Narrheiten von Rexens Weib wagen und das werd' ich ihr sagen.«

»Es war nur etwas wegen des Kindes,« sagte die Krähe in ihrer eleganten Weise. »Ich glaube, sie hat ihn früher nie gesehen. Sie hält fest an Jack und läßt sich so leicht nicht mit einem Andern ein.«

»Wenn ich wüßte, daß sie uns verrathen wollte, ich würde ihr den Hals abschneiden, je eher, desto lieber,« brummte Gabbett ärgerlich.

»Da würde Jack auch ein Wort mitsprechen,« näselte der Schnüffler, »und der ist ein schlimmer Geselle, um mit ihm zu zanken.«

»Na, halte Deinen Rachen,« brummte Gabbett, »und schwatzt nicht weiter. Wenn wir von Geschäften sprechen wollen, so laßt es auch Geschäfte sein.«

»Was sollen wir thun,« fragte der Schnüffler jetzt, »Jack ist krank und das Mädchen wird ohne ihn sich nicht rühren.«

»Ja,« sagte Gabbett, »das ist schlimm.«

»Lieben, Leuten Freunde,« sagte die Krähe, — »meine verehrten und christlichen Freunde; es ist sehr zu beklagen, daß die Natur, als sie Euch solche dicken Schädel ab, nicht mehr hinein that. Ich sage Euch, — *jetzt* ist es Zeit. Jack ist im Hospital, — was schadet das. Es macht die Sache für ihn nicht besser. — Ganz und gar nicht, und wenn er Messer und Gabel niederlegt, so wird das Mädchen, glaube ich, sich nicht mehr rühren. Sie thut es doch nur um seinetwillen he?«

»Ja,« sagte Gabbett, wie Jemand, der nur halb überzeugt ist, »das glaube ich wohl.«

»Um so mehr Grund es schnell abzumachen. Noch eins, wenn die Burschen erst wissen, daß das Fieber ausgebrochen ist, dann sollt Ihr sehen, was es für einen Lärm gibt. Dann werden Alle bereit sein, zu uns zu stoßen. Wenn wir nur erst das Ding, den Schießprügel haben, dann sind wir zehn Mal so viel werth.«

Diese Unterhaltung die von Flüchen unterbrochen und mit

Ausdrücken der Diebssprache gemischt war, hatte ein brennendes Interesse für Rufus. Bisher hatte er sich zurückgehalten von den Schurken, die ihn umgaben und hatte ihre ihm gräuliche Zuvorkommenheit zurückgewiesen, weil seine Verzweiflung und seine finstere Stimmung über sein unglückliches Schicksal, und die schnelle Verurtheilung, die ihn in's Gefängnis gebracht, ihn schwer niederdrückten. Von dem Tode seines Vaters und seinen dadurch veränderten Glücksumständen wußte er ja nichts.

Jetzt sah er seinen Irrthum ein. Er wußte, daß welchen Namen er auch früher getragen, derselbe jetzt gänzlich ausgelöscht war, daß von dem alten Leben jede Spur durch das Feuer des Hydaspes verzehrt worden war. Das Geheimniß, um dessentwillen Richard Devine seinen Namen aufgegeben und sich einem fürchterlichen und schmachvollen Tode ausgesetzt hatte, war nun für immer gesichert. Richard Devine war todt; verloren gegangen auf der See mit der Mannschaft des unglücklichen Schiffes, in welchem seine Mutter ihn in Folge eines von ihm geschickt verfaßten Briefes auf der Reise nach Indien glaubte. Richard Devine war todt und das Geheimniß seiner Geburt war mit ihm begraben. Rufus Dawes, der Deportierte Verbrecher, der im Verdacht des Mordes stand, lebte, um sich seine Freiheit wieder zu verschaffen, um seine Rache zu üben. Mächtig durch die schrecklichen Erfahrungen in dem Gefängnis, mochte es ihm vielleicht gelingen Beides zu erreichen, trotz Kerker und Kerkermeister.

Mit glühendem Hirn und schwerem Kopfe horchte er eifrig auf das fernere Gespräch. Es schien, als ob das Fieber, das in ihm raste, seine gröberen Sinne gefangen hielt und ihm dafür das feinste Gehör gegeben.

Er war sich bewußt, krank zu sein. Seine Knochen schmerzten, seine Hände brannten, sein Kopf hämmerte, aber er konnte deutlich hören und er konnte über das, was er hörte, nachdenken.

»Aber wir können ohne das Mädchen nichts machen,« sagte Gabbett. »Sie muß die Wache besorgen und uns das Wort geben.«

Die bleichen Züge der Krähe belebten sich etwas und er grinste schlaue. »Alter Handelsmann! Hört wie der Kaperer spricht,« sagte er.

»Als ob er die Weisheit Salomons geschluckt hätte. Seht hier.«
Damit zeigte er ein schmutziges Stückchen Papier, über das seine Gefährten eifrig die Köpfe beugten.

»Wo hast Du es her?«

»Gestern Nachmittag stand Sara aus dem Hinterdeck und warf den Möwen Brotkrumen hin. Da sah ich, daß sie scharf nach mir blickte. Endlich kam sie ganz nahe an die Barrikade und warf Krumen nach unserer Seite in die Höhe. Nach einer Weile kam ein ziemlich dickes Stück herüber, rund gedrückt und fiel gerade vor meine Füße. Das steckte ich ein. Inwendig war dieser Zettel.«

»Ach,« sagte Gabbett, — »das ist vernünftig. Lies es Jemmy.«

Die Handschrift war, wenn auch weiblich, so doch fest und deutlich. Sara hatte augenscheinlich an den Bildungsgrad ihrer Freunde gedacht und so geschrieben, um ihnen nicht zu viel Mühe beim Lesen zu verursachen.

»Alles ist in Ordnung. Paßt auf, wenn ich morgen Abend beim dritten Glas heraufkomme. Wenn ich mein Taschentuch fallen lasse, so geht an's Werk zu der Stunde, die bestimmt ist. Die Wache wird in Sicherheit sein.«

Rufus Dawes, dessen Augenlider zufielen und dessen Glieder von fürchterlicher Müdigkeit fast gelähmt waren, horchte begierig auf jedes Wort. Sara Purfoy war im Bündniß mit den Gefangenen, war selbst die Frau oder die Geliebte Eines derselben. Sie war mit dem Plan an Bord gekommen ihn zu befreien, und dieser Plan sollte jetzt in's Werk gesetzt werden. Er hatte von den Gräueln gehört, welche Meuterer begangen, die vom Erfolg begünstigt waren.

Eine Geschichte dieser Art nach der andern hatte oft die entsetzlichste Lustigkeit in dem Gefängnisse hervorgerufen. Er kannte den Charakter der drei Schurken, die, nur durch eine zweizöllige Planke von ihm getrennt, über ihre Aussicht auf Befreiung und Rache scherzten. Obgleich er sich wenig mit seinen Gefährten zu schaffen machte, so wußte er doch, was diese, seine Kajütskameraden, ausrichten würden, wenn sie ihre Rache an den Kerkermeistern ausließen.

Zwar war das Haupt dieses schrecklichen Bundes, John Rex, der

Fälscher, nicht dabei, aber seine beiden Gehilfen, der Straßenräuber und der Ausbrecher, waren da und der schwächliche Mann, Krähe genannt, der freilich nicht den Kopf seines Meisters hatte, ersetzte seinen Mangel an starken Muskeln und an Kraft durch eine katzenartige Schlaueit und durch eine teuflische Behendigkeit und Geschicklichkeit, der nichts gleich kam. Und mit einem so mächtigen Verbündeten draußen, wie dies falsche Kammermädchen, war die Aussicht aus Erfolg sehr bedeutend. Es waren ihrer hundertundachtzig Deportierte und nur fünfzig Soldaten. Wenn der erste Schlag Erfolg hatte — und Sara's Vorsichtsmaßregeln ließen das erwarten, so war das Schiff in ihrer Gewalt.

Rufus Dawes dachte an das kleine, blonde Mädchen, das ihm so voller Vertrauen entgegen gelaufen war und schauderte.

»Nun,« sagte die Krähe, spöttisch lachend, »sieht das nun danach aus, als ob das Mädchen uns eine Nase dreht?«

»Nein,« sagte der Riese und streckte seine Arme aus, wie man sich wohl in der Sonne zu dehnen pflegt. »Das ist recht, das ist gut. Das ist eine Sache!«

»England! — Heimath! — Schönheit,« rief Vetch mit pathetischer Geberde, die so lächerlich wenig zu der Sache paßte, von der die Rede war.

»Du möchtest wohl wieder nach Hause, — nicht so, alter Herr, wie?«

Gabbett wandte sich ärgerlich zu ihm. Seine niedrige Stirn gerunzelt, wie in wüsten Erinnerungen.

»Du,« sagte er.

»Du denkst wohl die Kette ist ein Vergnügen? Aber ich bin da gewesen; ich kenne die Geschichte und weiß, was es heißt.«

Sie waren einige Minuten still. Der Riese schien in düstere Gedanken versunken zu sein und die beiden Andern tauschten bezeichnende Blicke. Gabbett war zehn Jahre in der Strafkolonie von Macquarie Harbour gewesen und er theilte Keinem seiner Gefährten seine Erfahrungen mit. Wenn er sich in solche Erinnerungen vertiefte, so überließen ihn seine Freunde gewöhnlich sich selbst. Rufus Dawes verstand das plötzliche Schweigen nicht.

Er horchte angestrengt, alle seine Sinne waren auf's Aeufferste angespannt, so ergriff ihn diese plötzliche Unterbrechung der Unterhaltung. Alte Artilleristen sagen, daß wenn sie Tage lang in den Schanzgräben an das fortwährende Donnern der Kanonen sich gewöhnt haben, sie bei einer plötzlichen Pause im Feuern fast einen Schmerz empfinden. Etwas Aehnliches empfand Rufus jetzt. Seine Fähigkeit zu hören und zu denken, auf's Höchste gespannt, versagte jetzt den Dienst. Es war, als ob ihm jede Stütze plötzlich genommen wäre. Die Anregung von außen fehlte plötzlich und so versagten ihm seine Sinne. Er fühlte, wie das Blut ihm in die Augen und in die Ohren schoß. Er machte irgend eine übernatürliche Anstrengung, um sein Bewußtsein zu bewahren, aber mit einem schwachen Schrei, den er nicht unterdrücken konnte, fiel er zurück und schlug mit dem Kopf gegen die Ecke der Koje.

Das Geräusch war von dem Straßenräuber vernommen worden. Es war Jemand in der Koje. Die Drei sahen einander in die Augen mit der Angst der Schuldigen, dann stürzte Gabbett um die Bohlenwand herum.

»Es ist Dawes,« sagte der Schnüffler. »Wir hatten ihn vergessen.« »Er wird zu uns gehören, Kamerad, — gewiß,« rief Vetch, der Blutvergießen fürchtete. Gabbett stieß einen fürchterlichen Fluch aus, stürzte sich auf den Unglücklichen und zog ihn mit dem Kopf voran auf den Boden. Der plötzliche Schwindel, der Rufus erfaßt hatte, rettete sein Leben. Der Räuber faßte mit einer sehnigen Hand in sein Hemde und die Knöchel ihm in den Puls drückend, wollte er eben einen Schlag führen, der ihn für immer still gemacht hätte, als Vetch ihm in den Arm fiel. »Er hat geschlafen. Schlage ihn nicht. Er ist noch nicht aufgewacht!« Andre sammelten sich im Kreise. Der Riese ließ los, eher der Deportierte stöhnte nur ein wenig und dann fiel sein Kopf wie leblos auf die Schulter.

»Du hast ihn todt gemacht,« schrie Einer.

Gabbett blickte noch ein Mal in das dunkelrothe Gesicht und auf die Stirn voller Schweißtropfen, dann sprang er plötzlich auf und rieb seine rechte Hand, als wenn etwas daran klebte.

»Er hat das Fieber!« brüllte er mit entsetztem Gesicht.

»Was?« schrieen zwanzig Stimmen.

»Das Fieber ihr, grinsenden Narren,« rief Gabbett. »Ich habe das schon früher gesehen. Der Typhus ist an Bord und er ist der vierte Mann, der ihn hat.«

Der Kreis der wilden Gesichter, die eifrig auf die zu erwartende Schlägerei geblickt hatten, wurde größer und größer, als dies Allen etwas unverständliche, aber entsetzliche Wort gesprochen wurde. Es war, als ob eine Bombe zwischen sie gefallen wäre. Rufus Dawes lag schwer athmend, aber ganz bewegungslos auf dem Boden. Die wüsten Gesellen starrten den Körper an. Das Gerücht verbreitete sich schnell durch das Gefängnis und Jeder beugte sich zu ihm nieder, um ihn prüfend zu betrachten. Plötzlich stieß Rufus einen tiefen Seufzer aus, drehte sich um, richtete sich etwas auf, indem er sich auf seine Arme stützte und versuchte zu sprechen. Aber kein Laut kam aus seinen krampfhaft verzogenen Lippen hervor.

»Es ist vorbei mit ihm,« sagte der Schnüffler roh. »Er hat nichts gehört, darauf will ich wetten. Das Geräusch der schweren Riegel, welche zurückgeschoben wurden, unterbrach die Leute. Die erste Abtheilung kam vom Deck herunter. Die Thüre wurde ausgerissen und die in der Sonne blitzende Waffe der Schildwache warf einen Schein bis in das Gefängnis. Dieser Sonnenstrahl, der bis in stinkende, stickige Gefängnis drang, erschien wie ein Spott auf das Elend derer, die dort sich aufhielten. Es war alt ob der Himmel sie angelacht hätte.

Die Menge, plötzlich erregt durch einen Gedanken, wie oft Massen belebt und zu Handlungen antreibt, stürzten sich wie ein Mann nach der Thür. Das Innere des Gefängnisses hatte in diesem Augenblick mit allen den nach der Thür gewandten Gesichtern ein ganz andres Ansehen. Die Dunkelheit wurde so zu sagen plötzlich erhellt durch alle die hochgehobenen Hände.

»Luft! Luft! Gebt uns Luft!«

»Seht Ihr,« sagte Sanders zu seinen Gefährten. »Ich dachte wohl, daß diese Nachricht sie aufregen würde.«

Gabbett, dessen Blut beim Anblick der wilden Gesichter und der blitzenden Augen hoch aufwallte, wollte sich schon mit den Leuten

nach vorn stürzen, als Vetch ihn zurückhielt.

»Es wird sogleich vorüber sein,« sagte er. »Das ist nur ein Anfall!« Er sprach wahr. Durch den Lärm hindurch hörte man das Klirren der Waffen ; die Wachen fällten das Gewehr. Da drückten sich die Graujacken bei Seite, denn sie sahen die Flintenläufe. Es entstand eine augenblickliche Pause, dann schritt der alte Pine das Gefängnis hinab zu Rufus und kniete neben ihm nieder. Der Anblick des ihnen Allen so bekannten Mannes, der ruhig seine gewohnte Pflicht that, stellte schnell die Unterwürfigkeit wieder her, welche das Resultat enger Disziplin ist. Die Deportierten krochen zurück in ihre Kojen, oder liefen, um dem ‚Doktor zu helfen, wobei sie sich ganz ungewöhnlich gehorsam anstellten. Das Gefängnis war wie ein Schulzimmer in das plötzlich der Schullehrer eingetreten.

»Zurück, Ihr Jungen! Hebt ihn auf, zwei von Euch, und tragt ihn an die Thür. Der arme Kerl thut Euch keinen Schaden!«

Seine Befehle wurden erfüllt und der alte Mann wartete, bis sein Patient draußen in Empfang genommen war, dann hob er die Hand, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und sagte: »Ich sehe, daß Ihr schon wißt, was ich Euch sagen wollte. Das Fieber ist ausgebrochen. Der Mann hat es bekommen. Es wäre dumm, wenn man dächte, daß es sonst Niemand bekommen würde. Ich kann es vielleicht selbst bekommen. Ihr liegt hier sehr eng, das weiß ich, — aber Kinder, ich kann es nicht ändern. Ich habe das Schiff nicht gemacht, das wißt Ihr.«

»Hört, hört!«

»Es ist sehr schlimm, aber Ihr müßt Euch ordentlich und ruhig verhalten und es wie Männer tragen. Ihr wißt, was Disziplin bedeutet, und daß es nicht in meiner Macht steht, sie zu ändern. Ich werde zu Eurem Besten thun was ich kann, und ich hoffe nur, Ihr werdet mir beistehen.«

Und sein graues Haupt stolz erhebend, ging der brave, alte Mann durch die Reihen entlang aus der Thür hinaus, ohne nach rechts oder links zu blicken.

Er hatte grade genug gesagt und erreichte die Thüre, während die Leute ihm zuriefen: »Hört, hört! Bravo! Hoch dem Doktor!« u.s.w. Als

er hinaus war, athmete er tief auf. Er hatte eine heiklige Aufgabe gelöst, das wußte er.

»Hör' nur,« brummte der Schnüffler aus seinem Winkel, »sie geben dem Blutsauger ein Hurrah!«

»Warte nur,« erwiderte der klügere Jemmy. »Gib ihnen nur Zeit. Ehe die Nacht vorüber ist, haben's noch drei oder vier in den Knochen und dann wollen wir sehen!«

Achtes Capitel.

Eine gefährliche Krisis.

Spät am Nachmittage erwachte Sara Purfoy von ihrem unruhigen Schlummer.

Sie hatte von der That geträumt, die sie ausführen wollte und war glühend heiß und fieberte. Sie dachte wohl an die Folgen, welche der Erfolg oder das Fehlschlagen ihres Unternehmens haben würde und sie faßte sich zusammen, wusch ihr Gesicht und ihre Hände und ging so ruhig, wie es ihr nur irgend möglich war, auf das Hinterdeck hinauf. Nichts hatte sich seit gestern verändert. Die Waffen der Schildwachen blitzten ebenso in dem erbarmungslosen Sonnenschein, das Schiff rollte und knarrte, auf den breiten Wogen sich schaukelnd und die Hürde der Gefangenen auf dem unteren Vorderdeck war eben so belebt wie sonst. Dieselben matten, traurigen Gestalten saßen und standen dort wieder in denselben verschiedenen Stellungen. Selbst Mr. Maurice Frere, der sich von seinen nächtlichen Anstrengungen ausgeruht hatte, lag grade wieder in derselben Stellung auf dem zusammengerollten Tau.

Und doch hatte das Auge eines scharfen Beobachters einen Unterschied entdecken können in dieser äußerlichen Gleichheit. Der Mann am Ruder blickte eifriger als sonst auf den Horizont und spie in das rauschende, ungesund düster aussehende Wasser mit niedergeschlagenerer Miene als sonst. Die Angelleinen hingen noch eben so von den Katzenköpfen herunter, aber Niemand sah danach. Die Soldaten und Matrosen, welche zu Zweien und Dreien auf dem Vorder-Kastell beisammen saßen, schienen nicht einmal Lust zum Rauchen zu haben, sondern starrten einander düster und verstimmt an. Vickers saß in der Kajüte und schrieb; Blunt war in seiner Kajüte und Pine war unter ihm mit zwei Tischlern beschäftigt, einige Verbesserungen für das Hospital zu treffen. Das Geräusch von Axt und Hammer klang düster in die Kajüte der Soldaten hinüber. Es

war, als ob sie einen Sarg machten.

Im Gefängnis war es auffallend ruhig; es herrschte die Stille dort, die dem Gewitter vorangeht und die Deportierten auf Deck erzählten sich keine Geschichten heute, lachten nicht über zweideutige Witze, sondern saßen düster und schweigsam bei einander, als ob sie auf etwas warteten. Drei Mann waren krank geworden: zwei Gefangene und ein Soldat waren der Krankheit verfallen, seit Rufus Dawes in's Hospital gebracht worden. Obgleich sich bis jetzt noch grade kein panischer Schrecken verbreitet hatte, so war doch dem Gesicht jedes Einzelnen — Soldaten, Matrosen oder Gefangenen ein eigenthümlicher Ausdruck der Erwartung ausgeprägt, als ob Alle daran dächten, wer nun zunächst an der Reihe sein würde. Ein fürchterlicher Schatten war auf das Schiff gefallen, das wie ein verwundetes Thier ruhelos von einer Seite zur andern schwankte über der durchsichtigen Tiefe des stillen, weiten Meeres.

Der Malabar war wie in eine elektrische Wolke eingehüllt, deren düstere Schwere durch einen einzigen Funken in ein Feuermeer verwandelt werden konnte.

Die Frau, welche in ihrer Hand die beiden Enden der Kette hielt, welche den Funken hervorbringen sollte, kam auf das Deck und nachdem sie sich umgeblickt hatte, lehnte sie sich gegen das Schanzbord und blickte hinunter in die Barrikade. Wie schon gesagt wurde, standen und saßen die Gefangenen zu Vieren und Fünfen beisammen und ihr Blick lenkte sich auf eine besondere Gruppe. Drei Männer, nachlässig gegen die Schanzkleidung gelehnt, bewachten jede ihrer Bewegungen.

»Da ist sie; — ganz richtig,« sagte der praktische Schnüffler.

»Geduld ist eine Tugend, mein sehr edler Knöchler,« sagte die Krähe mit einer Gleichgültigkeit, die nur geheuchelt war. »Gebt dem Mädchen Zeit.«

»Verdammt, wenn ich noch länger warte,« sagte der Riese und biß sich in seine dicken, blauen Lippen. Hier wird man so Tag für Tag hingehalten und muß nach der Pfeife der Dirne tanzen, wie ein abgerichteter Hund. Das Fieber ist an Bord und wir haben Alles bereit. Wozu noch warten? Zeichen oder keine Zeichen, — ich bin

dafür, das Geschäft anzufassen! — Da seht,« fügte er hinzu, als die Gestalt von Maurice Frere an der Seite des Kammermädchens erschien und die Beiden auf dem Deck zusammen umkehrten.

»Es ist Alles in Ordnung, Du verdammter Kerl ,« schrie die Krähe, die Geduld verlierend über seinen hartnäckigen, dummen Kameraden. »Wie kann sie uns das Zeichen geben, wenn sie den Kerl neben sich hat?« Gabbett's einzige Antwort auf diese Frage war ein wildes Grunzen und eine erhobene, geballte Faust, die Mr. Vetch in großer Eile in die Flucht schlug. Der Riese folgte ihm nicht und Vetch, seine Arme übereinander schlagend, nahm eine Stellung verächtlicher Ueberlegenheit an und wandte Sara Purfoy seine Aufmerksamkeit zu. Sie schien ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit zu sein, denn in diesem Augenblick lief ein junger Soldat die Vorderkasteltreppe hinauf und richtete gespannt seinen Blick auf sie. Maurice Frere war hinter ihr her gegangen und hatte ihre Schulter berührt. Seit ihrer Unterhaltung am vorigen Abend, hatte er sich vorgenommen, er wolle sich nicht länger narren lassen. Das Mädchen spielte augenscheinlich mit ihm und er wollte ihr zeigen, daß er das nicht länger duldete.

»Nun Sara?«

»Nun, Mr. Frere?« sagte sie, ließ ihre Hand herunter hängen und wandte sich lächelnd zu ihm.

»Wie gut sehen Sie heute aus, ganz reizend!«

»Das haben Sie mir schon recht oft gesagt,« sprach sie und schmollte. »Haben sie mir gar nichts Neues zu sagen?«

»Nur, daß ich Sie liebe.« Dies wurde sehr leidenschaftlich herausgestoßen.

»Das ist auch nichts Neues. Das weiß ich.«

»Verdammt, Sara, was soll ich denn thun?« Seine Verderbtheit ließ ihn ganz im Stich. »Wozu spielen Sie immer Versteck mit mir ?«

»Sie sollten sich besser helfen können in solcher Lage, Mr. Frere. Ich habe Sie nicht gebeten, sich in mich zu verlieben. Wenn Sie mir nicht gefallen, ist das etwa nicht Ihr Fehler ?«

»Was meinen Sie ?«

»Sie Soldaten, Sie haben an so viele andre Dinge zu denken, an Wachen und Inspektion und Schildwachen und Andres und haben gar keine Zeit für unsereins übrig.«

»Keine Zeit übrig,« rief Frere. »Verdammt, Sie haben nichts für mich übrig. Ich wäre schnell genug dabei, wenn das Alles ist ?«

Sie senkte ihre Blicke und ein bescheidenes Erröthen flog über ihre Wangen. »Ich habe so viel zu thun,« sagte sie. »So viele Augen sehen auf mich; ich kann mich nicht rühren, ohne daß es bemerkt wird,« flüsterte sie.

Sie hob ihr Gesicht und um ihren Worten mehr Nachdruck zu geben, blickte sie rings auf dem Deck umher. Ihr Blick traf den des jungen Soldaten auf dem Vorderkastell und wenn die Entfernung auch zu groß war, um die Züge zu unterscheiden, so erkannte sie doch, daß es Miles und daß er eifersüchtig war.

Frere lächelte entzückt über ihre veränderte Manier und näherte sich ihr mehr und mehr und flüsterte etwas in ihr Ohr. Sie that, als ob sie erschrecke und wechselte bei der Gelegenheit einen Blick mit der Krähe.

»Ich will um acht kommen,« sagte sie mit bescheiden abgewandtem Gesicht.

»Um acht Uhr ist Ablösung,« sagte er mahnend.

Sie warf ihren Kopf zurück . . . »Gut, dann sehen Sie nach Ihrer Ablösung; ich mache mir nichts daraus.«

»Aber Sara, bedenke —«

»Als wenn man bedenkt, wenn man liebt.« rief sie und warf ihm einen brennenden Blick zu, der in der That auch kältere Männer als Frere erweicht hätte.

— Also sie liebte ihn! Was für ein Narr, wenn er sie jetzt zurückwies. Das Erste war doch, daß sie einwilligte zu kommen. Wie seine Pflicht mit seinem Vergnügen in Einklang zu bringen wäre, das konnte er ja noch immer überlegen.

Ueberdies konnte die Ablösung auch dies eine Mal ohne seine Revision fertig werden.

»Gut, also um acht, Liebste.«

»Still,« sagte sie.

»Hier kommt der dumme Kapitain.«

Und da Frere sie verließ, wandte sie sich um und ihre Augen fest auf die Barrikade der Deportierten gerichtet, ließ sie ihr Taschentuch, das sie in der Hand hielt, grade über die Hinterdeckreeling fallen. Es fiel genau vor die Füße des verliebten Kapitains und mit schnellem Blick auf sie, hob es der würdige Herr auf und brachte es ihr.

»O danke, Kapitain Blunt,« sagte sie und ihre Augen sagten mehr, als ihre Zunge.

»Haben Sie das Laudanum genommen ?« flüsterte Blunt mit Augenblinken.

»Etwas,« sagte sie. »Ich will heute Abend die Flasche zurückbringen.«

Blunt ging davon, lustig pfeifend und begrüßte Frere mit einem Schlag auf den Nacken. Die Beiden lachten, Jeder über seine eignen Gedanken, aber ihr Gelächter ließ ihre ganze Umgebung noch trostloser erscheinen als vorher.

Sara Purfoy blickte nach der Barrikade und sah, daß die drei Männer ihre Stellung verändert hatten. Sie waren wieder zusammen, aber die Krähe hatte ihre Mütze abgenommen und hielt dieselbe mit einer Hand in Armeslänge von sich fort, während er seine Stirn mit der andern Hand wischte. Ihr Zeichen war gesehen worden. Während dieser Zeit lag Rufus Dawes, der in's Hospital gebracht war, flach auf seinem Rücken und starrte auf die Decke über sich und versuchte, sich an etwas zu erinnern, das er sagen wollte. Als die plötzliche Ohnmacht, welche der Anfang seiner Krankheit war, ihn überfiel, erinnerte er sich, aus seiner Koje gerissen zu sein. Wütende Gesichter hatten ihn angesehen und irgend eine Gefahr hatte ihm gedroht.

Er erinnerte sich, daß, als er so da gelegen im halben Fiebertraum, er irgend etwas gehört habe, das von der größten Wichtigkeit für ihn und das Schiff, — aber was es gewesen, war ihm gänzlich entschwunden. Vergebens versuchte er, es sich zurückzurufen, vergebens suchte er sich, vermöge seines Willens, im heftigsten Kampfe mit dem Delirium, das seine Sinne fesselte,

Worte oder Gedanken zurückzurufen. Alles entschlüpfte ihm wieder, sowie er es zu fassen glaubte. Er fühlte sich wie erdrückt von dem Gewicht dieser halben Erinnerungen.

Er wußte, daß eine schreckliche Gefahr ihn bedrohe; er wußte, daß wenn er nur zehn Minuten hinter einander klar denken könne, er solche Auskunft geben würde, die ihn und das Schiff aus dieser Gefahr erretten sollte. Aber er lag da mit heißem Kopfe, trocknen Lippen und schwachem Körper und fühlte sich wie verzaubert. Er konnte weder Hand noch Fuß bewegen. Der Platz, wo er lag, war nur schwach erleuchtet. Pine hatte eine Art von Leinwandzelt erfunden, das vor der Thür hing, so daß die Sonne nicht in die Kabine scheinen konnte. Dies Zelt nahm fast alles Licht fort. Er konnte nur grade die Decke über seinem Kopf sehen und drei andre Kojen unterscheiden, die der Seinen ähnlich waren. Das einzige Geräusch, das die Stille unterbrach, war der gurgelnde Ton des Wassers unter dem Schiff und das Klopfen von Pine, der neue Krankenabtheilungen zurecht zimmerte. Bald hörte auch das Klopfen auf und Rufus unterschied jetzt das Stöhnen und Aechzen der andern Kranken, die mit ihm in derselben Kajüte lagen, — ein Zeichen, daß seine Gefährten noch lebten.

Plötzlich rief eine Stimme: »Freilich sind seine Wechsel vierhundert Pfund werth; aber lieber Herr, vierhundert sind für einen Mann in meiner Lage nichts nutze. Ich habe vierhundert Pfund für eine Laune von meiner Sara ausgegeben. Ist das Recht, Du Jezabel? Sie ist ein gutes Mädchen, ein sehr gutes Mädchen. Mrs. Lionel Crofton von Croft von Seven-Oaks-Kent-Seven-Oaks-Kent-Seven-Oaks.«

Ein Lichtstrahl brach in Rufus gequältes Gehirn. Der Mann war John Rex, sein Gefährte. Mit Anstrengung rief er:

»Rex!«

»Ja, ja, ich komme; seid nur nicht so eilig. Die Schildwache ist ganz sicher und die Haubitze steht nur fünf Schritte von der Thür. Ein Sturm auf Deck und das Schiff ist unser — Burschen! Nein meines ist es, mein und meiner Frau gehört's. Mrs. Crofton von Seven-Oaks, nein — Croft von Oaks, nein Sara Purfoy,

Kammermädchen und Wärterin — ha — ha — Kammermädchen, — Wärterin!«

Dieser letzte Satz war der Schlüssel zu dem Labyrinth, in dem Rufus in seinem vom Fieber gequälten Zustande umhergewandert war. »Sara Purfoy.« Jetzt war ihm plötzlich jedes Wort der Unterhaltung gegenwärtig, die er belauscht hatte und wie dringend war es, daß er augenblicklich die Verschwörung entdeckte, die das Schiff bedrohte.

Wie diese Verschwörung in's Werk gesetzt werden sollte, daran dachte er weiter nicht. Er war sich nur bewußt, daß er an dem Rande des Deliriums schwebte, und daß er seine Mittheilung machen mußte, ehe sein Bewußtsein ganz verloren ging.

Er machte einen Versuch aufzustehen, aber seine Glieder versagten ihm vollständig den Dienst. Er wollte sprechen, aber seine Zunge klebte am Gaumen und seine Kinnladen waren nicht zu öffnen. Er konnte keinen Finger rühren und keinen Ton hervorbringen. Die Bretter über seinem Kopf schienen hin und her zu schwanken und die ganze Kajüte, wirbelte im Kreise herum, während der Lichtschein zu seinen Füßen auf und nieder flackerte wie das Licht einer Kerze. Er schloß seine Augen mit einem tiefen Seufzer der Verzweiflung und er ab sich in sein Schicksal. In diesem Augenblick hörte das Zaudern auf und die Thür öffnete sich. Es war sechs Uhr und Pine war gekommen, um noch einen Blick aus seine Patienten zu werfen. Es war noch Jemand bei ihm, denn eine freundliche, etwas gemessene Stimme sprach von der mangelhaften Einrichtung und der »Nothwendigkeit, der absoluten Nothwendigkeit, sich nach den Königlichen Anordnungen zu richten.«

Der ehrliche Vickers, obgleich er in Todesangst wegen seines Kindes schwebte, wollte in nichts seine Pflicht versäumen und war gekommen, um die Kranken zu besuchen. Freilich wußte er, daß er dieses Besuches wegen, sein eigenes krankes Kind nicht sehen durfte. Mr. Vickers hatte oft in den Garnisonsgesellschaften sich selbst beklagt und bedauert, weil »der gute John solch ein Sklave der Disziplin und des Dienstes sei.«

»Hier sind sie,« sagte Pine. »Ihrer sechs. Dieser Mann,« dabei

ging er zu Rex heran, »ist am schwersten krank. Wenn er nicht eine Constitution wie ein Pferd hätte, würde er diese Nacht nicht mehr überleben.« »Drei, achtzehn, sieben, vier,« murmelte Rex, »trage Einen. Ist das eine Beschäftigung für einen Herrn? Nein Herr. Gute Nacht mein Lord, gute Nacht! Höre es schlägt neun, fünf sechs, acht! Ihr habt Eure Vergnügen gehabt und könnt Euch nicht beklagen.« »Ein gefährlicher Kerl,« sagte Pine, mit der hochgehobenen Laterne. »Ein sehr gefährlicher Kerl, — das heißt — das war er. Sehen Sie sich den Platz an; es ist ein wahres Rattenloch. Was soll man aber machen?« »Lassen Sie uns auf Deck gehen,« sagte Vickers schauernd. Rufus Dawes fühlte den Angstschweiß in großen Tropfen auf seiner Stirn stehen. Sie ahnten nichts. Sie gingen wieder fort. Er *muß* sie warnen. Und mit übermäßiger Anstrengung wendet er sich in seine Koje herum und streckt die Hand weit aus seiner Decke heraus. »Hallo, was ist das?« ruft Pine und bringt ihm die Laterne näher. »Liegt still, Mann. Wasser, — ja — ja; da nehmt!« Und er hält den Becher an die trockenen, schwarzen Lippen. Der kühle Trunk befeuchtete ihm den trockenen Gaumen und der Deportierte machte eine letzte Anstrengung, um zu sprechen. »Sara Purfoy — heute Nacht — Gefängnis — Meuterei!!« Das letzte Wort, in der verzweifelnden Anstrengung des Unglücklichen fast herausgeschrien, bringt John Rex wieder etwas zum Bewußtsein. »Still,« ruft er. »Bist Du es Jemmy? Sara hat Recht. Wartet bis sie das Zeichen gibt?«

»Er phantasiert,« sagt Vickers. Pine schüttelt den Deportierten an den Schultern. »Was sagst Du mein Mann? Eine Meuterei unter den Gefangenen?«

Rufus Dawes machte mit festgeschlossenen Händen und offenem Munde da liegend eine neue Anstrengung um wenigstens bejahend zu nicken, denn er war unfähig zu sprechen, — aber sein Kopf fiel auf seine Brust. Im nächsten Augenblicke schon schwanden das flackernde Licht, das düstere Gefängnis, das angstvolle Gesicht des Doktors und das erstaunte Gesicht von Vickers vor seinen umnachteten Sinnen. Er sah, wie die beiden Männer sich anstarrten in Unruhe und Zweifel, und dann schwamm er dahin auf dem kühlen,

dunklen Strom seiner Kindheit und wollte mit Sara Purfoy und Lieutenant Frere zusammen eine Meuterei anstiften, um sich des Hydaspes zu bemächtigen, der im alten Hause zu Hampstead lag.

Neuntes Capitel.

Die Waffen einer Frau.

Die Beiden, welche das schreckliche Geheimnis entdeckt hatten, hielten Rath mit einander. Vickers wollte die Wachen aufrufen und den Gefangenen ankündigen, daß eine Verschwörung entdeckt sei, aber Pine, der sich besser auf Deportiertenschiffe verstand, verwarf dies gänzlich. »Sie kennen die Burschen nicht so gut, wie ich sie kenne,« sagte er.

»Zuerst ist es auch möglich, daß gar keine Meuterei beabsichtigt ist. Vielleicht ist die ganze Geschichte eine Albernheit von dem Burschen, dem Dawes und wenn wir erst den Kerls den Gedanken an eine Meuterei in den Kopf setzen, so ist gar nicht zu sagen, was noch geschieht.«

»Aber der Mann schien ganz fest und seiner Sache sicher zu sein,« sagte der Andre. »Er erwähnte auch meiner Frau Mädchen.«

»Und wenn er es that? Ich glaube, daß er wahr gesprochen hat. Ich konnte niemals den Blick des Mädchens leiden. Aber wenn wir ihnen sagen, daß wir dies Mal ihr Vorhaben entdeckt haben, so wird sie das nächste Mal nicht abhalten, es wieder zu versuchen. Wir kennen ja auch ihren Plan nicht.« *Wenn* es eine Meuterei ist, so kann das halbe Schiff dabei betheilt sein. Nein, Kapitain Vickers, ich habe als Oberarzt unser Handeln zu bestimmen. Sie wissen, daß — — «

»Daß den Königlichen Befehlen gemäß, Sie mit der vollen Macht betraut sind,« unterbrach ihn Vickers, der in solchen Fällen stets der Disziplin dachte. »Natürlich ich erlaubte mir nur anzudeuten. Ich weiß nichts von dem Mädchen, als daß sie ein gutes Zeugniß von ihrer letzten Herrschaft brachte — einer Mrs. Crofton, glaube ich — so war der Name. Wir waren froh, überhaupt Jemand für die Reise zu bekommen.«

»Gut,« sagte Pine. »Hören Sie. Voraus gesetzt, wir sagen diesen

Schurken, daß ihre Absicht, wie sie auch gewesen sein mag, uns bekannt ist. Gut. Sie werden völlige Unwissenheit heucheln und ein andres Mal dasselbe wieder versuchen, wovon wir dann vielleicht nichts wissen. Auf alle Fälle wissen wir bis jetzt gar nichts von der Art der Verschwörung und kennen die Anführer nicht. Lassen Sie die Wachen verdoppeln und die Soldaten ruhig antreten. Lassen Sie Fräulein Sara thun was ihr gefällt, und wenn die Meuterei ausbricht, ersticken wir sie in der Knospe! Stecken alle Kerls, die dabei sind, in Eisen und übergeben sie den Behörden in Hobart-Town, sobald wir ankommen. Ich bin nicht grausam, Herr, aber wir haben eine Ladung wilder Thiere an Bord und wir müssen vorsichtig sein.«

»Aber Mr. Pine, haben Sie auch den Verlust an Menschenleben dabei in Anschlag gebracht? Ich möchte wirklich — in der That, — ein menschlicheres Verfahren. — Vorbeugen, — wissen Sie. — «

Pine wandte sich mit der grimmigen, kalten Art an ihn, die ihm zur Natur geworden »Haben sie denn die Sicherheit des Schiffes gedacht, Kapitain Vickers? Sie wissen oder haben wenigstens davon gehört, was für unerhörte Dinge bei diesen Meutereien vorkommen. Haben Sie daran gedacht, was das Schicksal der Soldatenfrauen sein wird? Haben Sie an Ihre eigene Frau und an Ihr Kind gedacht.«

Vickers schauderte.

»Machen Sie, wie Sie denken, Mr. Pine. Sie verstehen es besser. Aber schonen Sie so viele Leben wie möglich.«

»Sein Sie ruhig, Sir,« sagte der alte Pine. »Ich thue es zum Besten Aller, — bei meiner Seele! Sie wissen nicht, was für Leute Deportierte sind oder vielmehr, wozu sie das Gesetz gemacht hat, — doch — « .

»Arme Menschen,« sagte Vickers, der gleich manchen Kriegshelden ein zartfühlendes Herz hatte. »Güte vermöchte viel bei ihnen, immerhin sind sie unsre Mitmenschen.«

»Ja das sind sie. Aber wenn Sie das Argument brauchen wollen, wenn die Leute das Schiff genommen haben, dann werden Sie nicht weit damit kommen. Lassen Sie mich machen, Herr und um's Himmelswillen, sagen Sie Niemand etwas. Unser Leben hängt vielleicht an einem Wort.«

Vickers versprach es und hielt sein Versprechen. - Er speiste mit Blunt und Frere und plauderte fröhlich mit ihnen, schrieb aber einen Zettel an seine Frau, daß, was sie auch immer hören möge, sie nicht aus ihrer Kajüte gehen solle, bis er zu ihr käme. Er wußte, daß sie, trotz ihrer Thorheiten, einem so gefaßten Befehl von ihm nicht ungehorsam sein würde. Nach der Gewohnheit auf den Gefangenschiffen, wurden die Wachen alle zwei Stunden abgelöst und um sechs Uhr Abends wurde die Hinterdeckwache auf dem Quarterdeck aufgestellt, und die Waffen, welche bei Tage oben auf den Waffenkisten lagen wurden Nachts auf einem Reck aufgestellt, das auf dem Quarterdeck angebracht war. Frere erhielt keine Mittheilung und Vickers selbst befahl, daß sämmtliche Soldaten mit Ausnahme derer, die am Tage auf Wache gewesen waren, antreten sollten und verbot jede Mittheilung nach dem oberen Deck hin. An die Thür der Barracke stellte er als Schildwache seinen eignen alten Diener, einen Soldaten, auf dessen Treue er sich vollkommen verlassen konnte. Dann verdoppelte er die Wachen, nahm selbst die Schlüssel des Gefängnisses von dem Offizier in Verwahrung, der sie sonst aufzubewahren hatte und ließ die Haubitze auf dem unteren Deck mit Kartätschen laden. Um drei Viertel aus sieben faßten er und Pine Posten an dem Weg zur großen Luke und waren Beide entschlossen, bis zum Morgen zu wachen.

Ein Viertel nach Sieben hätte Jeder, der in Kapitain Blunts Kajüte hineinblickte, ein sehr sonderbares Schauspiel gehabt. Der tapfere Kommandeur saß auf seinem Bett mit einem Glas Rum und Wasser in der Hand und Mr. Vickers hübsches Kammermädchen saß auf einem niedrigen Stuhl an seiner Seite. Auf den ersten Blick konnte man bemerken, daß der Kapitain ganz betrunken war. Sein graues Haar hing nach allen Richtungen hin in Strähnen über sein rothes Gesicht und er blinkte und nickte wie eine Eule im Sonnenschein. Er hatte bei Tisch mehr Wein als gewöhnlich getrunken und hatte jetzt sogar die Rumflasche vor sich, um nach Tische noch einen ruhigen Schluck zu nehmen, als der Gegenstand seiner Liebe, das Opfer seiner Reize durch die nur angelehnte Thür schlüpfte und ihn bald dazu bewog, weiter zu trinken.

»Komm, Sara,« stammelte er. »Das ist Alles recht schön, aber Du brauchst nicht so stolz zu sein, mein Herz. Ich bin nur ein einfacher Seemann. sehr — sehr einfach Sara. Phineas Blunt, Kommandeur des Malabar. — Das ist doch gesprochen — he?« Sara lachte ein wenig und schob ihren hübschen Fuß vor. Der verliebte Phineas bog sich vor und versuchte ihre Hand zu nehmen.

»Du liebst mich und ich — ich liebe Dich, Sara. Und ein liebes süßes Geschöpf bist Du, gib einen Kuß Sara.«

Sara stand auf und ging nach der Thür.

»Was ist das? Fortgehen? Sara gehe nicht.« Und er richtete sich stramm in die Höhe und mit dem Glas Grog in der Hand, fürchterlich hin und herfuchtelnd, näherte er sich ihr.

Die Schiffsglocke schlug sieben. Jetzt oder nie war es Zeit. Blunt umfaßte Sie mit einem Arm und von Liebe und von Rum erhitzt, versuchte er, den begehrten Kuß zu rauben. Sie erfaßte den Augenblick und sich seiner Zärtlichkeit überlassend, zog sie aus ihrer Tasche das Laudanumfläschchen und ihre Hand über seine Schulter legend, goß sie die Hälfte des Inhalts in sein Glas.

»Du denkst, ich bin betrunken, nein, mein Liebchen.«

»Aber Sie werden es sein, wenn Sie noch mehr trinken. Jetzt trinken Sie das schnell aus und dann lassen Sie es gut sein oder ich gehe!«

Sie warf ihm einen herausfordernden Blick zu, der ihre Worte Lügen strafte und der das verdüsterte Gehirn von Blunt etwas aufhellte. Sich einen Augenblick aus seinen Hacken drehend, wobei er sich an einen Kajütsbalken festhielt, starrte er sie mit seligem, trunkenem Lächeln der Bewunderung an, dann sah er in sein Glas und von dem plötzlichen Gefühl unerfüllter Pflicht durchdrungen, stürzte er den ganzen Inhalt des Glases auf ein Mal herunter. Die Wirkung war fast augenblicklich. Er ließ das Glas fallen, wankte auf Sara zu und dann mit dem Schwanken des Schiffes selbst den Halt verlierend, fiel er auf sein Bett und schnarchte sogleich wie ein Wallfisch.

Sara Purfoy beobachtete ihn einige Augenblicke, dann blies sie das Licht aus, schritt aus der Kajüte und schloß die Thür recht fest

hinter sich zu. Dieselbe düstere Finsterniß, welche in der vorigen Nacht aus dem Schiff geherrscht hatte, hüllte auch jetzt wieder das Deck ein. Eine Laterne hing am Vorderkastell und folgte den Bewegungen des Schiffes. Das Licht an der Gefängnistür warf einen Schein durch die Luke hinauf und zu ihrer rechten brannten in der Kajüte da Oellampen. Sie blickte mechanisch hinein, ob Vickers da sei, der immer zu dieser Stunde dort zu finden, aber die Kajüte war leer. Um so besser, und ihren dunklen Mantel fester um sich ziehend, klopfte sie an Freres Thür.

Indem sie es that, schoß ein heftiger Schmerz durch ihre Stirn und ihre Knie zitterten. Mit großer Anstrengung schüttelte sie den Schwindel ab, der sie zu umfassen schien und hielt sich aufrecht. Jetzt war keine Zeit zu unterliegen.

Die Thür öffnete sich und Maurice Frere zog sie herein, »So, sind Sie da?« sagte er.

»Ja, ach, wenn mich aber Jemand gesehen hätte!«

»Gesehen. Unsinn! Wer sollte Sie gesehen haben ?«

»Kapitain Vickers, Doktor Pine, irgend Jemand.«

»Ach die. Beide sind seit Mittag schon in Doktor Pine's Kajüte. Die sind sicher.«

»In Doktor Pine's Kajüte! Diese Nachricht erfüllte sie mit einer unbestimmten Angst. Was für eine Ursache zu diesem ungewöhnlichen Verfahren. Wenn sie nun etwas argwöhnten. »Was machen sie da,« fragte sie. Maurice Frere war nicht in der Stimmung, Wahrscheinlichkeiten und Möglichkeiten zu erwägen. »Wer weiß? Ich nicht. Verdammt sollen sie sein,« fügte er hinzu. »Was geht es uns an? Wir brauchen sie doch hier nicht, Sara?« Sie schien auf etwas zu horchen und antwortete nicht.

Ihr ganzes Nervensystem war auf's Aeüßerste angespannt. Der Erfolg der Verschwörung hing von den nächsten fünf Minuten ab.

»Wonach blickst Du so starr? Sieh mich doch an? Was hast Du für Augen — und was für Haar!«

In demselben Augenblick unterbrach ein Flintenschuß die Stille. Die Meuterei hatte begonnen. Dieser Ton weckte in dem Soldaten

das Pflichtgefühl. Er sprang auf und die Arme lösend, die sich um seinen Hals geschlungen hatten, stürzte er nach der Thür. Der Augenblick, auf den die Mitschuldige der Deportierten gewartet, war gekommen. Sie hing sich mit aller acht an ihn. Ihr langes Haar berührte sein Gesicht, ihr warmer Atem strich über seine Wange, ihr herabgerissenes Kleid ließ die bebende Schulter sehen. Er wandte sich zurück, halb besiegt, halb trunken von Leidenschaft, als plötzlich die reiche Gluth ihres Antlitzes erbleichte; die Lippen wurden weiß und eine aschgraue Farbe überzog ihr Gesicht. Ihre Augen schlossen sich in Todesangst und ihn loslassend, schwankte sie auf ihren Füßen und ihre Hände ; aus die Brust drückend, stieß sie einen scharfen Angstschrei aus. Das Fieber, das sie seit zwei Tagen gepackt hatte, und das sie mit ihrem starken Willen und durch die große Aufregung in der sie sich befand, bisher niedergehalten hatte, brach in diesem wichtigen Augenblick plötzlich mit neuer Gewalt aus. Todtenbleich und krank taumelte sie an die Seite.

Ein zweiter Schuß fiel und ein heftiges Klirren von Waffen ließ sich hören. Frere überließ das unglückliche Weib , seinem Schicksal und sprang aus der Kajüte auf Deck.

Zehntes Capitel.

Das achte Glas.

Um sieben Uhr war eine ungewöhnliche Bewegung in dem Gefängnis gewesen. Die Nachricht von dem Ausbruch des Fiebers hatte in den Deportierten die Liebe zur Freiheit die während der einförmigen, langen Reise etwas geschlummert hatte, von Neuem wieder geweckt. Jetzt, nun der Tod sie bedrohte, sehnten sie sich heftig nach dem Entkommen aus dieser Gefahr, wie es doch freien Leuten möglich war. »Wir wollen hinaus,« sagten sie unter einander, »wir müssen hier sterben wie Schafe.« Düstere Gesichter und verzweifelte Blicke begegneten jedem Auge und nur zuweilen schoß ein wildes Feuer hervor, das die Nacht ein wenig aufhellte, wie wenn ein Blitz durch eine dunkelblaue Gewitterwolke fährt. Nach und nach kam Jedem, der mit seinem Kameraden sprach, der Gedanke, daß etwas gethan werden könne. Es war eine Verschwörung im Werk. Auf eine unbegreifliche Weise war die Nachricht verbreitet, daß sie von ihren Banden befreit werden sollten und daß Einige unter ihnen ihre Freiheit gewinnen wollten. Das Zwischendeck war sehr schweigsam über diese Sachen, aber in Bewunderung und Sorge versunken. Der Einfluß dieser vorherrschenden Idee zeigte sich in einer merkwürdigen Wendung der Dinge. Die Masse, welche aus Schurkerei, Unwissenheit und vielleicht auch Unschuld zusammengesetzt war, wurde jetzt durch eine fast gemeinsame Bewegung belebt. Wahlverwandschaften zeigten sich und Gleiches gesellte sich zu gleichem wie die bunten Glasstücke und Perlen in einem Kaleidoskop stets beim Zusammenfallen eine mathematische Figur geben.

Um sieben war das Gefängnis in drei Parteien getheilt: die Verzweifelten, die Furchtsamen und die Vorsichtigen. Diese drei Parteien hatten sich in natürlicher Folge entwickelt.

Die Meuterer von Gabbett, Vetch und dem Schnüffler angeführt

hielten sich nächst der Thür; die Furchtsamen, — Knaben — alte Männer, unschuldige, elende Menschen, die auf Verdacht hin verurtheilt waren oder Landleute, welche als Diebe galten, weil sie eine Rübe ausgezogen hatten, hielten sich am hinteren Ende, in großer Furcht dicht zusammen gedrängt.

Die Vorsichtigen, das heißt, alle Uebrigen waren bereit, zu kämpfen oder zurückzuweichen, den Gefährten oder der Autorität beizustehen, je nachdem das Schicksal des Tages entscheiden würde. Sie nahmen die Mitte ein.

Die Meuterer zählten etwa dreißig und von diesen wußten kaum die Hälfte was geschehen sollte.

Die Schiffsglocke schlägt halb und als der Ruf der drei Schildwachen, die sich bis zum Quarterdeck hin anrufen, verhallt, stößt Gabbett, der mit seinem Rücken gegen die Thür lehnt, Jemmy Vetch an.

»Nun, Jemmy,« flüstert er. »Sage es ihnen.«

Das Flüstern, das die Nächststehenden gehört, verursachte tiefes Schweigen, welches sich immer weiter verbreitet, wie die gekräuselte Welle an dem See, so daß es selbst die letzten Kojen erreicht.

»Meine Herren,« sagt Jemmy Vetch, ein wenig sarkastisch in seiner Galgenmarnier, »ich und meine Freunde wollen das Schiff für Euch nehmen. Diejenigen, welche sich uns anschließen wollen, müssen sich erklären, denn in einer halben Stunde ist keine Gelegenheit mehr dazu.«

Er hält an und sieht mit einer so unverschämt sicheren Miene umher, daß Drei, welche noch schwankten aus der Mittel Partei zu ihm stoßen.

»Ihr braucht Euch nicht zu fürchten,« fügt Vetch hinzu. »Wir haben es Alles für Euch zurecht gelegt. Freunde wachen draußen für uns und die Thür wird sogleich geöffnet werden.

Alles, was wir brauchen, ist Ihre Stimme und Ihr Interesse meine Herren, — ich meine« —

»Das verdammte Geschwätz,« unterbrach ihn der Riese ärgerlich.

»Zur Sache, kannst Du nicht zur Sache kommen. Sage ihnen, daß, ob sie wollen oder nicht, wir wollen das Schiff haben und die nicht dabei sein wollen, werden über Bord spedirt. Das ist deutlich gesprochen.«

Diese praktische Art, die Sache auseinander zu sehen, machte Aufsehen und die conservative Partei am andern Ende gerieth in große Unruhe. Ein wildes Murren läßt sich hören und Jemand in Gabbett's Nähe lacht so wüst und gehässig, daß die Furchtsamen sich dadurch nicht beruhigt fühlen.

»Was hat's auf sich mit den Soldaten,« schreit der Schnüffler, als ob er eine plötzliche Inspiration hätte. »Sie können uns ja nur erschießen und das ist mindestens eben so gut als am Typhus sterben.«

Jetzt war der richtige Ton angeschlagen und mit unterdrücktem Gelächter erkannte das Gefängnis die Wahrheit dieses Gedankens an. »Weiter, alter Herr,« ruft Jemmy Vetch dem Riesen zu und reibt sich die Hände in teuflischem Vergnügen. »Alles in Ordnung!« Sein feines Ohr hört fest das Klirren der Waffen und er fügt hinzu: »Jetzt fest an der Thür, — ein Sturm und es ist gethan!« Das achte Glas war abgelaufen und die Ablösung kam von dem Hinterdeck. Die Gefangenen, in der Nähe der Thür hielten fast ihren Athem an.

»Es ist Alles abgemacht,« murmelte Gabbett. »Wenn die Thür aufgeht, stürzen wir Alle hinaus und sind mitten in der Wache, ehe sie sich besinnen können. Schleppt sie schnell in's Gefängnis, plündert den Waffenständer und Alles ist fertig.«

»Sie sind so sehr ruhig,« sagte die Krähe argwöhnisch. »Ich hoffe, Alles ist in Richtigkeit!«

»Laß mich herein, Miles,« hörte man jetzt Pine's Stimme draußen, in seiner gewöhnlichen, ruhigen Art.

Die Krähe fühlte sich erleichtert. Der Ton war sein gewöhnlicher und Miles war der Soldat, welchen Sara bestochen hatte, daß er nicht schießen solle. Alles ging gut.

Die Schlüssel wurden in's Schloß gesteckt und umgedreht und der Tapferste von der Partei der Vorsichtigen, der den Gedanken verfolgt hatte, ob er sein Leben wagen solle und im rechten Augenblick

vorspringen, um die Wache zu warnen, hielt den Aufschrei zurück, der schon auf seiner Zunge schwebte, als er sah, wie die Männer an der Thür ein wenig zurück traten, um bereit zu sein und als er einen Blick auf des Riesen sich sträubendes Haar und seine gefletschten Zähne warf.

»Jetzt,« schrie Jemmy Vetch, als die eisenbeschlagene Eichenthür zurück schlug und mit dem tiefen Kehnton, den der wilde Eber ausstößt, sprang Gabbett aus dem Gefängnis hinaus.

Das rothe Licht, das einen Augenblick durch die geöffnete Thür gefallen, wurde schnell durch die Leiber verfinstert, die sich hinaus drängten. Das ganze Gefängnis stürzte vor und ehe das Auge blicken konnte, waren fünf, zehn, ja zwanzig der Wüthendsten draußen.

Es war, als ob die See, welche gegen einen Steinwall tobt, plötzlich eine Oeffnung gefunden durch welche das Wasser abfließt. Die Kampfeswuth steckte an. Die Vorsicht war vergessen und selbst die Letzten, als sie sahen, wie Jemmy Vetch auf dieser Welle von menschlichen Körpern, die so zu sagen, sich auf dem undeutlichen, fernliegenden Ufer brach, emporgehoben wurde, antworteten auf seinen Ermunterungsruf damit, daß sie wüthend vorwärts drängten. Plötzlich hätte man ein fürchterliches Gebrüll, wie das eines wilden Thieres, das gefangen ist. Der Strom stockte in der Thür und aus dem hellen Raum draußen, in den der Riese hinein gestürzt war, brach ein Feuerstrom, dem unmittelbar ein furchtbares Stöhnen folgte und die treulose Schildwache stürzte nieder, tödtlich durch die Brust geschossen. Die Menge in der Thür stockte unentschlossen und dann, durch das Gewicht der Nachfolgenden gedrängt, stürzten sie wieder ein wenig vor und als sie vorgingen, ächzten die schweren Thüren in ihren Angeln und sie flogen zu, da gerade eine Abtheilung hinaus gedrängt war und die Riegel schlossen sich.

Alles dies geschah fast gleichzeitig und zwar in dem Grade schnell als es langsam geschildert werden kann. In einem Augenblick wurde die Thür des Gefängnisses geöffnet, im nächsten war sie schon wieder geschlossen. Das Bild, das sich den Augen der Gefangenen zeigte, war nur ein »Augenblicksbild.« Die Zeit zwischen dem

Oeffnen und dem Schließen der Thür war nur durch den Schuß bezeichnet.

Das Abfeuern eines weiten Schusses, ein Lärm von wirren Stimmen, untermischt mit dem Klang der Waffen ließ die Gefangenen merken, daß das Schiff alarmiert sei. Wie würde es nun den Kameraden auf Deck ergehen? Haben sie die Wachen überwältigt oder sind sie zurückgeschlagen? Bald werden sie es wissen und in dem heißen, dunkeln Raum strengten sie die Augen an, um einander zu sehen, während sie auf den Ausgang warteten. Plötzlich hörte der Lärm auf und ein sonderbares, rollendes Geräusch drang an die Ohren der Horcher.

* *
*

Was war geschehen?

Dies: — der Strom der Männer, die aus der Dunkelheit in das Licht hinaus eilten, stürzte wild auf das Deck. Miles, treu seinem Versprechen, feuerte nicht, aber im nächsten Augenblick hatte Vickers das Gewehr ergriffen und mitten unter die Leute springend, schoß er in der Richtung des Gefängnisses ab.

Der Angriff war viel plötzlicher gewesen, als er erwartet hatte, aber er verlor seine Geistesgegenwart nicht. Der Schuß hatte einen doppelten Zweck. Er sollte die Männer in der Barracke bedrohen und den Strom in der Thür vielleicht durch den Fall eines Mannes aufhalten. Zurückgestoßen, kämpfend, wüthend gemacht, mitten unter den gräßlichen Gesichtern, schwand seine Menschenfreundlichkeit und er zielte gerade aus den Kopf von Jemmy Vetch; doch der Schuß ging fehl und tödtete den unglücklichen Miles.

Gabbett und seine Gefährten hatten mittlerweile den Fuß der Treppe erreicht, um dort die Flintenläufe der doppelten Wachen auf sich gerichtet zu sehen, die in dem Licht der Laternen ihnen entgegen leuchteten.

Ein Blick die Luke hinauf zeigte dem Riesen, daß die Waffen, deren sie sich bemächtigen wollten, von zehn Feuerwaffen

vertheidigt wurden, während hinter der Abtheilung, welche am Besanmast entlang stand, die übrigen Soldaten in Reih und Glied aufgestellt waren. Selbst sein schwaches Hirn mußte jetzt begreifen, daß die Sache fehlgeschlagen und daß sie verrathen waren. Mit einem Gebrüll der Verzweiflung wandte er sich zurück, grade um zu sehen, wie die Leute vor dem Schuß aus Vickers Flinte zurückwichen und wie Pine und zwei Soldaten den Augenblick benützten, um bei dem momentanen Aufhören des Andrängens die Thür zu schließen, die Riegel vorzuschieben und so das Gefängnis wieder in Sicherheit zu haben. Die Meuterer waren in eine Falle gegangen.

Der enge Raum zwischen der Barracke und der Barrikade war mit kämpfenden Gestalten angefüllt. Einige zwanzig Deportierte und halb so viele Soldaten hieben und stießen im Gedränge aufeinander. Es war kaum Platz genug um Faustkampf und die Angreifer und die Angegriffenen wußten wenig auf wen sie losschlügen. Gabbett riß einem Soldaten den Säbel fort, schüttelte sein riesiges Haupt, rief dem Schnüffler zu, ihm zu folgen und sprang die Treppe hinauf, entschlossen der Gefahr des Schießens sich auszusetzen.

Der Schnüffler, dem Riesen folgend, warf sich auf den nächsten Soldaten und versuchte, denselben den Säbel zu entreißen. Ein starker, stiernackiger Kerl hieb mit geballter Faust den Soldaten grade in's Gesicht, so daß dieser, halb betäubt, den Säbel losließ, aber seine Pistolen zog und seinen Angreifer grade durch den Kopf schoß. Der Knall dieses zweiten Schusses hatte Maurice Frere aufgerüttelt.

Als der junge Lieutenant auf Deck eilte, sah er an der Aufstellung der Wachen, daß Andre besser an die Sicherheit des Schiffes gedacht hatten, als er. Doch war keine Zeit zu Erklärungen, denn als er an die Luke kam, traf er auf den Riesen, der beim Anblick dieses unerwarteten Gegners einen fürchterlichen Fluch ausstieß und denselben, da er zu nahe war, um ihn niederzuschlagen, fest in seine Arme faste, um mit ihm zu ringen. Beide stürzten so nieder. Die Wache auf dem Quarterdeck wagte nicht auf die beiden Körper zu feuern, die ineinander geschlungen, auf dem Deck rollten und

einen Augenblick hing Frere's Leben wirklich nur an einem sehr dünnen Faden.

Der Schnüffler, bespritzt mit dem Blut und Hirn seines unglücklichen Kameraden, hatte schon den Fuß auf die unterste Stufe der Treppe gesetzt, als ihm der Säbel durch einen Flintenkolben aus der Hand geschlagen und er zurückgezogen wurde. Als er hinfiel, sah er, wie die Krähe aus der Masse der Gefangenen, die so eben noch mit den Wachen gerungen hatten, heraus sprang und da er den offen gelassenen Raum am Fuß der Treppe erreichte, seine Hände in die Höhe hielt, wie um sich vor einem Schlage zu schützen. Die Verwirrung war in diesem Augenblick etwas gehoben und in der Gruppe vor der Barrikade verbreitete sich ein gewisses geheimnißvolles Schweigen, das die Leute innerhalb des Gefängnisses sehr in Unruhe versetzte.

Sie blieben nicht lange in Ungewißheit. Die zwei Soldaten, welche mit Pine die große Thür so schnell im rechten Augenblick geschlossen hatten, öffneten jetzt eilig jene Art Fallthür in der Barrikade, von der er schon gesprochen wurde und auf ein Zeichen von Vickers rollten drei Mann die geladene Haubitze aus dem düsteren Winkel an die Barrikade hervor und richteten die todbringende Mündung grade auf die Oeffnung.

Dann standen sie zum Feuern bereit.

»Ergebt Euch!« rief Vickers, mit einer Stimme, aus der alle Menschenfreundlichkeit gewichen war. »Ergebt Euch und liefert die Anführer aus, oder ich will Euch in Stücke schießen.«

Es war keine Spur von Unsicherheit in seiner Stimme und wie er so neben der Kanone an Pines Seite stand, begriffen die Meuterer mit der Schärfe des Verstandes, welche die drohende Gefahr noch erhöht, daß sollten sie auch nur einen Augenblick zögern, er ein Wort wahr machen würde.

Ein fürchterlicher Augenblick des Schweigens, nur durch im eigenthümliches Geräusch innerhalb des Gefängnisses unterbrochen, das sich anhörte, als wenn Ratten im Mehlkasten gestört wären und nun sich in die Winkel flüchteten.

Dies Geräusch wurde dadurch verursacht, daß die Gefangenen

sich so eilig wie möglich in ihre Kojen flüchteten, um sich einiger Maßen vor dem Geschoß zu schützen. Dies Geräusch sprach, zu den zwanzig Desperados, die gerade vor der Mündung der Haubitze standen, deutlicher als alle Worte.

Der Zauber war gebrochen. Niemand wollte sich jetzt ihnen anschließen.

Die Lage der Dinge in dieser Krise war eine sehr sonderbare. Aus der geöffneten Fallthür kam ein Geräusch, das sich dem Geräusch vergleichen läßt, wie man es in einer großen Seemuschel hört, aber in dem dunkeln Raum aus dem diese Thür führte, war nichts sichtbar. Die Fallthür könnte eben so gut ein Fenster gewesen sein das in einen Tunnel führte. Auf den Seiten dieses schrecklichen Fensters standen Pine, Vickers und die Wache. Vor dieser kleinen Gruppe lag der Körper des unglücklichen Burschen, den Sara Purfoy in's Verderben gestürzt hatte und dicht vor der Haubitze, zurückweichend vor dem blutigen Körper, lagen und standen die wüthenden und entsetzten Meuterer, wohl zwanzig an der Zahl. Die Haubitze drohte Verderben, denn die Hand des treuen Dieners von Vickers hielt die brennende Lunte und hinter ihm drohten wohl zwanzig Flintenläufe. Die eingeschlossenen Leute sahen, daß die Wache den Weg zur Lunte wohl besetzt hielt und daß hinter denen sogar noch die Schiffsmannschaft bereit stand. Entkommen war einfach unmöglich.

»Eine Minute,« rief Vickers, überzeugt, daß eine Sekunde sogar genüge, — »eine Minute noch und dann —«

»Ergebt Euch, Kameraden, um's Himmelswillen,« rief eine unbekannte Stimme aus der Finsterniß. »Wollt Ihr uns Alle in den Tod schicken?«

Jemmy Vetch fühlte, wie ja oft nervöse Naturen dergleichen fühlen, daß seine Kameraden von ihm erwarteten, daß er den Sprecher mache, und so erhob er seine schrille Stimme: »Wir ergeben uns,« sagte er. »Es nützt nichts, uns das Hirn ausblasen zu lassen.« Und seine Hände erhebend, folgte er einem Wink von Vickers und wandte sich nach der Thür der Barracke.

»Bringt die Eisen herbei,« rief Vickers, seine gefährliche Stellung

verlassend und fast ehe noch der letzte Mann an der rauchenden Lunte vorüber war, kündete der Hammerschlag an, daß der Krähe die Ketten wieder an ihre zarten Glieder angelegt waren, die ihr erst vor einem Monat in der Bai von Biskaya abgenommen waren.

Im nächsten Augenblick war die Fallthür wieder geschlossen, die Haubitze rollte zurück auf ihren Stand und das Gefängnis athmete wieder auf.

Indeß hatte eine andre Scene auf dem oberen Deck sich abgespielt, fast ebenso aufregend. Gabbett, der vor Wirth schäumte, wie alle solche rohen Naturen, wenn sie fühlen, daß ihnen ihr Unternehmen gänzlich mißglückt, packte Frere an der Kehle, entschlossen, wenigstens einen seiner Feinde zu verderben. Aber so verzweifelt er auch war, so viele Vortheile an Kraft und Stärke auch auf seiner Seite sich fanden, so wies sich doch der junge Lieutenant als ein viel furchtbarerer Gegner aus, als er vermuthet hatte.

Maurice Frere war kein Feigling. Wenn er auch roh und selbstsüchtig war, so hatten ihn seine Feinde selbst doch nie des Mangels an physischem Muth angeklagt. Er war früher in seinen lustigen Tagen selbst zu einer gewissen Berühmtheit gelangt in allen körperlichen Uebungen. Er war stolz auf manche Erfolge seiner Muskelkraft, die in Wirthshausschlägereien und bei mitternächtlichen Streitigkeiten sich gezeigt hatten und das Sprichwort, daß jedes Großmaul ein Feigling sei, bewies sich bei ihm als falsch. Er besaß die Hartnäckigkeit eines Bulldogs und wenn er ein Mal die Hände eingesetzt hatte, so hielt er fest bis in den Tod. In der That war er, soweit persönliche Stärke reichte, ein Gabbett mit der Erziehung eines Preiskämpfers und in einem Kampf dieser Beiden miteinander, die sich wohl gleich an Muth waren, trugen Kenntnisse den Sieg über die Stärke davon.

Doch war in ihrem jetzigem Kampfe davon bis jetzt wenig zu spüren, dem unerfahrenen Auge kam es so vor, als ob der wüthende Riese, der den unter ihm Liegenden an der Kehle gepackt hatte, als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen müsse.

Rohe Kraft war Alles, was nöthig war ; es war weder Raum , noch,

Zeit, noch Platz vorhanden, um irgend welche Künste beim Kampf in Anwendung zu bringen.

Doch gibt Wissen, wenn auch nicht oft, so doch Ueberlegung. Maurice Frere war zwar überrascht worden, verlor aber nicht seine Geistesgegenwart. Der Deportierte lag so dicht an ihm, daß er nicht schlagen konnte, aber als er heruntergerissen wurde, gelang es ihm, sein Knie um den Schenkel des Angreifenden zu schlingen und mit der einen Hand in seine Halsbinde zu greifen. Sie rollten über einander hin und die erschreckte Schildwache wagte nicht zu schießen. Da brachte ein plötzliches Rollen des Schiffes Frere oben auf. Er fühlte, daß Gabbett unter ihm lag und ihn mit aller Kraft seiner Muskeln niederdrückend, widerstand er dem Versuch des Riesen, ihn zurückzudrängen. Aber es war grade, als ob er gegen eine Steinmauer kämpfte. Die Augen fast herausquellend, die Muskeln aufs Aeüßerste angestrengt, drückte ihn Gabbett langsam herum. Da fühlte Frere, daß Gabbett ein wenig los ließ, wahrscheinlich, um einen letzten Streich zu führen, Frere konnte eine linke Hand lösen, ließ sich plötzlich zurück fallen und sein rechtes Knie hinaufziehend, stieß er Gabbett heftig unter die Kinnlade. Der mächtige Kopf des Riesen fiel ein wenig zurück, dies nahm Frere wahr und schlug seine Faust dem Gabbett mit aller Gewalt gegen die Kehle. Der Riese taumelte zurück und auf seine Hände und Knie fallend, wurde er sofort von den Matrosen umringt.

Nun begann und endete in weit kürzerer Zeit als gebraucht wird, um die Sache zu schildern , einer dieser homerischen Kämpfe eines Mannes gegen zwanzig, der aber nicht weniger heroisch ist weil der Ajax nur ein Deportierter und die Trojaner nur gewöhnliche Matrosen sind. Die Matrosen von sich schüttelnd, wie ein wilder Eber die Hunde abschüttelt, die ihn packen, sprang er wieder auf seine Füße, ergriff einen Säbel und hielt sie Alle mit fürchterlichen Streichen von sich ab. Vier Mal hoben die Soldaten von der Wache ihre Flinten und vier Mal setzten sie wieder ab, aus Furcht, ihre Kameraden, welche sich auf den Wüthenden geworfen hatten, zu verwunden. Gabbett, sein wüstes Haar gesträubt, seine blutunterlaufenen Augen vor Wuth sprühend, seine großen Hände mit dem Säbel in der Luft

umherfahrend, wandte sich von einer Seite zur Andern, brüllend wie ein verwundeter Stier. Sein grobes Hemde, das von der Schulter zur Hüfte ausgerissen war, zeigte die ungeheuer entwickelten Muskeln seines Körpers. Er blutete von einem Hiebe in die Stirn und das Blut, sein ganzes Gesicht entlang fließend, mischte sich mit dem Schaum auf seinen Lippen und tröpfelte schließlich auf die breite, behaarte Brust. Jedes Mal, wenn ein neuer Angreifer in seinen Bereich kam, überfiel ihn die fürchterlichste Wuth von Neuem und seine ganze Gestalt hob und dehnte sich, von Leidenschaft bewegt. Einen Augenblick war er fast erstickt von Gegnern; sie hingen sich an seine Arme, Beine, Schultern, — überall menschliche Körper; — im nächsten Augenblick stand er frei und allein da, mitten unter seinen Feinden, sein scheußliches Gesicht verzerrt von Haß und Wuth. Er schien kaum noch ein Mensch zu sein, sondern glich einem Teufel, oder vielmehr einem dieser wilden, ungeheuerlichen Affen, welche in den Wäldern Inner-Afrika's leben. Den Haufen zurücktreibend, der ihn umgab, stürzte er sich von Neuem auf seinen erstandenen Gegner und holte zu einem Schlage gegen ihn aus, der dessen Tyrannei für immer ein Ende machen sollte. Ein unbestimmtes Gefühl, daß Sara Purfoy sie betrogen und daß dieser feine Soldat mit daran Schuld sei, hatte sich in seinem Kopf festgesetzt und deshalb war seine Wuth vorzugsweise gegen Frere gerichtet. Der Anblick des Schurken war so scheußlich, daß Frere, das Schwingen des Säbels bemerkend, seine Augen vor Entsetzen schloß und sich seinem Schicksal befahl. Als Gabbett den Säbel schwang, gab das Schiff, das bisher ganz langsam hin und her rollte, einen plötzlichen, heftigen Stoß, — der Deportierte verlor das Gleichgewicht, wankte und fiel. Ehe er sich rühren konnte, war er schon von zwanzig Händen festgehalten.

Die Autorität hatte fast gleichzeitig auf dem oberen wie auf dem unteren Deck gesiegt. Die Meuterei war vorüber.

Elftes Capitel.

Entdeckungen und Bekenntnisse.

Der Stoß hatte sich im ganzen Schiffe fühlbar gemacht und Pine, der eben dem letzten Meuterer die Eisen hatte umlegen lassen, errieth sogleich die Ursache.

»Gott sei Dank,« rief er, »da ist endlich eine Brise.«

Als der überwältigte Gabbett, blutend, geschunden und gebunden herunter gebracht wurde, eilte der Doktor auf Deck und sah, daß der Malabar durch schäumende Wellen mit einer Geschwindigkeit von fünfzehn Knoten die Stunde lief.

»Rafft die Topsegel! Zieht das große ein!« schrie Best vom Quarterdeck und mitten in der freudigen Bewegung erzählte Frere, was er erlebt, ohne daß er aber seiner kurzen Pflichtvergessenheit gedachte. Pine runzelte die Stirn. »Glauben Sie, daß sie mit in der Verschwörung war?«

»Nein, — « rief Frere eifrig und dachte daran, wie eine Nachforschung zu verhüten sei. »Wie kann sie dabei gewesen sein? Verschwörung! Sie liegt krank am Fieber, oder ich müßte mich sehr irren.«

Als sie in die Kajüte traten, fanden sie Sara noch auf derselben Stelle, wohin sie vor einer Viertelstunde gefallen.« Das Rasseln der Säbel, das Schießen, — nichts hatte sie erweckt.

»Wir müssen irgendwo eine Krankenstation machen,« sagte Pine und warf keinen freundlichen Blick auf die geschmeidige Gestalt. »Aber ich glaube nicht, daß sie sehr krank werden wird. Verdammt, sie ist doch die Ursache von Allem. Ich will es ausfindig machen, ehe einige Stunden vergangen sind. Den Kerls unten habe ich schon gesagt, wenn sie nicht Alles vor morgen früh gestehen, bekommen sie jeder sechs aufgezählt, ehe wir nach Hobart-Town kommen. Ich will es , wirklich thun, ehe wir Anker werfen. Fassen Sie sie am Kopf,

Frere und wir wollen sie hinausbringen, ehe Vickers herauf kommt. Was für ein Narr sind Sie, Frere. Ich wußte, daß es solchen Unsinn geben würde, mit Weibern an Bord. Obwohl Mrs. Vickers schon früher eine Reise gemacht hat. — Halt, — jetzt durch die Thür. Was, Mann, man sollte denken, Sie hätten noch nie ein Mädchen im Arme gehabt. Sehen Sie nicht so entsetzt aus, ich will nichts weiter sagen. Schnell, schnell, ehe der kleine Pastor kommt. Die Pfarrer klatschen grade wie alte Weiber.«

So vor sich hin murmelnd, trug Pine mit Frere's Hilfe Mrs. Vickers' Kammermädchen in ihre Kajüte.

»Bei George, sie ist ein schönes Geschöpf; sagte er und sah den leblosen Körper mit den Augen eines Wundarztes an. »Ich wundre mich nicht, daß Sie sich ihretwegen zum Narren machen. — Vielleicht sind Sie auch schon angesteckt vom Fieber, aber dieser Wind wird uns darüber forthelfen. Der alte Schafskopf der Blunt auch. Er sollte sich schämen in seinem Alter.«

»Was meinen Sie,« fragte Frere eifrig, denn er hörte, Jemand kommen. »Was sagt Blunt von ihr?«

»O, ich weiß nicht,« erwiderte Pine. »Er war auch verliebt, wie viele Andre.«

»Viele Andre?« wiederholte Frere mit affektierter Gleichgültigkeit.«

»Ja,« lachte Pine. »Nun, sie liebäugelte mit Jedem Mann auf dem Schiff. Ein Mal traf ich sie, wie sie einen Soldaten küßte.«

Maurice Frere's Wangen glühten. Er, der erfahrene Wüstling, war betrogen, vielleicht verlacht und verspottet von ihr. Die ganze Zeit über hätte er sich mit dem Gedanken — geschmeichelt, daß er das schwarzäugige Mädchen bezaubert hätte und nun mußte er erfahren, daß sie ihn um den Finger gewickelt und ihn vielleicht zum Spaß für ihren Soldaten-Liebhaber noch geöff't hatte. Das war kein angenehmer Gedanke und doch, so merkwürdig es klingt, der Gedanke an Sara's Verrätherei brachte ihn nicht zum Haß gegen sie. Es gibt eine Art von Liebe, wenn man es Liebe nennen will, die unter übler Behandlung noch wächst. Indeß fluchte er ihr doch mit einer Art von Empörung.

Vickers traf sie an der Thür.

»Pine, Blunt hat das Fieber. Mr. Best fand ihn stöhnend in seiner Kajüte. Kommen Sie und sehen Sie nach ihm.«

Der Kommandeur des Malabar lag in seiner Koje in der unglücklichen Lage, in die Männer gerathen, wenn sie in ihren Kleidern schlafen. Der Doktor schüttelte ihn, beugte sich über ihn und machte ihm den Kragen auf. »Er ist nicht krank,« sagte er. »Er ist betrunken! Blunt, wachen Sie auf, Blunt.«

Aber Blunt rührte sich nicht.

»Hallo, rief Pine, als er an dem erbrochenen Glase gerochen. »Was ist das ? Das riecht sonderbar. Rum? nein, — Laudanum! Bei Gott, man hat ihm einen Trunk gemischt.«

»Unsinn!«

»Ich verstehe,« rief er und schlug sich auf die Seite. »Das ist das Teufelsweib gewesen. Sie hat's ihm gegeben und hat es wollen noch ändern geben (hier traf ihn ein flehender Blick von Frere), wenn Andre Narren genug waren, sich von ihr bethören zu lassen. Dawes hat Recht, Herr. Sie ist mit in der Verschwörung. Ich will darauf schwören.«

»Was , meiner Frau Kammerjungfer? Unsinn!« sagte Vickers.

»Unsinn,« wiederholte Frere.

»Es ist kein Unsinn. Der Soldat, welcher erschossen ist, — wie heißt er gleich — Mi — Miles, er, — doch das ist ganz gleich. Es ist Alles jetzt vorüber.«

»Die Männer werden vor morgen früh gestehen,« sagte Vickers. »Dann wollen wir sehen.« Und damit ging er zu seiner Frau hinein.

Seine Frau öffnete ihm die Thür. Sie hatte an des Kindes Bett gesessen, hatte auf die Schüsse gelauscht und ohne zu murren, auf ihres Gatten Rückkehr gewartet. Leichtsinnig, oberflächlich und widerspänstig wie Julia Vickers war, hatte sie doch schon oft in Zeiten der Noth einen Muth gezeigt, der die Bewunderung Aller erregte. Obgleich sie bei jedem Buche gähnte, das über eine gewöhnliche Liebesgeschichte hinausging, jeden jungen Menschen zu bezaubern suchte, der fast ihr Sohn sein konnte, bei dem Anblicke eines Frosches kreischte und über eine Spinne aufschrie,

so konnte sie doch Stunden lang in solcher Ungewißheit zubringen und dabei einen Muth entwickeln, wie ihn nur je ein starker Geist aufzuweisen hat.

»Ist Alles vorüber?« fragte sie.

»Ja, Gott sei Dank,« sagte Vickers, auf der Schwelle stehen bleibend. »Alles ist jetzt sicher, obgleich wir nur mit genauer Noth davon gekommen sind. Wie geht es mit Sylvia?«

Das Kind lag in seinem Bett, das blonde Haar über die Kissen hängend und die Hände ruhelos hin und her bewegend.

»Ein wenig besser, glaube ich. Aber sie hat viel gesprochen.«

Die rothen Lippen standen offen und die hellen blauen Augen starrten ohne Bewußtsein herum. Ihres Vaters Stimme schien sie etwas erregt zu haben, denn sie fing ein kleines Gebet an zu sprechen: »Gott segne Papa und Mama und Gott segne Alle auf dem Schiff. Gott segne mich und mache mich zu einem guten, kleinen Mädchen, um Christi willen, unseres Herren; — Amen!«

Der Ton der unschuldigen, betenden Kinderstimme, hatte etwas Rührendes und John Vickers, der noch vor zehn Minuten sein eigenes Todesurtheil unterschrieben hatte, um das Schiff zu retten, fühlte seine Augen sich mit Thränen füllen.

Der Gegensatz war merkwürdig. Mitten auf dem unendlichen Ocean, aus dem Gefängnis, worin Fieber herrschte, unter Dieben und Mördern hervor, weit weit vom Lande entfernt, wandte sich ein unschuldiges Kind voll Vertrauen an den Himmel.

* * *

Zwei Stunden später, als der Malabar, der soeben einer großen Gefahr entgangen, kräftig durch die schäumenden Wellen segelte gestanden die Meuterer durch ihren Sprecher James Vetch Folgendes:

»Es thue ihnen sehr leid und sie hofften, daß man ihnen das Vergehen gegen die Disziplin vergeben werde. Die Furcht vor dem Typhus habe sie dazu gebracht. Sie hätten keine Mitschuldigen,

weder innerhalb noch außerhalb des Gefängnisses, aber sie fühlten sich doch bewogen, zu gestehen, daß derjenige, welcher die Meuterei geplant habe, Rufus Dawes ist.«

Der boshafte Krüppel hatte richtig geahnt, von wem die Anzeige, die zu dem Scheitern der Verschwörung geführt hatte, gekommen war und dies war seine sehr charakteristische Rache.

Zwölftes Capitel.

Ein Zeitungs-Paragraph.

Auszug aus dem Hobart Town Courier vom 12. November 1827: —

Das Verhör der Deportierten, welche bei dem Angriff auf den Malabar betheilt waren, ist am letzten Dienstag geschlossen.

Die vier Aufrührer: Dawes, Gabbett, Vetch und Sanders wurden zum Tode verurtheilt, aber wir hören, daß durch die Gnade Seiner Excellenz des Gouverneurs dieser Urtheilsspruch in sechs Jahre Arbeit in der Straf-Kolonie von Macquarie Harbour verwandelt worden ist.

Buch 2.

Erstes Capitel.

Topographie von Van Diemens Land.

Die Südostküste von Van Diemens Land, von dem einsamen Mewstone bis zu den Basaltklippen von Tasman's Head, von Tasman's Head bis zu Cape-Pillar und von Cape-Pillar bis zu der zerrissenen, großartigen Küste der Piratenbai gleicht einem Zwieback, an dem die Mäuse genagt haben. Von der fortwährenden Bewegung des Meeres ausgespült, das immer von Osten nach Westen strömt, ist die Halbinsel von dem Festlande des australischen Continents abgerissen und das Meer hat mit Van Diemens Land das gethan, was es mit der Insel Wight gemacht, — die Küste ist vollständig eingeschnitten und gebrochen. Wenn man die Karte ansieht, so gleichen die phantastischen Formen der Inseln und der Vorgebirge, welche zwischen dem Südwestkap und dem größeren Swan-Port liegen, den sonderbaren Formen, die geschmolzenes Blei annimmt, wenn es in Wasser geworfen wird. Wenn der Vergleich nicht zu übertrieben wäre, so mochte man glauben, daß, als der australische Continent aus dem Schmelztiegel gegossen war, ein Riese den Schmelztiegel nahm und den Rest in die See goß und so Van Diemens Land entstand.

Die Küstenschiffahrt ist eben so gefährlich wie die des Mittelländischen Meeres. Wenn der Schiffer von Cap Bougainville nach dem Osten von Maria Island fährt, und zwischen die zahlreichen Felsen und Untiefen geräth, die zwischen den drei Höhen »Three Thumbs« liegen, so baut sich plötzlich Tasman's Halbinsel vor ihm auf, die wie ein doppelter Ohrring von dem

Festlande aus in die See hineinhängt. Wenn man um den Pillar Rock durch die Stormbay nach Storing Island fährt, so hat man das Italien dieses kleinen Adriatischen Meeres vor sich. Zwischen Hobart Town und Sorrell, Pittwater und dem Derwent, einer wunderbar geformten Landspitze, streckt sich der italienische Stiefel mit aufwärts gewandten Zehen in die Bai hinein. Ein enger Kanal, der diese Landzunge von dem Ausläufer trennt, ist mit Felsen wie besät und bildet längs des Bruny Island's zwischen dessen Westseite und den Klippen von Mount Royal die gefährliche Durchfahrt, welche unter dem Namen D'Encastreaux Kanal bekannt ist. An dem südlichen Eingang des D'Encastreaux Kanals liegt eine Reihe von Felsen unter dem Wasser, die unter dem allgemeinen Namen »Actaeon Riff« bekannt sind und die beweisen, daß Bruny Head einst mit der Küste der Recherche Bai verbunden war. Vom Südkap bis zu dem Eingang von Macquarie Harbour warnen die Brandungen der tief liegenden Felsen, oder auch die zerrissenen Spitzen der einzelnen Felsen, die ganz plötzlich mitten aus der See aufsteigen, den Schiffer, daß er sich von der Küste fern hält.

Es scheint, als ob die Natur, eifersüchtig auf die Schönheiten des silbernen Derwent, die Annäherung habe erschweren wollen. Ist man aber ein Mal durch den gefährlichen D'Encastreaux Kanal gelangt oder hat man die weniger gefährliche östliche Fahrt durch die Stormbay gemacht, so ist die Fahrt den Strom hinauf ganz köstlich. Von der tiefen Einsamkeit von Iron Port an bis zu den lachenden Ufern von New Norfolk hin, windet sich der Fluß fortwährend aufs Lieblichste, bis er sich wiederholt zwischen hohen, zerissenen Klippen verengt. Eine Linie vor der Quelle des Derwent nach Norden gezogen trifft einen andern Fluß, der sich nach dem nördlichen Zeit der Insel wendet gerade wie der Derwent nach Süden. Die Kraft der Wogen, welche wahrscheinlich den Isthmus zerstört hat, der vor zweitausend Jahren noch Van Diemens Land mit dem Continent von Australien verband, ist hier weniger stark gewesen. Die rollenden Wogen des Südmeeres, die an der Mündung des Tamar sich trafen, rollten über den Isthmus fort, den sie verschlangen und gegen die Südküste von Victoria drängend

höhlten sie hier die Binnensee aus, welche Port Philipp Bai genannt wird. Wenn die Wogen die Südküste von Van Diemens Land ausgezackt haben, so haben sie ebenfalls ein Stück aus der Küste von Victoria gerissen. Die Bai gleicht einem Mühlenteich, mit einem Umfang von neun hundert Quadratmeilen und einem Ausfluß zwischen den »Heads«, der zwei Meilen breit ist.

Ungefähr ein hundert und siebenzig Meilen südlich von diesen »Heads« liegt Van Diemens Land, fruchtbar schön und reich, bewässert von den fruchtbringenden Wolken, die sich um Frenchmans Kap, Wyld's Cray oder um die hohen Spitzen von Mount Wellington und Dromedary zusammen ziehen. Kein glühend heißer Wind, die Qual auch der Gassenkehrer des Continents, dörft das Korn und versengt die Ernten. Der kühle Südwind kräuselt sanft die Gewässer des Derwent und fächelt die Vorhänge in den offenen Fenstern der Stadt, die sich im breiten Schatten von Mount Wellington angesiedelt hat. Der heiße Wind, welcher in den glühenden Sandebenen des großen australischen Continents entsteht, weht über die verbrannten ausgedörrten Ebenen, um die Ströme aufzusaugen und das Gras zu versengen, bis er auf die Wogen der großen Südbai stößt. In seiner Wanderung über die Meerenge aber wird er seiner Gluth beraubt und sinkt zu den Füßen des bergansteigenden Launceston nieder.

Das Klima von Van Diemens Land ist eins der lieblichsten in der ganzen Welt.

Launceston ist warm geschützt und feucht und Hobart-Town, das durch Brany-Island und den Archipel vom D'Encastreaux Kanal und Storm-Bai vor den riesigen Wellen des Südmeeres geschützt ist, hat die mittlere Temperatur von Smyrna; der Distrikt aber zwischen diesen beiden Städten umfaßt eine Menge von schönen Thälern, durch welche klare, blitzende Ströme fließen. Aber an der Westküste von den Steeple Rocks von Kap Grim bis zu dem von dichtem Gebüschen umfaßten Sandy Kap und dem düstern Eingang von Macquarie Harbour ändert sich die Natur der ganzen Gegend. Längs der eisenfesten Küste, von Pyramid- Island und der tiefen Waldeinsamkeit von Rocky Point bis zu dem großen Ram Head und

dem bewegten Hafen Port Davey ist Alles düster und trostlos. An dieser rauhen Küste vollenden die ungeheuren Wogen des Südmeeres ihren Umlauf um die Welt und der Sturm, der das Kap hier verwüstet hat und sich im östlichen Lauf mit den eisigen Winden vereinigt, die aus den unbekannte Breiten des Südpols nordwärts brausen, stürzt sich hier ungehindert auf die Huonfichtenwälder und wäscht mit strömendem Regen die Abhänge von Monat Direction.

Wüthende Orkane und plötzliche Windstöße erschrecken die Eingeborenen an dieser Küste. Die Schifffahrt ist gefährlich und die Hinfahrt in das »Höllenthor« von Macquarie Harbour, das zu der Zeit von der wir schreiben (1833) auf der Höhe seines schrecklichen Rufes als Deportierten-Ansiedlung stand, nur bei ruhigem Wetter möglich.

Die Rhede ist mit Wracks bezeichnet. Die unterseeischen Felsen tragen die Namen der Schiffe, die an ihnen gescheitert. Die Luft ist feucht und kühl, der Boden fruchtbar an hornigem Gebüsch und schädlichen Pflanzen, während die fauligen Dünste, die Sumpf und Moor aushauchen, dicht über dem schwammigen, nassen Boden hinziehen. Alles rings umher athmet Verlassenheit und auf dem Antlitze der Natur ruht ein ewiges Duster. Der schiffbrüchige Matrose, der mühsam auf die Basaltklippen sich rettet, oder der gefesselte Deportierte, der seinen Baumstumpf mit sich bis auf eine Höhe zieht, blicken nur hinab auf ein Meer von Nebel, aus dem einzelne Bergspitzen sich wie Inseln erheben, oder sie erblicken durch den beißenden Dunst nur eine Wüste von Buschwerk und Felsspitzen zu den Füßen von Mount Heemskirk und Mount Zeehan, die gleich zwei Schildwachen über die Seeküste Wache halten.

Zweites Capitel.

Der Einsame am Höllenthor.

Das Höllenthor wird von einer Felsspitze gebildet, die plötzlich nach Norden vorspringt und auf der Ostseite fast eine Landzunge berührt, welche den Eingang zum »King's river« beschützt. In der Mitte des Thores liegt ein natürlicher Riegel, nämlich eine Insel, welche von einer Sandbank gebildet, gerade mitten in dem Strom liegt und so einen Wirbel verursacht, der es bei rauhem Wetter unmöglich macht, hier einzufahren. Einmal am Thor vorüber erblickt der Deportierte, welcher auf dem Deck des einfahrenden Schiffes angekettet ist, vor sich den kahlen Gipfel von Frenchmans Kap, welcher die feuchte Luft in der Höhe von fünf tausend Fuß durchbricht, während die schwarzen Ufer, noch mehr verdüstert durch die überhängenden Felsen und die ungeheuren Wälder, sich an der Mündung des Gordon immer mehr verengen.

Der schäumende Strom hat eine tiefblaue Farbe und wird genährt durch viele kleine Zuflüsse, die sich alle ihren Weg durch faulende, vegetabilische Massen suchen und dadurch wird das Wasser nicht nur untrinkbar, sondern tödtet sogar die Fische, welche von der See bei stürmischem Wetter hineingetrieben werden. Wie man sich denken kann, haben die wüthenden Stürme, denen diese Wüste ausgesetzt ist, eine starke Brandungslinie gebildet. Wenn der Nordwestwind einige Tage geweht hat, so ist das Wasser des Gordon zwölf Meilen weit aufwärts noch salzig. Das Hauptquartier der Ansiedlung lag auf einer Insel, unweit der Mündung dieses ungastlichen Flusses, genannt Sara-Insel. Obgleich jetzt der ganze Platz verlassen ist und einige wenige Pfähle und Pfosten nur noch als stumme Zeugen vorhanden sind von Szenen der Todesqualen, die hoffentlich nie sich erneuern werden, so waren die Gebäude im Jahre 1833 doch sehr zahlreich und ausgedehnt. Auf Philipps Island an der Nordseite des Hafens, lag eine kleine Meierei, auf der

Gemüse für die Offiziere der Ansiedlung gezogen wurden und auf Sara-Insel waren Sägemühlen, Schmieden, Werfte, Gefängnis, Wachthaus, Barracken und der Hafendamm. Die militärische Gewalt bestand aus sechzig Mann, welche mit den Aufsehern und den Constablern zusammen mehr als dreihundertfünfzig Gefangene bewachten. Diese Elenden, welche jeder Hoffnung beraubt waren, wurden zu der niedriger Arbeit gebraucht. Kein Lastthier wurde in der Ansiedlung gebraucht; Alles wurde von Menschen gezogen und geschleppt. Ungefähr hundert Mann, die sich durch gutes Betragen ausgezeichnet hatten, durften die leichtere Arbeit verrichten, Holz nach der Werft bringen und beim Schiffbau helfen. Die Uebrigen fällten die Bäume, welche das Festland begrenzen und brachten dieselben auf ihren Schultern bis an die Küste. Die Dichtigkeit des Buschwerks und der Sträucher machte es nothwendig, daß ein Weg gebaut wurde, ungefähr eine Viertel Meile lang. Die Stämme der Bäume von Aesten und Zweigen befreit, wurden neben einander gerollt und dann wurde eine Schleife gebaut, um die schweren Stämme bis um Hafen zu bringen. Das Holz, das man so aufsammelte, wurde zu Flößen verbunden, in die Schuppen geschafft oder zum Transport nach Hobart Town zugerüstet. Die Deportierten wohnten auf der Sara-Insel in Barracken, die an ein zweistöckiges Gefängnis stießen, dessen Zellen der Schrecken selbst der verhärtetsten Bösewichter war. Jeden Morgen erhielten sie zum Frühstück Mehlsuppe, Wasser und Salz. Dann wurden sie unter Bewachung auf die Holzfäll-Stationen gebracht, wo sie ohne Nahrung bis zum Abend arbeiteten. Das Fällen und Behauen der Bäume zwang sie, oft bis unter die Arme im Wasser stehend zu arbeiten. Manche von ihnen waren mit schweren Ketten belastet. Wenn sie starben, wurden sie auf einem kleinen Platz begraben, der Halliday Insel hieß, nach dem ersten Mann, der dort begraben war. Ein Brett mit den Anfangsbuchstaben ihrer Namen versehen, wurde in die Erde gesteckt und das war Alles, was an sie noch erinnerte.

Die Sara-Insel im Südostwinkel des Hafens gelegen, ist lang und niedrig.

Das Haus des Kommandanten lag in der Mitte. Das Haus des

Pfarrers und die Baracken lagen zwischen der Kommandantur und dem Gefängnis. Das Hospital lag auf der Westküste und in einer Linie damit standen die beiden Zuchthäuser.

Reihen von hohen Palisaden umgaben die Ansiedlung und gaben ihr fast das Ansehen einer befestigten Stadt. Die Palisaden waren gebaut, um vor der Wuth des Sturmes ein wenig zu schützen, der durch die lange, enge Bay wie durch das Schlüsselloch einer Thür pfeifend, in früherer Zeit oft Dächer abgedeckt und Brotschuppen zerstört hatte. Die kleine Stadt war so zu sagen im Kampf mit der Natur gebaut, — auf der äußersten Grenze der Civilisation und die Bewohner lebten in fortdauerndem Kriege mit Wind und Wellen.

Aber das Gefängnis von Sara-Island war nicht das Einzige in dieser Region.

In einer kleinen Entfernung von dem Festlande ist ein Felsen, über dessen Westseite bei rauhem Wetter die Wogen sich brechen.

Am Abend des dritten December 1833, als die Sonne hinter den Baumspitzen auf der linken Seite des Hafens sank, erschien ein Mann auf der Spitze dieses Felsens. Er war in die grobe Kleidung der Deportierten gehüllt und trug an seinen beiden Knöcheln zwei Eisenringe, durch die eine kurze schwere Kette lief. An der Mitte der Kette war ein lederner Riemen befestigt, der sich theilend um seine Taille befestigt war und vermittelst dessen er die Kette so hoch ziehen konnte, daß er nicht beim Gehen darüber stolperte. Sein Kopf war bloß und sein grobes, blaugestreiftes Hemde am Halse offen, zeigte seinen braunen, muskulösen Nacken. Aus einer Art von Zelle oder Höhle heraustretend welche Natur oder Kunst an der Seite der Klippe gebildet hatte, legte er auf ein schwaches Feuer, das zwischen zwei Felsstücken brannte, ein kleines Stück Holz auf und dann brachte er aus seiner Höhle einen eisernen Topf, der anscheinend Wasser enthielt und mit seinen harten, verarbeiteten Händen stellte er ihn in die Asche oder setzte ihn auf das brennende Scheit. Augenscheinlich war die Höhle zugleich sein Vorrathshaus und seine Speisekammer und die beiden Felsstücke waren seine Küche.

Nachdem er so seine Vorbereitungen zu einem Mahle getroffen,

stieg er einen Pfad hinauf, der zu dem höchsten Punkte des Felsens führte. Seine Fesseln gestatteten ihm nur kurze Schritte und wenn er ging, so zuckte er schmerzlich zusammen. Wahrscheinlich schnitten die Ringe in seine Beine ein. Bei genauerer Prüfung konnte man auch sehen, daß ein Tuch oder ein Lappen zwischen den Ring und den Knöchel gesteckt war, als ob ihn der Ring schon wund gerieben hatte. Mühsam und langsam erreichte er sein Ziel und sich niederwerfend blickte er um sich. Der Nachmittag war stürmisch gewesen und die Strahlen der untergehenden Sonne fielen roth auf die bewegten, schäumenden Wellen der Bai. Zur Rechten lag Sara-Island, zur Linken das schwarze Ufer der jenseitigen Küste und die hohe Spitze von Frenchman's Kap. Ueber den kahlen Hügeln des Ostens hingen noch die dunkeln Wolken des letzten Sturmes. Unter ihm war das einzige Zeichen von Leben zu bemerken. Eine Brigg wurde in den Hafen hineingezogen von zwei Booten, die mit Deportierten bemannt waren.

Der Anblick der Brigg schien in dem Einsamen auf dem Felsen eine ganze Kette von Erinnerungen wach zu rufen. Er stützte sein Kinn in die Hand und blickte stark auf das hereinkommende Schiff, tief in Gedanken versunken. Mehr als eine Stunde verging, er bewegte sich nicht. Das Schiff ging vor Anker, die Boote verließen es, die Sonne sank und die Bai tauchte in nächtliche Dunkelheit. Lichter fingen längs der Küste an zu blinken. Das kleine Feuer ging aus und das Wasser im eisernen Topf wurde kalt; doch der Wachende auf dem Felsen bewegte sich nicht. Seine Augen starrten in die Finsterniß und seine Blicke verließen das Schiff nicht. Er lag neben dem kahlen Felsen seines einsamen Gefängnisses ebenso bewegungslos wie der Felsen selbst, auf dem er sich ausgestreckt hatte.

Dieser Mann war Rufus Dawes.

Drittes Capitel.

Ein geselliger Abend.

Im Hause des Major Vickers, Kommandant von Macquarie Harbour, herrschte heute am Abend des dritten December eine ungewöhnliche Heiterkeit. Leutnant Maurice Frere, der zuletzt ein Kommando auf Maria Island gehabt hatte, war ganz unerwartet mit Nachrichten aus dem Hauptquartier gekommen. Das Schiff Ladybird, ein Regierungsschooner, besuchte die Ansiedlung gewöhnlich zweimal im Jahr und die Ansiedler erwarteten diesen Besuch mit nicht geringer Unruhe. Für die Deportierten bedeutete die Ankunft des Ladybird die Ankunft von neuen Gesichtern, Nachricht von alten Kameraden, Neuigkeiten aus der ewig fortschreitenden Welt, aus der sie nun verbannt waren. Wenn der Ladybird kam, dann fühlten die Gefangenen selbst, die arbeitsmüden, gefesselten Verbrecher, daß sie noch Menschen waren, daß der Horizont des Weltalls nicht von den düsteren Wäldern begrenzt wurde, die ihr Gefängnis umgaben, sondern daß es draußen noch eine Welt gab, in der Menschen wie sie, welche tauchten, tranken, lachten und ruhten — und frei waren. Wenn der Ladybird kam, dann hörten sie Nachrichten, die Interesse hatten für sie, das heißt, nicht allein übertriebene Gerüchte von Kriegen oder von der Ankunft von Schiffen oder Stadtklatsch, sondern Sachen, die aus ihrer eigenen Welt kamen — wie Tom jetzt bei den Wegearbeiten war, daß Dick einen Urlaubsschein hatte, Barth sich in den Busch geflüchtet und Jack im Hobart Down Gefängnis aufgehängt worden. Solche Dinge waren das Einzige, was ihnen wichtig war und die neuen Ankömmlinge wußten gut Bescheid darin. Für die Deportierten war der Ladybird Stadtgeschwätz, Theater, Börsennachrichten und neueste Telegramme. Das Schiff war ihre Zeitung und ihr Postamt die einzige Unterhaltung in ihrem trostlosen, traurigen Leben, das einzige Band zwischen ihrem eigenen Elend und dem Glück und

Wohlstande ihrer Mitmenschen. Für den Kommandanten und die freien Leute war dieser Bote aus der Außenwelt nicht weniger willkommen. Es war Niemand auf der ganzen Insel, dessen Herz nicht schwerer wurde, wenn die weißen Segel wieder hinter den Hügeln verschwanden.

Bei dieser Gelegenheit war das Geschäftliche der Neuigkeiten für Kapitain Vickers von so großer Wichtigkeit, daß es ihn aufs Angenehmste berührte. Es war von Gouverneur Arthur beschlossen worden, die Niederlassung aufzulösen. Wiederholte Mordanfälle und Fluchtversuche hatten die öffentliche Aufmerksamkeit auf Macquarie Harbour gezogen. Die große Entfernung von Hobart Town machten es unbequem und sehr theuer. Arthur hatte die Tasman Halbinsel, der Ohrring, von dem wir gesprochen haben — als künftige Deportierten-Niederlassung ausersehen und sie Port Arthur, sich selbst zu Ehren genannt. Er hatte Leutnant Maurice Frere mit Instructionen an Vickers gesandt, der die Gefangenen von Macquarie Harbour überführen sollte.

Um die Größe und Wichtigkeit eines solchen Befehls gehört zu würdigen, müssen wir einen Blick auf die gesellschaftlichen Verhältnisse der Strafkolonie zur Zeit unserer Geschichte werfen. Neun Jahre zuvor war Oberst Arthur, der frühere Gouverneur von Honduras, in einem sehr kritischen Augenblick angekommen. Der frühere Gouverneur, Oberst Sorrell, war ein Mann von freundlichem Sinne, aber von geringer Charakterstärke. Er war überdies sehr liederlich in seinem Privatleben und seine Offiziere, durch sein Beispiel ermuthigt, verletzten jede Regel gesellschaftlichen Anstandes. Es war ganz gewöhnlich, daß jeder der Offiziere einen der weiblichen Deportierten als Geliebte hatte. Ihrerseits erlangten diese Frauen durch Gefälligkeiten manche Vortheile, waren aber auch häufig üblen Verfolgungen ausgesetzt, wenn sie sich einfallen ließen, sich ihre Liebhaber selbst zu wählen. Diesen Ausschweifungen ein Ende zu machen, war Arthur's erste Sorge und indem er die strengste Zucht in Beziehung auf Etiquette und Achtbarkeit einführte, fehlte er vielleicht wieder, was Güte und Nachsicht betraf. Während er rechtschaffen, brav und hochgesinnt

sich zeigte, war er zugleich kalt und geizig und die geflissentliche Freundlichkeit der Kolonisten traf bei ihm nur auf höfliche Gleichgültigkeit.

Der offiziellen Gesellschaft, welche Oberst Arthur geschaffen, stand diejenige der freien Ansiedler und der beurlaubten gegenüber. Diese Letzteren waren viel zahlreicher, als man glauben sollte. Am 29. November 1829 standen achtunddreißig Freie, — Begnadigte — und sechsundfünfzig bedingungsweise Freigelassene in den Listen verzeichnet. Am 26. September desselben Jahres war die Zahl der Personen, die auf Urlaub waren, auf siebenhundertundfünfundvierzig gestiegen.

Von der gesellschaftlichen Stellung der Leute zu dieser Zeit ist es kaum möglich, ohne Erstaunen zu sprechen. Nach dem beglaubigten Zeugniß vieler achtbaren Leute, Regierungsbeamte, Offiziere und freie Ansiedler, war die Liederlichkeit der Kolonisten ganz bekannt, Trunkenheit war das Hauptlaster. Selbst Kinder fand man betrunken in den Straßen. An Sonntagen sah man Männer und Frauen vor den Thüren der Wirthshäuser stehen, wo sie das Ende der Gottesdienst-Stunden abwarteten, um dann sogleich ihr Trinken wieder beginnen zu können. Die Lage der Gefangenen-Bevölkerung ist in der That unbeschreiblich. Obgleich der geheime Grog-Verkauf hart bestraft wurde, so betrieb man denselben doch in ungeheurer Ausdehnung, Männer und Frauen wurden betrunken bei einander gefunden und eine Flasche Branntwein wurde als billig erstanden erachtet, wenn sie durch zwanzig Hiebe erkaufte war. In der Faktorei — einem Gefängnisse für Frauen, wurden die scheußlichsten Dinge vollbracht und die Niederträchtigkeiten, welche als selbstverständlich unter den Kettengefangenen und in den Straf-Abtheilungen getrieben wurden, sind zu entsetzlicher Natur, als daß sie hier mehr als nur angedeutet werden können. Alles, was die niedrigsten und bestialischsten menschlichen Wesen nur erfinden und ausüben können, wurde in diesem unglücklichen Lande ohne Rückhalt und Scham erfunden und verübt.

Im Jahre 1826 wurden die Verbrecher in sieben Klassen eingetheilt, als man die neuen Barracken für die Gefangenen in

Hobart Town beendet hatte. Der ersten Klasse war erlaubt, außerhalb der Barracken zu schlafen und Sonnabends für eigene Rechnung zu arbeiten; die zweite Klasse genoß nur das letztere Vorrecht; der dritten wurde nur der Sonnabend Nachmittag gewährt; die vierte und fünfte Klasse bestand aus den »Widerspänstigen und Unordentlichen, welche in Ketten arbeiteten;« die sechste waren »Männer von ganz schlechtem und unverbesserlichem Charakter,« welche in Ketten arbeiteten und ganz getrennt von den anderen Gefangenen gehalten wurden. Die siebente Klasse endlich bestand aus dem Auswurf des Auswurfs — den Mördern, Banditen, Schuffen, welche weder durch Ketten noch durch Hiebe gezähmt werden konnten und die man als gesellschaftlich todt betrachtete. Sie wurden nach dem Höllenthor oder Maria-Island gebracht. Das Höllenthor war von allen Strafplätzen der gefürchtetste. Die Disziplin war dort so streng und das Leben so schrecklich, daß die Gefangenen Alles wagten um zu entkommen. In einem Jahre starben von fünfundachtzig Leuten dort nur dreißig eines natürlichen Todes. Von den Uebrigen ertranken siebenundzwanzig acht kamen durch Unfälle um's Leben, drei wurden von den Soldaten erschossen und zwölf von ihren Kameraden ermordet.

Im Jahre 1822 wurden hundertundneunundsechzig Mann aus hundertzweiundachtzig mit zweitausend Hieben bestraft. Während der zwölf Jahre, da diese Strafstationen bestanden, entflohen hundert und zwölf Mann, von denen nur zweiundsechzig wieder aufgefunden wurden und zwar — todt. Die Gefangenen tödteten sich, um nur nicht länger so zu leben und wenn sie so glücklich gewesen waren, die Wildniß von Gebüsch, Haide und Sumpf, welche zwischen ihrem Aufenthalt und den angebauten Distrikten lag; zu durchdringen, so zogen sie doch fast stets den Tod dem Wiederergreifen vor.

Die Reste dieser verzweifelten, wüsten Bande sicher nach der neuen Gefangenenstation Port Arthur zu bringen, war Maurice Frere's Aufgabe.

Er saß an dem leeren Kamm, die Beine über einander geschlagen und unterhielt die Gesellschaft mit seiner gewöhnlichen

Gleichgültigkeit. Die sechs Jahre, welche seit seiner Abreise von England vergangen waren, hatten ihn stärker und voller gemacht. Sein Haar erschien jetzt noch Höher sein Gesicht röther und sein Auge härter, aber sein Benehmen war um nichts verändert. Vielleicht war er etwas ruhiger geworden, aber seine Stimme hatte jenen entschiedenen Ton angenommen, den solche Stimmen haben, die immer gewöhnt sind, zu kommandieren und seine schlechten Eigenschaften waren dieselben wie früher. Der fünfjährige Aufenthalt auf Maria-Island hatte seine Rohheit in Gedanken und Thaten und sein hochmüthiges Selbstvertrauen noch erhöht, hatte ihm aber auch zugleich eine Sicherheit gegeben, die manches Ueble in seinem Charakter verdeckte. Er wurde von den Gefangenen verabscheut.

Wie er sagte war »Wort und Schlag dasselbe bei ihm.«

Bei seinen Vorgesetzten galt er für einen Offizier der rechtschaffen und eifrig war, wenn auch rauh und streng.

»Nun, Mrs. Vickers,« sagte er, als er eine Tasse Thee aus den Händen der Dame nahm, »Sie werden auch sehr zufrieden sein, hier fortzukommen, wie? Vickers, bitte, den Toast!«

»Ja,« sagte Mrs. Vickers mit ihrer alten Jugendlichkeit, die allerdings sechs Jahre älter geworden war; »ich werde nur zu froh sein. Ein schrecklicher Ort! Aber Johns Pflichten gehen vor. Freilich dieser Wind hier! Lieber Mr. Frere, Sie können nicht glauben, wie sehr ich wünschte, Sylvia nach Hobart-Town zu schicken, doch wollte John nichts davon hören.

»O, wie geht es denn Fräulein Sylvia?« fragte Frere mit der erhabenen Miene, die Männer seiner Art immer annehmen, wenn sie von Kindern sprechen.

»Nicht sehr gut,« sagte Vickers.

»Sie sehen, es ist hier sehr einsam für sie. Es sind keine Kinder ihres Alters hier mit Ausnahme der kleinen Tochter des Lootsen und mit der kann sie doch nicht umgehen. Aber ich mochte sie nicht fortlassen und habe versucht, sie selbst zu unterrichten.«

»Hm, — da war doch eine Gouvernante oder dergleichen bei Ihnen,« sagte Frere, in seine Theetasse starrend. »Das Mädchen, —

wie hieß sie doch?»

»Miß Purfoy,« sagte Mrs. Vickers, etwas ernst, »Ja, das arme Ding. Das ist eine traurige Geschichte, Mr. Frere.«

Frere's Augen blitzten.«

»So. Sie wissen, ich reiste gleich nach der Verurtheilung der Meuterer ab und hörte niemals alle Einzelheiten.« Er sagte das wie Jemand, der Näheres zu hören wünscht, aber besonders auf die Art der Antwort begierig ist.

»Eine traurige Geschichte,« sagte Mrs. Vickers. »Sie war die Frau von dem elenden Menschen, dem John Rex und kam als mein Mädchen mit, um in seiner Nähe zu sein. Sie wollte mir niemals ihre Geschichte erzählen, obgleich ich sie, nach allen den Anklagen, die der schreckliche Doktor gegen sie richtete, — ich konnte den Mann niemals leiden — fast auf meinen Knieen darum bat. Sie wissen, wie sie die Sylvia und John pflegte. Wirklich ein ausgezeichnetes Wesen. Ich glaube, sie muß Gouvernante gewesen sein.«

Mr. Frere zog die Augenbrauen in die Höhe, als ob er sagen wollte: »Gouvernante, — wirklich. Das ist eine glückliche Idee. Merkwürdig, daß es mir vorher niemals einfiel.«

»Indeß war ihr Betragen ganz musterhaft, — wirklich durchaus musterhaft und während der sechs Monate, die wir in Hobart Town zubrachten, lehrte sie Sylvia sehr viel. Natürlich konnte sie ihrem elenden Gatten nicht helfen, nicht war?»

»Natürlich nicht,« sagte Frere zustimmend: »Ich hörte irgend etwas über ihn. Er gerieth in eine Widerwärtigkeit, ist nicht so? — Bitte eine halbe Tasse!«

»Miß Purfoy oder vielmehr Mrs. Rex, wie sie heißt, — obgleich ich glaube, das ist auch nicht ihr wirklicher Name, machte eine kleine Erbschaft von einer alten Tante in England. — Zucker und Milch, sagten Sie? —«

»Ja von einer alten Tante.«

Frere nickte, als ob er das gar nicht anders erwartet hätte.

»Dann verließ sie meinen Dienst. Sie miethete ein kleines Haus an dem Neuen Wege und Rex wurde ihr als Diener zugetheilt.«

»Ja, a, die alte Geschichte,« sagte Frere, roth werdend.

»Und nun?«

»Nun, der Bursche versuchte zu entfliehen und sie half ihm dabei. Er wollte nach Launceston kommen und von da zu Schiff nach Sydney, aber sie griffen den Mann und er wurde hierher geschickt. Sie hatte Strafe zu bezahlen, wurde aber ganz ruiniert.«

»Wieso ruiniert?«

»Ja, sehen Sie, wenige Leute nur konnten vorher ihr Verhältniß zu Rex und sie war ziemlich geachtet. Natürlich, als das bekannt wurde, wurde es mit der schrecklichen Untersuchung zusammen gehalten und allen den Anschuldigungen von Dr. Pine — ich konnte den Mann wirklich nie leiden — und sie war bald ganz verlassen. Sie bat sehr, ich möchte sie mit hierher nehmen, um Sylvia zu unterrichten, aber John meinte, daß sei nur, um in der Nähe ihres Mannes zu sein und wollte es nicht.«

»Natürlich war das der Grund,« sagte Vickers aufstehend.

»Frere, wenn Sie rauchen wollen, gehen wir auf die Varanda. Sie wird nie ruhen, bis sie den Schurken frei gemacht hat.«

»Er taugt nichts, wie?«, sagte Frere und öffnete die Glasthür, um in den sandigen Garten hinaus zu treten.

»Verzeihen Sie diese Gewohnheit, Mrs. Vickers, aber ich bin ein Sklave meiner Pfeife geworden. Sie ist Weib und Kind für mich.«

»O, er taugt gar nichts,« sagte Vickers. Er ist still und ruhig, aber bereit zu allen Schandthaten. Er ist Einer der schlechtesten Kerle, den wir haben. Mit Ausnahme von Einem oder zwei Anderen ist er der Allerschlechtesteste.«

»Warum werden sie nicht gepeitscht,« sagte Frere und steckte seine Pfeife an. »Beim Himmel, Herr, ich lasse meinen Kerls die Haut abreißen, wenn sie Unsinn machen.«

»Ich mache mir nichts aus dem zu vielen Peitschen. Barton, der früher hier war, ließ sie fürchterlich peitschen, aber es that nicht gut. Sie machten mehrere Versuche, ihn zu morden. Sie erinnern sich der zwölf Kerls, die gefangen wurden? Ach nein, Sie waren damals nicht hier.«

»Was fangen Sie denn mit ihnen an?«

»O ich lasse den Schlimmsten peitschen, aber ich peitsche nicht mehr als einen Mann wöchentlich, das ist Regel und dann nicht über fünfzig Streiche. Sie werden jetzt ruhiger. Dann legen wir sie in Eisen, sperren sie in Einzelzellen und schließlich setzen wir sie aus.«

»Was thun Sie?«

»Wir geben ihnen einsame Gefangenschaft auf Grummelt Island. Wenn ein Mann sehr schlecht wird, setzen wir ihn in ein Boot mit Lebensmitteln für eine Woche und bringen ihn nach Grummelt hinüber. Da sind Höhlen im Felsen und der Bursche, der seine Kette hinter sich herzieht, lebt da einen Monat oder noch länger ganz allein. Das zähmt sie merkwürdig.«

»So,« sagte Frere. »Bei Gott, das ist ein guter Gedanke, Ich wünschte, ich hätte solchen Platz auf Maria Island.«

»Ich habe jetzt einen Kerl da,« sagte Vickers. »Dawes, Sie erinnern sich natürlich seiner. Er war der Anführer bei der Meuterei auf dem Malabar. Ein fürchterlicher Mensch. Das erste Jahr hier war er sehr wild. Barton pflegte fürchterlich peitschen zu lassen und Dawes hatte eine kindische Furcht vor der Katze. Als ich hier ankam, wann war es — 29 — ja da bat er, daß man ihn in die Ansiedlung nähme. Er sagte, daß er unschuldig an der Meuterei gewesen und daß die Anklage falsch war.«

»Der alte Streich,« sagte Frere wieder. »Ein Streichholz bitte.«

»Natürlich konnte ich ihn nicht fortlassen, aber ich setzte ihn auf den Osprey. Sie sahen ihn im Deck als Sie herein kamen. Da arbeitete er eine Zeit lang sehr gut und dann versuchte er wieder, zu entfliehen.«

»Ha, ha, der alte Streich! Das wußte ich vorher,« sagte Frere und blies eine fürchterliche Rauchwolke in die Luft, womit er jedenfalls eine übernatürliche Weisheit ausdrücken wollte.

»Nun, wir griffen ihn und er bekam fünfzig Hiebe. Dann wurde er unter die Kettensträflinge geschickt, die Holz fällen. Dann brachten wir ihn in die Boote, aber er hatte Streit mit dem Bootsmann und wir brachten ihn wieder zur Arbeit beim Fällen. Vor sechs Wochen

entfloh er mit Gabbett, dem Mann, der Sie beinahe getötet hätte damals — aber sein Bein war von der Kette wund geworden und er wurde gefaßt. Gabbett und drei Andere entkamen.«

»Und Sie haben sie nicht gefunden?« fragte Frere, Wolken aus seiner Pfeife blasend.

»Nein, aber sie werden dasselbe Schicksal haben als alle Uebrigen, denke ich, «sagte Vickers mit einer Art von traurigem Stolz. »Noch nie entkam ein Mann aus Macquarie Harbour.«

Frere lachte: »Nun, es wird schlimm für sie sein, wenn sie nicht vor Ablauf des Monats kommen.«

»O,« sagte Vickers, »sie kommen sicher; doch wenn sich Jemand ein Mal im Busch verirrt hat, so hat er nicht mehr viel Hoffnung, länger zu leben.«

»Wann denken Sie bereit zu sein, abzugehen?« fragte Frere.

»So bald Sie es wünschen. Ich mag keinen Augenblick länger hier bleiben, als ich muß. Es ist ein schreckliches Leben hier.«

»Finden Sie?« fragte sein Gefährte mit ungeheucheltem Erstaunen. »Ich mag es leiden. Freilich langweilig. Als ich zuerst nach Maria Island kam, langweilte ich mich fürchterlich, aber man gewöhnt sich bald daran. Ich finde eine Art Genugthuung darin, die Kerls in Ordnung zu halten. Ich mag gern die Augen der Burschen auf mich schielen sehen, wenn ich vorbei komme. Sie möchten mich in Stücke reißen, wenn sie könnten.« Er lachte wild, als ob er auf den Haß, den er einflößte, stolz war.

»Wie sollen wir die Reife machen? Sind darüber Bestimmungen getroffen?« fragte Vickers.

»Nein,« sagte Frere. Das ist Ihnen ganz überlassen. Bringen Sie sie so gut Sie können fort, sagte Arthur und schleppen Sie sie nach der neuen Halbinsel. Er meint Sie seien hier zu weit ab, — er will Sie in der Nähe haben.«

»Es ist sehr gefährlich, so Viele auf ein Mal zu transportieren,« meinte Vickers.

»Durchaus nicht. Schmieden Sie sie zusammen, stellen Sie Wachen genug hin und sie werden nichts unternehmen.«

»Aber Mrs. Vickers und das Kind?«

»Daran habe ich auch gedacht. Sie nehmen den Ladybird und die Gefangenen und ich komme mit Mrs. Vickers und Sylvia nach im Osprey.«

»Ja, das könnten wir thun. Das ist das Beste. Ich mag nicht, daß Sylvia unter den Schurken ist und doch mag ich sie nicht zurücklassen.«

»Gut,« sagte Frere, voller Vertrauen in seine eigene Geschicklichkeit. »Dann will ich den Ladybird nehmen und Sie kommen im Osprey mit Mrs. Vickers nach.«

»Nein, nein,« sagte Vickers mit seinem alten pomphaften Ton. »Nach den königlichen Anordnungen —«

»Ja, ja, ganz Recht,« unterbrach ihn Frere. »Sie brauchen sie nicht anzuführen.«

»Der kommandierende Offizier ist verpflichtet sich — — «

»Ganz Recht, lieber gern Ich habe nichts dagegen.«

»Ich achte nur an Sylvia dabei,« sagte Vickers.

»Gut,« rief der Andere, als die Thür, die in's Zimmer führte, sich öffnete und eine kleine, weiße Figur auf die Veranda trat.

»Da ist sie selbst; fragen Sie sie selbst. Nun, Miß Sylvia, wollen Sie einem alten Freunde die Hand eben?« Das blonde Kind von Malabar war ein blondes Mädchen von etwa elf Jahren geworden und als es so dastand im weißen Kleidchen, im röthlichen Schimmer des Lampenlichtes, war selbst das unästhetische Gemüth Frere's von ihrer Schönheit betroffen. Ihre hellen blauen Augen waren blauer und strahlender denn je. Ihre kleine Gestalt war gerade und biegsam wie eine Weidenruthe und ihr süßes, unschuldiges Gesicht war in den Glorienschein des goldenen Haares eingehüllt, das so fein und elektrisch war und von dem jedes einzelne Haar einen goldenen Glanz hatte. Mit solchem Haar malten die Maler des Mittelalters ihre Engel.

»Kommen Sie und geben Sie mir einen Kuß, Fräulein Sylvia!« rief Frere. »Sie haben mich doch nicht vergessen, he?«

Aber das Kind, das eine Hand leicht aus das Knie des Vaters

stützte betrachtete Frere von Kopf bis zu Füßen mit der reizenden Unverschämtheit der Kinder. Dann schüttelte Sylvia den Kopf und sagte: »Wer ist's, Papa?«

»Mr. Frere, mein Liebling. Erinnerst u Dich nicht an Mr. Frere, der mit Dir aus dem Schiffe Ball spielte und der so gütig gegen Dich war, als Du wieder wohl wurdest? schäme Dich, Sylvia.«

Der Ton, in dem diese Scheltworte gesagt wurden, enthielt so viel Zärtlichkeit, daß Sylvia nicht sehr bekümmert darum war. »Ich erinnere mich an Sie,« sagte Sylvia, die Haare zurückwerfend, aber damals sahen Sie besser aus als jetzt. Ich mag Sie gar nicht.«

»Sie erinnern sich nicht mehr an mich,« sagte Frere etwas in Verlegenheit und doch eine völlige Gleichgültigkeit heuchelnd. »Gewiß nicht. Wie heiße ich denn?«

»Leutnant Frere. Sie schlugen einen Gefangenen zu Boden, weil er meinen Ball aufhob. Ich mag Sie nicht leiden.«

»Sie sind eine sehr dreiste, kleine Dame, das muß wahr sein,« sagte Frere lachend. »Ha, ha, ja, das that ich, jetzt weiß ich's auch. Was für ein Gedächtniß sie hat!«

»Er ist jetzt hier, Papa, nicht wahr?« fuhr Sylvia fort, ohne sich an die Unterbrechung zu kehren. »Rufus Dawes ist sein Name und er ist so sehr unglücklich. Der arme Mann, er thut mir so leid. Danny sagt, er wäre ein wenig sonderbar.«

»Und wer ist Danny?« fragte Frere unter erneutem Lachen.

»Der Koch,« sagte Vickers. »Ein alter Mann, den ich aus dem Hospital nahm. Sylvia, Du sprichst zu viel mit den Gefangenen. Ich habe es Dir schon einige Male verboten.«

»Aber Danny ist kein Gefangener, Danny ist ein Koch,« sagte Sylvia, um nichts eingeschüchtert. »Er ist ein sehr kluger Mann. Er hat mir Alles von London erzählt, wo der Lord Mayor in einer Glaskutsche fährt und alle Arbeit von freien Leuten gethan wird. Er sagt, dort sähe man nie Ketten! Ich möchte London sehen, Papa.«

»Das möchte Mr. Danny gewiß auch,« sagte Frere.

»O nein, das hat er nicht gesagt. Aber er möchte gern seine alte Mutter wiedersehen, sagte er! Denkt nur, Danny's alte Mutter! Was

für eine häßliche alte Frau sie sein muß. Er sagt, er wird sie im Himmel wiedersehen. Wird er das Papa?«

»Ich hoffe es, mein Kind.«

»Papa.«

»Ja.«

»Wird Danny im Himmel seine gelbe Jacke tragen oder wird er als ein freier Mann dort sein?«

Frere brach in ein schallendes Gelächter aus.

»Sie sind unverschämt, mein Herr,« rief Sylvia mit blitzenden Augen. »Wie können Sie so über mich lachen? Wenn ich Papa wäre, würde ich Ihnen eine halbe Stunde in den Triangeln geben. O, Sie Unverschämter!« Und roth vor Aerger, rannte die verwöhnte kleine Schönheit aus dem Zimmer. Vickers sah sehr ernst aus, aber Frere barst fast vor Lachen. »Gut, auf Ehre, sehr gut! Ha, ha, ha! Die kleine Hexe. Eine halbe Stunde Triangel.«

»Sie ist ein sonderbares Kind,« sagte Vickers und spricht merkwürdig für ihr Alter, — aber Sie müssen sich nicht daran kehren. Sie ist nicht mehr Kind und noch nicht Mädchen und ihre Erziehung ist vernachlässigt. Und diese düstere Umgebung und alle diese Menschen! Was können Sie von einem Kinde erwarten, das in einer Strafkolonie ausgewachsen ist?«

»Mein lieber Herr,« sagte der Andre, »sie ist entzückend. Ihre Unkenntnis der Welt ist bezaubernd.

»Sie muß drei oder vier Jahre in eine gute Schule nach Sydney. So Gott will, soll sie dahin, wenn wir zurückkommen, oder ich schicke sie nach England, wenn ich kann. Sie ist ein gutes Herz, aber sie bedarf der Erziehung.«

In diesem Augenblick kam Jemand den Gartenpfad herauf und grüßte.

»Was gibts, Troke?«

»Gefangener hat sich gestellt, Sir.«

»Welcher?«

»Gabbett. Er kam gestern Abend zurück.«

»Allein?«

»Ja, Herr. Die Andern sind gestorben, sagt er.«

»Wovon ist die Rede«, fragte Frere plötzlich aufmerksam geworden.

»Der Ausreißer, von dem ich Ihnen erzählte, — Gabbett Ihr alter Freund. Er ist zurückgekommen.«

»Wie lange war er fort?«

»Beinahe sechs Wochen, Herr,« sagte der Constabler an seine Mütze fassend.

»Nun, er muß so mit genauer Noth davon gekommen sein.

Ich möchte ihn wohl sehen.«

»Er ist noch unten im Schuppen,« sagte der gefällige Trocke. Einer von den »Gebesserten,« die für ihr gutes Betragen Vorrechte genossen. »Sie können ihn gleich sehen, meine Herren, wenn Sie mögen.«

»Was meinen Sie, Vickers.«

Gewiß, wenn es Ihnen genehm ist.«

Viertes Capitel.

Der Ausreißer.

Es war nicht sehr weit bis zu den Schuppen und nach wenigen Minuten Weges durch die hölzernen Palisaden, erreichten sie ein langes Steingebäude, zwei Stockwerk hoch, aus dem ein gräuliches Brüllen hervor drang, untermischt mit schrillum, kreischendem Gesang. Bei dem Tone der Flintenkolben, die auf dem hölzernen Fußboden niedergesetzt wurden, hörte der Lärm auf und ein Schweigen, das unheimlicher war, als der frühere Lärm herrschte an dem Orte.

Zwischen zwei Reihen von Wärtern hindurch traten die beiden Offiziere in eine Art Vorzimmer vor dem Gefängnis, in dessen Mitte ein großer Block von Holz stand, auf dem irgend etwas lag. Auf einem rohen Stuhl neben dem Block saß ein Mann in der grauen Jacke (als Gegensatz zu der gelben Jacke) der Gebesserten. Der Mann hielt zwischen den Knien eine Schüssel mit Suppe und versuchte augenscheinlich die Masse auf dem Blocke zu füttern.

»Will er nicht essen, Steve«? fragte Vickers.

Bei dem Ton der Stimme des Kommandanten stand Steve auf. »Ich weiß nicht, was mit ihm ist,« sagte er und legte den Finger an die Stirn. »Er scheint ganz dumm geworden zu sein. Ich kann nichts mit ihm machen.«

»Gabbett«

Der aufmerksame Troke, der sehr genau auf die Wünsche seiner Vorgesetzten achtete, brachte den Mann in eine sitzende Stellung und schüttelte ihn.

Gabbett, denn dieser war es, strich mit der Hand über das Gesicht und in der Stellung beharrend, in die ihn Troke gebracht hatte, startete er die Besucher ganz verwirrt an.

»Nun, Gabbett, nun seid Ihr doch endlich zurück gekommen.

Wann werdet Ihr denn Vernunft annehmen? Wo sind Eure Gefährten?»

Der Riese antwortete nicht.

»Hört Ihr mich? Wo sind Eure Gefährten?«

»Wo sind Eure Gefährten?« wiederholte Troke.

»Todt,« sagte Gabbett.

»Alle drei?«

»Ja.«

»Und wie kamt Ihr zurück?«

Gabbett hielt in beredtem Schweigen seinen Fuß ein wenig in die Höhe.

»Wir fanden ihn auf der Spitze drüben und brachten ihn im Boot zurück,« erklärte Troke. »Er hat Suppe bekommen, aber er scheint nicht hungrig zu sein.«

»Seid Ihr hungrig?«

»Warum eßt Ihr nicht Eure Suppe?«

Gabbett warf seine dicken Lippen auf.

»Ich habe sie gegessen. Könnt Ihr denn nichts Besseres thun, als einen Mann auspeitschen? Ihr seid gemeines Pack. Wie viel gibt es dies Mal, Major? Fünfzig?«

Und lachend warf er sich auf den Block zurück.

»Eine gute Sorte.« sagte Vickers, mit hoffnungslosem Lächeln.
»Was kann man mit solchem Kerl thun?«

»Ich würde ihm die Seele aus dem Leibe peitschen lassen,« sagte Frere, »wenn er so zu mir spräche.«

Troke und die Andern, als sie dies hörten, bekamen gleich eine bedeutende Scheu vor dem neuen Herrn. Er sah aus, als ob er sein Wort halten würde.

Der Riese hob seinen großen Kopf etwas in die Höhe und sah den Sprecher an, ohne ihn indeß zu erkennen. Er sah nur ein fremdes Gesicht — einen Besucher vermuthlich.

»Sie können peitschen lassen und fallen bedankt sein, wenn Sie mir nur etwas Tabak geben wollten.« Frere lachte. Die rohe

Gleichgültigkeit seiner Antworten gefiel ihm und mit einem Blick auf Vickers nahm er ein Stück Cavendish aus der Tasche seiner Schiffsjacke und gab es dem Gefangenen. Gabbett griff danach, wie ein Hund nach dem Knochen führt und steckte das ganze Stück in den Mund.

»Wie viele Gefährten hatte er?« fragte Maurice, indem er die fürchterlichen, kauenden Kinnladen betrachtete, wie man wohl ein wildes Thier betrachtet und fragte grade so, als ob ein »Gefährte« ein Ding sei, mit dem ein Deportierter geboren war, etwa wie mit einem Maal.

»Drei, Herr.«

»Drei; nun dann lassen Sie ihm dreißig Streiche geben, Vickers.«

»Wenn ich noch drei gehabt hatte,« brummte Gabbett, seinen Tabak kauend, — »hättet Ihr mich nicht wieder gekriegt.«

»Was sagt er?«

Aber Troke hatte ihn nicht verstanden und der »Gebesserte« der sich gern von dem Gefangenen zurückhielt, sagte, er habe nichts gehört.

Der Elende, der eifrig an seinem Tabak kaute, war wieder in sein voriges Schweigen zurückgefallen und that so, als ob er nie ein Wort gesprochen.

Wie er so da saß, kauend und kauend, bot er einen scheußlichen Anblick. Nicht grade wegen seiner natürlichen, abschreckenden Häßlichkeit, die tausendfach erhöht wurde durch die zerrissenen, schmutzigen Lumpen, mit denen er bedeckt war. Nicht grade wegen seines unrasierten Bartes, seiner Hasenscharte, seiner wunden, blutenden Füße, seiner hohlen Augen und seiner ganzen eingefallenen Gestalt. Nicht allein, weil er etwas Thierisches an sich hatte, wie er so da saß, ein Fuß über den andern geschlagen und der eine haarige Arm zwischen den Knien hängend. Er sah so wenig menschlich aus, daß man schauderte, wenn man daran dachte, daß zarte Frauen und schöne Kinder zu derselben Art gehörten, wie dies Ungeheuer. Nein er bot solchen scheußlichen Anblick, weil in diesem sich fortwährend bewegenden Munde, diesen zumalmenden Kinnladen, diesen ruhelosen Fingern, diesen blutunterlaufenen,

unruhigen Augen, ein Etwas zu leben schien, das an entsetzlichere Dinge mahnte als an Verhungern, das, eine Tragödie ahnen ließ, die in den düsteren Tiefen der Wälder sich abgespielt hatte, die ihn jetzt wieder ausgespien hatten. Der Schatten dieses unbekanntes Grauens hing über ihm und ekelte Jeden an und stieß Alle zurück. Es war als ob ihm ein Geruch von Blut anklebte.

»Kommen Sie,« sagte Vickers, »wir wollen zurückgehen. Ich werde ihn wohl wieder peitschen lassen müssen. O, dieser Ort! Kein Wunder, wenn sie es Höllenthor nennen.«

»Sie sind zu gutherzig, mein lieber Herr,« sagte Frere auf halbem Wege durch die Palisaden. »Man muß Bestien wie Bestien behandeln.«

Major Vickers, der diese Ansichten kannte, seufzte. »Es kommt mir nicht zu,« sagte er, »das System zu tadeln.« Er wollte, in seiner Hochachtung vor den Gesetzen seine Gedanken nicht äußern. »Zuweilen denke ich aber, ob Güte nicht mehr thun würde, als die Peitsche und die Kette.«

»Ihre alten Ideen,« lachte Frere. »Denken Sie daran, daß uns das auf dem Malabar beinahe unser Leben kostete. Nein, nein, ich habe genug von den Deportierten gesehen, obgleich meine Kerls nicht so schlimm sind, wie die Ihren; — aber es gibt nur einen Weg, um mit ihnen fertig zu werden. Sie niederhalten! Sie müssen fühlen, wer sie sind, — sie sind hier, um zu arbeiten und wenn sie nicht arbeiten, müssen sie gepeitscht werden, bis sie es thun. Wenn sie gut arbeiten, müssen sie zuweilen mal die Peitsche kosten, damit sie sich erinnern, was ihrer wartet wenn sie faul werden.«

Sie hatten jetzt die Veranda erreicht und der aufgehende Mond schien glänzend auf die Bucht unter ihnen und erleuchtete mit seinem weißen Licht auch die Spitze der Grummet Felsen.

»Das ist die allgemeine Meinung,« sagte Vickers, »das weiß ich. Aber bedenken Sie das Leben, das sie führen. Guter Gott,« fügte er mit plötzlicher Heftigkeit hinzu, als Frere still stand, um auf die Bai zu blicken, »ich in kein grausamer Mann und habe niemals unverdiente Strafe ertheilt, aber seit ich hier bin, haben sich zehn Gefangene von jenem Felsen aus ertränkt, — lieber als daß sie das elende Leben

länger getragen hätten. Vor drei Wochen erst haben zwei Mann, die beim Holzfällen beschäftigt waren, den Leuten die Hand gegeben und sich dann an in Hand von dem Felsen da hinabgestürzt. Es ist schrecklich, daran zu denken.«

»Sie sollten sich nicht so betragen, daß sie hierher geschickt werden mußten,« sagte der praktische Frere. »Sie wissen, was sie zu erwarten haben. Es geschieht ihnen schon Recht.«

»Aber denken Sie nur, wenn ein Unschuldiger dazu verurtheilt ist.«

»Das kann ich nicht denken,« sagte Frere lachend. »Verdammt die Unschuldigen! Sie sind Alle unschuldig, wenn man ihrer Geschichte glaubt.«

»Hallo, was ist da oben für ein rothes Licht?«

»Das ist Dawes' Feuer auf dem Grummet Felsen,« sagte Vickers und ging hinein.

»Das ist der Mann, von dem ich Ihnen erzählte. Kommen Sie herein und lassen Sie uns ein Glas trinken. Wir wollen die Thür nach außen schließen!«

Fünftes Capitel.

Miß Sylvia.

»Nun,« sagte Frere, als sie hinein gingen, »Sie werden bald fort sein. Sie können Alles bis Ende des Monats zur Abreise bereit haben und ich will dann Mrs. Vickers begleiten.«

»Was sprechen Sie da von mir?« fragte die eifrige Mrs. Vickers von innen. »Sie sind recht böse Menschen, daß Sie mich so lange allein gelassen!«

»Mr. Frere ist so gütig gewesen, uns anzubieten, daß er Dich und Sylvia im Osprey mitnehmen will. Ich muß natürlich mit dem Ladybird gehen.«

»Sie sind sehr gütig, Mr. Frere, wirklich sehr gütig,« sagte Mrs. Vickers, sich an die kleine Courmacherei vor sechs Jahren erinnernd und im Gedanken daran erröthend. »Es ist wirklich äußerst liebenswürdig. Wird es nicht hübsch sein, Sylvia, wenn Du mit Mama und Mr. Frere nach Hobart Town gehen kannst?«

»Bitte, Mr. Frere,« sagte Sylvia, aus einer Ecke des Zimmers hervorkommend. »Es thut mir sehr leid, daß ich das gesagt habe. Bitte, vergeben Sie mir.«

Sie sagte das in so steifer, altväterischer Weise, wie sie so vor ihm stand, — die goldnen Haare über die Schultern hängend und ihre Hände über ihrer schwarz seidenen Schürze gefaltet, (Julia Vickers hatte ihre besondere Art, ihre Tochter zu kleiden,) daß Frere versucht war, wieder zu lachen.

»Natürlich will ich Ihnen vergeben, mein Kind,« sagte er. »Sie meinten es wohl nicht so schlimm?«

»O ja, ich meinte es wirklich so, deshalb thut es mir so leid. Ich bin zuweilen sehr unartig, obgleich Sie das vielleicht gar nicht glauben, (dies sagte sie im Bewußtsein ihrer Schönheit) besonders bei der Römischen Geschichte. Ich halte die Römer für lange nicht so tapfer

wie die Karthager. Was meinen Sie, Mr. Frere?»

Maurice, etwas beunruhigt durch diese Frage, sagte nur: »Warum nicht?«

»Nun, ich mag sie nicht halb so gern,« sagte Sylvia mit weiblicher Verachtung aller Gründe. »Sie hatten immer so viele Soldaten, wenn auch die Andern so sehr grausam waren, wenn sie siegten.«

»Waren sie das?« fragte Frere.

»Waren sie das? Mein Gott, ja! Haben sie nicht dem armen Regulus die Augenlider abgeschnitten und haben ihn dann in einem Faß mit Nägeln herum gerollt? Wie nennen Sie das, das möchte ich wissen?«

Mr. Frere, sein rothes Haupt schüttelnd und eine ausgebreitete Kenntnis des Alterthums heuchelnd meinte nur, daß das allerdings nicht hübsch von den Karthagern gewesen sei.

»Sie sind sehr gelehrt, Miß Silvia,« bemerkte er und fühlte, daß dies selbstbewußte Mädchen ihn sehr bald ausgeforscht haben würde.

»Lesen Sie gern?«

»Sehr gern.«

»Was für Bücher lesen Sie?«

»O, eine Menge! »Paul und Virginia« »Das verlorene Paradies« »Shakspeares Schauspiele,« »Robinson Crusoe« »Blairs Predigten«, »Den Tasmania Kalender« und »das Buch der Schönheiten« und »Tom Jones.«

»Eine etwas gemischte Sammlung, fürchte ich,« sagte s Mrs. Vickers mit schwachem Lächeln. Sie machte sich aus; allen diesen Dingen nichts. »Aber unsre Bibliothek ist sehr beschränkt und ich bin kein großer Leser. John, Mr. Frere trinkt gewiß noch ein Glas Brandy und Wasser. O, lassen Sie nur, ich bin eines Soldaten Frau. Sylvia, sage Mr. Frere gute Nacht und gehe zu Bett.«

»Gute Nacht, Fräulein Sylvia, wollen Sie mir einen Kuß geben?«

»Nein.«

»Silvia, sei nicht unhöflich.«

»Ich bin nicht unhöflich,« rief Silvia noch ärgerlich über die

Gleichgültigkeit, mit der ihre literarischen Mittheilungen aufgenommen worden. »Er ist unhöflich. Ich will Sie nicht küssen. Sie küssen, das fehlte noch!«

»Willst Du nicht, Du kleine Schönheit,« rief Frere, plötzlich vorspringend und seinen Arm um das Kind schlingend. »Dann muß ich Dich küssen!«

Zu ihrem größten Erstaunen war Miß Silvia in seinen Armen und wurde gegen ihren Willen geküßt. Sie wurde dunkelroth und ihre kleine Faust erhebend, schlug sie ihn mit aller Kraft auf die Backe.

Der Schlag war so plötzlich und der augenblickliche Schmerz so groß daß Maurice in seiner natürlichen Rohheit einen derben Fluch ausstieß.

»Liebe Sylvia,« rief Vickers vorwurfsvoll.

Aber Frere lachte, faßte beide Hände des Kindes in eine der Seinen und küßte sie wieder und wieder trotz ihres Sträubens. »Da,« sagte er mit einer Art von kindischem Triumph »Du hast nichts dadurch erreicht, — siehst Du?«

Vickers stand auf, sehr ungehalten, was deutlich in seinem Gesicht zu lesen war und zog das Kind fort und als er das that, machte sie, schluchzend vor Wuth und ganz athemlos ihre Hand los und in einem Anfall kindischer Leidenschaft schlug sie ihren Quäler wieder und wieder.

»Mann,« schrie sie mit blitzenden Augen, »lassen Sie mich gehen. Ich hasse Sie, ich hasse Sie!«

»Das thut mir sehr leid, Frere,« sagte Vickers, als die Thür hinter ihr geschlossen war. »Ich hoffe, sie hat Ihnen nicht weh gethan.«

»Nein, nein, ich mag solche Wuth. So sind die Weiber auf der ganzen Welt. Man muß ihnen nur zeigen, daß man ihr Herr ist.«

Vickers änderte schnell den Gegenstand der Unterhaltung und unter allen Erinnerungen und Plänen für die Zukunft war bald der kleine Vorfall vergessen. Aber als Frere eine Stunde später über den Gang ging, der zu seinem Zimmer führte wurde er von einer kleinen Gestalt aufgehalten, die in ein großes Shawl gewickelt war. Es war sein kindlicher Feind.

»Ich habe auf Sie gewartet, Mr. Frere,« sagte sie. »Ich bitte sie um Verzeihung. Ich hätte Sie nicht schlagen sollen, ich bin ein schlechtes Mädchen. Sagen Sie nicht nein, denn es ist so und wenn ich nicht besser werde, kann ich nie in den Himmel kommen.«

Indem sie sprach, nahm sie ein Papier heraus, wie ein Brief zusammen gefaltet und übergab es ihm.

»Was ist das?« fragte er ganz bestürzt. »Geh zu Bett, Kind, du wirst Dich erkälten.«

Es ist eine geschriebene Entschuldigung und ich erkälte mich nicht, denn ich habe meine Strümpfe an. »Wenn Sie es nicht annehmen,« fügte sie hinzu und zog ihre Brauen ein wenig zusammen, »ist es nicht mein Fehler. Ich habe Sie geschlagen, aber ich bitte um Verzeihung. Da ich eine Frau bin, kann ich keine andre Genugthuung geben.«

Mr. Frere unterdrückte den Wunsch in lautes Gelächter auszubrechen und machte seinem höflichen Gegner eine tiefe Verbeugung.

»Ich nehme ihre Entschuldigung an, Miß Sylvia,« sagte er.

»Dann,« sagte Sylvia sehr förmlich, »habe ich also nichts mehr zu sagen und ich habe die Ehre, Ihnen gute Nacht zu wünschen, mein Herr.«

Sie zog ihr Shawl fester um ihre Schultern und ging mit solcher Würde und Ruhe den Gang hinab als ob sie Amadis von Gallien selbst gewesen wäre.

Frere eilte auf sein Zimmer, fast erstickt von Lachen, öffnete das Papier beim Licht seiner Talgkerze und las in steifer, kindischer Schrift geschrieben Folgendes:

»Mein Herr, ich habe Sie geschlagen. Ich bitte schriftlich um Verzeihung.

Ihre ergebene und dienstfertige Dienerin
Sylvia Vickers.«

»Aus welchem Buch mag sie das abgeschrieben haben?« sagte

er. »Bei meiner Seele, sie muß ein wenig verdreht sein. Es ist ein sonderbares Leben für ein Kind hier. Das ist gewiß.«

Sechstes Capitel.

Ein Sprung im Dunklen.

Zwei oder drei Tage nach der Ankunft des Ladybird bemerkte der Gefangene auf dem Grummet Felsen ungewohnte Bewegung längs der Küste der Insel. Die Gefangenenboote, welche jeden Morgen bei Sonnenaufgang unterhalb der gezimmerten Ladebrücken auf die andre Seite des Hafens gebracht waren, waren gar nicht zu sehen. Der Bau einer Art von Landungsbrücke, welche von dem westlichen Punkt nach der Ansiedlung hin führte, wurde unterbrochen und alle Hände schienen mit dem neu gebauten Osprey, der noch auf Land lag, beschäftigt zu sein. Abtheilungen von Soldaten kamen täglich von dem Ladybird und halfen bei der geheimnißvollen Arbeit. Rufus Dawes, er täglich seine kleine Runde machte, zerbrach sich den Kopf, was wohl diese ungewöhnliche Bewegung bedeute. Unglücklicher Weise kam Niemand in seine Nähe, um ihn aufzuklären.

Ungefähr vierzehn Tage später, etwa am 15. Dezember bemerkte er eine andre sonderbare Thatsache. Alle Boote der Insel gingen eines Morgens nach der andern Seite des Hafens hinüber und im Laufe des Tages erhob sich ein furchtbarer Rauch längs der Hügel. Am nächsten Tage wiederholte sich dieselbe geheimnisvolle Sache und am vierten Tage kehrten die Boote zurück und schleppten hinter sich etwas her, das wie ein ungeheures Floß aussah. Dieses Floß wurde an der Seite des Ladybird befestigt und war, wie er bald sah, aus Planken, Bäumen, Stangen u.s.w. zusammengesetzt, die alle an Bord gehißt und in der Brigg weggesteuert wurden.

Dies gab Rufus Dawes viel zu denken. Wahrscheinlich gab man das Holzfällen auf und die Regierung hatte etwas Anderes ausfindig gemacht, um die Arbeit der Deportierten auszunützen. — Er hatte schon Bäume gefällt, Boote gebaut, Felle gegerbt und Schuhe

gemacht. War es möglich, daß er jetzt wieder ein andres Handwerk lernen sollte? Ehe er noch über diesen Punkt mit sich in's Reine kommen konnte, setzte ihn schon wieder eine neue Bootfahrt in Erstaunen. Drei Boote gingen die Bai hinab und kamen, nachdem sie einen Tag fortgeblieben, mit zahlreicher Bemannung zurück, brachten vier Fremde, eine Menge Vorräthe und Ackergeräthe mit. Da Rufus Dawes diese sah, schloß er, daß die Boote nach Philips Island, wo der Garten sich befand, gewesen waren und die Gärtner und Gartenprodukte abgeholt hatten. Rufus Dawes entschied, daß der Ladybird einen neuen Kommandanten gebracht hatte, Seine Augen, die durch das halb wilde Leben unendlich geschärft waren, hatten schon Mr. Maurice Frere erkannt und nun glaubte er zu verstehen, daß alle diese Veränderungen mit zu den Neuerungen gehörten. Als er mit seinen Folgerungen so weit gekommen, ging er auch noch weiter und kam zu einem Schluß, der, wenn die Voraussetzung richtig, auch natürlicher Weise sich ergeben mußte.

Leutnant Frere wird ein viel strengerer Kammandant sein, als Major Vickers.

Nun hatte die Strenge, was ihn selbst anbetraf, schon das allerhöchste Maß erreicht und der Unglückliche faßte den Entschluß sich das Leben zu nehmen.

Ehe wir gegen die Sünde solchen Entschlusses angehen, wollen wir auseinander zu setzen versuchen, was der Sünder gelitten haben muß während der letzten sechs Jahre.

Wir haben schon eine schwache Vorstellung bekommen von dem Leben auf einem Deportiertenschiffe und wir haben gesehen, durch welch' ein Fegefeuer Rufus Dawes schon gegangen war, ehe er noch einen Fuß auf die andern Felsen des Höllenthors gesetzt hatte. Doch um die volle Pein seiner Qualen zu verstehen, müssen wir das Grauen des Zwischendecklebens auf dem Malabar noch steigern. In jenem Gefängnis war wenigstens noch ein Lichtstrahl. Alle waren doch nicht verabscheuenswerth; Alle waren doch nicht der Scham und der Menschlichkeit ledig. So drückend auch die Gefängnisluft, so niederträchtig die Gesellschaft, so traurig die Erinnerung an vergangenes Glück, — so lebte man doch in

Unwissenheit der Zukunft, — in der Hoffnung.

Aber hier in Macquarie Harbour mußten die Hefen des Bechers aller Leiden getrunken werden. Dies war das Schlimmste und dies Schlimmste blieb für immer, unverändert. Der Abgrund dieser Qualen war so tief, daß man den Himmel nicht mehr erblicken konnte. Keine Hoffnung so lange das Leben überhaupt dauerte. Der Tod allein hielt die Schlüssel zu diesem Gefängniseilande in Verwahrung. Kann man sich überhaupt nur eine Vorstellung davon machen, was ein unschuldiger Mann voller Ehrgeiz und Widerwillen gegen alles Gemeine, voll Sehnsucht nach Liebe und Achtung während einer einzigen Woche solchen Lebens erduldet haben muß? Wir gewöhnlichen Menschenkinder, die wir ein gewöhnliches Leben führen, die wir gehen, reiten, lachen, heirathen und verheirathet werden, können das Elend eines solchen Daseins nicht fassen. Vielleicht haben wir eine schwache Idee davon wie süß Freiheit ist und wie scheußlich die schlechteste Gesellschaft, — aber das ist auch Alles. Wir wissen, daß wenn wir mit Ketten beladen und erniedrigt wären, gefüttert wie Hunde, gebraucht als Lastthiere, mit Flüchen und Schlägen zu unsrer täglichen Arbeit getrieben; — wenn wir mit Elenden zusammen leben müßten, unter denen Alles was nach Anstand oder Menschlichkeit aussah, nur verspottet oder verhöhnt wurde, — dann würden wir — ja — was? Wahnsinnig werden oder sterben! Aber wir wissen nicht und können nicht wissen, wie unaussprechlich abschreckend das Leben für Jemand werden muß, der es mit Wesen zu theilen hat, wie diejenigen waren, welche die Baumstämme nach den Ufern des Gordon schleppten oder fluchend und Gott lästernd ihre Ketten in den trostlosen Sandgruben von Sara Island hinschleppten. Kein menschliches Wesen kann ermessen, zu welcher persönlichen Erniedrigung, zu welchem Abscheu vor sich selbst eine Woche dieses Lebens es bringen würde. Selbst, wenn der Mann die Kraft hätte, dies zu schildern, — er würde es nicht wagen. Wie Jemand, der in einer Wüste nach einem menschlichen Antlitz ausschaut und auf einen Blutpfuhl stoßend, sein eigenes Gesicht darin abgespiegelt sieht — entflieht, so würde auch Jeder die Schilderung seiner eigenen

Todesqualen fliehen., Und nun denke man sich, daß diese Qualen schon sechs Jahre dauerten! Unbekannt damit, daß die Zeichen und Töne unter ihm die Symptome der gänzlichen Auflösung der Ansiedlung waren und daß der Ladybird gekommen war, um die Gefangenen abzuholen, beschloß Rufus Dawes die Last des Lebens von sich zu werfen, welche so schwer auf ihm ruhte. Sechs Jahre lang hatte er Holz gehauen und Wasser getragen; sechs Jahre lang hatte er gehofft wider alle Hoffnung und sechs Jahre lang hatte er im Thal der Todesschatten gelebt. Er wagte sich nicht alle Leiden zurückzurufen, die er durchgemacht. Seine Sinne waren abgestumpft und getödtet durch alle diese Qualen. Er dachte nur noch an Eins: daß er gefangen war, — lebenslänglich gefangen! Sein erster Traum von Freiheit war vergeblich gewesen. Er hatte sein Bestes gethan, um sich durch gutes Betragen, Urlaub zu erwerben, aber die Schurkerei von Vetch und Rex hatte ihn der Frucht aller seiner Anstrengungen beraubt. Statt sich Lob zu erwerben dadurch, daß er die Verschwörung auf dem Malabar zur Anzeige brachte, wurde er selbst für schuldig gehalten und trotz aller seiner Betheurungen verurtheilt. Seine »Verrätherei«, wie seine Gefährten es nannten, brachte ihm nichts ein bei den Vorgesetzten, wohl aber haßten und verachteten ihn nun die Ungeheuer, unter denen er lebte. Bei seiner Ankunft am Höllenthor war er ein Gezeichneter, ein Ausgestoßener unter den Ausgestoßenen, 1 ein Paria unter denen, welche in der ganzen Welt als Parias da standen.

Drei Mal wurden Angriffe auf sein Leben gemacht, aber damals war er noch seines Lebens nicht ganz müde und vertheidigte es. Diese Vertheidigung wurde von einem Aufseher als Ruhestörung angezeigt und die Ketten, die ihm schon abgenommen waren, wurden ihm wieder angelegt. Seine Stärke, diese rohe Eigenschaft, die ihm allein nützte, verschaffte ihm jetzt Achtung und man ließ ihn in Frieden. Niemand sprach mit ihm. Zuerst war ihm diese Behandlung sehr genehm, aber nach und nach ärgerte sie ihn, dann schmerzte es ihn und zuletzt wurde es ihm ganz unerträglich.

Wenn er am Ruder saß, oder wenn er bis Brust im Schlamm arbeitete, oder fast erlag unter seiner Holzlast, schaute er begierig

nach einem Vorwande um, mit Jemand zu reden. Er nahm die doppelte Last auf sich, wenn er ein Glied dieser Menschenraupe bildete, auf deren Rücken ein Baum fortgeschleppt wurde, wenn er nur ein Wort von einem Kameraden hörte. Er arbeitete das Doppelte für ein freundliches Wort. In seiner entsetzlichen Verlassenheit schmachtete er nach der Freundschaft von Räubern und Mördern. Dann kam der Rückschlag und er haßte selbst den Ton ihrer Stimmen. Er sprach nicht und weigerte sich selbst zu antworten. Er aß sogar sein ärmliches Abendbrot allein, wenn die Kette es ihm gestattete. Er kam in den Ruf eines finsternen, gefährlichen, halbverrückten Burschen. Kapitain Bartow, der Oberaufseher hatte Mitleiden mit ihm; und machte ihn zu seinem Gärtner. Er nahm dies an, aber nach etwa einer Woche, als Bartow des Morgens herab kam, fand er alle Sträucher ausgerissen, die Beete zertreten und Rufus Dawes mitten unter den zerbrochenen Gartengeräthen sitzend. Für diese rohe That wurde er gepeitscht. Sein Benehmen auf dem Triangel war sonderbar. Er weinte und flehte, man möge ihn loslassen, fiel dann vor Bartow auf die Knie und bat um Verzeihung. Bartow wollte nichts hören und der Gefangene wurde still. Von der Zeit an, wurde er düsterer denn je, und zuweilen bemerkte man, daß er, wenn er allein war, sich auf die Erde, warf und weinte wie ein Kind. Allgemein glaubte man, daß sein Gehirn etwas gelitten.

Als Vickers kam, bat Dawes um eine Unterredung und flehte, man möge ihn nach Hobart Town zurücksenden. Dies wurde ihm natürlich abgeschlagen, aber er wurde zur Arbeit auf dem Osprey kommandiert. Nachdem er einige Zeit dort gearbeitet und man ihm die Eisen abgenommen hatte, verbarg er sich eines Abends auf dem Schiff und schwamm quer durch den Hafen. Er wurde verfolgt, gefaßt und gepeitscht. Nun fing für ihn die ganze Runde der Strafen an. Er brannte Kalk, zog Balken und ruderte. Die schwerste und niedrigste Arbeit wurde ihm immer aufgebürdet. Vermieden und gehaßt von seinen Gefährten, gefürchtet von den Gefangenenwärtern und mit Unfreundlichkeit von den Vorgesetzten angesehen war Rufus Dawes jetzt völlig in den Abgrund des Elends gesunken, in den er sich theilweise allerdings freiwillig geworfen

hatte. Von seinen eigenen Gedanken fast zur Verzweiflung getrieben hatte er sich mit Gabbett und den drei andern Unglücklichen vereinigt, — um zu entfliehen, aber wie Vickers gesagt, war er sogleich wieder gefangen worden. Die schweren Eisen, welche er trug, hatten ihn lahm gemacht und obgleich Gabbett, aus Gründen, die sich später erklären werden, eifrig darauf bestanden, er könne weiter kommen, so fiel der Aermste doch nach den ersten hundert Schritten des schrecklichen Wettrennens und wurde von zwei Freiwilligen ergriffen, ehe er sich noch wieder erheben konnte. Seine Ergreifung gab den Anderen die kurze Freiheit, denn Troke, der mit einem Gefangenen zufrieden war gab die Verfolgung auf dem ziemlich beschwerlichen und selbst gefahrvollen Boden auf und brachte im Triumph Dawes nach der Niederlassung zurück. Er brachte ihn gleichsam als Friedensboten zurück, damit die Nachlässigkeit in der Beaufsichtigung der Entflohenen nicht zu scharf bemerkt würde. Dieses wahnsinnigen Unternehmens wegen war der Deportierte nun zu der einsamen Haft auf dem Grummetfelsen verurtheilt.

In dieser fürchterlichen Einsamkeit war sein Geist, der fortwährend über seinem furchtbaren Schicksal brütete, fast gestört. Er sah Gesichter und träumte wachend. Er lag Stunden lang bewegungslos da und starrte in die Sonne oder in die See. Er sprach mit eingebildeten Wesen. Er lebte die Scene mit seiner Mutter wieder durch. Er redete die Felsen an und rief die Steine als Zeugen auf, daß er unschuldig geopfert. Die Schatten seiner früheren Freunde umgaben ihn und oft hielt er sein gegenwärtiges Leben nur für einen Traum. Aber, wenn er erwachte, befahl ihm stets eine Stimme, in die Wogen zu springen, welche an den Wänden des Felsens sich brachen und diese traurigen Träume für immer aufzugeben.

Mitten in dieser Erstarrung seines Körpers und seiner Seele weckten die sonderbaren Ereignisse längs der Küste der Ansiedlung in ihm einen noch wilderen Haß gegen das Leben. Er sah darin etwas Unverständliches und Unbegreifliches und schloß nur daraus, daß sein Elend wahrscheinlich noch größer werden würde. Hatte er gewußt, daß der Ladybird sich seefertig machte und daß schon der

Befehl gegeben, ihn abzuholen, um ihn mit den Andern nach Hobart Town einzuschiffen, er hätte wohl mit der Ausführung seines Entschlusses gezögert, — aber er wußte nichts, als daß die Lebenslast nachgerade unerträglich geworden und daß die Zeit gekommen, wo er diese Last von sich werfen müsse.

Inzwischen war die ganze Niederlassung in großer Aufregung. In weniger als drei Wochen von der ersten Ankündigung an, war Alles zur Abreise in Bereitschaft gesetzt worden. Der Kommandant hatte mit Frere Alles endgültig festgesetzt. Er selbst wollte die Ladybird mit dem Haupttheil der Gefangenen übernehmen. Seine Frau und Tochter sollten zurückbleiben, bis der Osprey segelte, den Frere, sobald er Alles Zurückgelassene zerstört hatte führte.

»Ich will Ihnen eine Korporalswache und zehn Gefangene zurücklassen,« sagte Vickers.

»Sie können ihn mit solcher Zahl leicht regieren.« Worauf Frere, Mrs. Vickers einen lächelnden Blick zuwerfend, erwiderte, daß er, wenn es nothwendig wäre, auch mit fünf Gefangenen genug habe, denn er wisse, wie man die faulen Kerls zur Arbeit anhielte.

Unter den Vorfällen, welche sich während des Aufbruchs ereigneten, ist Einer, der nothwendig berichtet werden muß. Nahe Philips Island, auf der Nordseite des Hafens, liegt Coal Head, wo eine Abtheilung in der letzten Zeit gearbeitet hatte. Diese Abtheilung, welche von Vickers eiligst zurückgerufen war, um bei dem Werk der Zerstörung zu helfen, hatte Holz und Werkzeuge dort zurückgelassen und in der elften Stunde wurde noch ein Boot abgelassen, um diese Reste abzuholen. Die Werkzeuge wurden sorgfältig gesammelt und die Stämme, deren Jeder in Hobart Town fünfundzwanzig Schillinge werth war, zusammengekettet um als Floß eingeschifft zu werden. Die Deportierten ruderten Abends dem Osprey zu, das Floß hinter sich herziehend. Nun er ab es sich, daß in der allgemeinen Unruhe und Eile das Floß nicht gehörig befestigt war, so daß, als der starke Strom dagegen trieb, die Nachlässigkeit der Arbeit sich bestrafte. Die Männer lösten sich und obgleich die Bewegung des Bootes nach vorwärts die Ketten noch stramm hielt, so theilte sich doch die Masse etwas und in dem Augenblick als

Troke an der Seite der Ladybird anlegte, sah er, wie ein ungeheurer Stamm sich von den Andern löste und in der Dunkelheit verschwand. Mit ärgerlichem Blick sah er ihm nach, als ob es ein widerspänstiger Gefangener gewesen, dem er nun gern zwei Tage einsame Haft gegeben hätte. Da glaubte er einen Schrei zu hören, der aus der Richtung des verschwundenen Stammes kam. Aber er war viel zu beschäftigt, das übrige Holz zu retten und zu verhindern, daß es dem Boote schaden brächte, als daß er darauf achten konnte.

Den Schrei hatte Rufus Dawes ausgestoßen. Von seinem einsamen Felsen aus hatte er gesehen, wie das Boot der Ladybird zusteuerte und er hatte mit kindischer Wunderlichter, die oft in solchen Augenblicken den Menschen erfaßt, beschlossen, daß wenn das Boot gänzlich für ihn in der Dunkelheit verschwände, er sich in die Tiefe stürzen wolle. Das schwer arbeitende Boot wurde undeutlich und immer undeutlicher, sowie die Ruderschläge es weiter führten. Nur die Gestalt von Troke auf der Hinterbank war noch sichtbar. Auch diese verschwand und als das Floß auf die nächste Welle gehoben, ebenfalls für ihn unsichtbar wurde, stürzte sich Rufus Dawes in die See. Schwer mit Ketten beladen, wie er war, sank er wie ein Stein. Er hatte beschlossen, nicht zu schwimmen und im ersten Augenblick hielt er seine Arme hoch über den Kopf, um schneller zu sinken. Aber als die kurze, scharfe Angst des Erschreckens ihn faßte, als der Schauer des eisig kalten Wassers den geistigen Nebel zerstreute, der ihn umfängen hielt, da griff er verzweifelt aus und gelangte, trotz des Gewichtes seiner Ketten schnell an die Oberfläche. Als das geschah, bemerkte er trotz der Verwirrung, in der er sich befand, daß eine ungeheure, schwarze Masse gerade auf ihn losschwamm. Einen Augenblick kämpfte er gegen den Strom, einen Moment versuchte er, dem Zusammenstoß zu entgehen, — dann fühlte er, daß das Gewicht an seinen Füßen ihn hinunter zog und daß der große Stamm ihn unfehlbar mit seinen rauhen, zerrissenen Seiten zerquetschen würde. Da verschwand in diesem höchsten Augenblick der Gefahr jeder Gedanke an Selbstmord und mit jenem schwachen Schrei, den Troke gehört

hatte, breitete er die Arme aus, um sich an dem Ungethüm festzuhalten, das ihn sonst in den Tod stoßen würde.

Der Stamm ging ganz über ihm fort, ihn tief in das Wasser hinab drückend, aber seine Hand, an dem Holz entlang fahrend, griff in das Ende Tau, das noch an dem Stamme befestigt hing und er hielt sich mit Todesangst daran fest. Im nächsten Augenblick war sein Kopf wieder über dem Wasser und es gelang ihm, mit ungeheurer Anstrengung sich auf den Stamm zu schwingen. Einen Moment sah er in der Entfernung die hellen Fenster der Stern Kajüte in dem Schiff das vor Anker lag, dann verschwand der Grummet Felsen zu seiner Linken und erschöpft und athemlos schloß er die Augen. Der treibende Stamm führte ihn schnell und still in die tiefe Finsterniß hinaus.

* *
*
*
*

Bei Tagesanbruch am nächsten Morgen, als Troke an dem Felsen des Gefangenen landete, fand er denselben verlassen. Die Mütze des Gefangenen lag am Strande der Klippe, aber der Gefangene selbst war verschwunden. Nach der Ladybird zurück rudern, dachte der kluge Troke darüber nach, wie er dem Kapitain Vickers diese Nachricht überbringen sollte. Er erwähnte des sonderbaren Schrei's, den er am Abend vorher gehört und sagte:

»Ich glaube, Sir, daß er sich durch Schwimmen hat retten wollen, aber er muß untergegangen sein, denn er hätte nicht fünf Ellen weit mit den Eisen schwimmen können.«

Vickers der sehr beschäftigt war, um auszulaufen, nahm diese anscheinend sehr natürliche Erklärung der Sache ohne Weiteres an. Der Gefangene hatte den Tod, entweder durch einen Unfall oder durch eigene Schuld gefunden. Es war entweder Selbstmord oder Fluchtversuch und das frühere Betragen des Rufus Dawes rechtfertigte die letztere Vermuthung durchaus. In jedem Falle war er todt. Wie Troke ganz richtig meinte, konnte Niemand mit den Ketten belastet, durch die Bai schwimmen und als die Ladybird eine Stunde später am Grummet Felsen vorüber kam, glaubten Alle an Bord, daß

der Körper eines letzten Bewohners tief unter den Wellen läge, die seinen Fuß bespülten.

Siebentes Kapitel.

Das letzte von Macquarie Harbour.

Rufus Dawes wurde von denen, die auf der Ladybird ausgingen, für todt gehalten; sein wunderbares Entkommen war denen die noch auf Sara-Island zurückgeblieben waren, ebenso unbekannt geblieben. Wenn Maurice Frere überhaupt an den Gefangenen auf dem Felsen dachte, so glaubte er, ihn längst mit der Ladybird auf dem Wege nach Hobart-Town. Die achtzehn Personen an Bord des Osprey wußten nichts davon, daß das abgesandte Boot ohne den Gefangenen zurückgekehrt sei. Auch hatten Alle keine Zeit, über dergleichen nachzudenken. Mr. Frere, dem es sehr darum zu thun war, seine Geschicklichkeit und seine Thatkraft zu zeigen, hielt seine zehn Leute so streng an der Arbeit, daß eine Woche schon nach dem Abgange der Ladybird der Osprey bereit war, in See zu stechen. Mrs. Vickers und ihr Kind hatten fast mit Bedauern die Zerstörung der alten Heimath mit angesehen. Sie hatten sich in der kleinen Kajüte der Brigg eingerichtet und am Abend des elften Januar theilte Mr. Bates, der Lootse, welcher als Kapitain handelte, der Mannschaft mit, daß Leutnant Frere Befehl gegeben, den nächsten Morgen den Anker zu lichten.

Bei Tagesanbruch wurden die Anker gelichtet und mit einer leichten Brise von Südwesten ging sie hinaus und ankerte um drei Uhr Nachmittags sicher außerhalb des Höllenthors. Unglücklicher Weise schlug der Wind nach Nordwesten um, so daß aus der Rhede die See sehr hoch stand. Der vorsichtige Mr. Bates, in Rücksicht auf Mrs. Vickers und das Kind ging zehn Meilen in die Wellington Bai zurück und ankerte dort um sieben Uhr Abends. Die Flut war sehr bedeutend und das Schiff rollte stark. Mrs. Vickers blieb in der Kajüte und schickte Sylvia zu Frere, um denselben zu unterhalten. Sylvia ging, aber unterhielt ihn nicht. Sylvia hatte eine ganz besondere Antipathie gegen Frere gefaßt, wie Kinder sie so oft ohne Grund

hegen und seit jener Entschuldigung war sie kaum mehr höflich gegen ihn. Vergebens verwöhnte er sie und schmeichelte ihr; er konnte sie nicht dazu bringen, ihn gern zu haben. »Ich kann Sie nicht leiden, Herr,« sagte sie in ihrer steifen Art, »aber das kann Ihnen ja ganz gleich sein. Sie beschäftigen sich mit Ihren Gefangenen und ich amüsiere mich ohne Sie.«

»Ganz recht« sagte Frere, »ich will mich nicht aufdrängen.« Aber er fühlte sich doch etwas beleidigt. An diesem Abend war nun die junge Dame etwas herablassender. Ihr Vater war fort und ihre Mutter krank, so fühlte sie sich etwas einsam und folgte ihrer Mutter Gebot und ging zu Frere. Er ging rauchend auf dem Deck spazieren,

»Mr. Frere, Mama schickt mich, damit ich mit Ihnen sprechen soll.«

»So? Nun denn sangen Sie an.«

»O nein, es ist des Herren Aufgabe, zu unterhalten. Thun Sie das.«

»Dann kommen Sie und setzen sich zu mir,« sagte Frere, der in guter Laune war, weil er Alles in Ordnung hatte. »Wovon wollen wir sprechen?«

»Sie dummer Mensch! Als ob ich das wüßte. Sie müssen sprechen. Erzählen Sie mir ein Märchen.«

»Jack und die Bohnenstange,« sagte Frere.

»Jack und seine Großmutter! Unsinn! Erfinden Sie eine Geschichte aus Ihrem Kopf.«

Frere gähnte.

»Das kann ich nicht,« sagte er. »Das that ich nie in meinem Leben.«

»Dann können Sie ja anfangen. Sonst gehe ich fort.« — Frere rieb sich die Stirn. »Gut, haben Sie Robinson Crusoe gelesen?« — Als ob dies ein ganz neuer Gedanke wäre.«

»Natürlich habe ich es gelesen,« sagte Sylvia ärgerlich. »Gelesen? Jeder Mensch hat Robinson Crusoe gelesen.«

»So haben Sie? Daß wußte ich nicht, Nun lassen Sie uns sehen.« Und stark an seiner Pfeife ziehend, versenkte er sich in literarische

Erinnerungen. Sylvia saß maulend neben ihm und wartete auf den guten Gedanken, der niemals kam. »Was für ein dummer, dummer Mensch Sie sind! Ich werde froh sein, wenn ich wieder bei Papa bin. Er weiß so viele Geschichten, beinahe so viele wie der alte Danny.«

»Also Danny weiß welche?« »Danny!« Das sagte sie mit solchem Erstaunen, als wenn man sagen würde »Walter Scott?« »Natürlich weiß er Geschichten. Ich glaube wirklich,« und damit sah sie ihn mit sehr überlegener Miene an, »Sie haben niemals von der Geschichte der irischen Banshee gehört?«

»Nein niemals.«

»Auch nicht von dem weißen Pferde von Peppers?«

»Nein.«

»Auch nicht von dem Wechselbalg?«

»Nein.«

Sylvia stand von dem Kajütenfenster auf, worauf sie gesessen und blickte das rauchende Geschöpf neben sich mit tiefer Verachtung an. »Mr. Frere, Sie sind wirklich furchtbar unwissend. Verzeihen Sie, wenn ich Ihre Gefühle verletze, aber für Ihr Alter sind Sie wirklich entsetzlich unwissend.«

Maurice Frere wurde etwas ärgerlich-: »Sie sind sehr impertinent, Sylvia.«

»Miß Vickers ist mein Name, Leutnant Frere. Ich werde jetzt mit Mr. Bates sprechen.«

Diese Drohung machte sie sogleich wahr und Mr. Bates, der das gefährliche Amt eines Lootsen lange Zeit verwaltet hatte, erzählte ihr von Tauchern, von Korallenriffen und, von etwas apokryphen Abenteuern in dem chinesischen Meere.

Frere rauchte weiter, halb ärgerlich auf die kleine Fee, die ihn hartnäckig angriff. Er gestand sich, daß dies kleine, elfenhafte Geschöpf einen Zauber auf ihn ausübte, den er sich kaum zu erklären wußte. Indeß sah er sie an diesem Abend] nicht wieder und beim Frühstück am nächsten Morgen empfing sie ihn mit einigem Hochmuth.

»Wann werden wir fertig sein zum Absegeln? — Mr. Frere, bitte

um etwas Marmelade.«

»Ich weiß nicht, Fräulein,« sagte Bates. »Es weht noch? sehr stark draußen. Ich und Mr. Frere haben heute Morgen ausgeschaut und finden es noch nicht sicher.«

»Nun,« sagte Sylvia, »ich hoffe, wir werden nicht scheitern und dann gezwungen sein, Meilen weit zu schwimmen, um unser Leben zu retten.«

»Ha, ha,« lachte Frere, »haben Sie nur keine Angst, ich will für Sie sorgen.«

»Können Sie schwimmen, Mr. Bates,« fragte Sylvia.

»Ja, Miß, ich kann schwimmen.«

»Gut, dann können Sie mich nehmen. Mr. Frere kann für Mama sorgen. Wir wollen auf einer wüsten Insel leben, Mr. Bates und Kokosnüsse und Brodbäume pflanzen und, — ach was für abscheuliche, harte Zwiebäcke! — Ich will Robinson Crusoe sein und Sie sollen mein Mann Freitag sein. Ich möchte wohl auf einer wüsten Insel leben, wenn nur keine Wilde da wären und es immer genug zu essen gäbe.«

»Dann wäre es ganz gut, meine Liebe, aber solche Inseln findet man so leicht nicht.«

»Dann,« sagte Sylvia, mit sehr entschiedenem Ton, »wollen wir lieber nicht scheitern.«

»Ich hoffe, es wird nicht geschehen.«

»Stecken Sie einen Zwieback in Ihre Tasche, Sylvia, im Falle eines Unfalles,« meinte Frere, grinsend.

»O, Sie kennen schon meine Ansicht über Sie, mein Herr. Sprechen Sie nicht, ich brauche Ihre Meinung nicht.«

»So, das ist recht.«

»Mr. Frere,« sagte Sylvia und stand ernsthaft vor der Thür still, die zu ihrer Mutter Kajüte führte.

»Wenn ich Richard der Dritte wäre, wissen Sie, was ich dann mit Ihnen thun würde?«

»Nein,« sagte Frere, behaglich weiter essend, »was würden Sie thun?«

»Nun, ich würde Sie an der Thür der Kathedrale stehen lassen, im weißen Bettuch mit einer brennenden Kerze in der Hand, bis Sie Ihre abscheuliche Art ablegten, — Sie — Mann!«

Das Bild von Frere, im weißen Bettuch mit einer brennenden Kerze in der Hand an der Thür der Pauls Kathedrale stehend war zu viel für Mr. Bates' Ernst und er brach in ein schallendes Gelächter aus.

»Sie ist ein merkwürdiges Kind, nicht wahr, Sir? Sehr merkwürdig, aber doch sehr gutherzig.«

»Wann werden wir im Stande sein, zu segeln, Mr. Bates,« fragte Frere, dessen Würde sich durch die Lustigkeit des Lootsen verletzt fühlte.

Bates merkte den veränderten Ton und paßte sich schnell der Stimmung des Offiziers an.

»Ich hoffe, noch heute Abend, Sir,« sagte er. »Wenn die Fluth zurück geht, will ich es versuchen, aber jetzt können wir unmöglich segeln.«

»Die Leute wollten gern an Land gehen, um ihre Sachen zu waschen, sagte Frere. »Wenn wir noch bis Abend bleiben, können Sie die Leute nach Tische gehen lassen.«

»Ganz recht, Herr,« sagte Bates.

Der Nachmittag verlief günstig. Die zehn Gefangenen gingen an Land und wuschen ihre Sachen. Ihre Namen waren James Barker, James Lesley, John Lyon, Benjamin Riley, William Cheshire, Henry Shires, William Russen, James Porter, John Fair und John Rex.

Dieser letztere Schuft war noch ganz spät an Bord gekommen. Er hatte sich in der letzten Zeit etwas besser betragen und hatte sich während der Arbeit, die der Abreise der Ladybird voranging außerordentlich nützlich gezeigt. Sein Verstand und der Einfluß, den er auf seine Gefährten hatte, machten ihn zu einer ziemlich wichtigen Persönlichkeit und Vickers hatte ihm einige Vorrechte eingeräumt, die ihm früher versagt waren.

Mr. Frere, der das Einschiffen der Vorräthe überwachte, machte sich den guten Willen zu nutze, den Rex bei der Arbeit zeigte. Frere

hörte nicht auf, ihn anzufeuern oder ihn zu tadeln. Er nannte ihn faul, mürrisch und unverschämt. Fortwährend hieß es: »Rex, hierher! Thut dies; thut das!« Die Gefangenen sagten sich, daß Mr. Frere augenscheinlich etwas gegen Rex habe. Am Tage vor der Abfahrt der Ladybird hatte Rex in der freudigen Hoffnung auf die baldige Abreise sich erlaubt, auf eine der bitteren Bemerkungen zu antworten und Mr. Frere hatte sich bei Vickers beklagt. »Der Kerl will gern fort,« sagte er. »Lassen Sie ihn zurückbleiben, bis der Osprey abgeht. Das wird eine Lehre für ihn sein.«

Vickers willigte ein und John Rex wurde benachrichtigt, daß er nicht mit der ersten Abtheilung segeln würde. Seine Kameraden schworen, daß dies die reine Tyrannei sei, aber Rex selbst sagte nichts. Er verdoppelte seinen Fleiß und trotzdem er das Gegentheil wünschte, konnte Frere nichts an ihm zu tadeln finden. Er schrieb sich das Verdienst zu, den Deportierten etwas gezähmt zu haben und führte Rex, der schweigend gehorchte als Beispiel an, wie vorzüglich sein System der Strenge wirke. Die Deportierten aber, welche John Rex besser kannten, sahen in diesem Schweigen nur eine Drohung.

Er kehrte 13. Abends mit den Uebrigen in anscheinend fröhlicher Stimmung zurück.

Mr. Frere, welcher das Boot, in dem die Gefangenen zurückkamen, nahm, um noch vor Tisch einige Fische zu angeln, sah, wie er mit den Andern lachte und beglückwünschte sich wiederum selbst zu seinem Erfolge.

Die Zeit verging. Die Dunkelheit kam und Mr. Bates, der aus dem Deck spazierte, fing an, nach dem Boot auszuschaun da er die Absicht hatte, den Anker zu lichten und auszugehen.

Alles war in Sicherheit. Mrs. Vickers und das Kind waren unten, die beiden zurückgebliebenen Soldaten (zwei waren mit Frere gegangen) waren auf Deck und die Gefangenen sangen auf dem Vorderkastell. Der Wind war gut und die See war ruhiger. In weniger als einer Stunde mußte der Osprey sicher draußen sein.

Achtes Capitel.

Die Macht der Wildniß.

Der Stamm, welcher ans so merkwürdige Weise zur Rettung von Rufus Dawes gedient hatte, schwamm mit dem Strom aus der Bai hinaus. Einige Zeit lang war die Last, die er trug, ganz ohne Bewußtsein. Erschöpft von dem verzweifelten Kampf um das Leben, lag der Deportierte auf dem rauhen Rücken seines gottgesandten Floßes ohne Bewegung, ja fast ohne zu athmen. Endlich weckte ihn ein heftiger Stoß und gab ihm seine Besinnung wieder und er bemerkte, daß der Stamm auf einer sandigen Landzunge gestrandet, deren Fortsetzung völlig in Dunkelheit gehüllt war. Sich mühsam aus seiner unbehaglichen Stellung erhebend, stellte er sich auf seine Füße und den Strand ein wenig hinauf kriechend, warf er sich in den Sand und schlief ein.

Als der Morgen dämmerte, übersah er seine Lage. Der Stamm war an Philips Island vorüber schwimmend an der Südküste von Coals Head gelandet und einige hundert Ellen von ihm entfernt, lagen die zerstörten Schuppen der Kohlenarbeiter. Eine Weile lag er ganz still und wärmte sich in den Strahlen der aufgehenden Sonne. Er konnte kaum seine geschlagenen und gequetschten Glieder bewegen. Das Gefühl der Ruhe war so wundervoll, daß es alle andern Bedenken verscheuchte und er dachte gar nicht daran, über den Grund zu grübeln, weshalb wohl die Hütten in seiner Nähe verlassen waren. Wenn Niemand da war, so war es auch gut. Wenn die Leute nicht fort waren, so würden sie ihn wohl nach wenigen Augenblicken entdecken und ihn auf sein Insel-Gefängnis zurückbringen. In seiner Erschöpfung und in seinem Elend nahm er sein Schicksal auf sich, wie es kommen mochte und schlief wieder ein.

Als er seinen brennenden Kopf niederlegte, berichtete Troke gerade an Vickers über seinen Tod und während er noch schlief,

ging die Ladybird aus und kam so nahe an ihm vorüber, daß Jeder an Bord mit einem guten Glas seine schlafende Gestalt auf dem Sande hätte sehen können.

Als er erwachte, war Mittag vorüber und die Sonne sandte ihre vollen Strahlen auf ihn herab. Seine Kleider waren überall trocken, nur nicht auf der Seite, auf der er lag und er erhob sich, erfrischt durch den langen Schlaf. Bis jetzt begriff er noch nicht seine wahre Lage. Er war freilich entkommen, aber wie lange konnte das dauern. Er kannte die Geschichte jeder Flucht und wußte, daß ein Mann, der allein an diese Küste verschlagen war, nichts vor sich hatte, als wieder eingefangen zu werden oder den Hungertod. Zur Sonne aufblickend, wunderte er sich, daß er so lange frei geblieben. Darm fiel sein Auge auf die Kohlenschuppen und er bemerkte daß sie verlassen waren. Dies setzte ihn in großes Erstaunen und er zitterte vor unbestimmter Furcht. Er trat hinein und sah sich um, immer erwartend, daß irgend ein aufpassender Constabler oder ein bewaffneter Soldat sich sehen lassen würde. Plötzlich fiel sein Auge auf die Brode, welche die Deportierten am Abend vorher in die Ecke geworfen hatten. In diesem Augenblick war eine solche Entdeckung für ihn eine wahre Himmelsoffenbarung. Er würde sich nicht gewundert haben, wenn sie wieder verschwunden wären. Hätte er in einem anderen Zeitalter gelebt, so würde er sich nach den Engeln umgesehen haben, die sie gebracht.

Nach und nach, da er von diesem Wunder-Vorrath gegessen hatte, fing der Aermste mit seinem Gefangenen-Instinkt an zu begreifen, was sich zugetragen hatte. Die Kohlenarbeit war verlassen; wahrscheinlich hatte der neue Kommandant andere Arbeit in Aussicht für seine Lastthiere und ein Flüchtling war wenigstens einige Stunden lang hier sicher. Aber er durfte nicht hier bleiben. Für ihn gab es keine Rast. Wenn er entkommen wollte, mußte er seine Reise sobald wie möglich antreten. Als er das Fleisch und Brod betrachtete, fiel plötzlich ein Hoffnungsstrahl in seine Seele. Hier war Vorrath für seine Bedürfnisse. Die Nahrungsmittel vor ihm bestanden in den Rationen für sechs Mann. War es nicht möglich, die Wüste zu durchwandern mit diesen

Lebensmitteln? Der Gedanke daran ließ sein Herz schneller schlagen. Es war wirklich möglich. Er mußte seine Hilfsquellen schonen; — viel gehen und wenig essen, die Nahrung eines Tages auf drei Tage vertheilen. Hier waren die Rationen von sechs Mann für einen Tag, — also für einen Mann ans sechs Tage. Wenn er an einem Drittel genug hatte, konnte er achtzehn Tage leben. Achtzehn Tage-! Das konnte man nicht in achtzehn Tagen thun? Er konnte dreißig Meilen täglich, — ja vierzig Meilen machen, — das würde sechshundert Meilen und mehr ausmachen. Doch — halt, — er darf nicht zu sanguinisch sein; der Weg ist schwer zu finden, der Busch oft undurchdringlich. Er mußte gewiß Umwege machen, wieder zurückgehen, kostbare Zeit verlieren. Er wollte mäßig sein und sagen — zwanzig Meilen täglich. Zwanzig Meilen täglich waren leicht zu machen. Er nahm einen Stock auf und machte die Rechnung im Sande. Achtzehn Tage und zwanzig Meilen täglich machte dreihundertundsechzig Meilen! Das war mehr als genug, um ihn zur Freiheit zu führen. Es konnte geschehen. Mit Klugheit konnte es ausgeführt werden. Doch mußte er enthaltsam und sorgfältig sein. Enthaltensam! Er hatte schon zu viel gegessen. Schnell nahm er ein Stück Fleisch, das er eben in den Mund gesteckt hatte, wieder heraus und legte es zu dem Andern — eine Handlung, die sonst wohl ekelhaft gewesen wäre, war bei diesem Unglücklichen nur rührend.

Nun er zu diesem Entschluß gekommen, war das Erste, daß er sich seiner Eisen entledigte. Dies war leichter geschehen, als er erwartet hatte. Er fand in dem Schuppen eine Eisenstange und mit dieser und einem Steine schlug er die Ringe ab. Die Ringe waren zu stark, um oval gehämmert zu werden, sonst wäre er sie längst los gewesen. Er packte das Brod und Fleisch zusammen, steckte die Stange in seinen Gürtel, — er konnte sie vielleicht noch als Vertheidigungswaffe brauchen und machte sich aus die Reise.

Seine Absicht war, um die Ansiedlung herum nach der Küste zu kommen und dann von dort die bewohnten Gegenden zu erreichen, um dort unter dem Vorgeben, ein Schiffbrüchiger zu sein, Hilfe zu finden. Was er wirklich beginnen wollte, wenn er erst einmal unter

freien Leuten sich befand, darüber dachte er noch nicht nach. Zu der Zeit schien es ihm, würden alle Schwierigkeiten, die jetzt kaum begonnen, ihr Ende erreicht haben. Wenn er nur erst die Wüste hinter sich hatte, dann würde er gewiß ganz leicht mit Glück oder Geschicklichkeit allen Verdacht und Entdeckung zu Schanden machen. Die Gefahr der augenblicklichen Entdeckung war so dringend, daß jede andere Furcht vor dieser in Nichts versank. Vor Tagesanbruch hatte er am nächsten Morgen schon zehn Meilen gemacht und stets seine Lebensmittel schonend, hatte er, als die Nacht des vierten Tages anbrach, an demselben schon vierzig Meilen gemacht. Wund an den Füßen und übermüde lag er in einem Dickicht des dornigen Melaleuca, und fühlte, daß er jetzt sicher vor allen Verfolgungen war. Am nächsten Morgen marschierte er langsamer. Der Busch war unheilvoll. Dichtes Gesträuch und wilde Dornen versperrten ihm den Pfad; kahle, steinige Berge stiegen vor ihm auf. Er verlor sich in Schluchten, steckte fest in dem Dickicht, konnte sich nicht herausfinden aus den Morästen. Die See, welche ihm bisher so salzig, blitzend und hungrig auf Beute zu seiner Rechten geleuchtet hatte, lag jetzt zu seiner Linken. Er hatte die Richtung verloren und mußte wieder umkehren.

Zwei Tage dauerte dieses Umherirren und am dritten Tage traf er auf eine mächtige Klippe, welche mit ihrer stumpfen Spitze aus dem dichten Busch hervorragte. Er mußte sie übersteigen oder ihren Fuß umgehen. Eine Art von natürlichem Weg lief um den Fuß des Felsens. Hier und da waren Zweige abgebrochen und es schien ihm, als ob sein Fuß nicht der Erste, der diesen Platz betreten.

Der arme Schelm, fast erliegend unter seiner Bürde, die allerdings täglich leichter wurde, schwankte vorwärts, bis der Pfad sich auf einem etwas freieren Platze verlor. Hier lag etwas, das die Luft bewegte. Rufus Dawes schritt vor, und stolperte fast über einen Leichnam. In der fürchterlichen Stille dieses einsamen Ortes war es ihm plötzlich, als ob eine Stimme ihn rief. Alle die entsetzlichen, phantastischen Mordgeschichten, die er gehört oder gelesen, standen jetzt sichtbar in der Form dieses scheußlichen Leichnams vor ihm. Er war in die gelbe Jacke der Deportierten gekleidet und lag

zusammengeballt auf dem Boden, als ob er niedergeschlagen wäre. Sich darüberbeugend, wie durch einen unwiderstehlichen Instinkt gezogen, sah er daß der Körper verstümmelt war. Ein Arm fehlte und der Schädel war augenscheinlich mit einem stumpfen Instrument eingeschlagen. Der erste Gedanke, daß dieser Haufen Lumpen und Knochen: ein stummer Zeuge gegen sein eigenes, thörichtes Fluchtunternehmen sei, gab plötzlich einem zweiten, viel schrecklicheren Argwohne Raum. Er erkannte die Nummer, welche auf den groben Kleidern gedruckt war, als diejenige, des jüngeren Gefährten, mit dem Gabbett entflohen war. Er stand an, einer Stelle, wo ein Mord begangen war — ein Mord und was weiter? — Er dankte Gott, daß seine Lebensmittel noch nicht erschöpft waren! Er wandte sich und floh, ängstlich von Zeit zu Zeit zurückblickend. Er konnte in dem Schatten dieses schrecklichen Berges nicht Athem holen.

Durch Gebüsch und Dornen sich durchwindend, zerrissen, blutend und fast verzweifelt vor Entsetzen, erreichte er einen Einschnitt in der Bergkette und sah sich jetzt um.

Ueber ihm stiegen die Eisenberge auf, — unter ihm lag der Busch. Der weiße Gipfel von Frenchman's Kap lag zu seiner Rechten; zu seiner Linken schien ein langer Bergzug weiteres Vordringen unmöglich zu machen. Im Osten glänzte es wie von Wasser. Riesenhafte Fichten hoben ihre anmuthigen Häupter gegen den durchsichtigen Abendhimmel und unter ihnen breitete sich ohne Unterbrechung das dichte Gebüsch aus, durch das er so mühsam gedrungen war. Es schien, als ob er von seinem Standpunkte aus auf eine feste Masse springen könnte, so dicht standen die Bäume. Er hob seine Augen und gerade vor ihm, wie ein langer, gebogener Säbel lag der schmale, tiefst stahlblaue Hafen, von wo er entflohen war. Ein dunkler Leck bewegte sich auf dem Wasser. Es war der Osprey, der hinausging. Es schien ihm, als könne er einen Stein an das Deck werfen. Er stieß einen leisen Schrei der Wuth aus. Während der letzten drei Tage im Busch hatte er sich rückwärts gewandt und war so im Kreise herumgewandert, daß er wieder aus seinen Ausgangspunkt zurückgekommen war. Mehr als seine halbe

Zeit war vergangen und er war erst dreißig Meilen entfernt. Der Tod schien nur auf ihn zu warten, um ihn in dieser schrecklichen Wildniß zu überfallen. Wie eine Katze der Maus gestattet, eine Weile aus ihren Fängen zu schlüpfen, so hatte ihm das Schicksal erlaubt, sich eine kurze Frist mit süßer Hoffnungen zu schmeicheln. Jetzt war ein Entfliehen hoffnungslos. Er konnte niemals entkommen. Und wie der unglückliche Mann nach dem Himmel blickte, sah er, wie soeben die Sonne sank und einen letzten blutrothen Strahl auf die Stelle, die er soeben geflohen, sandte. Es war, als ob ein blutiger Finger auf den todten Körper zeige. Ein Schauer ergriff Rufus und er wandte sich ab und versenkte sich von Neuem in die Tiefe der Wälder.

Vier Tage lang wanderte er ziellos durch den Busch. Er hatte alle Hoffnung aufgegeben, die Reise durch das Innere hin machen und doch konnte er sich nicht entschließen, in die Nähe der Ansiedlung zurückzukehren, ehe nicht sein geringer Vorrath von Lebensmitteln aufgezehrt war. Unfähig, dem Hunger zu widerstehen, hatte er seine täglichen Portionen vergrößert und obgleich das Salzfleisch, der Hitze und dem Regen ausgesetzt, anfang schlecht zu werden, so durfte er es nur anblicken, um von dem unwiderstehlichen Wunsch erfüllt zu werden, davon zu essen. Die schlechten Stücke Fleisch und das harte Roggenbrod waren für ihn so kostbare Bissen, wie sie nur die Tafel eines Kaisers aufwies. Ein oder zwei Mal pflückte er die seinen Spitzen des Theebaumes und des Pfefferminzstrauches und aß sie. Sie hatten einen sehr aromatischen Geschmack und stillten für kurze Zeit den quälenden Hunger. Aber sie veranlaßten auch einen verzehrenden Durst, den er an den eisigen Bergquellen stillte. Wenn er diese Bäche nicht häufig gefunden hätte, würde er wahrscheinlich in wenigen Tagen gestorben sein. Endlich am zwölften Tage nach seiner Abreise von Coal Head, fand er sich am Fuß des Mount Direction, oberhalb der Halbinsel, welche die Westseite des Hafens bildet. Seine schreckliche Wanderung war völlig im Kreise um die Ansiedlung herumgegangen und in der nächsten Nacht gelangte er bis an die Küste von Birches Inlet, dem Landungsplatz an der Sara Insel gerade gegenüber. Seine Lebensmittel waren seit zwei Tagen zu Ende gekommen und er hatte rasenden Hunger. Er

dachte nicht weiter an Selbstmord. Sein einziger Gedanke war jetzt nur der, Nahrung zu bekommen. Er wollte das thun, was Viele vor ihm schon gethan hatten, er wollte sich ausliefern und gepeitscht aber gespeist werden. Als er den Landungsplatz erreichte, fand er jedoch das Wachthaus leer. Er sah hinüber nach dem Gefängnis und sah, daß Alles leer war. Die Niederlassung war verlassen!

Der Schreck über diese Entdeckung raubte ihm fast die Besinnung. Tage lang, die ihm wie Jahrhunderte vorgekommen waren, hatte er diesen elenden Körper nur erhalten und fortgeschleppt mit dem festen Entschluß, die Niederlassung zu erreichen, und nun er sie erreicht hatte, nach einer Reihe voll unvergeßlicher Schrecken, fand er sie verlassen. Er schlug sich, um zu wissen ob er träume. Er wollte seinen Augen nicht trauen. Er schrie, rief, brüllte und ließ seine zerrissenen Kleider in der Luft wehen als Zeichen. Ganz erschöpft von diesem Paroxysmus sagte er sich, die Sonne habe sein Gehirn verwirrt und bald werde er die wohlbekanntesten Boote herankommen sehen, um ihn hinüber zu holen. Dann, als kein Boot kam, meinte er, er täusche sich in dem Platz; dies sei gewiß eine andere, ähnliche Insel und in der nächsten Sekunde schon werde er den Unterschied bemerken. Aber die unerbittlichen Felsen, die ihm sechs lange Jahre so entsetzlich vertraut gewesen, gaben ihm ihre stumme Antwort und die See, zu seinen Füßen schwellend schien ihn mit ihren hungrigen Wellen zu verspotten. Doch war das Verlassensein der Niederlassung ihm so völlig unerklärlich, daß er sich gar nicht darin finden konnte. Er hatte das Gefühl des Wanderers in den verzauberten Bergen, der am Morgen nah seinen Gefährten sucht und sie versteinert findet. Endlich dämmerte die schreckliche Wahrheit in ihm. Er ging ein paar Schritte rückwärts und dann stürzte er mit einem Aufschrei der Verzweiflung nach dem Ufer hin. Gerade als er im Begriff war, sich zum zweiten Mal in das Wasser zu stürzen, erblickten seine Augen, als sie noch einmal die Runde um die Bai machten, etwas sehr Merkwürdiges auf der linken Spitze der Seebucht. Ein dünner blauer Streifen stieg hinter dem westlichen Arm der Bucht gen Himmel. Es war Rauch von einem Feuer.

Der sterbende Unglückliche schöpfte neue Hoffnung. Es war ihm, als gebe Gott selbst ein Zeichen vom Himmel gesandt. Die schwache Rauchsäule war für ihn eben so herrlich als die Rauchsäule, welche die Israeliten führte. Es waren noch menschliche Wesen in seiner Nähe! Und sein Gesicht von der See abwendend, schwankte er mit Aufbietung seiner letzten Kräfte dem gesegneten Zeichen ihrer Gegenwart zu!

Neuntes Capitel.

Die Einnahme des Osprey.

Frere's Ausflug zum Fischen war nicht glücklich gewesen und hatte sich deshalb verlängert. Die Hartnäckigkeit seines Charakters verleugnete sich auch hierbei nicht und obgleich ihn die schnell eintretende Dunkelheit eines australischen Abends zur Rückkehr antrieb, so zögerte er doch, weil er nicht mit leeren Landen kommen wollte. Endlich bestimmte ihn ein letztes Signal. An Bord der Brigg wurde ein Schuß abgefeuert. Gewiß war Mr. Bates ungeduldig geworden und mit Murren zog Frere seine Angeln ein und befahl den beiden Soldaten, nach dem Schiff zurückzurudern. Doch lag der Osprey noch ganz bewegungslos auf dem Wasser und kein Segel deutete an, daß es ausgehen wolle. Den Soldaten, welche, mit dem Rücken nach der Brigg gewandt ruderten, war ein Flintenschuß das aller gewöhnlichste Ereignis der Welt. Sie sehnten sich, die Niederlassung endlich zu verlassen und hatten Frere's verlängerte Fischerei mit großem Unwillen angesehen und schon nach dem Signal aufgeschaut, das ihre Rückkehr beschleunigen sollte. Plötzlich bemerkten sie eine eigenthümliche Veränderung in dem Gesicht ihres Befehlshabers. Frere, der hinten saß mit dem Gesicht nach dem Osprey gewendet hatte allerlei Merkwürdiges auf dem Deck des Osprey bemerkt. Ueber dem Schanzbord zeigten sich hin und wieder fremde Köpfe, die schnell wieder verschwanden und ein schwaches Murmeln wie von vielen Stimmen drang über die See zu ihm hinüber. Plötzlich hörte man einen zweiten Flintenschuß, dessen Echo von den Felsen zurücktönte und etwas Dunkles fiel vom Schiff hinunter in das Wasser. Frere von Unruhe und Schreck ergriffen, sprang auf, beschattete seine Augen mit den Händen und blickte scharf nach dem Schiff. Die Soldaten, erschreckt, thaten dasselbe und das Boot so ohne Führung hin und her geworfen, gerieth in ein sehr gefährliches Schwanken. Eine ängstliche Pause, dann fiel

wieder ein Schuß und der Angstschrei einer Frau ertönte. Alles erklärte sich. Die Gefangenen hatten sich der Brigg bemächtigt.

»Fort!« schrie Frere, bleich vor Wuth und die Soldaten, die plötzlich ihre furchtbare Lage begriffen, zwangen das schwere Boot so schnell durch die Wogen, als zwei Paar elender Ruder es vermochten.

* *
*

Mr. Bates, dem die anscheinende Ruhe ein gewisses Sicherheitsgefühl gegeben hatte, ging zu seiner kleinen Spielgefährtin hinab und erzählte ihr, daß sie nun bald nach Hobart-Town absegeln würden, wovon sie so viel gehört hätte. Der Soldat, der gerade nicht Wache stand, benutzte seine Abwesenheit und ging auf das Vorderkastell, wo die Gefangenen sangen. Er fand die Zehn zusammen und in sehr guter Laune, denn Drei von ihnen sangen einen Wechselgesang. Die Stimmen waren recht melodisch und die Worte des Gesanges, die oft und oft schon auf dem Deck von Schiffen gesungen worden, waren wohl geeignet, einem Soldaten zu gefallen. Der gute Grimes vergaß ganz den unbewachten Zustand des Decks und setzte sich um zuzuhören.

Während er zuhörte, entfernten sich James Lesley, William Cheshire, William Russen, John Fair und James Barker unbemerkt, schlüpfen den Gang hinauf und gelangten auf Deck. Barker erreichte gerade die große Luke, als der Soldat auf Wache eben den Rücken wandte und seinen Weg nach der andern Richtung wieder antrat. Er schlang seinen Arm ihm so schnell um den Hals und drückte ihn nieder, daß der Soldat nicht Zeit hatte, einen Schrei auszustoßen. In der Verwirrung des Augenblickes ließ der Soldat sein Gewehr los, um mit dem unsichtbaren Gegner zu ringen. Fair faßte schnell nach der Flinte und schwor, ihn durch den Kopf zu schießen, wenn er einen Finger rührte. Da die Wache so in Sicherheit war, sprang Cheshire, wie es schien nach völlig festgesetztem Plan die Treppe hinab und reichte die Flinten von dem Waffenstand an Lesley und Russen. Es waren drei Flinten da außer

der, die sie der Schildwache abgenommen hatten und Barker, der den Gefangenen unter Fairs Obhut ließ, ergriff eine Flinte und lief auf Deck. Russen unbewaffnet gelassen, schien seine Rolle genau zu kennen. Er ging zurück auf's Vorderkastell und von hinten kommend, klopfte er dem gehorchenden Soldaten auf die Schulter. Dies war ein verabredetes Zeichen. John Rex beendete seinen Gesang mit lautem Lachen und hielt dem erstaunten Grimes seine Faust vor die Nase. »Keinen Laut,« rief er. »Die Brigg ist unser.« Ehe Grimes noch antworten konnte, ergriffen ihn Lyon und Riley und banden ihn.

»Nun, Burschen,« rief Rex, »schafft den Gefangenen hinunter. Dies Mal haben wir das Schiff sicher, dafür stehe ich ein.« Gehorsam diesem Befehl wurde der gebundene Soldat durch die Vorderluke hinuntergeworfen und diese geschlossen. »An die Luke, Porter,« rief Rex, »und wenn die andern Kerls herauf kommen, schlägt sie mit der Handspeiche zu Boden. Lesley und Russen, jetzt nach der Kajütstreppe. Lyon sieh nach dem Boot aus und wenn es zu nahe kommt, schieße drauf los. Während er so sprach, fiel der erste Schuß. Barker hatte augenscheinlich die Kajütstreppe hinab gefeuert.

* * *

Als Mr. Bates hinabging, fand er Sylvia auf einem Sopha der großen Kajüte lesend. »Nun, Missy,« sagte er, »Jetzt sind wir bald auf dem Wege zu Papa.«

Sylvia antwortete mit einer Frage, die dem Gegenstand völlig fremd war. »Mr. Bates,« sagte sie und strich das Haar aus ihren blauen Augen, »was ist ein Korakel?«

»Was für ein Ding fragte Bates.

»Ein Korakel?—K—o—r—a—k—e—l«—— buchstabierte sie ganz langsam. »Ich möchte es gern wissen.«

Der erstaunte Bates schüttelte den Kopf. »Habe nie davon gehört,« sagte er und beugte sich über ihr Buch. »Was sieht da?«

»Die alten Briten,« las Sylvia ernsthaft, »waren wenig besser als

Barbaren. Sie malten ihre Körper mit Weid, — das der blaue Stoff, Mr. Bates Sie wissen wohl, — und aßen in ihren leichten Korakels von Haut, die auf seine, hölzerne Rahmen gezogen war. So boten sie einen wilden und wüsten Anblick.«

»Ach,« sagte Bates, als sie ihm dies vorgelesen, »das ist wirklich fest merkwürdig, ein Korrikel — « ihm schien ein Licht aufzugehen. »Ein Kurrikel vielleicht, das ein Wagen. Ich habe dergleichen in Hyde Park gesehen, die von jungem Blut geführt wurden.«

»Von jungem Blut?« fragte Sylvia erstaunt. »Was ist das?«

»O Gecken! Feine Leute,« erwiderte der arme Bates, »Junge, reiche Männer, die sich groß thun.«

»Hm, ja, ich verstehe,« sagte Sylvia, ihre kleine und anmuthig ausstreckend. »Edeleute und Fürsten und solche Menschen. — Aber was ist's mit dem Korakel?«

»Nun,« sagte der demüthige Bates, »ich denke es ist ein Wagen, eine Art Phaeton, Mihty, wie man es so nennt.«

Sylvia war nicht ganz zufrieden gestellt und versenkte sich wieder in ihr Buch: »Des Kindes Geschichte von England,« und nachdem sie eine Weile mit ganz finsterem Gesicht darin gelesen, brach sie plötzlich in lautes, kindliches lachen aus.

»O, Mr. Bates,« rief sie und schwang das Buch im Triumph, »was sind wir für Gänse gewesen. Ein Wagen, o Sie alter, thörichter Mann — ein Boot!«

»Wirklich,« sagte Bates in großer Bewunderung vor dem Verstande seiner kleinen Gefährtin. Wer hätte das gedacht? Warum nennen sie es denn nicht gleich ein Boot und damit holla!«

Er wollte auch eben in Lachen ausbrechen, da sah er, als er aufblickte die Gestalt von Barker in der Thür stehen, eine Flinte in der Hand.

»Holla, was ist das? Was wollen Sie hier?«

»Thut mir leid, Sie zu stören,« sagte der Deportierte grinsend, »aber Sie müssen mit mir kommen, Mr. Bates.«

Bates begriff, daß etwas Schreckliches geschehen, verlor aber nicht seine Geistesgegenwart. Eins der Sophakissen lag gerade

unter seiner Hand. Er warf es blitzschnell mit wohlgezieltem Wurf dem Gefangenen gerade in's Gesicht. Die weiche Masse traf den Mann doch mit so voller Kraft, daß er einen Augenblick geblendet war. Seine Flinte ging in die Luft los und ehe der erstaunte Barker sich erholen konnte, hatte Bates ihn schon gefaßt, aus der Thür hinausgedrängt, Meuterei geschrien und die Thür von innen verriegelt.

Der Lärm lockte Mrs. Vickers aus ihrer Kajüte und die arme kleine Geschichtsgelehrte lief ihr in die Arme.

»Gott im Himmel, Mr. Bates, was gibt es?«

Bates, halb rasend vor Wuth, vergaß sich so weit, daß er fluchte. »Es ist eine Meuterei, Madam! Gehen Sie zurück in Ihre Kajüte und schließen Sie die Thür. Diese Schurken haben sich gegen uns erhoben.« Julia Vickers fühlte ihr Herz fast still stehen. Sollte sie diesem entsetzlichen Leben niemals entgehen? »Gehen Sie nur in Ihre Kajüte und rühren Sie einen Finger, bis ich komme. Vielleicht ist es nicht so schlimm. Ich habe meine Pistolen bei mir, Gott sei Dank und Mr. Frere wird den Schuß; schon gehört haben. Meuterei! Alle auf Deck!« schrie er mit seiner kräftigen Stimme. Aber seine Stirn wurde feucht vor Entsetzen, als er keine andere Antwort hörte, als ein spöttisches Lachen vom Deck.

Die entsetzte Frau und das Kind in Sicherheit bringend, zog der Lootse eine Pistole, spannte sie und einen Säbel ergreifend, der in dem Mast hing, welcher durch die Kajüte ging, stieß er mit dem Fuß die Thür auf und stürzte die Treppe hinauf. Im ersten Augenblick hielt er den Weg für rein, aber Lesley und Russen stießen ihn mit ihren Flintenläufen zurück. Er hieb mit dem Säbel nach Russen, verfehlte ihn aber und da er die Hoffnungslosigkeit des Angriffes einsah, zog er sich ein wenig zurück.

Indessen hatten Grimes und der andre Soldat sich ihrer Bande entledigt und durch die Schüsse ermutigt, die ihnen bewiesen, daß noch nicht Alles verloren war, versuchten sie, die Vorderluke zu öffnen, um auf Deck zu gelangen. Porter, dessen Muth durch die jahrelange schreckliche Disziplin ziemlich gebrochen war, widerstand nicht lange, als Jones, die Schildwache ihm die

Handspeiche entriß und dem Lootsen zu Hilfe eilte.

Aber als; er das Deck erreichte, schoß ihn Cheshire, ein kaltblütiger Mann todt nieder. Grimes fiel über den Körper hin und Cheshire, die Flinte umkehrend, — hätte er noch ein geladenes Gewehr gehabt, hätte er gefeuert, — bearbeitete seinen Kopf, als er am Boden lag, mit dem Kolben. Dann nahm er den unglücklichen Jones in die Höhe und warf ihn in's Meer. »Porter, Du Faulpelz,« schrie er, etwas außer Athem durch die Anstrengung den Körper so hoch zu heben, — hilf anfassen, den Andern!« Porter näherte sich ganz bleich; da wurde die Aufmerksamkeit des Schurken durch ein neues Ereignis abgelenkt und das Leben des armen Grimes blieb für einige Zeit noch verschont.

Rex, in Wuth über den unerwarteten Widerstand von Seiten des Lootsen, stürzte auf das Deckfenster der Kajüte und zertrümmerte es eiligst. Als er das gethan, feuerte Barker, der sein Gewehr: inzwischen wieder geladen, in die Kajüte hinein. Die Kugel ging durch die Thür der Staatskajüte und das Holz zersplittern ging sie fort neben Sylvias blonden Locken in die Wand. Diese Rettung aus der furchtbaren Gefahr entriß der geängstigten Mutter jenen Schrei, welcher durch die offenen Kajütsfenster hinaus bis zu Frere und den Soldaten drang.

Rex, der bei seiner Geckenhaftigkeit noch einigen Abscheu vor unnöthigem Verbrechen besaß, glaubte, daß dies ein Schmerzensschrei gewesen und daß Barkers Kugel eine tödtliche Wirkung gehabt. »Du hast das Kind getödtet, Du Schurke,« schrie er.

»Was thut's,« sagte Barker mürrisch. »Sie muß doch sterben, früher oder später.«

Rex steckte den Kopf in das Deckfenster und forderte Bates auf, sich zu ergeben, aber Bates zog als Antwort sein zweites Pistol. »Wollt ihr einen Mord begehen?« fragte er sich verzweifelnd umblickend.

»Nein nein,« rief einer der Leute, der gern den Tod des armen Jones verhehlen wollte; »es ist nicht nöthig, die Dinge noch schlimmer zu machen, als sie schon sind. Laßt ihn heraufkommen

und es soll ihm kein Leid geschehen.«

»Kommen Sie herauf, Mr. Bates, und es soll Ihnen kein Leid geschehen,« rief Rex.

»Wollt Ihr die Frau des Kommandanten und das Kind an Land bringen? fragte Bates die wüthenden Gesichter oben fest anblickend.

»Ja.«

»Ohne ihnen Böses zu thun?« fuhr der Andre fort, buchstäblich vor der Mündung der Flinten unterhandelnd.

»Ja, ja, Alles in Ordnung,« antwortete Russen. »Wir wollen nur unsre Freiheit, das ist Alles.« Bates, der noch immer auf die Rückkehr des Bootes wartete, suchte Zeit zu gewinnen. »So schließt das Deckfenster,« sagte er mit dem letzten Schatten, von Autorität in seiner Stimme, »bis ich mit der Dame gesprochen habe.« Dies verweigerte John Rex jedoch. »Sie können mit ihr auch so sprechen,« sagte er.

Aber Bates hatte nicht nöthig Mrs. Vickers zu fragen. Ihre Kajütsthüre öffnete sich und sie erschien, zitternd mit Sylvia an ihrer Seite. »Nehmen Sie Alles an, Bates,« sagte sie, weil es doch nicht anders ist. Wir würden nichts gewinnen, wenn wir es verweigerten. Wir sind in ihrer Macht — Gott helfe uns.«

»Amen,« sagte Bates leise und dann laut: »Wir nehmen an.«

»So legen Sie die Pistolen auf den Tisch und kommen Sie herauf,« sagte Rex, seine Flinte gerade auf Bates, der am Tisch stand, richtend. »Niemand soll Sie anrühren.«

Zehntes Capitel.

Die Rache von Jahn Rex.

Mrs. Vickers, bleich und schwach vor Entsetzen, aber doch aufrecht erhalten von jenem Muth, der ihr eigen war ging schnell unter dem offenen Deckfenster fort und wollte hinauf. Sylvia, deren Romantik von der furchtbaren Wirklichkeit zerstört war, hielt sich mit einer Hand an ihrer Mutter fest und mit der Andern drückte sie ihre »Englische Geschichte« fest an ihr Herz. In ihrer entsetzlichen Furcht, hatte sie ganz vergessen, das Buch fortzulegen.

»Nehmen Sie einen Shawl mit und einen Hut für Missy,« erinnerte Bates.

Mrs. Vickers sah zurück in den Raum, der unter dem offenen Deckfenster lag und schüttelte schauernd den Kopf. Die Männer oben fluchten ungeduldig über die Verzögerung und die Drei eilten auf Deck.

»Wer wird die Brigg nun kommandieren?« fragte der uneingeschüchterte Bates, als sie hinauf kamen.

»Ich,« sagte John Rex und mit diesen braven Burschen will ich sie rund um die Welt bringen.«

Dieser Bombast war wohl angebracht und gefiel den Deportierten so wohl, daß sie einen schwachen Beifallsruf hören ließen, worüber Sylvia die Stirn runzelte. So erschreckt sie auch war, so staunte doch das unter Gefangenen aufgewachsene Kind ebenso über einen Beifallsruf den die Deportierten ausstießen, wie eine elegante junge Dame über den Diener gestaunt haben würde, der ihr ein Gedicht citirt hätte. Doch Bates, praktisch und ruhig sah die Sache anders an. Der kühne Plan, so kühn gestanden war für ihn eine völlige Abgeschmacktheit. Der »Dandy« und neun Deportierte wollten eine Brigg rund um die Erde steuern! Wie albern! Kein einziger konnte eine Berechnung machen. Seine nautische Phantasie stellte sich das gute Schiff vor, wie es hilflos auf den großen Wogen des

Südmeeres hin und her rollte, oder in das Eis der Antarktischen See eingeschlossen lag. Er sah das trostlose Schicksal der verführten Leute im Geist vor sich. Selbst wenn sie sicher in einen Hafen gelangten, war ihre Aussicht auf Entkommen nur sehr gering, denn was für Auskunft konnten sie über sich geben? Ueberwältigt von diesen Gedanken machte der ehrliche Bursche noch einen letzten Versuch, seine Feinde andern Sinnes zu machen.

»Ihr Narren,« rief er. »Wißt Ihr, was Ihr thut? Ihr werdet niemals Eurem Schicksal entgehen. Gebt die Brigg zurück und ich will erklären, — vor Gott und auf die Bibel will ich's schwören, — daß ich nichts sagen will, sondern Allen ein gutes Zeugniß geben!« Lesley und ein Anderer brachen bei diesem ungeheuerlichen Vorschlag in lautes Lachen aus, aber Rex, der alle Dinge wohl erwogen hatte, fühlte wie richtig des Lootsen Worte und antwortete ernsthaft:

»Es hilft nichts, weiter darüber zu sprechen,« sagte er, seinen hübschen Kopf schüttelnd. »Wir haben die Brigg jetzt in unserm Besitz und wir denken, sie zu behalten. Ich kann sie steuern, wenn ich auch kein Seemann bin. Sie brauchen nichts weiter zu sagen, Mr. Bates. Wir wollen Freiheit!«

»Was wollt Ihr mit uns machen?« fragte Bates.

»Sie zurücklassen.«

Bates erbleichte.

»Wie! Hier?«

»Ja. Es ist nicht schön hier und doch habe ich hier Jahre gelebt,« sagte er mit höhnischem Grinsen. Bates schwieg. Die Logik dieses Grinsens war unumstößlich.

»Nun,« rief der Dandy Rex, seinen augenblicklichen Trübsinn abstreifend, — »nun seht nur heiter aus. — Laßt das kleine Boot hinab. Mrs. Vickers gehen Sie in Ihre Kajüte und holen Sie, was Sie brauchen. Ich bin genöthigt, Sie an Land zu bringen, aber ich will Sie nicht ohne Kleider gehen lassen.« Bates horchte auf in ärgerlicher Bewunderung des höflichen Deportierten. Er hätte nicht so sprechen können und wenn sein Leben davon abgehungen hätte. »Nun, mein kleines Fräulein,« sagte Rex, »laufen Sie mit der Mama hinunter und fürchten Sie sich nicht.«

Sylvia wurde glühend roth über diese Beleidigung. »Mich fürchten!« rief sie. »Wenn irgend Jemand außer Weibern an Bord gewesen wäre, so hättet Ihr die Brigg nicht genommen! Lasset mich vorbei, Gefangener!«

Das ganze Deck brach in lautes Gelächter aus und die arme Mrs. Vickers hielt an, erschreckt wegen der Folgen dieser Kühnheit. Es war reiner Wahnsinn, den wilden Deportierten, der ihr Leben in seiner Hand hielt, so zu beleidigen. Doch in der Kühnheit ihrer Sprache gerade lag Sylvia's Sicherheit. Rex, dessen Höflichkeit nur Prahlerei war, fühlte sich tief beleidigt durch die Anspielung auf seinen Muth und der bittere Ton, mit dem sie das Wort »Gefangener« ausgesprochen hatte, (die allgemeine Bezeichnung für die Deportierten) brachte ihn so in Wuth, daß er auf seine Lippen biß. Hätte er seinem Wunsch gefolgt, so hätte er die Kleine zu Boden geschlagen, aber das tolle Lachen seiner Gefährten warnte vor solcher That. Selbst unter Deportierten gibt es eine öffentliche Meinung und Rex wagte nicht, seine Wuth an einem so hilflosen Wesen auszulassen.

Wie Männer in solchen Fällen immer thun, verbarg er seinen Aerger unter der Maske der Lustigkeit, um zu zeigen, daß ihn der Spott nicht beleidigt, lächelte er die Kleine noch freundlicher an.

»Ihre Tochter hat des Vaters Geist, Madam,« sagte er mit einer Verbeugung zu Mrs. Vickers. Bates öffnete seinen Mund, als er dies hörte. Seine Ohren waren nicht groß genug, um Alles aufzufassen, was dieser höfliche Deportierte sagte. Er glaubte wirklich, Alles sei nur ein Traum. In diesem Augenblick kam es ihm sogar vor, als wenn John Rex ein größerer Mann wäre als John Bates. Als Mrs. Vickers hinunterging, kam das Boot mit Frere und den Soldaten gerade in Schußweite und Lesley feuerte auf Befehl seine Flinte über ihre Köpfe ab, ihnen zurufend, abzuhalten. Aber Frere vor Wuth schäumend über die Art, in der sich das Blatt gewandt, war entschlossen, seine Herrschaft nicht ohne Kampf aufzugeben. Die Warnung unbeachtet lassend, kam er gerade auf das Schiff zu, die Augen urverwandt darauf gerichtet. Es war fast dunkel geworden und die Gestalten auf dem Deck nicht mehr zu unterscheiden.

Der empörte Leutnant konnte den Stand der Dinge nur errathen. Plötzlich rief ihn aus der Dunkelheit eine Stimme an: »Haltet ab, haltet ab,« rief die Stimme und wurde vermuthlich dem Sprecher das Reden sogleich gelegt. Die Stimme war die von Bates. An der Seite stehend hatte er bemerkt, wie Rex und Fair eine große Eisenbarre herbeischleppten, die mit zum Ballast der Brigg gehörte und sie auf die Seite des Schiffs hinauslegten. Die Absicht war zu augenscheinlich und der ehrliche Bates bellte wie ein alter, treuer Hund um seinen Herrn zu warnen. Der blutdürstige Cheshire packte ihn an der Kehle und Frere, auf die Warnung nicht achtend, lief mit dem Boot an das Schiff, gerade unter die Nase des rachsüchtigen Rex.

Die Eisenmasse fiel hinab, streifte das Boot und zersplitterte eine Planke.

»Ihr Schurken,« schrie Frere, »wollt Ihr uns ersäufen?«

»Freilich,« lachte Rex »und noch ein Dutzend Euresgleichen. Die Brigg gehört uns und wir sind Eure Herren!«

Frere, einen Wuthausbruch unterdrückend, befahl das Boot anzulegen, aber der Stoß hatte es zurückgetrieben und es war schon über Armes Länge vom Schiff entfernt. Aufblickend sah er Cheshire's wildes Gesicht und hörte das Knacken des Gewehrhamnes, als dieser seine Flinte anlegte. Die beiden Soldaten, erschöpft vom Rudern, machten keine Miene, das Abtreiben des Bootes aufzuhalten und fast ehe das von dem Fall der schweren Eisenmasse bewegte Wasser sich wieder beruhigt hatte, verschwand das Deck des Osprey schon in der Dunkelheit. Frere schlug mit der Faust auf die Bank, wüthend über seine völlige Ohnmacht. »Die Schurken,« murmelte er zwischen den Zähnen, »sie haben uns ganz untergekriegt. Was werden Sie nun weiter thun?«

Die Antwort folgte der Frage. Von dem dunkeln Körper der Brigg ging ein Blitz und ein Knall aus und eine Flintenkugel sauste dicht neben ihnen über das Wasser mit ihrem eigentümlich pfeifenden Tone. Zwischen der undeutlichen, schwarzen Masse der Brigg und dem schimmernden Wasser dicht neben ihnen, zeigte sich ein

weißer Fleck, der sich ihnen allmählich näherte.

»Kommt heran,« rief eine Stimme sie an, »oder es wird Euer Schaden sein.«

»Sie wollen uns morden,« sagte Frere. »Fort, Leute!«

Aber die beiden Soldaten wechselten einen bezeichneten Blick miteinander und wandten den Kopf, um nach dem Schiff zu rudern. »Es hilft nichts, Mr. Frere,« sagte der Mann, der ihm zunächst saß. 1 »Wir können nichts machen und sie werden uns nichts thun.«

»Ihr Hunde, Ihr seid mit ihnen im Bündnis:« wüthete Frere, »seid Ihr auch Meuterer?«

»Still, still, Sir,« sagte der Soldat mürrisch, »jetzt ist's nicht Zeit einen Mann niederträchtig zu machen und was die Meuterei anbetrifft — nun jetzt ist ein Mann hier so gut wie der Andere.«

Diese Worte von den Lippen eines Mannes, der noch vor wenigen Minuten sein Leben ans Befehl seines Offiziers gewagt hätte, überzeugte Maurice Frere mehr als Alles Andere von der Hoffnungslosigkeit jedes Widerstandes. Seine Autorität, die ihm durch Umstände zugefallen und durch vortheilhafte Verhältnisse bisher gesichert war, war dahin! Der eine Flintenschuß hatte ihn in die Reihen der Andern gestellt. Er war jetzt nicht mehr als jeder Andre; nein er war weniger als mancher Andre, denn diejenigen, welche die Feuerwaffen besaßen, hatten die Macht in Händen. Mit einem tiefen Seufzer ergab er sich in sein Schicksal und als er seine Uniform anblickte, war es ihm, als wenn jede Tapferkeit von ihm gewichen sei.

Als sie die Brigg erreichten, sahen sie daß die Jolle herabgelassen und längs lag. Es waren elf Personen darin: Bates, mit einem Hieb über der Stirn und gebundenen Händen, der fast bewußtlose Grimes, Russen und Fair an den Rudern, Lyon, Riley, Cheshire und Lesley mit Flinten und John Rex am Stern mit Bates geladener Flinte über die Knie gelegt. Der weiße Gegenstand, den die Männer im großen Boot gesehen hatten, war ein großer, weißer Shawl, in den Mrs. Vickers und Sylvia eingehüllt waren. Frere fluchte für sich und fühlte sich erleichtert, als er dies weiße Bündel sah. Er hatte gefürchtet, daß man das Kind mißhandelt habe. Auf Befehl von Rex

wurde das große Boot an das kleine herangebracht und Cheshire und Lesley stiegen hinein. Lesley gab seine Flinte an Rex und band Freres Hände ihm auf den Rücken, ebenso wie bei Bates. Frere wollte das nicht dulden, aber Cheshire hielt die Mündung seiner Flinte ihm dicht an's Ohr und schwor, er werde ihm den Schädel auseinander sprengen, wenn er noch eine Silbe äußere. Frere sah an dem boshaft blinkenden Auge von Rex, daß nicht viel dazu gehöre, um die alte Rechnung, welche diese Kerls mit ihm hatten, abzuschließen und — schwieg. »Treten Sie herein, Sir,« sagte Rex mit höflicher Ironie. »Es thut mir leid, daß ich genöthigt bin, Sie zu binden, aber ich muß meine Sicherheit eben so wohl bedenken wie Ihre Bequemlichkeit.« Frere machte ein mürrisches Gesicht, trat hinüber in das Boot und fiel. Mit den gebundenen Händen konnte er sich nicht allein aufhelfen und Russen riß ihn roh in die Höhe, höhnisch lachend. In seiner jetzigen Stimmung erbitterte ihn dieses Lachen mehr als seine Fesseln. Die arme Mrs. Vickers sah dies und mit dem Instinkt der Frau, wußte sie, selbst in tiefen Leiden, Trost für ihn zu finden.

»Die Elenden,« murmelte sie, als Frere neben ihr niedergeworfen wurde, »Sie solcher Schmach auszusetzen!«

Sylvia sagte nichts, zog sich aber etwas von Frere zurück. Ja in ihrer kindischen Phantasie hatte sie sich vielleicht vorgestellt, daß Frere von Kopf bis zu den Füßen bewaffnet zu ihrer Befreiung kommen müsse, oder wenigstens als starker Held die Rache durch persönlichen Muth ausfechten würde. Die Wirklichkeit mußte allerdings kalt auf solche Träume fallen.

Mr. Frere, dunkelroth, schwerfällig und gebunden erschien durchaus nicht herrisch.«

»Nun, Burschen,« sagte Rex, der mit Frere's verlorener Autorität bekleidet zu sein schien zu den Soldaten, — »wir lassen Euch jetzt die Wahl: bleibt am Höllenthor oder kommt mit uns.«

Die Soldaten schwiegen unentschlossen. Sich mit den Meuterern verbinden hieß, harter Arbeit entgegengehen und schließlich gehängt werden. Mit den Gefangenen zurückbleiben, hieß dem unvermeidlichen Hungertode auf der öden Küste verfallen. — Wie oft

in solchen Fällen, entschied eine Kleinigkeit. Der verwundete Grimes, der sich allmählich von seiner Betäubung erholte, begriff jetzt den Sinn der Frage und dachte in seiner etwas undeutlichen Vorstellung von der Sache, daß er seine Meinung abgeben müsse.

»Geht mit ihm, ihr Bettler,« sagte er, — »verlaßt uns ehrliche Leute! O, Ihr werdet noch mal angebunden werden dafür!«

Das Wort »angebunden« erinnerte die Beiden an die schlimmste Seite der militärischen Disziplin, an die Katze und weckte in ihnen, die schon sehr geneigt waren, das harte Joch abzuwerfen, eine Reihe von unangenehmen Erinnerungen. Das Leben eines Soldaten in einer Deportierten Station war damals ein äußerst hartes. Er wurde oft in seinen Rationen sehr knapp gehalten und nothwendiger Weise aller Erholung beraubt, während die Strafe für jede Art von Vergehen streng und schnell war. Die Compagnien, welche in die Strafkolonien geschickt wurden, waren nicht aus den besten Elementen zusammen gesetzt und die Beiden hatten manches Beispiel von ähnlichem Vergehen anführen hören.

»Nun,« sagte Rex, »ich kann hier nicht die ganze Nacht warten. Der Wind ist gut und wir müssen über das Riff. — Was wollt Ihr thun?«

»Wir wollen mit Euch gehen,« sagte der Mann, der im großen Boot nächst Frere gesessen hatte und spie mit abgewandtem Antlitz in die See. Die Deportierten brachen lachend in allerlei Flüche aus und die Beiden wurden mit vielem Handschlagen aufgenommen. Dann stiegen Rex mit Lyon und Riley als Wachen, in das große Boot, lösten die Bande der zwei Soldaten und sie mußten die Plätze von Russen und Fair einnehmen. Das große Boot wurde nun mit den sieben Meuterern bemannt: Rex steuerte, Fair, Russen und die zwei Soldaten ruderten und die andern vier standen da, die Flinten auf die Jolle gerichtet. Ihre lange Sklaverei hatte ihnen solche Scheu vor der Autorität gegeben, daß diese, selbst unter dem drohenden Feuer von vier Flinten ihnen noch Furcht einflößte.

»Haltet Euch weit ab,« rief Cheshire, als Frere und Bates den Befehlen gehorchend und gelöst von ihren Fesseln die Jolle nach der Küste hin ruderten. So wurde die unglückliche kleine

Gesellschaft auf's Festland gebracht.

Es war Nacht, als sie landeten, aber der klare Himmel leuchtete im Schein des ihnen noch unsichtbaren Mondes und die Wellen brachen sich sanft an der Küste und schimmerten so hell als ob die Bewegung selbst ihnen ein eigenes Licht gäbe. Frere und Bates an Land springend, halfen Mrs. Vickers und Sylvia und dem verwundeten Grimes heraus. Dies geschah unter den Mündungen der Musketen und Rex gab nun Befehl, daß Frere und Bates die Jolle so weit wie möglich in's Wasser stoßen sollten. Das geschah und Riley faßte sie mit einem Bootshacken und dann wurde sie in's Schlepptau genommen.

»Nun, Burschen,« rief Cheshire mit wilder Freude, »drei Hurrahs für Alt England und die Freiheit!«

Ein großes Geschrei entstand, das die Hügel, die soviel Elend gesehen, als Echo zurücksandten.

Den unglücklichen Fünfen klang dies Geschrei wie Todtengeläute. »Großer Gott,« rief Bates, bis an die Knie in's Wasser laufend »wollt Ihr uns hier verhungern lassen?« Aber die einzige Antwort war das Plätschern der sich entfernenden Ruder.

Elftes Capitel.

Am Höllenthor zurückgelassen.

Es ist nicht nöthig bei den Qualen dieser Nacht zu verweilen. Vielleicht war von Allen Mrs. Vickers am wenigstens geeignet, Leiden zu ertragen; sie war aber diejenige, welche durch den Gedanken an das künftige Leiden am meisten litt. Sie war Frau und in dieser doppelten Eigenschaft besaß sie auch eine vermehrte Leidensfähigkeit. Ihre Einbildungskraft führte ihr alle Qualen des künftigen Hungertodes vor und nachdem sie sich die eigenen Leiden vorgestellt hatte, durchlebte sie noch ein Mal die Leiden ihres Kindes. Sie wies Bates Anerbieten seiner Jacke und Frere's unbestimmtes Hilfsanerbieten zurück und suchte sich hinter einem kleinen Felsen eine geschützte Stelle auf, nahm ihr Kind in ihre Arme und überließ sich ihren quälenden Gedanken. Sylvia, die sich von ihrem ersten Schreck erholt hatte, schlief ganz zufrieden, in ihrer Mutter Shawl gewickelt ein. Diese mitternächtliche Romantik mit Booten und Flinten hatte für ihre kleine Seele etwas sehr Anziehendes. Mit Bates, Frere und ihrer Mutter so nahe bei ihr, brauchte sie sich gar nicht zu fürchten. Es war ja auch ganz sicher zu erwarten, das Papa — das höchste Wesen der Niederlassung bald zurückkommen und dann die Gefangenen strafen würde, welche gewagt hatten, seine Frau und sein Kind zu beleidigen. Als Sylvia einschlief, war ihr letzter Gedanke ein Mitleidsgefühl für die armen Gefangenen, die in eine so fürchterliche Lage mit offenen Augen gegangen waren. Wie würden sie gepeitscht werden, wenn Papa zurück kam! — Uebrigens war diese Nacht unter freiem Himmel ganz angenehm.

Der ehrliche Bates brachte ein Stück Zwieback zum Vorschein und mit natürlicher Großmuth bestimmte er, daß dies nur für die beiden Frauen aufbewahrt werden sollte. Davon wollte aber Mrs. Vickers nichts hören.

»Wir müssen es Alle miteinander theilen,« sagte sie in dem Geist, den ihr Mann wohl bei dieser Gelegenheit entwickelt hätte und Frere konnte nicht umhin, ihre augenscheinliche Geisteskraft zu bewundern. Hätte er mehr Beobachtungsgabe gehabt, so würde er sich nicht gewundert haben, denn wenn Gefahren einer von zwei Personen zustoßen, die zusammen gelebt haben, so macht sich immer der Einfluß des edleren Geistes geltend. Frere hatte eine Zunderbüchse in seiner Tasche und machte ein Feuer von trocknen Aesten und Blättern. Grimes schlief ein und die beiden Männer, am Feuer sitzend, besprachen die Möglichkeit ihrer Rettung. Keiner von ihnen wollte klar die Möglichkeit beleuchten, daß sie vollständig verlassen waren. Sie kamen dahin überein, daß wenn die Brigg nicht noch diese Nacht segelte — und der aufgehende Mond zeigte ihnen, daß sie noch fest vor Anker lag, so würden die Deportierten wohl kommen und ihnen Nahrungsmittel bringen. Diese Voraussetzung war richtig, denn etwa eine Stunde nach Tagesanbruch sahen sie das große Boot abstoßen und zu ihnen herüberraufen.

Unter den Meuterern war eifrigst besprochen worden, ob sie sogleich in See gehen sollten oder nicht. Barker, der bei dem Lootsenkommando gearbeitet hatte und die Gefahren des Riffs kannte, schwur, daß er es nicht unternehmen würde, die Brigg vor Tage durch das Thor zu bringen. So wurden denn die Boote in Sicherheit gebracht und eine Wache ausgestellt, damit der hilflose Bates nicht etwa einen Versuch machte, die Brigg wieder zu erobern. Bald legte sich die Aufregung über die vollbrachte That und die Größe ihrer Aufgabe stellte sich ihnen in ihrer ganzen Schwierigkeit dar. Bald wurde ein Gefühl des Mitleids gegen die armen Ausgesetzten in ihnen rege. Es war ja sehr möglich, daß der Osprey wieder genommen würde und dann hätte man fünf ganz überflüssige Morde begangen. Wie grausam und kalt auch die Meisten von ihnen waren, Keiner dachte ohne Gewissensbisse an den möglichen Tod des unschuldigen Kindes. John Rex, der schon merkte, wohin die Gedanken sich wandten, machte sich den Gedanken an Barmherzigkeit wieder zu Nutzen. Er herrschte und hatte immer über die Leute geherrscht, nicht gerade dadurch, daß er

sie unbedingt seinen Willen ausführen ließ, sondern vielmehr dadurch, daß er sie auf dem Wege führte, den sie schon eingeschlagen hatten.

»Ich schlage vor,« sagte er, »daß wir die Lebensmittel theilen. Wir sind zehn, sie sind fünf, dann kann uns Niemand einen Vorwurf machen.

»Ja,« sagte der schüchterne Porter, und dachte an eine ähnliche Geschichte. »Wenn wir wieder gefangen werden, können sie sagen, was wir gethan haben. Last uns nicht so handeln, wie die von der Cypresse, die Alle verhungern ließen.«

»Ganz recht,« sagte Barker. »Als Fergusson in Hobart Town geköpft wurde, hörte ich den alten Troke sagen, daß wenn er sich nicht geweigert hätte, Nahrung an Land mitzuschicken, er noch mit heiler Haut davon gekommen wäre.«

So von Selbstsucht mehr als von Mitleiden getrieben brachten sie bei Tagesanbruch alle Vorräthe auf Deck und machten eine Art Theilung. Die Soldaten, durch Gewissensbisse getrieben, wollten die Hälfte von Allem an die Ausgesetzten geben, aber Barker sprach sich dagegen aus. »Wenn der Schooner merkt, daß sie nicht nach kommen, wird er zurückkommen und sie holen und wir brauchen alles Futter selbst, denn wer kann wissen, wann wir Land sehen.«

Dem stimmten Alle bei und danach wurde gehandelt. Es waren in den Pökeltonnen etwa fünfzig Pfund Salzfleisch. Davon nahmen sie ein Drittel, ebenso einen kleinen Sack Mehl, etwas Thee und Zucker, so wie einen eisernen Kessel und einen Becher. Dies wurde in das große Boot hinabgelassen und Rex, der Ausschweifungen seiner Leute fürchtete, fügte noch eines der kleinen Fässer Rum hinzu, die sich im Vorrathsraum vorfanden. Cheshire wollte davon nichts wissen, aber Rex ließ nicht ab und als Cheshire gerade über eine Ziege stolperte, die von Philipps Island mit an Bord gekommen war, faßte er das Thier lachend bei einem Bein und warf es mit einem Spaß in die See, Rex zurufend, er möge das auch noch mit zur Ladung einnehmen. Rex zog das arme Geschöpf in das Boot und mit dieser bunten Ladung ruderte er der Küste zu.

Die arme Ziege, welche fror, fing an, jämmerlich zu blöken und die

Männer lachten. Dem Fremden hätte es so vorkommen können, als ob glückliche Fischer oder Küsten-Ansiedler vom Markte zurückkehrten.

Rex legte an der seichten Küste an und rief Bates zu, die Ladung in Empfang zu nehmen. Drei Mann standen mit ihren geladenen Flinten auf, um jeden Versuch einer Wiedereinnahme zurückzuweisen. Die Vorräthe, Ziege und Alles wurden an Land geschafft. »Da,« rief Rex, »jetzt könnt Ihr nicht sagen, daß wir Euch schlecht behandelt haben, denn wir haben die Vorräthe getheilt.« Der Anblick dieser fast unerwarteten Hilfe, belebte den Muth der Fünf und sie fühlten wahre Dankbarkeit. Nach der schrecklichen Nacht, welche sie durchlebt, sahen sie die Männer welche ihnen nun beistanden mit freundlichen Augen an. »Männer,« sagte Bates mit etwas gerührter Stimme, »das erwartete ich nicht. Ihr seid gute Kerls, denn an Bord gibt's nicht viel zu essen, das weiß ich.«

»Ja,« sagte Frere, »Ihr seid gute Kerls.«

Rex brach in ein wildes Gelächter aus, »Halte Dein Maul, u Tyrann,« rief er und vergaß in der Erinnerung an seine früheren Leiden seine Geckenhaftigkeit. »Es geschieht nicht für Euch; Sie haben der Dame und dem Kinde dafür zu danken.« Julia Vickers beeilte sich, den zu versöhnen, der ihrer Tochter Schicksal in Händen hielt. »Wir sind Ihnen sehr dankbar,« sagte sie nicht ohne Würde, die sie von ihrem Manne angenommen hatte, »und wenn ich je zurückkomme, will ich dafür sorgen, daß Ihre Güte bekannt werde.«

Der Schwindler und Fälscher nahm seine lederne Mütze mit Achtung ab. Seit fünf Jahren hatte keine Dame mit ihm gesprochen und die alte Zeit, da er noch »Mr. Lionel Crofton« war, kam ihm wieder in Erinnerung. In diesem Augenblick, — Freiheit und Glück vor sich — fand er seine Selbstachtung wieder und er sah der Dame ohne Verlegenheit in die Augen.

»Ich hoffe aufrichtig, Madame, daß Sie sicher zurückkommen werden. Kann ich auf Ihre guten Wünsche für mich und meine Gefährten rechnen?«

Der horchende Bates brach in laute Bewunderung aus.

»Was für ein Hund das ist,« schrie er. »John Rex, John Rex, Du warst nie dazu gemacht, ein Deportierter zu sein.«

Rex lächelte: »Leben Sie wohl, Mr. Bates. Gott beschütze Sie!«

»Lebt wohl!« sagte Bates und riß auch seinen Hut vom Kopf. »Ich hoffe, Ihr werdet sicher frei kommen, denn die Freiheit ist für Jedermann süß.«

»Lebt wohl, Gefangene!« sagte Sylvia und schwenkte ihr Taschentuch. »Ich hoffe, daß sie Euch nicht greifen!«

So stieß das Boot unter Hurrahrufen und Tücherschwenken ab.

In der Aufregung, welche das anscheinend großmüthige Betragen von John Rex bei den Ausgesetzten hervorgerufen hatte, war jeder ernste Gedanke an die eigene Lage zurückgetreten und merkwürdiger Weise herrschte der Gedanke an das Schicksal der Meuterer vor. Aber als das Boot den Blicken mehr und mehr entschwand, wurde das Bewußtsein des eigenen Schicksals wieder deutlicher und als endlich das Boot ganz in dem Schatten der Brigg verschlungen war, fuhren Alle wie aus einem Traume auf zu der vollen Klarheit des eigenen Zustandes.

Eine Art Kriegsrath wurde unter dem Vorsitz von Frere gehalten und alle Besitzthümer der kleinen Gesellschaft zusammen geworfen. Das Salzfleisch, Mehl und Thee wurden in einem ausgehöhlten Felsen, in einiger Entfernung von der Küste untergebracht und Mr. Bates zum Verwalter ernannt. Er sollte Jedem ohne Furcht und Gunst den bestimmten Antheil zumessen. Die Ziege wurde an einer Angelleine festgemacht, ihr aber genügend Raum zum Grasens gelassen. Das Fäßchen Rum wurde im hintersten Raum der Felsenhöhle untergebracht und es wurde ausgemacht, daß sein Inhalt nur in Krankheitsfällen oder in der äußersten Noth angegriffen werden sollte. Es war kein Mangel an Wasser, denn ein Bächlein floß in der Entfernung von etwa hundert Ellen von den Felsen herab. Sie berechneten, daß mit Vorsicht, ihre Vorräthe etwa vier Wochen dauern würden.

Man fand als Eigenthum bei der Durchsicht drei Taschenmesser, eine Rolle Bindfaden, zwei Pfeifen, ein Ende Tabak, einen Rest Angelleine mit Haken und ein starkes Einschlagmesser, das Frere

eingesteckt hatte, um die Fische abzufangen, die er etwa tödten würde. Aber sie sahen mit Unruhe, daß sie nichts besaßen, was die Dienste einer Axt hätte versehen können. Mrs. Vickers hatte ihr Shawl und Bates eine große Jacke, Frere und Grimes aber hatten keine Kleidungsstücke weiter. Man kam überein, daß Jeder sein Eigenthum behalten sollte, mit Ausnahme der Angelleinen, die gemeinsames Eigenthum wurden. Als man mit diesen Besprechungen fertig war, füllte man den Kessel mit Wasser aus dem Bach und er wurde an drei grünen Stöcken über ein Feuer gehängt. Ein Becher schwachen Thee's mit einem Zwieback wurde Jedem gereicht, ausgenommen Grimes, der erklärte, er sei nicht im Stande, etwas zu genießen. Als das Frühstück vorüber war, machte Bates einen Mehlkuchen, der in der Asche gebacken werden sollte und dann wurde wieder ein Rath gehalten, um zu bestimmen, wie man künftig wohnen wolle. Es war klar, daß sie nicht unter freiem Himmel schlafen konnten. Sie hatten jetzt Sommer und es war gerade kein Regen zu erwarten, aber die Hitze war Mittags erdrückend. Ueberdies war es ganz nothwendig, daß Mrs. Vickers und das Kind ein Plätzchen für sich haben mußten. In einer kleinen Entfernung von der Bucht erhob sich ein sandiger Zügel, welcher zu der Klippe hinauf führte und auf der Ostseite dieses Hügels stand ein Gehölz von jungen Bäumen. Frere schlug vor, diese Bäume nieder zu hauen und eine Hütte davon zu bauen. Doch fand sich bald, daß ihre Messer ganz ungenügend waren, um diese Bäume abzuschneiden. Nun knickten sie wenigstens die Aeste ein, brachen sie herunter und es gelang ihnen nach einigen Stunden der Arbeit, so viel Aeste und Zweige zu sammeln, daß sie eine Art Dach flechten konnten, das von dem hohlen Felsen, in dem ihre Lebensmittel lagen, bis zu einem andern kleinen Felsen, fünf Ellen entfernt, reichte. Dies sollte Mrs. Vickers und Sylvia's Ruheplatz sein und Frere und Bates wollten vor dem hohlen Felsen liegen, um die Lebensmittel und die Frauen zugleich zu beschützen. Grimes indeß sollte für sich selbst später eine kleine Hütte bauen.

Als sie zum Mittagessen zurückkehrten, ganz belebt von ihren Entschlüssen, fanden sie die arme Mrs. Vickers in großer Unruhe.

Grimes, der wegen seiner Kopfwunde zurückgeblieben war, ging längs der Bai am Ufer entlang, geheimnißvoll sprechend und seine Fäuste gegen einen eingebildeten Feind drohend ausstreckend. Als sie sich ihm näherten fanden sie, daß er irre redete und daß der Schlag augenscheinlich sein Gehirn erschüttert hatte. Frere versuchte vergeblich ihn zu beruhigen, endlich auf den Rath von Bates tauchten sie ihn in das Wasser. Das kalte Bad beruhigte seine Raserei etwas und als sie ihn in den Schatten eines Felsens legten, fiel er in große Erschöpfung und schlief ein.

Der Mehlkuchen wurde nun vertheilt und bildete mit einem Stückchen Fleisch ihr Mittagessen. Mrs. Vickers berichtete, daß sie viel Bewegung an Bord der Brigg bemerkt hätte und glaubte, daß die Gefangenen viele Stücke der Ladung über Bord geworfen hätten, um sie zu erleichtern. Dies erklärte Bates für sehr richtig gehandelt und beobachtete nun auch seinerseits, daß sie einen Bugsiranker ausgeworfen, und daß sie nun mittelst der Busirleine sich allmählich aus der Bucht holten. Ehe noch das Mittag vorüber war, sprang eine leichte Brise auf und vom Osprey, der die umgekehrte britische Flagge aufgezogen, wurde ein Schuß abgefeuert, zum Lebewohl oder als Triumph. Dann setzten sie Segel und bald verwand das Schiff hinter dem westlichen Horn der Bai.

Mrs. Vickers nahm Sylvia an die Hand und ging einige Schritte weit fort, lehnte sich gegen die rauhe Felswand ihrer künftigen Wohnung und weinte bitterlich. Bates und Frere heuchelten Heiterkeit, aber jeder von ihnen fühlte, daß er bis jetzt die Anwesenheit der Brigg als eine Art von Schutz betrachtet hatte und nun erst die absolute Verlassenheit fühlte. Die Nothwendigkeit der Arbeit indeß ließ ihnen keine Muße, eitler Sorge nachzuhängen und die Beiden arbeiteten so hart, daß sie vor Anbruch der Nacht genug Astholz herbeigeschleppt hatten, um Mrs. Vickers Wohnung fertig zu bauen. Während des Fortschrittes ihrer Arbeit wurden sie oft von Grimes unterbrochen, der sich auf sie stürzte und laut über ihre Verrätherei schalt, die ihn der Gnade der Meuterer überlassen hätte.

Bates klagte auch über Schmerz in seiner Wunde und fühlte zuweilen einen Anfall von Schwindel, den er sich gar nicht erklären

konnte. Er badete häufig den Kopf und hielt sich so aufrecht, bis die Arbeit des Zusammenholens der Zweige fertig war, dann warf er sich nieder und erklärte, er könne nicht mehr aufstehen.

Frere wandte bei ihm das Mittel an, das sie so erfolgreich bei Grimes angewandt hatten, aber das Salzwasser entzündete die Wunde und verschlimmerte sein Befinden. Mrs. Vickers meinte, die Wunde müsse mit etwas Rum und Wasser gewaschen werden und so wurde das Fäßchen vor-geholt, geöffnet und zu dem Zwecke angebrochen.

Thee und Mehlkuchen bildete ihr Abendessen und bei dem Lichte eines guten Feuers sah sich ihre Lage nicht mehr ganz so verzweifelt an. Mrs. Vickers hatte den Becher auf einen flachen Stein gesetzt und theilte den Thee mit einer Würde aus, die etwas Geziertes gehabt hätte, wenn sie nicht so ergreifend unter diesen Umständen gewesen wäre. Sie hatte ihr Haar geglättet und das weiße Shawl kokett umgeschlungen. Sie klagte schon gegen Mr. Frere, daß sie nicht mehr Kleidungsstücke mitgenommen. Sylvia war sehr aufgeräumt wollte aber nicht bekennen, daß sie Hunger hatte.

Als der Thee getrunken war, holte sie Wasser mit dem Kessel aus dem Bach und kühlte Bates Kopf. Man beschloß, daß am nächsten Morgen ein Platz ausgesucht werden sollte, von wo man die Angelleinen aushängen könnte und daß dann täglich Einer fischen sollte.

Das Befinden des unglücklichen Grimes gab jetzt zu der größten Besorgnis Veranlassung. Er sprach nicht nur Unsinn, sondern war ganz wild und rasend geworden und Frere mußte ihn fortwährend bewachen. Nach vielem Schreien und toben schlief der arme Kerl endlich ein und Frere, der Bates geholfen hatte, nach seiner Schlafstelle vor dem Felsen zu gelangen und ihn dort auf einen Haufen grüner Blätter gebettet hatte, bereitete sich jetzt selbst, einiger Stunden Schlags zu genießen. Müde von der Aufregung und Arbeit des Tages schlief er sehr fest, bis er gegen Morgen von einem sonderbaren Lärm erweckt wurde. Grimes, dessen Irrreden augenscheinlich in Wahnsinn übergegangen war, hatte sich durch das rohe Astholz, das den Schlafplatz umzäunte, einen Weg

gebahnt und sich wie ein Rasender auf Bates geworfen. Stöhnend und ächzend hatte er den Lootsen bei der Kehle gepackt. Dieser von dem Fieber, eine Folge seiner Kopfwunde sehr geschwächt, war fast unfähig, sich seinem Gegner zu widersetzen und mit schwacher Stimme nach Frere um Hilfe rufend, war es ihm gelungen, das große Messer, von dem wir gesprochen, in seiner Hand zu verbergen. Frere, aufspringend, eilte dem Lootsen zu Hilfe, aber Grimes, das Messer während des Ringens zu Gesicht bekommend, entriß es Bates und ehe Frere ihm in den Arm fallen konnte, stieß er es zwei Mal tief in die Brust von Bates.

»Es ist vorbei mit mir,« rief Bates sterbend.

Der Anblick des Blutes, so wie der Ausruf seines Opfers ab Grimes die Besinnung wieder. Er blickte entsetzt auf das blutige Messer und dann, es von sich werfend, stürzte er nach dem Ufer und warf sich kopfüber in das Wasser.

Frere ganz versteinert von dein Anblick dieser furchtbaren Tragödie blickte ihm nach. Er sah aus dem stillen Wasser die Arme mit hochgehobenen Händen auftauchen; ein schwarzer Kopf erschien dazwischen auf der Oberfläche und dann verschwand Alles mit einem schrecklichen Schrei und das blitzende Wasser war so ruhig wie zuvor. Die Augen des entsetzten Frere wandten sich von dem Wasserspiegel zu dem blutigen Messer zurück und sahen auf dem Sande einen Gegenstand, der wohl geeignet war, den plötzlichen Wuthausbruch des Wahnsinnigen zu erklären. Das Rumfäßchen lag auf der Seite neben den Resten des gestrigen Feuers und dicht dabei ein Tuch, mit dem der Kopf des Verwundeten verbunden gewesen. Augenscheinlich war der Unglückliche in seinem Delirium auf das Rumfaß gestoßen und hatte ihn dies Getränk ganz wahnsinnig gemacht.

Frere eilte zu Bates, hob ihn auf und versuchte das Blut zu stillen, das aus der Brustwunde floß. Es schien, als ob, auf dem linken Ellenbogen ruhen, Grimes ihm das Messer aus der rechten Hand gerissen und ihn zweimal in die rechte Brust gestoßen hatte. Er war blaß und bewußtlos und Frere fürchtete, daß die Wunde tödlich war. Sein Halstuch abreißend, versuchte er die Wunde zu verbinden,

aber das kleine seidene Tuch reichte nicht aus. Mrs. Vickers, durch den Lärm geweckt und ihr Grauen unterdrückend, riß etwas von ihrer Kleidung in Streifen und so gelang es ihnen, Bandagen von genügender Länge anzulegen. Frere ging nun, um zu sehen, ob in dem Fäßchen noch etwas Rum zurückgelassen, damit er die Lippen des Sterbenden damit befeuchten konnte und denselben vielleicht in's Leben zurückrufen.

Aber Grimes hatte, nachdem er getrunken, das Fäßchen umgekehrt und der gierige Sand hatte jeden Tropfen des kostbaren Getränks aufgesogen. Sylvia holte Wasser aus einem Bach und nachdem Mrs. Vickers Bates Kopf damit gebadet lebte er wieder auf. Mrs. Vickers melkte die Ziege, eine Arbeit, die sie nie zuvor in ihrem Leben gethan und Bates trank die Milch gierig aus dem Becher, spie aber Alles gleich wieder aus. Augenscheinlich war er innerlich stark verletzt und es ging schnell mit ihm zu Ende.

Niemand von der Gesellschaft spürte Appetit zum Frühstück, doch aß Frere, dessen Empfindsamkeit nicht ganz so hoch gespannt war, ein Stück Fleisch und Brod. Es fiel ihm in grausamer Selbstsucht ein, daß, nun Grimes fort war, die Vorräthe länger vorhalten würden und sollte Bates auch sterben, so würde sich der Antheil eines Jeden noch vergrößern. Doch sprach er seine Gedanken nicht aus, sondern saß still da, hielt den Kopf des Verwundeten aus seinen Knien und wehrte ihm die Fliegen ab. Er hoffte, daß der Lootse nicht sterben möchte, denn dann blieb er ja ganz allein zurück, um für die Frauen zu sorgen. Vielleicht durchfuhr dasselbe auch Mrs. Vickers Kopf. Nur Sylvia hielt nicht zurück mit dieser Sorge.

»Sterben Sie nicht, Mr. Bates, sterben Sie nicht!« sagte sie und stand jammernd neben dem Körper, den sie zu berühren fürchtete.

»Lassen Sie mich und Mama nicht allein an diesem schrecklichen Ort!i«

Der arme Bates sagte natürlich nichts, aber Frere runzelte die Stirn und Mrs. Vickers sagte tadelnd:

»Sylvia!« gerade, als ob sie noch in dem alten Hause in Sara Island wären.

Nachmittags ging Frere fort, um Holz zum Feuer zusammen zu

tragen und als er zurück kam, fand er Bates im Sterben. Mrs. Vickers sagte, daß er schon Stunden lang so ohne Bewegung und auch fast ohne Athem dagelegen habe.

Des Major's Frau, die schon an mehr als einem Sterbebett gestanden, war ruhig genug, aber Sylvia, die in der Nähe auf einem Stein saß, zitterte vor Angst. Sie bildete sich ein, daß der Tod von irgend etwas Schrecklichem begleitet sei. Als die Sonne unterging, schien es, als ob Bates sich von Neuem belebe, aber die beiden Wächter wußten, daß es nur das letzte Aufflackern war.

»Jetzt ist es vorbei,« flüsterte Frere, als ob er die schlummernde Seele nicht wieder wecken wolle. Mrs. Vickers hob mit strömenden Thränen den guten, ehrlichen Kopf in die Höhe und befeuchtete die trocknen Lippen mit ihrem nassen Tuche. Ein Zittern ging durch den einst starken Körper und der Sterbende öffnete die Augen. Einen Augenblick schien er verwirrt, dann kehrte Bewußtsein in seinen Blick zurück, als er von Einem zum Andern blickte und es war klar, daß er Alle erkannte. Sein Blick ruhte auf Sylvia's schreckensbleichem Antlitz und wandte sich dann zu Frere. Man konnte die stumme Bitte der beredeten Augen nicht mißverstehen.

»Ja ich will für sie sorgen,« sagte Frere.

Bates lächelte. Dann bemerkte er, daß das Blut aus seiner Wunde Mrs. Vickers Shawl befleckt hatte und machte eine Anstrengung, seinen Kopf zu bewegen. Es paßte sich doch nicht, daß der Shawl einer Dame von dem Blute eines so geringen Mannes, wie er befleckt werden sollte. Die Modedame verstand mit schnellem Blick seine Bewegung und zog seinen Kopf wieder an ihre Brust. In Gegenwart des Todes ist das Weib nur weiblich. Einen Augenblick war Alles still und sie dachten er sei todt. Aber plötzlich öffnete er wieder keine Augen und blickte nach der See.

»Wendet mein Gesicht dahin,« flüsterte er und als sie ihn ausrichteten, wandte er sein Ohr wie um zu horchen.

»Hier ist es ruhig genug, Gott sei Dank,« sagte er, — aber ich kann die Wogen hören draußen am Riff!«

Und sein Kopf fiel zurück und er starb.

Als Frere Mrs. Vickers den Körper abnahm, lief Sylvia zu ihrer

Mutter.

»O Mutter, Mutter, warum ließ Gott ihn sterben, da wir ihn doch so nöthig brauchten?«

Ehe es dunkel wurde, brachte Frere den Körper in den Schutz eines Felsens, deckte die Jacke über das Gesicht und legte Steine auf ihn um ihn zu sichern. Der Gang der Ereignisse war so unglaublich schnell gewesen, daß er kaum sich daraus besinnen konnte, daß von den fünf Personen die in der Wildniß zurückgelassen seit dem vorigen Abend nun schon zwei gestorben waren. Und als er sich diese Wirklichkeit recht vorstellte, dachte er daran, an wen nun wohl die Reihe käme.

Mrs. Vickers, völlig erschöpft von der Aufregung und Ermüdung des Tages zog sich früh zur Ruhe zurück. Sylvia, die nicht mit Frere sprechen wollte, folgte ihrer Mutter.

Dieser Beweis ganz unerklärlichen Widerwillens gegen ihn von Seiten des Kindes verletzte Maurice mehr, als« er sich gestehen wollte. Er war ihr böse, daß sie ihn nicht leiden mochte und that doch nichts, um sie sich zu versöhnen.

Mit eigenthümlicher Befriedigung dachte er daran, daß sie nun bald auf ihn als ihren einzigen Beschützer blicken müsse.

Wenn Sylvia einige Jahre älter gewesen wäre, so hätte er wirklich geglaubt, in sie verliebt zu sein.

Der folgende Tag verging in düsterer Trauer. Es war heiß, schwül und ein dichter Dunst hing über den Bergen.

Frere brachte den Morgen damit zu, im Sande ein Grab für den armen Bates zu machen. Praktisch bedacht auf sein eigenes Wohl nahm er dem Körper alle die Kleider ab, die für ihn brauchbar sein konnten, versteckte sie aber unter einigen Steinen, denn er wünschte nicht, daß Mrs. Vickers sähe, was er gethan. Auf Mittag hatte er das Grab fertig, legte den Körper hinein und rollte so viele Steine als möglich auf den Hügel.

Am Nachmittag warf er die Angelleinen von einem Felsenvorsprung aus, den er sich am Vormittag ausgewählt, aber er fing nichts. Als er am Grabe vorüber ging, sah er, daß Mrs Vickers ein rohes Kreuz an das Kopfbende gesteckt hatte, das sie mittelst

zweier sich kreuzender Stäbe gebildet hatte.

Nach dem Abendessen, wie immer Salzfleisch und Mehlkuchen, steckte er sich eine Pfeife an und versuchte, mit Sylvia zu plaudern. »Warum wollen wir nicht Freunde sein, Missy?« fragte er. »Ich mag Sie, nicht,« sagte Sylvia. »Ich fürchte mich vor Ihnen.«

»Warum?«

»Sie sind nicht gut. Ich meine nicht, daß Sie grausame Dinge thun, — aber Sie sind —. Ach, ich wünschte, Papa wäre hier!«

»Wünschen bringt ihn nicht her!« sagte Frere und drückte vorsichtig seinen aufgesparten Tabak zusammen.

»Da! Das ist's was ich meine! Ist das gut? «Wünschen bringt ihn nicht her!« O, wenn es das nur thäte!«

»Ich meinte das nicht unfreundlich,« sagte Frere. »Was für ein sonderbares Kind Du bist!«

»Es gibt Personen, welche keine Anziehungskraft für einander haben. Das las ich in einem Buch von Papa und das ist es. Sie haben keine Anziehungskraft für mich. Ich kann nichts dafür.«

»Unsinn!« antwortete Frere. »Komm her, ich will Dir eine Geschichte erzählen.« Mrs. Vickers war in ihre Hütte zurück gegangen und die Beiden waren allein am Feuer, neben welchem der Kessel stand und das frischgebackene Brod lagt. Das Kind kam zögernd zu ihm heran und er nahm es und setzte es auf seine Knie. Der Mond war noch nicht aufgegangen und die Schatten, die das flackernde Feuer warf, erschienen ungeheuer und phantastisch. Frere kam plötzlich der abscheuliche Gedanke, das arme Kind zu ängstigen. »Es war ein Mal ein Schloß in einem Walde,« begann Frere, »und in dem Schlosse lebte ein Menschenfresser mit furchtbaren Glotzaugen.« »Sie abscheulicher Mann. Sie wollen mich nur erschrecken,« sagte Sylvia und versuchte sich frei zu machen.

»Und dieser Menschenfresser lebte nur von den Knochen von kleinen Mädchen. Eines Tages ging ein kleines Mädchen durch den Wald und sie hörte den Menschenfresser kommen. Hau, hau, hau!«

Mr. Frere lassen Sie mich herunter!«

»Sie fürchtete sich sehr und lief fort und lief bis sie endlich — —

Die Kleine stieß einen durchdringenden Schrei aus. »O, o, was ist das?« und sie drängte sich näher an ihren Quäler.

Auf der andern Seite des Feuers stand ein Mann. Er schwankte vorwärts dann fiel er auf die Knie, streckte die Hände aus und mit heftiger Anstrengung brachte er nur das Wort »Essen« heraus. Es war Rufus Dawes. Dies Wort beruhigte Sylvia's Entsetzen und bei dem Anblick der zerrissenen gelben Jacke errieth sie die ganze Geschichte. Nicht so Maurice Frere. Er sah eine neue Gefahr vor sich, einen neuen Mund, der Anspruch an ihre Vorräthe machte und schnell einen Brand aus dem Feuer ergreifend, hielt er denselben dem Deportierten entgegen. Aber Rufus Dawes, der mit gierigen Blicken sich umgesehen, sah den Mehlkuchen, der neben dem Feuer lag und griff danach. Frere schwang den Brand vor seinem Gesicht. »Zurück,« schrie er. »Wir haben kein Essen übrig.«

Der Deportierte stieß einen fürchterlichen Schrei aus und seine Eisenstange erhebend, sprang er vor um in der Verzweiflung diesen neuen Feind niederzuschlagen.

Aber das Kind, schnell wie ein Gedanke, glitt plötzlich zwischen die Beiden, nahm das Brod und legte es in die Hand des Verhungerten. »Hier, iß, armer Gefangener!« Dann wandte sie sich zu Frere und warf ihm einen Blick zu, so voll Empörung, Schrecken, und Ueberraschung, daß der Mann beschämt die Augen senkend, den Brand zu Boden warf.

Rufus Dawes schien durch die plötzliche Erscheinung des goldhaarigen Kindes ganz umgewandelt zu sein. Er ließ das Brod aus seinen Fingern gleiten, starrte mit geisterhaftem Blick dem sich entfernenden Kinde nach und als es aus dem Bereiche des Feuerscheines in die Dunkelheit trat, sank der unglückliche Mann mit dem Gesicht zur Erde und brach in Thränen aus.

Zwölftes Capitel

Mr. Dawes.

Der rauhe Ton von Mr. Freres Stimme brachte ihn wieder zu sich.

»Was wollen Sie?« fragte dieser. Rufus Dawes hob seinen Kopf, betrachtete den Mann vor sich und ihn erkennend sagte er langsam: »Sie sind es?«

»Was meinen Sie? Kennen Sie mich?« fragte Frere ein wenig zurücktretend. Aber der Deportierte antwortete nicht. Seine augenblickliche Bewegung war vorüber, die Qualen des Hungers stellten sich wieder ein und gierig nach dem Mehlkuchen greifend, aß er schweigend.

»Hört Ihr, Mann?« wiederholte Frere endlich. Wer seid Ihr?«

»Ein entflohener Gefangener. Sie können mich morgen abliefern. Ich habe mein möglichstes gethan und kann nicht mehr.«

Diese Worte erfüllten Frere mit Unbehagen. Der Mann wußte also nicht daß die Niederlassung verlassen war!

»Ich kann Euch nicht ausliefern. Es ist niemand hier als ich und die Frau und das Kind.«

Rufus Dawes hielt in seinem Essen inne und starrte Frere ganz verwirrt an. »Die Gefangenen sind mit dem Schooner fort. Wenn Ihr frei bleiben wollt, so könnt Ihr es thun, — meinetwegen gewiß. Ich bin eben so hilflos wie Ihr.«

»Aber wie kommen Sie hierher?«

Frere lachte bitter. Einem Deportierten eine Aufklärung geben zu müssen, war ihm bis jetzt noch nicht vorgekommen und er liebte die Sache grade nicht. Doch konnte er in diesem Fall nicht anders handeln. »Die Gefangenen machten Meuterei und nahmen die Brigg.«

»Welche Brigg?«

»Den Osprey.«

Ein schreckliches Verständnis öffnete sich ihm jetzt und Rufus Dawes begriff daß er diese Gelegenheit versäumt habe. »Wer nahm sie?«

»Der vielfarbige Schurke John Rex,« sagte Frere und ließ seiner Leidenschaft freien Lauf. »Mag das Schiff sinken, verbrennen und —«

»So sind sie fort?« schrie der Unglückliche und griff mit verzweiflungsvollen Geberden in sein Haar.

»Ja, seit zwei Tagen und sie haben uns hier zurückgelassen, um zu verhungern.«

Rufus Dawes brach in ein so entsetzliches Gelächter ans, daß selbst Frere davor schauderte.

»Dann wollen wir zusammen verhungern, Maurice Frere,« sagte er, »denn so lange Sie eine Brodkruste haben, will ich sie theilen. Wenn ich nicht meine Freiheit haben kann, will ich doch meine Rache haben.«

Der unheimliche Anblick dieses wilden Menschen, der mit dem Kinn auf seine mit Lumpen bedeckten Knie gestützt, sich an dem Feuer hin und herwiegte, verursachte ihm eine eigenthümliche Empfindung. Solch Gefühl mochte wohl der afrikanische Jäger geben, der zu seinem Lagerfeuer zurückkehrt und einen Löwen dabei findet. »Elender,« rief er, sich ein wenig zurückziehend, »warum wünscht Ihr, Euch zu rächen?«

Der Deportierte sah ihn höhnisch an. »Nehmen Sie sich in Acht, so sprechen!« »Ich will keine harten Worte hören. Elender! Wenn ich ein Elender bin, wer machte mich dazu? Ich war frei geboren, so frei wie Sie. Warum hat man mich mit wilden Thieren eingesperrt und zu dieser Sklaverei verurtheilt, die schlimmer ist als der Tod? Das sagt mir, — Maurice Frere, das sagen Sie mir?«

»Ich habe die Gesetze nicht gemacht,« sagte Frere. »Warum greift Ihr mich an?«

»Weil Sie sind, was ich war. Sie sind frei!! Sie können thun, was Ihnen gefällt. Sie können lieben, arbeiten, — denken! Ich kann *nur* hassen!« Er hielt an, selbst erstaunt über sich, dann fuhr er mit leisem Lachen fort: »Schöne Worte für einen Deportierten, he? Aber

es schadet nichts, Mr. Frere, wir sind jetzt gleich und ich werde keine Stunde früher sterben als Sie, obgleich Sie ein freier Mann sind.«

Frere dachte, daß er es nun vielleicht mit einem zweiten Wahnsinnigen zuthun habe. »Sterben! Man braucht grade noch nicht von Sterben zu sprechen,« sagte er so beruhigend wie möglich. »Dazu ist immer noch Zeit.«

»Das spricht der »Freie.« Wir Deportierten haben einen Vortheil vor Euch Herren voraus. Sie fürchten den Tod, — wir beten darum. Es ist das Beste, das uns geschehen kann. Sterben! Ein Mal wollte man mich hängen. Ich wünschte, es wäre geschehen. Mein Gott, hätten sie es doch gethan!«

In diesem schrecklichen Wort lag eine solche Tiefe der Qual und Verzweiflung, daß Frere ganz erschüttert war.

»Seht und schlaft, Mann,« sagte er. »Ihr seid ganz erschöpft. Wir wollen morgen weiter sprechen.«

»Halt,« schrie Rufus Dawes plötzlich mit einer Rohheit im Ton, wie sie mit seiner bisherigen Art in keinem Einklang stand. »Wer ist mit Euch zusammen?«

»Die Frau und die Tochter des Kommandanten,« antwortete Frere, der nicht wagte, auf eine so gestellte Frage hin zu schweigen.

»Niemand sonst?«

»Nein.«

»Die armen Geschöpfe,« sagte der Deportierte. »Sie thun mir leid.« Dann streckte er sich wie ein Hund am Feuer hin und schien sogleich einzuschlafen. Maurice Frere blickte die lange Gestalt an, ein Zuwachs zur Gesellschaft, der ihn in Verlegenheit brachte, wie er zu handeln habe. Solch' ein Charakter war bis jetzt noch nicht in den Bereich seiner Kenntnisse gekommen. Er wußte nicht, was er aus diesem wilden, zerlumpten, verzweifelten Manne machen sollte, der abwechselnd weinte und drohte, der jetzt im widerlichsten Jargon der Deportierten tobte und dann den Himmel in Tönen anrief, die an wahre Beredtsamkeit streiften.

Zuerst dachte er daran, sich auf den Schlafenden zu stürzen und ihn unschädlich zu machen, dann aber als er die zwar

abgemagerten, aber doch muskulösen Gliedmaßen schärfer anblickte, schien es ihm doch Tollheit zu sein, diesem Einfall zu folgen. Eine entsetzliche Gedankenverbindung, aus seiner früheren Feigheit entstanden, ließ ihn nach dem großen Messer fühlen, mit dem schon ein Mord begangen worden war. Die Lebensmittel-Vorräthe waren so sehr knapp und das Leben der Frau und des Kindes waren schließlich doch mehr werth als das dieses unbekanntes Schurken. Aber, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so war dieser Gedanke nicht so bald entstanden, als er auch schon wieder schwand. »Wir wollen bis morgen warten und sehen, wie er sich macht.« Dann ging er leise bis an das Astwerk, hinter dem Mutter und Tochter umschlungen ruhten und flüsterte ihnen zu, daß er Wache hielte, und daß der Flüchtling schlief. Aber als der Morgen kam, sah er, daß keine Ursache zur Sorge vorhanden war. Der Deportierte lag fast noch in derselben Stellung wie am Abend zuvor und hatte die Augen noch geschlossen. Sein drohender Ausbruch am vorigen Abend war nur durch die Aufregung verursacht und er war jetzt unfähig zu jeder Gewaltthat. Frere näherte sich ihm und schüttelte ihn an der Schulter.

»Nicht lebend,« schrie der arme Kerl und holte zum Schlage aus, »zurück!«

»Alles gut,« rief Frere. »Niemand will Euch etwas thun. Wacht auf!«

Rufus Dawes sah sich ganz betäubt um, dann schien er sich daran zu erinnern, was geschehen war und richtete sich mühsam auf seine Füße.

»Ich dachte, sie hätten mich gefaßt,« sagte Rufus, — »aber es ist nichts. Wir müssen frühstücken, Mr. Frere, ich bin hungrig.«

»Ihr müßt warten« sagte Frere. »Denkt Ihr, Ihr seid allein hier?«

Rufus Dawes schwankte vor Schwäche und wischte sich mit dem Rest seines Aermels über sein Gesicht. »Ich weiß nichts, als daß ich hungrig bin.«

Frere überlegte. Jetzt oder nie war der Augenblick gekommen, ihre Beziehungen zueinander festzustellen. Da er in der Nacht wachend lag, die Hand an dem Messer, hatte er sein künftiges

Handeln überdacht. Der Deportierte sollte seinen Antheil haben, aber nicht mehr. Wenn er sich dagegen auflehnte, mußte die Gewalt zwischen ihnen entscheiden.

»Seht,« sagte er, »wir haben kaum genug Lebensmittel, um durchzukommen, bis Hilfe gebracht wird, wenn sie überhaupt kommt. Ich muß für die arme Frau und das Kind sorgen. Also reines Spiel, um ihretwillen. Ihr sollt mit uns unsern letzten Bissen theilen, aber beim Himmel, nicht mehr bekommen.«

Der Deportierte streckte seine abgezeehrten Arme aus und blickte mit dem unsicheren Blick eines Trunkenen darauf. »Ich bin jetzt schwach,« sagte er. »Sie haben die Macht.« Dann sank er plötzlich völlig erschöpft zu Boden. »Gebt mir zu trinken,« sagte er und machte eine schwache Bewegung mit der Hand.

Frere brachte ihm Wasser in dem Becher und als er es getrunken hatte, lächelte er und schief wieder ein. Mrs. Vickers und Sylvia kamen heraus, während er schief und erkannten in ihm den Gefürchtetsten der ganzen Kolonie.

»Er war der Wildeste von Allen, die wir hatten,« sagte Mrs. Vickers, sich mit ihrem Manne eins wähnend; »o, was sollen wir thun?«

»Er wird nicht viel Böses thun,« sagte Frere und sah auf diesen allbekannten Schurken mit Neugier nieder. »Er ist mehr todt als lebendig.«

Sylvia sah ihn mit ihren klaren Kinderaugen an. »Wir müssen ihn nicht sterben lassen, — das wäre Mord!«

»Nein, nein,« sagte Frere heftig. Niemand will, daß er sterbe. Aber was können wir thun?«

»Ich will ihn pflegen,« rief Sylvia. Frere brach in rohes Lachen aus, das erste, das er sich seit der Meuterei erlaubte.

»Du ihn pflegen! Das ist gut, bei George!« Das arme kleine Mädchen, schwach und erregbar, fühlte die Verachtung in seinem Ton und brach in leidenschaftliches Schluchzen aus. »Warum beleidigen Sie mich, Sie böser Mann? Der arme Mensch ist krank und er wird sterben wie Mr. Bates. O Mama, Mama, wir wollen Beide allein fortgehen!«

Frere fluchte laut und ging fort. Er ging in den kleinen Wald unterhalb der Klippe und setzte sich dort nieder. Sonderbare Gedanken, die er kaum hätte ausdrücken können; und die er nie zuvor gehabt, durchkreuzten sein Hirn. Der Widerwille, den das Kind gegen ihn hatte, machte ihn ganz elend und doch machte es ihm Freude, es zu quälen. Er war sich bewußt, daß er wie ein Feigling gehandelt hatte, als er am vorigen Abend versucht hatte, sie zu ängstigen. Die Verachtung, die sie ihn fühlen ließ, war wohl verdient; aber er war ganz fest entschlossen, sein Leben für sie hinzugeben, wenn der Wilde, der sich so zu ihnen gesellt hatte, Gewalt ausüben sollte und er war ganz unvernünftig eifersüchtig auf das Mitleiden, das sie dem Deportierten gezollt. Es war nicht Recht, ihn so mißzuverstehen. Aber er war auch im Unrecht gewesen, daß er geflucht hatte und sie so plötzlich verlassen. Doch das Bewußtsein seines Unrechtes bestärkte ihn nur noch darin. Seine natürliche Hartnäckigkeit erlaubte ihm nicht, zurückzunehmen, was er ein Mal gesagt. Entlang wandernd kam er zu dem Grabe von Bates und zu dem Kreuz darauf. Hier war wieder ein Zeugniß der schlechten Behandlung, die sie ihm hatte angedeihen lassen. Sie hatte immer Bates vorgezogen. Nun Bates todt war, mußte sie gleich ihre kindische Neigung auf einen Deportierten übertragen. »O,« sagte Frere in angenehmer Erinnerung an manchen: rohen Triumph in der Liebe, »wenn Du ein Weib wärest, Du kleine Hexe, dann solltest Du mich schon lieben.« Als Frere das gesagt hatte, lachte er über seine Thorheit. Er wurde ganz romantisch. Als er zurückkam, fand er Dawes auf den abgehauenen Zweigen sitzend, Sylvia neben sich.

»Er ist besser.« sagte Mrs. Vickers, nicht an die frühere Scene erinnern wollend. »Sehen Sie sich und essen Sie etwas, Mr. Frere.«
»Sind Sie besser?« fragte Frere kurz.

Zu seinem Erstaunen antwortete der Deportierte ganz höflich: »Ich werde in ein bis zwei Tagen ganz wohl sein, dann will ich Ihnen helfen, Sir.«

»Helfen, wobei?«

»Eine Hütte zu bauen für die Damen. Und wir wollen hier unser ganzes Leben lang bleiben und nie in die Häuser zurück kehren.«

»Er redet etwas irre,« sagte Mrs. Vickers leise. »Der arme Mensch, er betrügt sich sehr gut.«

Der Deportierte fing jetzt ein altes deutsches Lied an zu singen und schlug den Takt dazu mit den Händen. Frere sah ihn mit Erstaunen an. »Ich möchte wissen, was der Mann für eine Geschichte hat,« dachte er, »gewiß eine sehr merkwürdige.«

Die pflegende Sylvia sah ihn jetzt ganz versöhnlich an. »Ich will ihn fragen, wenn er wohl ist,« sagte sie, »und wenn Sie gut sind, erzähle ich sie Ihnen, Mr. Frere.«

Frere nahm die angebotene Freundschaft an. »Ich bin ein rechter Grobian zuweilen, Miß Sylvia nicht wahr?« sagte er. »Aber ich meine es nicht so schlimm.«

»Ja das sind Sie,« erwiderte Sylvia freimüthig; »aber lassen Sie uns die Hände schütteln und wieder Freunde sein. Wir müssen nicht streiten da wir nur vier sind.«

Und so wurde Rufus Dawes im Familienkreise aufgenommen.

Eine Woche, nachdem er den Rauch von Freres Feuer gesehen, hatte der Deportierte seine alten Kräfte wieder gewonnen und wurde nun eine sehr wichtige Person. Das Mißtrauen, mit dem er zuerst angeblickt worden, verschwand nach und nach und er war nicht länger ein Ausgestoßener, den man scheute und nach dem man zeigte oder von dem man nur in Flüstertönen sprach. Er hatte seine rauhe Art gänzlich abgelegt und drohte nie mehr, auch beklagte er sich nicht. Er schien ganz heiter zu sein und obgleich ihn zuweilen eine tiefe Melancholie ergriff und bedrückte, so war seine Stimmung doch meist gleichmäßiger als die Frere's, der sich oft mürrisch, ärgerlich und anspruchsvoll zeigte.

Rufus Dawes war nicht länger jener rohe Elende, der sich in die dunkeln Wasser der Bai gestürzt hatte, um dem Leben zu entgehen, das er verabscheute oder der in der Waldeinsamkeit abwechselnd geflucht und geweint hatte. Er war jetzt ein thätiges Mitglied der Gesellschaft, — einer Gesellschaft von Vieren und er fing an, eine gewisse Unabhängigkeit und Autorität zu gewinnen. Diese Veränderung war durch den Einfluß der kleinen Sylvia hervorgerufen. Als er sich von seiner großen Schwäche nach jener

schrecklichen Reise erholte, hatte Rufus Dawes seit sechs Jahren zum ersten Mal gütige Behandlung erfahren. Er hatte jetzt einen Gegenstand, für den er leben konnte. Er nützte jetzt Jemand und wäre er gestorben, so würde er beweint worden sein. Uns erscheint das wenig, aber dem Unglücklichen war es viel, ja Alles. Er fand zu seinem Erstaunen, daß er nicht verachtet wurde, und daß durch ein wunderbares Zusammenwirken von Umständen gerade seine Erfahrungen als Deportierter ihm Autorität verschafften. Er war geschickt in allen Geheimnissen der Künste der Gefangenen. Er verstand das Leben bei ganz geringer Nahrung zu erhalten. Er konnte Bäume fällen ohne Axt, konnte Brot backen, ohne Ofen, konnte eine Hütte zum Schutz gegen das Wetter bauen, ohne Steine und Mörtel. Aus dem Patienten wurde er zum Rathgeber, aus dem Rathgeber zum Befehlshaber. In dem halb wilden Zustande, in welchem diese vier Menschen lebten, fand er, daß die Kenntnisse der Wilden den meisten Werth hatten. Macht war Recht und Maurice Freres Standes-Autorität mußte bald der Wissens-Autorität von Rufus Dawes weichen.

Als die Zeit verging und der knappe Vorrath von Lebensmitteln bedeutend abnahm, fand er, daß seine Autorität immer mehr zunahm. Wenn es sich um die Eigenschaft einer wilden Pflanze handelte, so mußte Dawes darüber entscheiden. Sollten Fische gefangen werden, so mußte Rufus sie fangen. Beklagte sich Mrs. Vickers über die Unhaltbarkeit ihrer Hütte, so war es Dawes, der ein Flechtwerk von Ruthen machte, es mit Thon dichtete und so eine Schutzwand herstellte, durch die selbst der schärfste Wind nicht drang. Er machte Tassen aus Tannenzweigknoten, Teller aus Rindenstreifen. Er arbeitete mehr als drei Mann arbeiten können. Nichts schreckte ihn ab, nichts entmuthigte ihn. Als Mrs. Vickers vor Angst und aus Mangel an genügender Nahrung krank wurde, war er es wiederum, der frische Blätter für ihr Lager sammelte, der sie mit freundlichen Worten tröstete der freiwillig seine halbe Fleischration aufgab, damit sie mehr hätte und sich wieder kräftigen könne.

Die arme Frau und ihr Kind nannten ihn stets »Mr. Dawes.«

Frere sah dies Alles mit einer Unzufriedenheit an, die oft bis zum

Hasse stieg. Aber er konnte nichts sagen, denn er mußte sich gestehen, daß er neben Dawes ganz unfähig war. Er geruhte selbst Befehle von dem Entflohenen Deportierten anzunehmen, denn es war zu augenscheinlich, daß dieser Alles besser wußte, als er.

Sylvia fing an, Dawes für einen zweiten Bates anzusehen. Er gehörte überdies ganz ihr. Sie hatte eine Art von besonderem Interesse an ihm, denn sie hatte ihn gepflegt und beschützt. Nur ihr verdankte dieser wunderbare Mann, daß er lebte. Er fühlte für sie eine so grenzenlose Zuneigung, daß sie fast an Leidenschaft grenzte. Sie war sein guter Engel, seine Beschützerin, sein Himmelsblick. Sie hatte ihm Nahrung gegeben, als er vor Hunger verschmachtete und sie hatte an ihn geglaubt, als die Welt — diese Welt von drei Menschen ihn kalt anblickte. Er würde auch für sie sterben und aus Liebe zu ihr sehnte er das Schiff herbei, das ihr die Freiheit und ihm seine Fesseln wieder geben würde. Aber die Tage vergingen und kein Schiff kam. Jeden Tag prüften sie genau den Horizont; jeden Tag zitterten sie in der Hoffnung, das Bugspriet der Ladybird hinter den Felsen der Bai hervorgleiten zu sehen, aber vergebens. Mrs. Vickers wurde kränker und die Vorräthe gingen zu Ende. Dawes sprach davon, sich und Frere auf halbe Ration zu setzen. Es war augenscheinlich, daß wenn nicht bald Hilfe kam, sie sterben mußten.

Frere machte alle möglichen Pläne um Nahrung zu verschaffen. Er wollte eine Reise nach der verlassenen Kolonie machen, über die Bai schwimmen und sehen, ob nicht einige Kisten mit Zwieback zurückgeblieben wären. Er wollte Fallen legen für die Möwen und die Tauben bei Liberty Point fangen. Aber alle diese Pläne wiesen sich als unpraktisch aus und sie sahen mit langen Gesichtern ihren Sack Mehl kleiner und kleiner werden. Dann wurde der Gedanke an ein Entkommen beleuchtet. Konnten sie ein Floß bauen? Unmöglich ohne Nägel und Stricke. Konnten sie ein Boot bauen? Ebenso unmöglich aus denselben Gründen. Konnten sie ein Feuer anbrennen, das hoch genug wäre, um einem Schiffe ein Zeichen zu geben? Leicht genug.

Aber würde je ein Schiff in die Nähe dieses doppelt verlassenen

Ortes kommen? Nichts konnte gethan werden als auf ein Schiff zu warten, das doch sicher früher oder später nach ihnen aussehn würde. Tag für Tag schwächer werdend, warteten sie immer länger.

Eines Tages saß Sylvia in der Sonne und las in ihrer »Englischen Geschichte«, welche sie in ihrer Angst in jener Nacht mitgebracht hatte. »Mr. Frere,« sagte sie plötzlich, »was ist ein Alchemist?«

»Ein Mann, der Gold macht,« war Freres nicht allzu genaue Erklärung.

»Kennen Sie Einen?«

»Nein.«

»Sie, Mr. Dawes?«

»Ich kannte mal einen Mann, der sich dafür hielt.«

»Wie, einen Mann, der Gold machte?«

»In gewisser Art.«

»Aber machte er Gold?« fragte Sylvia nachdrücklich.

»Nein, er machte es nicht geradezu. Aber er war in seiner Anbetung des Goldes gewissermaßen ein Alchemist.«

»Was wurde aus ihm?«

»Ich weiß nicht,« sagte Dawes in so kurzer Weise, daß das Kind sich instinktmäßig zu andern Gegenständen wandte.

»Also Alchemie ist eine sehr alte Kunst?«

»O ja.«

»Kannten die alten Briten sie?«

»Nein, so alt ist sie nicht.«

Sylvia schrie plötzlich auf, als sie von den alten Briten las und Bates stand so lebhaft in ihrem Gedächtniß vor ihren Augen. Sie hatte die Stelle, um die es sich damals handelte, wohl hundert Mal gelesen, aber nie ihre volle Bedeutung so verstanden wie jetzt. Schnell die viel gelesenen Seiten umwenden, las sie laut diese Stelle, welche damals so viele Bemerkungen hervorgerufen.

»Die alten Briten waren wenig besser als Barbaren. Sie bemalten ihre Körper mit Waid und in ihren leichten Korakels stehend, die von Häuten gemacht waren, über schwache hölzerne Rahmen gezogen, müssen sie einen wilden Anblick gewährt haben.«

»Ein Korakel! Das ist ein Boot! Können wir kein Korakel machen,
Mr. Dawes?«

Dreizehntes Capitel.

Was der Seetang erzählte.

Diese Frage erregte in den Ausgesetzten neue Hoffnungen. Maurice Frere erklärte mit seinem gewöhnlichen Ungestüm, daß die Sache leicht ausführbar sei, und wunderte sich, — wie es solche Menschen zu thun pflegen, — daß es ihm nicht früher eingefallen sei. »Es ist das einfachste Ding von der Welt. Sylvia hat uns gerettet,« rief er. Aber als sie die Sache genauer überlegten, sahen sie doch ein, daß sie recht weit entfernt davon waren, sie wirklich in's Werk zu setzen. Einen Korakel von Häuten zu machen, war vielleicht nicht so schwer, aber woher die Häute nehmen?

Die eine elende Laut von ihrer Ziege war gänzlich ungenügend zu diesem Zweck.

Sylvia, deren Gesicht von Hoffnung und Entzücken strahlte, daß sie diese Idee aufgebracht, beobachtete ängstlich das Gesicht von Rufus Dawes und fühlte ihr kleines Herz fast still stehen, als sie keine Freude in dem Blick seiner niedergeschlagenen Augen sah. »Kann es nicht geschehen, Mr. Dawes?« fragte sie, zitternd auf die Antwort wartend.

Der Deportierte zog seine Brauen düster zusammen.

»Nun, Dawes,« rief Frere seine Feindschaft einen Augenblick in der Freude der neuen Hoffnung vergessend, »können Sie nichts ausfindig machen?«

Rufus Dawes, so als das Haupt der kleinen Gesellschaft anerkannt, fühlte eine gewisse Befriedigung.«

»Ich weiß nicht,« sagte er. »Ist muß darüber nachdenken. Es sieht so leicht aus — aber — .«

Er hielt einen Augenblick inne, als etwas im Wasser seinen Blick fesselte.

Es war eine Masse losen Seetangs, den die Fluth langsam an's

Ufer schwemmte.

Dieser Umstand, der sonst unbeachtet vorüber gegangen wäre, brachte Rufus auf einen neuen Gedanken.

»Ja,« sagte er langsam und nachdenklich, mit verändertem Tone, »es kann geschehen. Ich glaube ich weiß jetzt wie.«

Die Andern beobachteten ein achtendes Schweigen, und warteten bis er wieder sprechen würde.

»Wie weit ist es wohl über die Bai?« fragte er Frere.

»Was? Bis Sara Island?«

»Nein, bis zur Lootsen Station.«

»Ungefähr vier Meilen.«

Der Deportierte seufzte. »Zu weit für mich zu schwimmen; früher hätte ich es gekonnt. Aber diese Art von Leben macht einen Menschen schwach. Doch es muß geschehen.«

»Was denken Sie zu thun?« fragte Frere.

»Die Ziege zu tödten.«

Sylvia schrie auf; sie liebte den armen stummen Gefährten. »Nanny tödten! O Mr. Dawes! Wozu?«

»Ich will ein Boot für Sie machen,« sagte er. »Ich brauche Häute und Faden und Talg.«

Vor wenigen Wochen hätte Maurice Frere über diese Worte gelacht, aber er hatte jetzt begriffen und verstanden, daß dieser entflohene Deportierte kein Mann zum Auslachen war und obgleich er ihn seiner Ueberlegenheit wegen *haßte*, so mußte er diese doch anerkennen.

»Aber Mann, Sie können doch nur eine Haut von der Ziege abziehen? sagte er in fragendem Tone, als ob es auch wohl möglich wäre, daß ein so wunderbares Wesen wie Dawes eine zweite Haut abziehen könnte in Folge irgend eines geheimnißvollen Prozesses, den er allein nur kannte.

»Ich will noch mehr Ziegen fangen.«

»Wo?«

»Auf der Lootsen Station.«

»Aber wie wollen Sie dahin gelangen?«

»Mich hinüber flößen. Aber es ist jetzt keine Zeit zum Fragen. Gehen Sie und schneiden junge Bäume ab, und dann wollen wir anfangen.«

Der Leutnant sah den Deportierten mit Erstaunen an, unterwarf sich aber dann dem besseren Wissen und that, wie ihm geheißen. Vor Sonnenuntergang hing der Körper der armen Nanny in verschiedene sehr wenig kunstgerechte Stücke geschnitten an dem nächsten Baum.

Als Frere mit so vielen jungen Stämmen, als er nur immer hinter sich her ziehen konnte, zurückkam, fand er Dawes bei einer sehr sonderbaren Beschäftigung.«

Er hatte die Ziege getödtet und nachdem er den Kopf dicht an der Kehle und die Füße am Kniegelenk abgeschnitten, hatte er den Körper durch einen Schnitt herausgezogen, den er am unteren Bauche angebracht. Diesen Schlitz hatte er mit Bindfaden wieder zusammen genäht. So hatte er sich einen rohen Sack geschaffen und er war gerade geschäftig, den Sack mit so viel Gras zu füllen, als er nur immer sammeln konnte. Frere bemerkte auch, daß das Fett des Thieres sorgfältig gesammelt, und daß die Eingeweide in eine Pfütze Wasser gelegt waren.

Der Deportierte verweigerte indeß jede Auskunft über seine Absichten. »Es ist so meine Idee,« sagte er, »lassen Sie mich nur zufrieden. Vielleicht — mißlingt es mir.« Frere, von Sylvia befragt, that so, als sei er ganz eingeweiht, habe sich aber selbst Schweigen auferlegt. Er war ärgerlich, daß ein Deportiertengehirn ein Geheimniß barg, das er nicht theilen durfte.

Am nächsten Tage mußte Frere, auf die Anordnung von Dawes Schilf schneiden, das eine Meile von ihrer Hütte wuchs und mußte es auf seinem Rücken herbeischleppen. Dazu brauchte er beinahe einen halben Tag. Die knappen Rationen hatten seine Kräfte schon bedeutend herunter gebracht. Der Deportierte dagegen, der durch harte Arbeit besser gestählt war, hatte fast seine früheren Kräfte wieder gewonnen.

»Wozu soll es dienen?« fragte Frere, als er sein Bündel zur Erde warf. Sein Herr geruhte dies Mal zu antworten.

»Um ein Floß zu machen.«

»Und dann?«

Der Andere zog seine breiten Schultern in die Höhe.

»Sie sind sehr unvernehmlich, Mr. Frere. Ich will nach der Lootsenstation schwimmen und einige Ziegen fangen. Ich kann mit Hilfe des ausgestopften Felles hinüber schwimmen, aber ich muß sie auf dem Schilffloß zurück bringen.«

»Wie zum Teufel denken Sie denn, sie zu fangen?« fragte Frere und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Der Deportierte winkte ihm, näher heran zu treten. Frere that es und sah, daß sein Gefährte die Eingeweide der Ziege reinigte. Die äußere Haut war abgekratzt und Rufus Dawes kehrte nun das Innere nach außen. Das that er, indem er ein kleines Stück umdrehte wie man einen Rockärmel umkehrt. Dann tauchte er das umgekehrte Ende in's Wasser. Das Gewicht des Wassers, das zwischen das umgekehrte Ende und den Rest des Eingeweides drückte, arbeitete weiter und kehrte Alles um, so daß durch wiederholtes Eintauchen die ganze Länge bald umgekehrt war. Die innere Haut wurde ebenfalls abgekratzt und es blieb eine feine durchsichtige Röhre, welche fest gedreht und in der Sonne getrocknet wurde.

»Da ist der Darm für die Schlinge,« sagte Dawes. »Ich lernte den Spaß in der Kolonie. Jetzt kommen Sie her.«

Frere folgte ihm und sah ein Feuer, das zwischen zwei Steinen gemacht war! daneben stand der Kessel ein wenig in den Boden gesunken. Als Frere sich dem Kessel näherte, sah er, daß derselbe ganz voll glatter Kiesel war.

»Nehmen Sie die Steine heraus,« sagte Dawes.

Frere ganz bestürzt, gehorchte und sah, daß auf dem Boden des Kessels eine Menge weißen Pulvers lag, während die Seiten des Kessels mit derselben weißen Masse wie überzogen war.

»Was ist das?« fragte er.

»Salz.«

»Wie bekamen Sie es?«

»Ich füllte den Kessel mit Meerwasser und dann erhitzte ich die

Kiesel im Feuer bis sie roth waren und warf sie hinein. Wir hätten den Dampf in einem Tuch auffangen können und süßes Wasser auswringen, hätten wir es gebraucht.« Aber Gott sei Dank, wir haben Wasser genug.«

Frere fuhr zurück. »Haben Sie das auch in der Kolonie gelernt? « fragte er.

Rufus Dawes lachte mit bitterem Ton. »Denken Sie, ich bin mein ganzes Leben lang in der Kolonie gewesen? Die Sache ist sehr einfach. Es ist nur Verdampfung.«

Frere brach in plötzliche, fast ärgerliche Bewunderung aus. »Was für ein Kerl Sie sind, Dawes; Was sind Sie, ich meine, was waren Sie früher?«

Ein triumphierendes Lächeln glitt über des Andren Gesicht und einen Augenblick schien es, als wolle er mit einem sehr merkwürdigen Bekenntnis antworten. Aber das Lächeln verging und eine schmerzliche Bewegung zog über sein Gesicht.

»Ich bin ein Deportierter. Es kommt nicht darauf an, was ich gewesen bin. Ein Schiffer, ein Schiffszimmermeister, ein Verschwender, ein Vagabund, was that's. Es wird mein Schicksal nicht ändern, oder sollte es?«

»Wenn wir sicher zurückkommen, will ich um freien »Urlaub für Sie bitten,« sagte Frere, »Sie verdienen es.«

»Ach,« lachte Dawes höhnisch, »zuerst lassen Sie uns nur sicher zurückkommen.«

»Sie glauben mir nicht?«

»Ich will keine Gunst von Ihnen,« sagte er mit der alten stolzen Wildheit. »Lassen Sie uns an die Arbeit gehen. Bringen Sie das Schilf her und binden Sie es mit den Angelleinen zusammen.«

In diesem Augenblick kam Sylvia herbei.

»Guten Tag, Mr. Dawes: Harte Arbeit? O, was ist da in dem Kessel?«

Die Stimme des Kindes wirkte wie ein Zauber auf Rufus Dawes. Er lächelte ganz glücklich. »Salz, Fräulein. Damit will ich Ziegen fangen.«

»Ziegen fangen! Wie Wollen Sie ihnen Salz auf den Schwanz streuen?« rief sie fröhlich.

»Ziegen lieben das Salz und wenn ich nach der Lootseninsel hinüber komme, will ich Schlingen aufstellen, mit Salz als Lockspeise. Wenn sie kommen, es zu lecken, werde ich Dornenschlingen bereit halten, um sie damit zu fangen. Verstehen Sie?«

»Aber wie wollen Sie hinüber kommen?«

»Das werden wir morgen sehen.«

Vierzehntes Capitel.

Ein wunderbares Tagewerk.

Am nächsten Morgen rührte sich Dawes schon bei Sonnenaufgang. Er wickelte zuerst seine Darmsaiten auf einen Stock, dann brachte er seine schwachen Flöße nach dem kleinen Felsen hin, der eine Art von Landungsbrücke bildete. Nun nahm er einen größeren Stock und eine Angelleine und zeichnete in den Sand eine Art von Diagramm. Dies Diagramm stellte, als es fertig war, den rohen Umriß einer Art von Fahrzeug dar, acht Fuß lang und drei Fuß breit. In gewissen Entfernungen waren auf dem Diagramm acht Punkte gemacht, vier an jeder Seite, an welchen Stellen kleine Weidenruthen in den Sand getrieben waren. Dann weckte er Frere und zeigte ihm das.

»Holen Sie acht Stämme von der Selleri-fichte. Sie können sie abbrennen, wenn Sie sie nicht schneiden können und stecken Sie sie an die Stelle dieser Weidenruthen in den Sand. Wenn Sie das gethan haben, sammeln Sie so viele Weiden wie möglich. Ich werde nicht vor Abends spät zurück sein. — Nun helfen Sie mir, die Flöße ins Wasser bringen.«

Frere sah am Ufer, daß Dawes sich auskleidete, seine Kleider auf den ausgestopften Ziegenbalg legte, sich selbst auf die Rohrbündel ausstreckte und nun mit den Händen Schwimmbewegungen machend, von der Küste abstieß. Die Kleider schwammen hoch und trocken, aber das Schilf, von dem Gewicht des Körpers niedergedrückt, sank so, daß nur der Kopf des Deportierten über Wasser blieb. In dieser Art erreichte er die Mitte des Stromes und abnehmende Fluth nahm ihn hinab nach der Mündung der Bai.

Frere bewunderte das Alles höchst widerwillig und ging zurück, um das Frühstück zu bereiten. Sie waren jetzt, auf halbe Rationen gesetzt. Dawes hatte ausdrücklich untersagt, daß die geschlachtete Ziege gegessen werden sollte, wenn etwa sein Unternehmen ohne

Erfolg sein sollte.

Frere dachte über die merkwürdige Fügung nach, die ihnen diesen Deportierten zugeführt hatte.

»Die Pfaffen würden es ein Werk der Vorsehung nennen,« sagte er zu sich selbst. »Denn, wenn er nicht gewesen wäre, so hätten wir nie so weit kommen können. Wenn sein Boot gelingt, dann kommt Alles zurecht. Er ist ein kluger Kerl! Ich möchte nur wissen, wer er ist.«

Dann ließ ihn sein Geschäft als Deportierten-Kommandeur darüber nachdenken, wie gefährlich es sein möge diesen Menschen auf seiner Station zu haben. Es mußte schwer sein, einen Menschen zu beaufsichtigen, der so viele Hilfsquellen besaß.

»Sie werden ihm tüchtig aufpassen müssen, wenn sie ihn wieder fassen,« dachte er. »Ich werde schöne Geschichten von seiner Geschicklichkeit zu erzählen haben.«

Dann kam ihm die Unterhaltung vom vorigen Abend wieder in den Sinn. »Ich versprach, um freien Urlaub für ihn zu bitten, aber er wollte nichts davon hören. Zu stolz, um ihn aus meinen Händen anzunehmen. Wie niederträchtig unverschämt diese Kerls gleich durch einige Freiheit werden. Warten Sie, bis wir zurück sind! Ich werde ihn seine Stellung kennen lehren, — denn er arbeitet doch eben so gut für seine Freiheit wie für die meine — für die unsre, meine ich.« — Dann fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf, der seiner würdig war.

»Wenn wir nun das Boot nähmen, und ihn zurückließen!« Dieser Gedanke schien so fürchterlich schlecht, daß er unwillkürlich lachte.

»Was gibt's, Mr. Frere?«

»O, bist Du es, Sylvia? Ha, ha, ich dachte an etwas sehr Lustiges.«

»So,« sagte Sylvia, »das freut mich. Wo ist Mr. Dawes?«

Frere war ärgerlich über den Eifer, mit dem sie diese Frage stellte.

»Du denkst immer an diesen Menschen. Man hört nichts als Dawes, Dawes, Dawes, den ganzen Tag lang. Er ist fort.«

»Ach,« sagte sie traurig. »Mama wollte ihn sprechen.«

»Weshalb?« fragte Frere rauh.

»Mama ist krank, Mr. Frere.«

»Dawes ist kein Doktor. Was fehlt ihr?«

»Sie befindet sich schlechter als gestern. Ich weiß nicht, was ihr fehlt.«

Frere, etwas beunruhigt, ging nach der kleinen Hütte.

Die Frau des Kommandanten war in sonderbarer Lage. Die Hütte oder Höhle war hoch, aber schmal. Die Form war dreieckig und zwei Seiten waren offen. Die Erfindungsgabe von Rufus Dawes aber hatte diese Seiten mit Korbgeflecht geschützt, das fest mit Thon verklebt war. Eine Art von Thür aus geflochtenen Zweigen hing an der einen Seite. Diese Thür aufstoßend, trat Frere ein. Die arme Frau lag auf einem Lager von Schilf, das über Blätter und junge Zweige gestreut war und stöhnte leise. Von Anfang an hatte sie die Entbehrungen, denen sie unterworfen war, sehr schwer getragen und die geistige Aufregung, in der sie lebte, vermehrte natürlich ihre physischen Leiden. Die Erschöpfung, die sich bald nach der Ankunft von Dawes zeitweise bei ihr einstellte, hatte sie jetzt so vollständig ergriffen, daß sie gänzlich unfähig war, aufzustehen.

»Ermannen Sie sich, Mrs. Vickers,« sagte Frere mit angenommener Heiterkeit, — »in ein oder zwei Tagen ist Alles überwunden.«

»O, Sie sind es! Ich schickte nach Mr. Dawes.«

»Er ist fort. Ich mache jetzt ein Boot. Hat Sylvia es Ihnen nicht erzählt?«

»Sie sagte mir, daß er es mache.«

»Ja, ich — das heißt — wir machen es. Er wird heute Abend noch zurückkehren. Kann ich etwas für Sie thun?«

»Nein, ich danke sehr. Ich wollte nur hören, wie er damit weiter käme. Ich muß bald fort, wenn ich überhaupt noch fortkommen soll. — Danke, Mr. Frere, Sie sind sehr gütig. Dies ist ein schrecklicher Platz, um Besuche zu empfangen, nicht wahr?«

»Das ist ganz gleich,« sagte Mr. Frere, »Sie werden in wenigen Tagen in Hobart Town zurück sein. Wir werden sicher von einem

Schiff aufgefunden werden. Aber Sie müssen heiter werden. Wollen Sie etwas Thee trinken, oder irgend etwas genießen?»

»Nein ich danke. Ich bin nicht wohl genug, um essen zu können. Ich bin so müde.«

Sylvia fing an zu weinen.

»Weine nicht, Liebe, ich werde bald besser sein. O, ich wünschte, Mr. Dawes wäre zurück!«

Maurice Frere ging empört hinaus. Dieser Mr. Dawes war Alles und er war Nichts. Sie können immer ein wenig warten. Den ganzen Tag lang, dachte er bei der harten Arbeit, die er nach des Deportierten Anordnung that, nach, wie er den Spieß umkehren könne. Er wollte Dawes der Gewaltthat anklagen. Er wollte fordern, daß man ihn als einen Ausreißer behandle. Er wollte darauf bestehen, daß er nach dem Buchstaben des Gesetzes gerichtet werde und daß er den Tod erleiden müsse, der Allen, welche sich von einer Strafkolonie entfernten, bevorstand. Doch; wenn sie wirklich richtig zurückkämen, so würde doch er bewundernswerthe Muth und die Klugheit und Erfindungsgabe des Gefangenen sehr stark zu dessen Gunsten sprechen. Die Frau und das Kind würden Zeugniß geben von seinem Zartgefühl und seinem Geschick und sich für ihn verwenden. Wie er selbst gesagt hatte, verdiente der Deportierte die Begnadigung. So brütete der niedrige, schlechte Mensch in verwundeter Eitelkeit und unbestimmter Eifersucht über den Mitteln, um dem Gefangenen das Verdienst des Entkommens zu entreißen und sich zuzuwenden, denn dieser Mann hatte gewagt, sein Nebenbuhler zu sein und so wollte er ihm jede Hoffnung auf Befreiung nehmen.

Rufus Dawes, der sich mit dem Strom hatte treiben lassen, landete auf der Ostküste der Bat, da wo die Lootsenstation auf der jenseitigen Küste in Sicht kam. Er landete in einer kleinen, sandigen Bucht, zog sein Floß an Land und packte aus seinen Kleidern ein Stück Brod aus. Nachdem er sehr bescheiden davon gegessen hatte, trocknete er sich in der Sonne, steckte die Ueberreste seines Frühstückes fort und brachte sein Floß wieder in's Wasser. Die Lootsenstation lag in einiger Entfernung unterhalb an der jenseitigen

Küste. Er hatte absichtlich diesen Punkt gewählt, der ihm eine so vortheilhafte Lage gewährte, denn wäre er im rechten Winkel herübergeschwommen, so hätte er dem Strom nicht widerstehen können, der ihn wohl in die See geschwemmt hätte. Schwach wie er war, verlor er auch jetzt fast seinen Halt auf dem Schilfbündel. Das dicke Bündel zeigte dem Strom eine zu große Breitseite, wirbelte vielmals herum und ein oder zwei Mal ging es beinahe unter. Endlich erreichte er athemlos und erschöpft das jenseitige Ufer, jedoch wohl eine halbe Meile unterhalb des Punktes, den er versucht hatte zu erreichen. Er brachte schnell seine Flöße außerhalb des Bereiches der Fluth und machte sich nun auf, um über den Hügel zu wandern und die Lootsenstation zu erreichen. Um Mittag kam er dort an und machte sich an's Werk, seine Schlingen zu legen. Die Ziegen, mit deren Häuten er den Korakel zu bekleiden dachte, waren zahlreich und ziemlich zahm, so daß er zu allen Anstrengungen von Neuem sich ermuthigt fühlte. Er prüfte sorgfältig die Spuren der Thiere und fand, daß sie alle an derselben Stelle zusammen kamen, in der Nähe des Wassers. Mit vieler Mühe schnitt er Büsche ab, so daß er den Weg nach dem Wasserloch von allen Seiten versperrte und nur an der Seite offen ließ, wo die Spuren zusammentrafen. Dicht am Wasser und längs der Spuren streute er in ungleichen Zwischenräumen das Salz aus, das er aus seiner einfachen Seewasser Destillation gewonnen hatte. Zwischen diesem ausgestreuten Salz und den Punkten, auf denen er erwartete, daß die Thiere herankommen würden, legte er seine Schlingen, die auf folgende Weise gemacht waren.

Er nahm mehrere biegsame Aeste von jungen Bäumen, pflückte die Blätter und kleinen Aeste ab, grub mit seinem Messer und dem rohen Ruder, das er sich für die Reise über den Seearm gemacht hatte, eine Reihe von Löchern, ungefähr einen Fuß tief. Am dickeren Ende der Ruthen befestigte er mit einem Ende Angelleine ein kleines Kreuz, das lose daran hing, etwa wie der Griff, den ein Schuljunge an keinem Kreiselbindfaden befestigt. Die Enden der Ruthe zog er nun in die Löcher und stampfte die Erde ringsum fest. Die Ruthen, die so an den kleinen Kreuzen eingankert waren, standen ganz fest

und konnte er sie nicht herausziehen. An die dünnen Enden der Ruthen band er sehr fest die Dornenschlingen, welche er mitgebracht hatte. Nun wurden die Ruthen doppelt gebogen und die Oberenden ebenso in der Erde befestigt, wie die dicken Enden. Dies war der schwierigste Theil der Arbeit, denn es war nöthig, ganz genau das Gewicht des Druckes ausfindig zu machen, das die gebogene Ruthe trotz ihrer Elasticität in der Stellung erhielt und doch bei starker Berührung der Drahtschlinge sie abspringen ließ. Nach vielen Versuchen wurde endlich dieses glückliche Mittel entdeckt und Rufus Dawes, nachdem er seine Schlingen durch Zweige verdeckt hatte, ebnete den vertretenen Sand mit einem Zweige und zog sich zurück, um die Wirkung seiner Anstrengungen zu beobachten.

Etwa zwei Stunden nachher kamen die Ziegen, um zu trinken. Es waren fünf Alte und zwei Junge und sie trabten ruhig dem Wasser zu. Rufus, der in seinem Versteck aufpaßte, sah bald, daß ein Theil seiner Mühe verloren war. Die Leitziege ging ganz ernsthaft in die Schlinge hinein, die sich ihr um den Hals legte und die gebogene Ruthe in die Höhe zog, welche zwischen ihren Beinen in die Luft sprang. Die Ziege stieß ein komisches Blöken aus und obgleich Leben und Tod an dem Erfolge hing, mußte Rufus doch lachen über die drolligen Bewegungen des verängstigten Thieres. Die andern Ziegen sprangen bei dieser plötzlichen Aufhebung ihres Führers eilig davon und in einer kleinen Entfernung fingen sich noch drei Ziegen. Rufus Dawes glaubte, da es nun Zeit sei, sich seines Preises zu versichern, obgleich noch drei seiner Schlingen unbesetzt waren. Er lief schnell zu der alten Ziege, das Messer in der Hand, aber ehe er sie erreichen konnte, riß die Schlinge, der alte Bursche schüttelte den bärtigen Kopf und machte sich in vollster Eile davon. Die Anderen indeß waren sicher gefangen und wurden getödtet. Der Verlust der Schlinge war zu verschmerzen, denn drei blieben unberührt und vor Sonnenuntergang hatte Rufus noch vier Ziegen gefangen. Die Schlingen sorgfältig ablösend und bewahrend, denn sie hatten guten Dienst gethan, zog er die Körper jetzt nach der Küste und begann, sie aus seine Flöße zu packen. Doch entdeckte

er, daß das Gewicht zu groß war und daß das Wasser durch die Entfernungen zwischen den Reihen eindringend, das Schilfgras völlig durchnäßt hatte, so daß das Floß nicht mehr über Wasser blieb. Er war genöthigt, zwei Stunden damit zuzubringen, um die Haut mit solchem Material zu füllen wie er es finden konnte. Leichtes, krauses Seegras, welches das Wasser wie Heubündel an's Ufer geschwemmt hatte, diente als vortrefflicher Ersatz für Gras. Er band nun seine Schilfbündel längs des Ziegenfellsackes fest und so gelang es ihm, eine Art von rauhem Kanoe zu machen, auf welchem die Körper sicher schwammen.

Er hatte seit dem Morgen nichts gegessen und die Anstrengung der Arbeit hatte ihn ganz erschöpft. Doch wies er jeden Gedanken an Ruhe zurück, aufrecht gehalten durch die Aufregung seiner Aufgabe. Er schleppte seine müden Glieder längs er Bai hin und suchte die Müdigkeit durch neue Anstrengung zu verscheuchen. Die Fluth strömte jetzt herein und er wußte, daß es nothwendig war, die ferne Küste zu erreichen, während der Strom ihn begünstigte. Nach der Lootsen Station bei der Ebbe zu gelangen war ganz unmöglich. Wenn er jetzt bis zur Ebbe wartete, so mußte er noch einen ganzen Tag weiter auf dieser Küste zubringen und er konnte keinen Tag verlieren. Er schnitt einen langen, jungen Stamm ab und befestigte an das eine Ende das schwimmende Bündel. So zog er es bis zu einer Stelle, an der das Wasser der Bai gleich in große Tiefe abfiel. Es war eine klare Nacht und der aufsteigende Mond warf einen silbernen glitzernden Streifen über die See. Auf der andern Seite des Wassers lag Alles in tiefen violetten Hauch getaucht, welcher den kleinen Arm, von dem er diesen Morgen ausgegangen, ganz verbarg. Das Feuer der Ausgesetzten, welches hinter einem Felsen verborgen war, warf einen rothen Schein in die Luft. Die großen Wellen des Oceans, welche an die Klippen auf der Rhede sich brachen, füllten die Luft mit heiserem, dumpfen Murmeln und die steigende Fluth rieselte und klatschte mit melodischem Klange auf dem Sand. Er berührte das kalte Wasser und zog sich zurück. In dem Augenblick beschloß er zu warten, bis die ersten Morgenstrahlen jene schöne aber verrätherische See beleuchten

würden. Aber da fiel ihm das hilflose Kind ein, das ohne Zweifel auf ihn wartete und nach ihm an der Küste ausschaute. Dieser Gedanke gab seinem erschöpften Körper neue Kraft. Er richtete seine Augen auf den Widerschein des Feuers, der über den dunkeln Baumgipfeln zu sehen war und ihre Gegenwart bezeichnete und stieß schnell das Floß vor sich in die See.

Die Schilfbündel unterstützten ihn vortrefflich, aber die Stärke des Stromes zog ihn fast unter das Wasser und einige Sekunden lang mußte er fürchten, genöthigt zu sein, seine Schätze aufzugeben. Aber seine Muskeln, gestählt in der harten Arbeit der Deportierten hielten diesen letzten Anprall aus und halb erstickt, mit keuchender Brust und erstarrten Fingern, behauptete er seine Lage.

Endlich trieb die Masse, aus den kleinen Strömungen an der Küste befreit, ruhig in dem Strome, der im silbernen Mondlicht hinüber führte. Noch einige Augenblicke, eine letzte Anstrengung und er näherte seine Ladung der Küste.

Rudernd und stoßend gelang es ihm die kleine Halbinsel zu umschiffen, die ihn noch von dem Feuer trennte und endlich, als seine steifen Glieder ihm schon fast den Dienst versagten und er mit der Fluth weiter getrieben wurde, fühlte er plötzlich festen Grund unter seinen Füßen. Die Augen öffnend, die er in der letzten verzweifelten Anstrengung geschlossen hatte, sah er, daß er grade unter dem Felsen gelandet war, hinter welchem das Feuer brannte. Es schien, als ob die Wellen, müde, ihn zu verfolgen, ihn grade da ans Ufer geworfen hatten, wo das Ziel seiner Wünsche lag. Zurückblickend, bemerkte er zum ersten Mal, wie groß wirklich die Gefahr gewesen, in der er sich befunden und er zitterte. Dann aber durchzuckte ihn ein Empfinden des Triumphes. »Warum war er so lange hier geblieben, da das Entkommen doch so leicht?« — Er zog die Körper der Ziegen über die höchste Wasserlinie auf den Strand und schritt nun dem Feuer zu. Die Erinnerung an die Nacht, da er sich zuerst dem Feuer genähert, beschäftigte ihn lebhaft und erhöhte seine freudige Stimmung. Was für ein anderer Mann war er jetzt. Als er das Ufer hinauf ging, sah er die Stäbe im Mondschein glänzen, die Frere auf sein Geheiß hatte schneiden müssen. Sein

Offizier arbeitete für ihn! In einem Kopf allein lag das Geheimniß ihres Entkommens. Er, Rufus Dawes, der Gezeichnete, Entehrte, er allein konnte diese drei Menschen der Civilisation zurückgeben. Wenn er seine Hilfe verweigerte, mußten sie für immer in dem Gefängnis zurück bleiben, wo er so lange gelitten hatte. Jetzt war der Spieß umgekehrt. — Er war der Gefangenenwärter geworden. Er hatte das Feuer erreicht, ehe noch der einsam Wachende dort seine Fußtritte vernommen hatte. Rufus hielt seine Hände, sich wärmend vor das Feuer. Er verachtete fast den Mann, der ruhig zurück geblieben war. So hätte Frere gefühlt, wäre ihre Lage die umgekehrte gewesen.

Frere sprang erschreckt auf und rief: »Seid Ihr es! Ist Alles gelungen?«

Rufus Dawes nickte.

»Wie? Habt Ihr welche gefangen?«

»Dort unten am Felsen liegen sechs Ziegen. Morgen können Sie Fleisch essen zum Frühstück.« Das Kind kam bei dem Ton seiner Stimme aus der Hütte gelaufen. »O, Mr. Dawes! Ich bin ganz glücklich. Wir waren schon so verzweifelt, Mama und ich. Dawes hob sie auf und in ein fröhliches Lachen ausbrechend, ließ er sie hoch in die Luft springen. »Sage mir,« rief er, das Kind mit seinen noch nassen Armen hoch haltend, »was willst Du mir geben, wenn ich Dich und Mama sicher zurück bringe?«

»O freien Urlaub und Papa soll sie zu seinem Diener machen,« sagte Sylvia. Frere brach bei dieser Antwort in Lachen aus und Dawes setzte mit einem Gefühl des Erstickens das Kind auf die Erde und ging weiter. Das war in der That Alles, worauf er hoffen konnte. All sein Planen, all sein Muth und Trotzen der Gefahr würde ihm nichts weiter einbringen als den Schutz des hohen Herren, des Major Vickers. Sein Herz, das so voll von Liebe, von Selbstverläugnung, von Hoffnung auf eine schöne Zukunft war, mußte diese Gnade dafür hinnehmen. Er hatte ein Wunder von Geschicklichkeit und Kühnheit vollbracht und zu seiner Belohnung sollte er zum Diener gemacht werden, zum Diener derjenigen, die er gerettet. Aber was konnte ein Deportierter denn mehr erwarten?

Sylvia sah, wie tief ihre unschuldige Hand das Eisen in die Wunde getrieben, die sie geschlagen.

»O Mr. Dawes, denken Sie daran, daß ich Sie immer lieben werde!« Doch der Deportierte, dessen augenblickliche Aufregung wohl vorüber, winkte ihr, zu gehen und sie sah wie er sich müde im Schatten eines Felsens in den Sand streckte.

Fünfzehntes Capitel.

Das Korakel.

Am Morgen war Rufus Dawes zuerst bei der Arbeit und machte keine Anspielung auf die Scene des vorigen Abends. Er hatte schon eine der Ziegen abgehäutet und zeigte Frere, wie er bei der Andern zu Werke gehen müsse, »Schulden Sie den Leib auf bis zum Schlunde und am Bein herab bis zum Knie,« sagte er. »Ich brauche die Häute so viereckig wie möglich.« Nach anstrengender Arbeit hatten sie bis zur Frühstückszeit vier Ziegen gehäutet, die Eingeweide gereinigt und etwas von dem Fleisch gekocht. So hielten sie fast ein fröhliches Mahl. Da Mrs. Vickers noch leidend war, ging Dawes in die Hütte, um sie zu besuchen und schien wieder mit Sylvia Freundschaft geschlossen zu haben, denn als er heraus kam, hielt er des Kindes Hand in der seinen. Frere, der grade das Fleisch in lange Streifen schnitt, um es in der Sonne zu trocknen, sah dies und es ab seinem Haß und Aerger frische Nahrung. Doch ließ er sich nichts merken, denn er kannte das Geheimniß des Bootbaues noch nicht. Doch vor Mittag war er in das Geheimniß eingeweiht, das übrigens ein sehr einfaches war.

Rufus Dawes nahm zwei von den gradesten und längsten Selleri-Pinien, die Frere am vorigen Tage hatte schneiden müssen und splißte sie fest zusammen, die starken Enden nach außen. So stellte er einen gesplißten Stamm von etwa zwölf Fuß Länge her. Ungefähr zwei Fuß von jedem Ende schnitt er die jungen Bäume ein wenig ein, bis er die Enden aufwärts biegen konnte und da er sie so umgebogen hatte, befestigte er diese Enden durch Schlingen von Ziegenhaut. Die zusammengesplißten Bäume stellten jetzt einen heil eines Bootes da, Vordertheil, Kiel und Hintertheil eines Bootes in einem Stück. Dies wurde nun längs zwischen die Stäbe gelegt und dann vier junge Stämme, an zwei Stellen eingekerbt, von Stab zu Stab geführt, kreuzweise nach dem Kiel zugehend. Sie bildeten die

Knie. Vier Stämme wurden jetzt von dem einen umgebogenen Ende des Kieles, das den Vordersteven vorstellte bis zu dem Hintersteven gelegt und befestigt. Zwei von ihnen lagen oben als Bord und zwei unten als Seitenquerhölzer. Jede Abtheilung wurde sehr fest mit Angelleinen zusammengebunden. Als das ganze Gerippe fertig war, wurden die ersten Stücke herausgezogen und da lag das Skelett eines Bootes auf dem Boden, acht Fuß lang und drei Fuß breit.

Frere, dessen Hände voll Blasen und wund waren hätte gern geruht, aber Dawes wollte nichts davon hören. »Wir müssen fertig werden,« sagte er, ohne an seine eigne Ermüdung zu denken, »die Häute werden trocken sein, wenn wir aufhören.«

»Ich kann nicht mehr arbeiten,« sagte Frere mürrisch. »Ich kann es nicht aushalten. Sie haben Muskeln von Eisen, — ich nicht.«

»Ich mußte arbeiten, wenn ich nicht mehr stehen konnte, Maurice Frere. Es ist wunderbar, was die Katze Einem für Kraft gibt. »Nichts als Arbeit ist gut, wenn die Muskeln schmerzen,« das sagten sie uns immer.«

»Gut, was soll jetzt geschehen?«

»Das Boot bekleiden. Da, setzen Sie das Fett auf zum Schmelzen und nähen Sie die Häute zusammen. Zwei und zwei, sehen Sie und dann jedes Paar am Halse. Da ist jetzt genug Darmseite.«

»Sprechen Sie nicht mit mir, als wäre ich ein Hund!« sagte Frere plötzlich. »Können Sie nicht höflich sein?«

Aber der Andre, der geschäftig an dem Boot arbeitete und die vorstehenden Enden abschnitt, antwortete nicht. Es ist möglich, daß er den ermüdeten Leutnant seiner Beachtung unwerth hielt. Eine Stunde vor Sonnenuntergang waren die Häute bereit und Rufus Dawes, der die Zwischenräume der Bootsrippen mit Akazienzweigen ausgeflochten hatte, zog die Felle jetzt darüber, die haarige Seite nach innen. Längs der Ränder bohrte er Löcher in die Felle und gedrehte Enden Haut hindurch ziehend, holte er die Häute bis aus den Bord. Jetzt blieb noch eine letzte Arbeit übrig. Den Becher in das geschmolzene Talg tauchend, verpichte er damit reichlich die Nähte der Häute. Das Boot, das umgekehrt da lag, sah aus wie eine ungeheure Walnussschale, mit rother, rauchender Thierhaut bedeckt

oder wie der skalpierte Schädel eines Titanen.

»Da,« rief Dawes triumphierend, »nun zwölf Stunden in der Sonne, um die Häute zu trocknen und das Boot schwimmt wie eine Ente.«

Der nächste Tag verging in kleineren Vorbereitungen. Das getrocknete Ziegenfleisch wurde so klein wie möglich zusammen gepackt. Das Rumpfäßchen wurde mit Wasser gefüllt und Wassereimer wurden aus Theilen der Eingeweide gemacht. Rufus Dawes steckte, nachdem er sie mit Wasser gefüllt hatte, einen Spliß oben durch und drehte denselben um, wie ein Tourniquet. Auch schnitt er cylinderförmige Stücke Rinde ab, gab ihnen einen Boden von ähnlichen Material und verpichte die Nähte mit Gummi und Harz. So erlangte er vier ziemlich gute Eimer. Ein Ziegenfell war noch übrig und es wurde beschlossen, daraus ein Segel zu machen.

»Die Strömungen sind stark und wir können nicht viel mit den Rudern machen, die wir haben. Wenn wir Wind bekommen, kann das Segel unser Leben retten.« Es war unmöglich in das schwache Boot einen Mast einzusetzen, aber diese Schwierigkeit wurde durch eine sehr einfache Einrichtung überwunden. Quer durch das Schiff wurden zwei Hölzer gelegt und der Mast dazwischen mit Schlingen von roher Haut befestigt und noch mit vielen Knoten von Angelleinen versichert. Große Stücke Rinde wurden auf den Boden des Bootes gelegt und so ein fester Fußboden gebildet. Es war spät am Nachmittage des vierten Tages, als alle diese Vorbereitungen zu Ende waren und es wurde bestimmt, daß man den nächsten Morgen die Abfahrt wagen wolle. »Wir wollen bis zum Riff an der Küste entlang rudern und dann auf das Nachlassen der Fluth warten,« sagte Rufus Dawes. »Ich kann jetzt nichts mehr thun.«

Sylvia, welche auf einem kleinen Felsen in einiger Entfernung saß, rief sie jetzt an. Ihre Kräfte waren durch die frische Fleischnahrung wieder etwas gehoben und ihre kindliche Fröhlichkeit durch die Hoffnung auf Rettung neu belebt.

Das kleine, lebhaftes Mädchen hatte sich Seetang um den Kopf geflochten und eine lange Ruthe als Zauberstab in der Hand haltend, an deren Ende sie einen Tuff Blätter gebunden hatte, stellte

sie eine der Heldinnen ihrer Bücher dar.

»Ich bin die Königin der Insel,« sagte sie fröhlich, »und Sie sind meine gehorsamen Diener. Bitte, Sir Eglamour, ist das Boot fertig?«

»Ja, Eure Majestät,« antwortete Dawes.

»Dann wollen wir es ansehen. So, gehen Sie voran. Ich will von Ihnen nicht fordern, daß Sie Ihre Nase auf dem Boden reiben wie der Mann Freitag, denn das würde sehr unbequem sein. Mr. Frere, wollen Sie nicht mit- spielen?«

»O ja,« sagte Frere, der dem reizenden Blick nicht widerstehen konnte, der diese Worte begleitete. »Ich will spielen, was soll ich thun?«

»Sie müssen an dieser Seite gehen und sehr ergeben sein. Natürlich thun wir nur so, wissen Sie,« sagte sie mit schnellem Verständnis von Frere's Hochmuth. »So, jetzt geht die Königin, umgeben von ihren Seenympfen an die Küste. Sie brauchen nicht zu lachen, Mr. Frere; natürlich sind Nymphen sehr verschieden von Ihnen, aber wir können das nicht ändern.«

So in dieser pathetisch lächerlichen Weise an den Strand marschierend, hielten sie bei dem Boot an.

»Also, das ist das Boot,« sagte die Königin, die so überrascht war, daß sie ganz ihre Würde vergaß.

»Sie sind ein wunderbarer Mann, Mr. Dawes!«

Rufus Dawes lächelte traurig.

»Es ist sehr einfach.«

»Nennen Sie das einfach?« sagte Frere, der in der allgemeinen Freude etwas von seinem mürrischen Wesen abgelegt hatte. »Bei Georg, ich nicht. Das heißt Schiffbauen!«

»Da ist kein großer Plan; Alles die reine, harte Arbeit!«

»Ja,« sagte Sylvia, »die reine, harte Arbeit, Alles von dem guten Mr. Dawes gethan!«

Und sie fing an, eine Art kindischen Triumphgesang zu singen und zeichnete dabei Linien und Buchstaben in den Sand, immer mit ihrem Scepter:

»Guter Mr. Dawes

Guter Mr. Dawes
Dies Alles hat gethan
Der gute Mr. Dawes!«

Maurice konnte seinen Spott nicht zurückhalten.

»He ho, Margret Doh
Verkauft ihr Bett und liegt auf Stroh!«

sang er.

»Guter Mr. Dawes!« wiederholte Sylvia. »Guter Mr. Dawes!
Warum soll ich nicht so sagen? Sie sind recht häßlich, Sir. Ich will
nicht mehr mit Ihnen spielen.«

Und sie ging längs des Strandes fort.

»Armes Kind!« sagte Rufus Dawes.

»Sie sprechen zu hart mit ihr.«

Frere hatte, seit das Boot fertig war, viel von seinem
Selbstvertrauen wieder gewonnen. Die Civilisation war jetzt wieder in
erreichbarer Nähe und er mußte nun die Autorität wieder gewinnen,
zu der ihn seine gesellschaftliche Stellung berechtigte.

»Wenn man Sie sprechen hört,« sagte er, »sollte man denken, es
sei nie zuvor ein Boot gebaut worden. Wenn dieser Waschkorb einer
von meines Onkels alten Dreideckern wäre, könnte man nicht mehr
davon machen. Beim Himmel,« fügte er mit rohem Lachen hinzu, ich
müßte eigentlich ein natürliches Talent für's Schiffbauen haben,
denn wenn der alte Schuft nicht gestorben wäre, als er starb, dann
wäre ich jetzt selbst ein Schiffbauer.«

Rufus Dawes wandte ihm den Rücken zu, als er sagte »starb«
und schien sich mit dem Festmachen von irgend Etwas zu
beschäftigen. Hätte der Andere sein Gesicht gesehen, so würde ihm
dessen plötzliche Blässe ausgefallen sein.

»Ach,« fuhr Frere fort, halb zu sich selbst, halb zu seinem
Gefährten, »das heißt Geld verlieren, nicht wahr?«

»Was meinen Sie?« sagte der Deportierte, ohne sich
umzuwenden.

»Was ich meine? Nun, mein guter Kerl, ich hätte eine Viertel
Million bekommen, aber der alte Rumpf, der sie mir hinterlassen
wollte, starb, ehe er sein Testament ändern konnte und jeder

Schilling kam an seinen ungerathenen Sohn, der seit Jahren nicht zu Hause gewesen war. So gehts zu in der Welt!«

Rufus Dawes, immer noch sein Gesicht verbergend, stöhnte auf wie in großem Erstaunen und sich dann fassend, sagte er mit harter Stimme: »Ein glücklicher Kerl — der Sohn!«

»Glücklich,« rief Frere mit einem Fluche. »Ja, er war glücklich. Aber er ist verbrannt im Hydaspes oder umgekommen und hat nie etwas von seinem Glück gehört. Nun hat seine Mutter das ganze Geld bekommen. Ich habe keinen Schilling davon gesehen.« Dann, wahrscheinlich ärgerlich, daß er so seiner Würde vergessen, ging er an's Feuer und dachte vielleicht über den Unterschied nach, der zwischen Maurice Frere, dem Besitzer einer Viertel Million läge, der sich in der bestmöglichen Gesellschaft bewegte, Wagen und Pferde besäße, Preis-Fechten und Hahnenkampf mitmachen könnte — und dem Leutnant Frere, ohne einen Pfennig, ausgesetzt auf der öden Küste von Macquarie Harbour und als Schiffbauer einem fortgelaufenen Deportierten dienend.

Rufus Dawes war auch in Träume verloren. Er lehnte auf dem Bord des Bootes und blickte auf die See, die im Abendsonnengold funkelte. Aber er war sich dessen nicht bewußt, was er vor sich sah. Ganz ergriffen von dem, was er so eben über sein Vermögen gehört, flogen seine Gedanken ungefesselt zu den Scenen hin, die er vergebens zu vergessen zugesucht hatte. Er blickte weit, weit hinaus über das blitzende Meer, hinaus bis an das alte Haus in Hampstead, mit seinem wohlbekanntem, düsteren Garten. Er malte sich aus, wie es sein würde wenn er die Freiheit wieder gewonnen hätte und diesem fürchterlichen Drucke entronnen, der nun schon so lange auf ihm lag. Er sah sich zurückkehren unter irgend einem wahrscheinlichen Grunde für eine langen Reisen, — er sah sich im Besitz der Reichthümer, welche sein waren, frei, reich, geachtet in der Welt, aus der er so lange verstoßen gewesen. Er sah seiner Mutter süßes, bleiches Gesicht, die Sonne des Hauses. Er sah sich selbst, empfangen mit Thränen der Freude und der Liebe, in die Heimath einziehend, erstanden vom Tode. Ein neues Leben öffnete sich ihm strahlend und er war völlig verloren in der Betrachtung

seines eigenen Glückes. So tief war er in Nachdenken versunken, daß er den leichten Tritt des Kindes auf dem Sande nicht hörte. Mrs. Vickers, die von dem Resultat gehört, das des Deportierten Arbeit endlich gekrönt hatte, überwand ihre große Schwäche und schleppte sich nach dem Strande herunter, um das Boot zu sehen. Sylvia ging voran und Mrs. Vickers lehnte sich auf Maurice Freres Arm.

»Mama will das Boot sehen, Mr. Dawes,« rief Sylvia.

Aber Dawes hörte nicht.

Das Kind wiederholte die Worte, aber der stille Mann rührte sich nicht.

»Mr. Dawes!« rief sie wieder und zog ihn am Aermel. Die Berührung erweckte ihn aus seinen Träumen. Er sah das süße, kleine Gesicht vor sich und immer noch dem Gedankengange folgend, der ihn frei, reich und geachtet darstellte, nahm er das Kind in seine Arme und küßte es, wie er wohl seine eigene Tochter geküßt hätte. Sylvia sagte nichts, aber Frere zog in seinem Sinn ganz andre Schlüsse über den Stand der Angelegenheiten und war empört über die Anmaßung des Mannes. Der Leutnant sah sich jetzt fast wieder eingesetzt in seine alte Stellung und mit Mrs. Vickers am Arm, fuhr er Dawes an über dessen anscheinende Unverschämtheit, wie er gethan haben würde, wären sie Beide in ihrer alten Stellung noch auf Maria Island gewesen. »Ihr unverschämter Bettler!« rief er. »Wie könnt Ihr Euch das unterstehen! Bleibt an Eurem Platze!«

Dies rief Rufus Dawes in die Wirklichkeit zurück. Seine Stellung war die eines Deportierten. Wie konnte er zärtlich sein gegen die Tochter seines Herren. Und doch war dies Wort nach Allem, was er gethan und was er noch zu thun Willens war. Er sah, wie die Beiden das Boot betrachteten, das er gebaut. Er bemerkte die Erregung der Hoffnung auf der bleichen Wange der armen Dame und sah wie die wieder beanspruchte Autorität Maurice Freres Blick härter gemacht. Da begriff er mit einem Male, wie Alles für ihn enden würde. Er hatte sich, durch seine eigene That wieder in Fesseln geschlagen. So lange das Entkommen unmöglich, war er nützlich, ja mächtig gewesen.- Nun er die Mittel zur Rettung geliefert, wurde er wieder zum Lastthier, wie zuvor. In der Wüste war er »Mr. Dawes, der

Retter; im zivilisierten Leben wurde er wieder Rufus Dawes, der Schuft, der Gefangene, der Ausreißer. Er stand stumm da, als Frere das Boot nebst Inhalt erklärte und den wenigen Dankesworten der Dame fühlte er an, daß sie durch die Unzufriedenheit mit der Freiheit, die er sich gegen Sylvia genommen, beeinflußt waren. Er wandte sich kurz ab und ging hinauf in den Busch.

»Ein sonderbarer Kerl,« sagte Frere, als Mrs. Vickers dem Abgehenden mit den Augen folgte. »Immer übler Laune.«

»Der arme Mensch! Er hat sich gut gegen uns betragen,« sagte Mrs. Vickers. Aber auch sie fühlte die Veränderung in den Umständen und fühlte, daß ihr blindes Vertrauen in den Deportierten, der ihrer Aller Leben gerettet, in patronisirende Freundlichkeit sich gewandelt hatte, die nicht mit Achtung oder Zuneigung zu verwechseln war.

»Kommen Sie jetzt zum Abendbrot,« sagte Frere. »Das Letzte hoffe ich, das wir hier essen werden. Er wird wohl zurückkommen, wenn sein Anfall vorüber ist.«

Aber er kam nicht zurück und nach einigen Bemerkungen über seine Abwesenheit, vergaßen Mrs. Vickers und Sylvia fast in der Freude über die nahen Aussichten zur Rettung, daß er sie verlassen. Mit wunderbarer Leichtgäubigkeit heilten sie das Ziel fast schon für erreicht. Der Besitz des Bootes selbst war solch' ein Wunder, daß die Gefahren der Reise fast ihrem Blicke verschwanden. Maurice Frere war fast glücklich, daß der Deportierte verschwunden. Er wünschte, derselbe möchte nie wiederkommen.

Sechzehntes Capitel.

Die Schrift im Sande.

Als Rufus Dawes außer Sicht der undankbaren Geschöpfe war, die er beschützt und bewahrt hatte, warf er sich in Wuth und Kummer auf den Boden. Zum ersten Mal seit sechs Jahren hatte er das Glück genossen, Gutes zu thun und Selbstverleugnung zu üben. Zum ersten Mal seit sechs Jahren hatte er den Menschenhaß abgelegt, den er sich selbst gelehrt. Zum ersten Mal seit der Zeit hatte er seine eignen Wünsche denen Anderer untergeordnet. Und dies war seine Belohnung. Er hatte seine Leidenschaften im Zügel gehalten, um Andere nicht zu beleidigen. Er hatte die bittere Erinnerung an seine Erniedrigung verbannt, damit kein Schatten davon auf das schöne Kind fallen sollte, dessen Schicksal so merkwürdig mit dem Seinen verbunden war. Er hatte seine Qualen unterdrückt, damit die Andern, welche Mitgefühl für ihn zu haben schienen, nicht schmerzlich davon berührt würden. Er hatte sich jeder Wiedervergeltung enthalten, als Wiedervergeltung süß für ihn gewesen wäre. Seit Jahren und Jahren hatte er auf eine Gelegenheit gewartet, seine Verfolger zu strafen und als ein ganz unerwarteter Zufall ihm die Waffe der Vernichtung in die Hand gegeben, da hielt er die Hand davon zurück. Er hatte sein Leben gewagt, seine Feindschaft begraben, seine Natur fast geändert und nun wurde ihm der Dank in Form von kalten Blicken und harten Worten in dem Augenblick, als sein Geschick und sein Muth ihnen den Weg zur Freiheit gebahnt hatten. Und diese Einsicht war ihm in dem Augenblick geworden, als er die Nachricht von seinem Vermögen erhielt, als diese staunenswerthe Neuigkeit noch in ihm nachklang. Er knirschte mit den Zähnen vor Wuth über sein furchtbares Schicksal. Durch das Band der reinsten und heiligsten Neigung, — der Liebe des Sohnes zur Mutter — gebunden, hatte er sich selbst zu einem socialen Tode verdammt, anstatt seine Freiheit und sein Leben durch ein Bekenntnis zu erkaufen, das Schande und

Unheil über das sanfte Wesen bringen würde, das er liebte. Durch eine merkwürdige Reihe von Zufällen hatte das Geschick ihm geholfen, die Täuschung aufrecht zu erhalten, die er ausübte. Sein Vetter hatte ihn nicht erkannt. Das Schiff, in dem man ihn abgereist glaubte, war mit jeder Seele an Bord verloren gegangen. Seine Identität war völlig zerstört, — kein Glied blieb, das Rufus Dawes, den Deportierten mit Richard Devine, dem verschwundenen Erben der Reichthümer des verstorbenen Schiffbauers verbunden hätte.

O, wenn er nur Alles gewußt hätte. Wenn er nur in dem düsteren Gefängnis, in angstvoller Furcht verzweifelnd, durch die Gewalt der ihn bezichtigenden Umstände erdrückt, geahnt hätte, daß der Tod zwischen Sir Richard und seine Rache getreten! Dann hätte er sich nicht zu opfern brauchen. Er war vor Gericht gestellt und verurtheilt als ein namenloser Schiffer, der keine Zeugen zu seiner Vertheidigung aufrufen, keine Einzelheiten über seine frühere Lebensgeschichte vorbringen konnte. Es war ihm jetzt klar, daß er hätte dabeibleiben sollen, nichts von dem Morde zu wissen, daß er den Namen des Mörders verschweigen konnte und so frei bleiben. Richter sind gerecht, aber die Volksmeinung ist mächtig und es wäre wohl möglich, daß Richard Devine, der Millionär dem Schicksal entgangen wäre, das Rufus Dawes, den Schiffer getroffen hatte. In seine wilden Berechnungen im Gefängnis, als er dort halb wahnsinnig vor Liebe, Schmerz und Verzweiflung gelegen, hatte der Gedanke nie eine Stelle gefunden, daß er gerade damals alle Reichthümer des Vaters geerbt, der ihn verstoßen hatte. Die Kenntnis dieser einen Thatsache würde seinen ganzen Lebenslauf geändert haben und nun sie zu seinen Ohren kam, war es — zu spät.

Jetzt lag er bewegungslos auf dem Sande, — dann wanderte er ziel- und zwecklos auf und ab unter den niedrigen Bäumen, die hell in dem von Nebelwolken umgebenen Monde glänzten. Er saß, wie er so oft im Gefängnis gesessen hatte, den Kopf in die Hände gelehnt und seinen Körper hin und herwiegend. So dachte er über das fürchterliche Loos seines Lebens nach. Die Erbschaft, die ihm zugefallen, war ihm von wenig Nutzen. Ein Flüchtling, dessen Sünde

durch hatte Arbeit schwierig geworden, dessen Rücken die Narben der Peitschenhiebe trugen, konnte nicht mehr unter den fein Erzogenen leben. Wie, wenn er nun seine Rechte und seinen Namen beanspruchte? Er war ein Deportierter Verbrecher, dem das Gesetz Name und Rechte genommen. Wenn nun Maurice Frere erzählte, daß er sein verlorener Vetter sei. Er würde verlacht werden! Wenn er laut seine Geburt und Unschuld verkündete, würden die Deportierten nur grinsen und die Aufseher ihn nur zu härterer Arbeit anhalten. Und selbst wenn man schließlich seine unwahrscheinliche Geschichte glaubte, «— was würde geschehen? Wenn man nun in England nach Jahren hörte, daß ein Deportierter in Ketten aus Macquarie Harbour, ein Mann, der für einen Mörder galt und dessen ganzes Leben in der Strafkolonie eine lange Reihe von Meuterei und Bestrafung aufwies, jetzt Anspruch machte, der Erbe eines englischen Vermögens zu sein und nun dies Recht geltend zu machen, würdige und angesehene Engländer aus Rang und Vermögen zu entfernen, wie endlich würde man solche Ankündigung aufnehmen? Gewiß nicht mit dem Wunsch, diesen Schuft aus einen Banden zu erlösen und ihn auf den Ehrenplatz seines verstorbenen Vaters zu setzen. Solche Nachricht würde als ein Unheil, als ein Flecken auf gutem Ruf, eine Unehre für einen reinen und geehrten Namen angesehen werden. Wenn es ihm nun Alles gelänge, wenn er zurückkehrte zu der Mutter, die sich jetzt vielleicht schon an den Verlust gewöhnt hatte, so würde er doch für sie nur eine lebende Schmach gewesen sein, kaum weniger schwer zu tragen, als die, welche sie zu fürchten gehabt.

Ein Erfolg war fast unmöglich. Er wagte nicht den Weg zurückzugehen, den er, ein scheußliches Labyrinth, bis hierher gegangen war. Sollte er seine narbigen Schultern eigen als Beweis, daß er unschuldig und ein Gentleman sei? Sollte er die Scheußlichkeiten von Macquarie Harbour aufdecken als Grund dafür, daß er einen Anspruch hätte, als geachteter Gast an den Tischen vornehmer Leute zu sitzen. Sollte er die fürchterliche Sprache und die schmutzigen Späße anführen, die in den Schuppen und an der Kette gebraucht wurden, um sich als passender Gefährte

für reine Frauen und unschuldige Kinder zu zeigen?

Und selbst vorausgesetzt, daß es ihm gelingen sollte, sich für schuldlos an dem Verbrechen auszuweisen und doch den Namen des wirklichen Verbrechers zu verbergen, so würde doch aller Reichthum der Welt ihm die gesegnete Unkenntnis des Bösen nicht zurückkaufen, die er einst besessen. Aller Reichthum der Welt würde nicht die Selbstachtung ihm wieder verschaffen, welche die Peitsche ihm genommen oder aus seinem Gedächtnis die Erinnerung an seine Erniedrigung verwischen. Stundenlang verfolgten ihn diese Gedanken. Er schrie auf, wie im Schmerz oder lag da, wie betäubt von heftigen Leiden. Es war hoffnungslos an Freiheit und Ehre zu denken. Er mußte schweigen und das Leben weiter erdulden, wie es das Schicksal ihm vorgezeichnet hatte. Er wollte in die Knechtschaft zurückkehren. Das Gesetz würde ihn als Ausreißer behandeln und ihm dafür die passende Strafe zuschreiben. Vielleicht würde man ihm die schwerste Strafe erlassen, dafür, daß er sich bemüht hatte, das Kind zu retten. Er konnte sich glücklich preisen, daß ihm Solches gestattet war. Glücklich! —

Wenn er« nun gar nicht zurückginge, sondern in die Wildniß wanderte und stürbe? Besser noch immerhin der Tod als solch' ein Schicksal. Doch mußte er sterben? Er hatte Ziegen gefangen, er konnte Fische fangen, er konnte eine Hütte bauen. Vielleicht war auf der verlassenen Niederlassung noch etwas Saatkorn zu finden, das er säen konnte und das ihm später Brot geben würde. Er hat ein Boot gebaut, einen Ofen und eine Hütte! Gewiß konnte er allein leben, ein wildes, aber freies Leben. Allein! Er hatte alle diese Wunder allein vollbracht. Lag nicht das Boot, das er gebaut, unten an der Küste? Konnte er nicht darin entkommen und die elenden Geschöpfe, die ihn so undankbar behandelten, ihrem Schicksal überlassen?

Dieser Gedanke durchflog plötzlich seinen Kopf, als wenn Jemand ihm diese Worte in's Ohr geflüstert hätte. Zwanzig Schritte und er konnte sich im Besitz des Bootes setzen und eine halbe Stunde Treiben mit dem Strome so wäre er sicher vor jeder Verfolgung.

Einmal außerhalb des Riffs wollte er nach Westen halten, um einem Wallfischfahrer zu begegnen. Unzweifelhaft würde er einen antreffen ; auch war er ja wohl versehen mit Lebensmitteln und Wasser. Eine Erzählung vom Schiffbruch würde die Schiffer ja befriedigen, — doch — er hielt an — die Lumpen, welche er trug, würden ihn verraten. Mit einem Ausruf der Verzweiflung sprang er auf. Er streckte seine Hände aus und seine Finger berührten etwas Weiches. Er hatte neben einigen losen Steinen gelegen die neben einem Busch aufeinander gehäuft waren. Der Gegenstand, welchen er berührte, ragte etwas unter den Steinen hervor. Er faßte es und zog es heraus. Es war das Hemde von dem armen Bates. Mit zitternden Händen packte er die Steine ab und fand die andern Kleider von Bates. Es schien, als ob sie besonders für ihn dort hingelegt seien. So hatte ihm der Himmel auch gerade die Verkleidung gesandt, deren er bedurfte.

Die Nacht war während seiner Träumereien vergangen und die ersten Streifen des Tageslichts zeigten sich am Himmel. Eingefallen und blaß erhob er sich und kaum wagend, an sein Vorhaben zu denken, lief er nach dem Boot.

Als er so lief, sprach die Stimme, die er schon früher zu hören meinte, ermutigend zu ihm: »Dein Leben ist wichtiger als das Ihre. Sie werden sterben, aber sie sind undankbar und haben es verdient. Du wirst diese Hölle verlassen und an das liebevolle Herz zurückkehren, das Dich betrauert. Du kannst der Menschheit mehr Gutes thun, als daß Du das Leben der Leute rettetest, die Dich verachten. Ueerdies sterben sie vielleicht nicht. Gewiß werden sie abgeholt. Denke daran, was Dich erwartet, wenn Du zurückkehrst, als ein entflohener Sträfling!« Er war nur noch drei Fuß von dem Boot entfernt, als er plötzlich inne hielt und bewegungslos da stand, auf den Sand starrend, als ob er die Schrift sähe, die das Schicksal Belsazars vorher verkündigte! Sein Auge traf die Worte, die Sylvia am vorhergehenden Abend in den Sand geschrieben. Die so eben aufgehende Sonne warf helle Strahlen auf den Sand und es war ihm, als hätte sie die Worte, die er las, plötzlich gebildet.

»Guter Mr. Dawes.«

Guter Mr. Dawes! Was für ein fürchterlicher Vorwurf für ihn in diesen drei Worten! Was für Grausamkeit, Feigheit und Niedrigkeit zeigten ihm plötzlich diese zwölf Buchstaben! Er schien die Stimme es Kindes zu hören, das ihn gepflegt hatte und ihn jetzt anrief, sie zu retten. Es war ihm, als ob Sylvia zwischen ihm und dem Boot stände, — gerade wie in jener Nacht, da sie ihm das Brot am Feuer reichte.

Er schwankte nach dem Felsen hin, wo Frere schlief, schüttelte ihn an der Schulter und schrie: »Auf, auf; — wir wollen fort!«

Frere aufspringend sah das weiße Gesicht und die blutunterlaufenen Augen des Unglücklichen vor sich mit stummen Erstaunen an.

»Was fehlt Euch, Mann?« sagte er. »Ihr seht ja aus, als hättet Ihr einen Geist gesehen!«

Bei dem Ton seiner Stimme, seufzte Rufus Dawes tief auf und wischte sich die Hand über die Augen.

»Komm Sylvia,« rief Frere, »es ist Zeit aufzustehen. Wir sind bereit!«

Das Opfer war vollständig.

Der Deportierte wandte sich ab und zwei große Thränen flossen über seine Wangen und fielen in den Sand.

Siebzehntes Capitel.

Auf See.

Eine Stunde nach Sonnenaufgang trieb das schwache Boot, die einzige Hoffnung der vier menschlichen Wesen mit dem Strome hinaus nach der Mündung der Bai. Als das Boot in's Wasser gelassen wurde, ging es beinahe unter, weil es zu stark geladen hatte und man mußte einen großen Theil des getrockneten Fleisches zurück lassen. Mit welchem Schmerz dies geschah, kann man sich denken, denn jedes Atom Nahrung stellte eine Stunde längeren Lebens für sie dar. Doch half es nichts. Wie Frere sagte, ging es um Kopf und Kragen. Sie mußten auf alle Fälle fort.

Am Abend hielten sie an der Mündung der Bai, denn Dawes fürchtete, über das Riff zu gehen, ehe die Fluth anfang zu sinken und etwa um zehn Uhr Abends gingen sie über das Riff.

Die Nacht war lieblich und die See ruhig. Es schien, als ob die Vorsehung selbst Mitleid mit ihnen habe, denn trotz der Unsicherheit des Bootes und der Heftigkeit der Wellen, kamen sie sicher hinaus. Ein Mal, als sie grade in der Brandung waren, wogte eine mächtige Welle hoch fast über ihnen auf und drohte sie in die Tiefe zu versenken. Aber Rufus Dawes hielt das Boot geschickt gegen die See und während Frere mit seinem Hute das Wasser ausschöpfte, kamen sie glücklich in ruhiges Wasser. Doch geschah ein großes Unglück. Zwei von den Rindeneimern, die aus unverzeihlichem Versehen nicht befestigt waren, wurden über Bord gewaschen und mit ihnen beinahe ein Fünftel von ihrem schmalen Wasservorrath. Angesichts der größeren Gefahr schien dieser Unfall nur gering zu sein und als sie, durchnäßt und frierend die offene See erreichten, konnten sie sich nur gestehen, daß sie fast wunderbar behütet worden waren. Mit ihren Rudern hatten sie nur mühsam eine geringe Entfernung zurückgelegt, da sprang eine leichte Brise auf und sie konnten das Ziegenfellsegel ausziehen und nun die Küste entlang

fahren. Es war beschlossen worden, daß die Männer abwechselnd wachen sollten und Frere ließ seine Autorität zum zweiten Mal merken, als er Rufus Dawes befahl, jetzt Wache zu halten, denn er sei müde und wolle schlafen. Rufus hatte seit zwei Nächten nicht geschlafen und hatte all die schwere Arbeit gethan, aber er sagte nichts. Er hatte seit den letzten zwei Tagen so viel gelitten, daß er fast unempfindlich geworden war.

Frere schlief bis spät in den Nachmittag und als er erwachte, fand er das Boot noch auf offener See treibend, und Sylvia und ihre Mutter seekrank. Er war darüber ganz verwundert, denn Seekrankheit war etwas, das der Civilisation angehörte. Die großen grünen Wogen betrachtend, welche zwischen ihnen an dem Horizont ausstiegen, dachte er daran, wie wunderbar alle Ereignisse gekommen waren. Ein Blatt war aus seiner Lebensgeschichte ausgerissen. Es schien ihm ein ganzes Menschenalter zu sein, seit er nichts gethan hatte, als die Küste und die Wellen beobachten. Aber am Morgen, ehe sie die Niederlassung verlassen, hatte er die Kerben an seinem Kalenderstock gezählt und zu seinem Erstaunen ausfindig gemacht, daß nur zweiundzwanzig Tage vergangen waren. Er zog sein Messer und machte zwei Kerben in den Bord des Bootes, — das machte vier und zwanzig Tage. Die Meuterei hatte stattgefunden am 13. Januar. Jetzt war also der 6. Februar. »Gewiß,« dachte er bei sich, »könnte jetzt schon die Ladybird zurück sein.« Unglücklicher Weise konnte ihm Niemand sagen, daß die Ladybird durch schlechtes Wetter nach Port Davey verschlagen und dort siebzehn Tage zurückgehalten war.

In der Nacht ließ der Wind nach und sie mußten zu den Rudern greifen. Nachdem sie die ganze Nacht gerudert hatten, fanden sie, daß ihr Fortschritt nur sehr gering gewesen und Rufus Dawes schlug vor, sie wollten landen und an der Küste eine Brise abwarten. Als sie aber unter Lee vor einer langen Reihe Basaltfelsen kamen, die steil aus der See ausstiegen, fanden sie, daß die Wellen sich so wüthend über einem Riff von fünf bis sechs Meilen Länge brachen, daß ihnen nichts übrig blieb, als in See zu bleiben und längs der Küste hinzufahren.

Sie fuhren so zwei Tage lang, ohne ein Segel zu sehen. Am dritten Tage hob sich ein starker Wind aus Südosten und sie wurden dreißig Meilen zurückgetrieben. Das Boot begann zu lecken und mußte fortwährend ausgeschöpft werden. Das Schlimmste war, daß das Rumfäßchen auch leck geworden und sie so den größten Theil ihres Wasservorrathes verloren hatten. Es war halb leer. Sie besserten es aus, indem sie das Leck ausschnitten und mit Linnen verstopften.

»Es ist ein Glück, daß wir nicht in den Tropen sind,« sagte Frere mit einer Art von verzweifeltem Trost.

Die arme Mrs. Vickers, die im Boot lag, in ihr nasses Shawl eingehüllt und in dem kalten Winde zitternd, hatte nicht den Muth, zu antworten. Gewiß konnte die erstickende Windstille der Tropen nicht schlimmer sein als diese düstere, öde See.

Die Lage der armen Menschen fing an, verzweifelt zu werden. Mrs. Vickers schien ganz erschöpft zu sein und es war augenscheinlich, daß wenn nicht bald Hilfe käme, sie nicht mehr lange den Widrigkeiten des Wetters Stand halten würde. Das Kind war etwas besser darein. Rufus Dawes hatte ihr noch sein wollenes Hemde angezogen und ohne daß es Frere bemerkt ihr die Hälfte seiner Fleischration gegeben. Sie lag Nachts in seinen Armen und nistete sich am Tage dicht bei ihm ein, um Schutz zu haben. So lang sie bei ihm war, kam sie sich ganz sicher vor. Sie sprachen wenig mit einander, aber wenn Rufus den Druck ihrer kleinen Hand fühlte oder das Gewicht ihres Kopfes auf seiner Schulter, so vergaß er die Kälte, die ihn durchschauerte und den Hunger, der an ihm nagte.

So vergingen zwei Tage und noch immer kein Segel. Am zehnten Tage nach ihrer Abreise von Macquarie Harbour; waren ihre Vorräthe zu Ende. Das Salzwasser hatte das Ziegenfleisch ganz verdorben und das Brot in einen ekelhaften Teig verwandelt. Der Wind war ziemlich stark, hatte sich nach Norden gedreht und blies mit erneuter Heftigkeit. Die lange, niedrige Küstenlinie, welche sich zu ihrer Linken ausdehnte, war zuweilen ganz von blauem Nebel verdeckt. Das Wasser hatte eine Schmutzfarbe und der Himmel drohte Regen. Das elende Boot, dem sie sich anvertraut, leckte an vier Stellen. Wenn einer der Stürme sie überfallen, wie er so oft an

dieser eisenumgürteten Küste herrschte, so hätten sie keine Stunde mehr leben können. Die beiden Männer, müde, hungrig und erfroren, hofften fest auf das Ende. Um ihren Kummer zu erhöhen, wurde Sylvia von Fieber ergriffen. Sie war bald heiß, bald kalt und in der Zwischenzeit stöhnte sie und redete irre. Rufus Dawes, der sie in seinen Armen hielt, bewachte ihr Leiden, das er nicht lindern konnte, mit Verzweiflung in seinem Herzen. Sollte sie dennoch sterben?

So vergingen wieder ein Tag und eine Nacht und der elfte Morgen fand das Boot immer noch auf der See. Die vier Unglücklichen lagen völlig erschöpft darin. Plötzlich stieß Dawes einen Schrei aus und das Segel ergreifend, gab er dem Boot die Richtung nach See zu. »Ein Segel, ein Segel!« schrie er. Sehen Sie es nicht!« Frere's gieriger Blick prüfte den Horizont.

»Es ist kein Segel zu sehen, Ihr Narr,« sagte Frere. »Ihr spottet!«

Das Boot lief jetzt gerade nach Süden hinaus in das große Südmeer. Frere versuchte, das Steuer aus der Hand des Sträflings zu winden und das Boot auf seinen alten Curs zu bringen. »Seid Ihr toll, uns in die See hinaus zu nehmen?«

»Seht Euch nieder,« sagte der Andere mit wildem Blick und drohender Geberde und ließ die Augen dann wieder über den Ocean schweifen. »Ich sage Euch, ich sehe ein Segel!«

Frere, eingeschüchtert durch das wilde Licht im Auge seines Gefährten, ging mürrisch auf seinen Platz zurück.

»Thut, wie Ihr wollt, Ihr Tollkopf. Mir ist recht geschehen, daß ich mich in solchem Teufelsboot auf See wagte.

Uebrigens war es ja ganz gleichgültig. Ebenso gut konnte man mitten in der See als an der Küste ertrinken.

Der lange Tag ging zu Ende und kein Segel war zu sehen. Der Wind wurde frischer gegen Abend und das schwerfällige Boot schwankte wie trunken von dem vielen Wasser, das es schluckte, hin und her. Die Küste war verschwunden und der endlose Ocean, stürmisch und drohend, wogte und brauste um sie herum. Es schien unmöglich für sie, noch bis zum nächsten Morgen zu leben. Aber Rufus Dawes, seine Augen starr in die Ferne gerichtet, als ob er etwas sähe, das allein für ihn sichtbar war, schaukelte das Kind in

seinen Armen und steuerte das Boot immer tiefer hinein in Nacht und Graus. Für Frere war der Anblick dieses grimmigen, unbeweglichen Mannes, mit den schwarzen, fliegenden Haaren und den starren Augen etwas übernatürlich Schreckliches. Er glaubte, daß Entbehrung und Angst ihn wahnsinnig gemacht hatten.

Ueber sein Schicksal nachdenkend und schauernd, fiel er, wie es ihm schien, in einen kurzen Schlaf aus dem er durch einen Ruf wieder geweckt wurde. Er fuhr in die Höhe mit zitternden Knien und gesträubten Haaren. Der Tag war angebrochen und der Morgenhimmel, ein langer, gelber Streifen lag zu ihrer Linken. Doch zwischen diesem gelben Streifen und dem Boot schimmerte ein weißer Fleck.

»Ein Segel, ein Segel!« schrie Rufus Dawes mit wildem Entzücken in den Augen und Zittern in der Stimme. »Sagte ich es nicht, daß ich ein Segel sah?«

Frere völlig bestürzt, blickte von Neuem hin und sah wieder den weißen Fleck.

Einen Augenblick fühlte er sich fast gerettet und dann erfaßte ihn grenzenlose Verzweiflung. Von der Entfernung, in der sich das Schiff befand, konnte es unmöglich das Boot bemerken.

»Sie werden uns niemals sehen,« rief er. »Dawes, Dawes! Hört Ihr? Sie werden uns nicht sehen!«

Rufus Dawes fuhr wie aus einem Traum auf. Das Segel an dem Stock befestigend, der als Mast diente, legte er das schlafende Kind neben seine Mutter und riß das Stück Rinde von dem Sitz ab, worauf er gesessen. Dann ging er hinten in's Boot.

»Das müssen sie sehen! Reißt Alles ab. Nun legt es über die Stangen. Hackt die Enden ab! Nun das trockene Stück Weide! Denkt nicht an das Boot, Mann, — wir müssen es jetzt aufgeben. So reißt das Stück Haut ab. Das Holz darunter ist trocken. Schnell, Ihr seid so langsam.«

»Was thut Ihr,« schrie Frere entsetzt, als der Deportierte alles trockne Holz, das er finden konnte, abriß und auf dem Stück Rinde aufhäufte, das er auf die Spieren gelegt hatte.

»Ein Feuer machen! Seht!« Frere begann zu verstehen.

»Ich habe noch drei Schwefelhölzer,« sagte er, in seiner Tasche suchend. »Ich wickelte sie in ein Blatt von dem Buche, um sie trocken zu halten.«

Das Wort »Buch« war wie eine Eingebung. Rufus Dawes ergriff die »Englische Geschichte,« die schon so viel gedient hatte, riß die trockenen Blätter in der Mitte des Bandes heraus und fügte sie sorgfältig dem Scheiterhaufen zu.

»Nun weiter.«

Die Schwefelhölzer wurden angezündet und brannten. Das Papier fing Feuer und Frere, der tüchtig hineinblies, fachte es so an, daß auch die Rinde brannte. Er häufte auf das Feuer Alles was brennbar war, die Häute schrumpften zusammen und eine dicke Säule schwarzen Rauches stieg über dem Meer auf.

»Sylvia, Sylvia,« rief Rufus Dawes, »mein Liebling, Du bist gerettet.«

Sie öffnete ihre blauen Augen sah ihn an, gab aber kein Zeichen von Bewußtsein. Delirium war dem Fieber gefolgt und in der Stunde der Rettung hatte sie ihren Retter vergessen. Rufus Dawes, ganz überwältigt von diesem neuen Unglück, setzte sich hinten in das Boot, nahm das Kind in seine Arme und blieb sprachlos. Frere, der das Feuer unterhielt, dachte, daß der Augenblick, auf den er so lange gehofft, endlich gekommen war. Die Mutter am Rande des Grabes, das Kind im Delirium, wer sollte für die Geschicklichkeit des Deportierten zeugen? Niemand als Maurice Frere und Maurice Frere als Kommandant einer Deportierten Station *mußte* dem Gesetz einen entsprungenen Sträfling überliefern.

Das Schiff änderte den Kurs und näherte sich dem merkwürdigen Feuer, mitten auf dem Ocean. Das Boot, dessen Vordertheil fast in Flammen stand, konnte keine Stunde mehr zusammen halten. Die kleine Gruppe des Deportierten mit dem Kinde blieb völlig bewegungslos. Mrs. Vickers lag bewußtlos da und wußte nichts von der nahen Rettung.

Das Schiff, eine Brig mit fliegender amerikanischer Flagge, kam auf Rufwette dran. Frere konnte fast schon die Gesichter auf Deck unterscheiden. Er ging nach hinten, wo Dawes fast bewußtlos mit

dem Kinde in dem Arm saß, stieß ihn rauh mit dem Fuß an und rief im Tone des Befehls: »Vorwärts! Gebt mir das Kind!«

Rufus Dawes hob seinen Kopf und das sich nahende Schiff sehend, wurde er sich seiner Pflicht bewußt. Mit leisem lachen voll unendlicher Bitterkeit, legte er die Last, die er so zärtlich getragen in die Arme des Lieutnants und ging nach vorn zu dem Feuer.

* *
*

Die Brigg war dicht bei ihnen. Ihre Segel breiteten sich weit aus und beschatteten das Meer. Ihr nasses Deck glänzte in der Morgensonne. Von Bord herab blickten bärtige, eifrige Gesichter mit Erstaunen auf das brennende Boot und seine elende Bemannung, das so allein auf dem großen Ocean schwamm. Frere mit Sylvia in den Armen wartete.

Buch 3.

Erstes Capitel.

Ein Arbeiter im Weinberge.

»**D**ie Gesellschaft in Hobart Town ist in diesem Jahr der Gnade 1838, mein verehrter Lord, aus sehr merkwürdigen Elementen zusammengesetzt.« So lautete ein Satz in dem sehr geistreichen Briefe, den der Ehrwürdige Mr. Meekin, neu ernannter Kaplan und seit sieben Tagen Bewohner von Van Diemens Land, auf die Post trug, um ihn an seinen hohen Patron in England zu senden. Wie der Ehrwürdige Herr so zierlich die Sommerstraße entlang trippelte, die sich zwischen dem blauen Flusse und den tief violetten Bergen hinzog, warf er seine Blicke rechts und links aus die Vorübergehenden und der Satz, den er so eben verfaßt, erschien ihm wohl begründet.

Gut gekleidete Offiziere der Garnison drängten an ihm vorüber, elegante Damen wurden gegrüßt, schlecht gekleidete, übelriechende Beurlaubte vermieden; — ja er eilte sogar auf die andere Seite der Straße, um nicht von den kleinen Handwagen angestoßen zu werden, die, von Graujacken gezogen, plötzlich um die Ecke rasselten. Gewiß war diese Gesellschaft aus sehr sonderbaren Elementen zusammengesetzt. Jetzt gerade ging mit hochmüthig gehobener Nase ein frisch angekommener Regierungsbeamter vorüber, einen Augenblick sein steifes Betragen vergessend, um dem neuen Kaplan, den Sir John Franklin beschützte, herablassend zuzulächeln. Jetzt schwankte ohne Ansprüche auf Feinheit oder Protektion ein früherer Gefangener vorüber, der durch Rumverkauf

sich reich gemacht hatte.

Gewiß gewährte die Bevölkerung, welche an diesem sonnigen Dezembernachmittag auf den Füßen war, dem kürzlich von London angekommenen zierlichen Prediger einen sehr bunten und gemischten Eindruck. Zum ersten Mal in seinem schlaffen, leichten Leben vermißte er jene sozialen Schutzwände, die in der Londoner Civilisation die Schwächen und Laster der menschlichen Natur so passend verdecken.

In glänzendes Schwarz gekleidet, von modernstem, geistlichem Schnitt, mit Glanzstiefeln, lavendelfarbenen Handschuhen und einem hellseidenen Ueberzieher, der leise andeutete, daß der Träger desselben nicht ganz frei von menschlicher Schwäche in Betreff der Hitze und der Sonne sei, ging der Pfarrer in die Post hinein, um seinen Brief abzugeben. Zwei Damen begegneten ihm, als er sich umwandte.

»Mr. Meekin!«

Mr. Meekins eleganter Hut hob sich von seinem geistvollen Kopfe und schwebte wie ein großer, schwarzer Vogel einen Augenblick in der Luft. »Mrs. Jellicoe! Mrs. Protherick! Meine verehrten Damen, Welch' unerwartetes Vergnügen! Und bitte, wohin gehen Sie an diesem lieblichen Nachmittag? Im Hause zu bleiben, ist wirklich Sünde. Ach, was für ein Klima, — aber der Schweif der Schlange — meine liebe Mrs. Protherick, — ja der Schweif der Schlange —« und er seufzte.

»Es muß eine große Prüfung für Sie sein, in die Kolonie zu kommen,« sagte Mrs. Jellicoe mit einem sympathischen Seufzer.

Meekin lächelte, wie eben ein eleganter Märtyrer lächelt. »Des Herren Werk, meine Damen, es Herren Werk. Ich bin nur ein armer Arbeiter im Weinberge, der des Tages Last und Hitze durchmacht.«

Sein Aussehen mit seiner tadellosen Kravatte, seinem leichten Rock, seinen blanken Stiefeln und seiner selbstbewußten christlichen Miene war einem Arbeiter, der des Tages Last und Hitze trägt, so unähnlich, daß die gute Mrs. Jellicoe, die Frau eines orthodoxen Oberaufsehers der Gefangenen-Magazine, eine plötzliche Anwandlung von Ketzerei fühlte.

»Ich würde lieber in England geblieben sein,« fuhr Mr. Meekin fort, indem er den einen lavendelfarbenen Finger mit dem andern glättete und seine feinen Augenbrauen in die Höhe zog, um jedes Lob über seine Selbstaufopferung zurückzuweisen, »aber ich fühlte, es war meine Pflicht, das verbieten, das mir die Güte Seiner Lordschaft machte, nicht zurückzuweisen. Hier ist ein Feld, meine Damen, — ein Feld für den christlichen Pastor. Sie schreien nach mir, meine Damen, diese Schafe unserer Heerde, diese verlorenen und verstoßenen Schafe unserer Kirche!«

Mrs. Jellicoe schüttelte ihre bunten Hutbänder mit freundlichem Lächeln. »Sie kennen unsere Deportierten nicht,« sagte sie. (Nach dem Ton ihrer fröhlichen Stimme zu urtheilen, hätte sie auch sagen können, »unsere Ochsen«). »Sie sind schreckliche Geschöpfe. Und gar die Dienstboten — meine Güte! Jede Woche habe ich neue! Wenn Sie erst etwas länger hier sind, werden Sie besser Bescheid wissen, Mr. Meekin.«

»Sie sind zuweilen ganz unerträglich,« sagte Mrs. Protherick, die Wittve eines Inspektors der Gefangenenkasernen, und ihre Wange röthete sich von edler Entrüstung. »Ich bin für gewöhnlich das geduldigste Geschöpf der Welt, aber ich muß gestehen, daß die dummen, lasterhaften Geschöpfe, welche man hier bekommt, einen Heiligen außer Fassung bringen könnten.«

»Wir müssen Alle unser Kreuz tragen, verehrte Damen, Alle!« sagte Mr. Meekin in frommem Ton. »Der Himmel; sende uns Kraft dazu! Guten Morgen!«

»Sie haben ja denselben Weg,« sagte Mrs. Jellicoe. »Wir können zusammen gehen.«

»Herrlich! Ich wollte Major Vickers meinen Besuch machen.«

»Ich wohne dicht dabei,« erwiderte Mrs. Protherick. »Was für ein reizendes Wesen sie ist, nicht wahr?«

»Wer?« fragte Meekin sanft.

»Sylvia. Sie kennen sie nicht. O, ein liebes, herziges Geschöpf.«

»Ich habe Major Vickers nur beim Gouverneur getroffen,« sagte Meekin. »Ich hatte noch nicht das Vergnügen, die Tochter zu sehen.«

»Eine traurige Geschichte,« sagte Mrs. Jellicoe, »ein wahrer Roman, wenn er nicht so traurig wäre. Seine Frau, die arme Mrs. Vickers!«

»So, was ist mit ihr? Krank?« fragte Mr. Meekin und machte einem Vorübergehenden eine sehr herablassende Verbeugung.

»Sie ist todt, die arme Seele,« sagte die fröhliche Mrs. Jellicoe mit einem tiefen Seufzer. »Sie haben doch die Geschichte schon gehört, Mr. Meekin?«

»Meine Damen, Sie vergessen, daß ich erst seit einer Woche in Hobart Town bin und die Geschichte nie gehört habe.«

»Von der Meuterei, wissen Sie die Meuterei in Macquarie Harbour. Die Meuterer nahmen das Schiff und setzten Mrs. Vickers und Sylvia irgendwo an der Küste aus. Doch war Kapitain Frere bei ihnen.

Die Aermsten durchlebten eine schreckliche Zeit und starben beinahe. Kapitain Frere machte endlich ein Boot und sie wurden von einem Schiff aufgenommen. Die arme Mrs. Vickers lebte nur noch einige Stunden und die kleine Sylvia, sie war damals zwölf Jahre alt, war etwas gestört, die arme Seele. Man dachte, sie würde nicht wieder besser werden.«

»Wie schrecklich! Und ist sie hergestellt?«

»O ja, sie ist wieder ganz gesund, aber sie hat ihr Gedächtniß verloren.«

»Ihr Gedächtniß?«

»Ja,« fiel Mrs. Protherick ein, um auch einen Antheil an der Geschichte zu haben. »Sie erinnert sich der Dinge gar nicht, die während der drei oder vier Wochen geschahen, welche sie dort an der Küste zugebracht hat, — wenigstens nicht deutlich.«

»Das ist eine große Gnade-!« unterbrach sie Mrs.

Jellicoe, die entschlossen war, den Hauptantheil beim Erzählen zu behalten. »Warum sollte sie auch alles Schreckliche behalten? Was Kapitain Frere erzählt, ist wirklich entsetzlich.«

»Wirklich,« sagte Mr. Meekin und tupfte sein Gesicht mit seinem Taschentuch.

»Ein Ausreißer von den Deportierten, Mr. Meekin, war auch

zurückgelassen, und er fand sie und bestand daraus, ihre Vorräthe zu theilen, — der Elende! Kapitain Frere war genöthigt, ihn fortwährend zu überwachen, aus Angst, daß er sie morden könnte. Selbst als sie im Boot waren, versuchte er noch, sie in die See hinauszutreiben und so zu entkommen. Er war einer der Schlimmsten von Macquarie Harbour, sagen sie. Aber Sie sollten sich das von Kapitain Frere erzählen lassen.«

»Und wo ist er jetzt?« fragte Meekin mit Interesse.

»Kapitain Frere?«

»Nein der Gefangene.«

»O du liebe Güte, in Port Arthur oder sonst wo. Er wurde verurtheilt wegen Entspringens und würde gehangen sein, wenn sich Kapitain Frere nicht für ihn verwandt hätte.«

»Was für eine merkwürdige Geschichte,« sagte Meekin. »Und die junge Dame weiß also gar nichts davon?«

»Nur, was man ihr gesagt hat, glaube ich. Sie ist verlobt mit Kapitain Frere.«

»Wirklich? Mit dem Mann, der sie rettete. Wie reizend, — ganz romantisch!«.

»Nicht wahr? Jeder sagt das. Und Kapitain Frere ist so viel älter als sie.«

»Aber ihre mädchenhafte Liebe wendet sich dem heldenmüthigen Retter zu,« sagte Meekin mit poetischem Ansatz. »Merkwürdig und schön. Gerade wie — ja — wie der Epheu und die Eiche, verehrte Damen. Ach, in unserer verirrtten Welt, welch' ein reiner Fleck! — Ich glaube, hier ist das Haus.«

Ein feiner Sträfling, zu seiner Zeit ein bekannter Taschendieb, führte den Geistlichen in ein hübsches Besuchszimmer, durch dessen halb geschlossene Jalousien ein lichter, bunter Garten zu sehen war, und ging, um Miß Vickers zu rufen. Der Major war nicht zu Hause. Seine Pflichten als Ober-Inspektor der Deportierten machten solche Abwesenheiten häufig nothwendig, aber Miß Vickers war im Garten und konnte gleich gerufen werden. Der Ehrwürdige Meekin wischte seine heiße Stirn, zog seine

schneeweißen Manschetten zurecht und legte sich zurück in das weiche Sopha, sehr wohlthuend berührt von der Eleganz und der kühlen Luft im Zimmer. Da ihm kein besserer Vergleich einfiel, so stellte er dies schöne Zimmer mit seinen sanften Kissen, herrlichen Blumen, offenem Piano in Gedanken neben das Haus eines westindischen Pflanzers, bei dem draußen Alles nur Hitze, Gluth und Barbarei war und drinnen Alles sanft, kühl und behaglich. Er war so entzückt von diesem Vergleich, daß er sich einen neuen Brief für den Bischof vornahm und ihm darin eine beredte Beschreibung von der Oase in der Wildniß seines Weinberges liefern wollte. Während seine Gedanken sich noch damit beschäftigten, wurde er durch den Ton von Stimmen im Garten unterbrochen, und es schien ihm, als ob Jemand ganz in der Nähe weinte und schluchste. Leise auf die breite Veranda hinaustretend, sah er auf dem Grasplatz zwei Personen, einen alten Mann und ein junges Mädchen. Das Schluchzen ging von dem alten Manne aus.

»Ja, Fräulein, das ist wohl wahr, bei meiner Seele. Ich bin erst heute Morgen zurückgekommen. O, es ist ein grausamer Streich gegen so einen alten Mann.« Er war ein weißhaariger Mann in der grauen Jacke der Deportierten und stand da und lehnte sich mit einer abgezehrten Hand auf eine Vase mit Rosen.

»Aber es ist Dein eigener Fehler, Danny, — wir haben Dich Alle vor der Frau gewarnt,« sagte das junge Mädchen sanft.

»Gewiß thaten Sie das! Aber, wie konnte ich so etwas denken, Fräulein? Es ist das zweite Mal, daß sie mich so behandelt.«

»Wie lange war es dies Mal, Danny?«

»Sechs Monate, Fräulein. Sie sagte, daß ich ein Trunkenbold wäre und sie geschlagen hätte. — Sie schlagen, Gott siehe mir bei!« Dabei streckte er zwei zitternde Hände aus. »Und sie haben ihr geglaubt. Als ich jetzt zurückkam, war mein kleines Feld ganz herunter getreten und sie hat sich davongemacht mit einem Schiffskapitain, — verzeihen Sie, Miß, und trinkt mit ihm im Georg der Vierte. Ach, ach, es ist hart für einen alten Mann.« Und er fing wieder bitterlich an zu schluchsen.

Das Mädchen seufzte. »Ich kann nichts für Dich thun, Danny.

Doch kannst Du im Garten arbeiten, wie früher. Ich will mit Major Vickers sprechen, wenn er nach Hause kommt.«

Danny, welcher seine blöden Augen zu ihr erhob, um ihr zu danken, erblickte Mr. Meekin und grüßte kurz. Das Mädchen wandte sich um, und Mr. Meekin, sich mit vielen Entschuldigungen einführend, bemerkte, daß sie etwa siebzehn Jahre alt war, daß ihre Augen groß und sanft, ihr Haar voll und glänzend und ihre Hand, in der sie ein Buch hielt, worin sie soeben gelesen, klein und weiß war.

»Ich glaube, ich habe die Ehre, Miß Vickers zu sehen. Mein Name ist Meekin, der Ehrwürdige Arthur Meekin.«

»Wie geht es Ihnen, Mr. Meekin,« sagte Sylvia und hielt ihm eine ihrer kleinen Hände hin. »Papa wird gleich zurück sein.«

»Seine Tochter ersetzt eine Abwesenheit völlig, verehrte Miß Vickers.«

»O, ich mag keine Schmeicheleien, Mr. Meekin, wenigstens —« fügte sie mit entzückender Offenheit hinzu, die ihre Schönheit noch erhöhte, — »nicht solche Art von Schmeichelei. Natürlich lieben junge Mädchen Schmeichelei. Glauben Sie nicht auch?«

Dieser schnelle Angriff brachte Mr. Meekin ganz aus der Fassung und er verbeugte sich nur und lächelte die junge Dame an.

»Geh' in die Küche, Danny,« und sage, sie sollen Dir etwas Tabak geben. Sage, ich schicke Dich. Mr. Meekin, bitte, treten Sie ein.«

»Ein sonderbarer alter Herr, Miß Vickers. Ein treuer, alter Diener, nicht wahr?«

»Ein alter Sträfling und früherer Diener von uns,« sagte Sylvia. »Er war vor vielen Jahren bei Papa. Er ist in große Noth gekommen in der letzten Zeit, der arme, alte Mann.«

»In Noth?« fragte Mr. Meekin, als Sylvia ihren Hut abnahm.

»Auf der Straße. Das heißt, so nennen sie es. Er heirathete eine Freie, die viel jünger war, als er, und sie gibt ihm zu trinken und dann zeigt sie ihn an wegen Insubordination.«

»Wegen Insubordination? Verzeihung, mein Fräulein, aber verstand ich recht?«

»Ja, Insubordination. Er ist ihr zugetheilte Diener, wissen Sie,«

sagte Sylvia, als ob solche Einrichtung das Gewöhnlichste in der Welt wäre, »und wenn er sich schlecht beträgt, so schickt sie ihn wieder zur Straßenarbeit zurück.«

Der Ehrwürdige Mr. Meekin öffnete seine sanften Augen ganz weit. »Was für eine außerordentliche Anomalie! Ich fange an, meine liebe Miß Vickers, mich wirklich bei den Antipoden zu fühlen.«

»Die Gesellschaft hier ist sehr verschieden von der in England,« sagte Sylvia ruhig. »Wenigstens sagen das alle Neuangekommenen.«

»Aber eine Frau, die ihren Mann einsperren läßt, meine liebe, junge Dame!«

»Sie kann ihn peitschen lassen, wenn sie will. Danny ist gepeitscht worden. Aber seine Frau ist eine schlechte Frau. Er war sehr thöricht, sie zu heirathen; aber man kann einem alten Manne, der verliebt ist, keine Vernunft predigen.«

Mr. Meekins christliche Stirn wurde von tiefer Röthe bedeckt und sein wohlerzogenes Blut prickelte ihm in den Fingern. Eine junge Dame so offen in dieser Art sprechen zu hören, war schrecklich. Er pflegte immer vor dem Altar ein unpassendes Gebot ganz leise zu sprechen, damit die weiblichen, zarten Seelen unter seinen Zuhörern nicht beleidigt würden. Er wandte schnell das Gespräch von dem gefährlichen Thema ab, ohne noch einen Augenblick seine erstaunten Gedanken bei der Macht verweilen zu lassen, welche den »freien« Frauen in Hobart Town bewilligt war.

»Sie gaben gelesen?«

»Ja, Paul und Virginie. Ich habe es früher schon englisch gelesen.«

»Ah, Sie lesen französisch, verehrtes Fräulein?«

»Ja, aber nicht sehr gut. Ich hatte einige Monate einen französischen Lehrer, aber Papa mußte ihn wieder in's Gefängnis zurückschicken. Er stahl einen silbernen Becher aus dem Eßzimmer.«

»Ein französischer Lehrer — stahl —«

»O, er war ein Deportierter, wissen Sie. Ein gescheiter Mann. Er

schrieb für das »London Magazin.« Ich habe seine Bücher gelesen. Einige davon stehen wirklich sehr hoch.«

»Aber weshalb wurde er transportiert?« fragte Mr. Meekin, der schon fühlte, daß sein Weinberg größer wurde, als er geglaubt hatte.

»O, ich glaube, er vergiftete seine Nichte, aber ich vergaß die Einzelheiten. Er war aus guter Familie, aber er war solch' Trunkenbold.«

Mr. Meekin gerieth immer mehr in Erstaunen über ein Land, in welchem schöne, junge Damen von Vergiften und Peitschen sprachen, als ob das gar nichts Besonderes sei, wo Frauen ihre Männer in's Gefängnis sperren ließen und Mörder Französisch lehrten! In wachsender Angst wehte er sich mit seinem duftenden Londoner Taschentuche Luft zu.

»Sie sind noch nicht lange hier, Mr. Meekin?« fragte Sylvia nach einer Pause.

»Nein, erst seit einer Woche,« sagte Meekin, »und ich gestehe, ich bin sehr erstaunt. Ein herrliches Klima, aber, wie ich soeben zu Mrs. Jellicoe sagte, der Schweif der Schlange, — der Schweif der Schlange — meine liebe, junge Dame.«

»Wenn Sie alle Schurken von England hierher schicken, müssen Sie auch auf den Schweif der Schlange gefaßt sein,« sagte Sylvia. »Es ist nicht der Fehler der Kolonie.«

»O nein, gewiß nicht,« erwiderte Meekin, schnell vorbeugend. »Aber es ist sehr auffallend.«

»Nun, so sollten Sie Herren es bessern. Ich weiß nicht, wie es in den Strafkolonien zugeht, aber die Gefangenen in der Stadt haben nicht viel Veranlassung, besser zu werden.«

»Sie haben die schöne Liturgie unserer heiligen Kirche, die ihnen zwei Mal in der Woche vorgelesen wird, mein verehrtes Fräulein,« sagte Mr. Meekin, als ob er feierlich damit sagen wollte: wenn sie das nicht bessert, was soll sie denn bessern?«

»O ja,« sagte Sylvia. »Das haben sie freilich, aber das ist doch nur Sonntags. Aber wir wollen nicht davon sprechen, Mr. Meekin,« fügte sie hinzu und strich eine rebellische goldene Locke von der Stirn.

»Papa sagt, ich solle nicht von diesen Dingen sprechen, denn sie seien alle nach den Regeln des Dienstes eingerichtet, wie er es nennt.«

»Ein bewundernswerthes Wort von Papa,« sagt Meekin, wie von einer Last befreit, als sich die Thür öffnet und Vickers und Frere eintraten.

Vickers Haar war weiß geworden, aber Frere sah bei seinen dreißig Jahren so aus, als sei er zweiundzwanzig.

»Liebe Sylvia, etwas sehr Merkwürdiges!« Er hielt an, als er die Gegenwart des Fremden bemerkte.

»Du kennst Mr. Meekin, Papa?« sagte Sylvia.

»Mr. Meekin, Kapitain Frere.«

»Ich habe das Vergnügen-« sagte Vickers. »Sehr erfreut, Sie zu sehen. Bitte, nehmen Sie Platz.«

Worauf Mr. Meekin bemerkt, daß Sylvia beide Herren ohne Ziererei küßt, doch scheint es ihm, als ob der Kuß, den sie dem Vater gibt, weit wärmer sei, als der, mit dem sie den Verlobten begrüßt.

»Warmes Wetter, Mr. Meekin,« sagt Frere. »Sylvia, meine Liebe, ich hoffe, Du bist nicht in der Hitze ausgegangen? — Doch! — Aber ich bat Dich — «

»O, es ist gar nicht heiß,« sagte Sylvia empfindlich, »ich bin ja nicht von Butter und schmelze nicht gleich. Ich danke Dir, aber Du brauchst nicht die Laden zu schließen.« Und dann, als ob Sie ärgerlich war über ihren Aerger fügte sie hinzu: »Du denkst immer an mich, Maurice,« und damit gab sie ihm ihre kleine Hand.

»Es ist sehr drückend, Kapitain Frere,« sagte Meekin »und für einen Fremden ganz entnervend.«

»Trinken Sie ein Glas Wein,« sagte Frere als ob das Haus ihm gehörte. Man muß bei solchem Wetter sich kräftigen.«

»Ja, ja gewiß,« sagte Vickers.

»Ein Glas Wein. Bitte, Sylvia, etwas Sherry. Ich hoffe sie hat Ihnen ihre sonderbaren Theorien nicht mitgetheilt, Mr. Meekin?«

»O nein, durchaus nicht,« sagte Meekin, der jetzt schon begriff,

daß dies reizende junge Mädchen als ein Geschöpf anzusehen war, das nicht nach den gewöhnlichen Regeln beurtheilt werden konnte. »Wir sind sehr gut mit einander fertig geworden, sehr gut.«

»Das ist Recht,« sagte Vickers. »Sie ist sehr geradezu, mein kleines Mädchen und Fremde verstehen sie manchmal nicht, — nicht wahr Poppet?«

Sylvia schüttelte schelmisch ihren Kopf. »Ich weiß nicht,« sagte sie.

»Warum sollten sie nicht?«

»Aber Du wolltest etwas sagen, als Du herein kamst. Was war es, Lieber?«

»Ach,« sagte Vickers mit ernstem Gesicht. »Ja, eine sehr merkwürdige Sache. Man hat die Schurken gefangen.«

»Was, — Du meinst doch nicht?« sagte Sylvia und wandte sich aufgeregt um.

In diesem kleinen Familienkreise war in der Unterhaltung nur von bestimmten Schurken die Rede, von den Meuterern des Osprey.

»Sie Haben vier von ihnen in diesem Augenblick in der Bai: Rex, Barker, Shires und Lesley. Sie sind an Bord der Lady Jane. Die merkwürdigste Geschichte, die ich in meinem Leben gehört habe. Die Kerls kamen bis China und gaben sich für schiffbrüchige Seeleute aus. Die Kaufleute in Canton brachten Geld zusammen und schickten sie nach London. Dort wurden sie vom alten Pine erkannt, der an Bord des Schiffes, in dem sie herkamen, Arzt war.«

Sylvia setzte sich mit rothen Wangen auf den nächsten Stuhl.

»Und wo sind die Andern?«

»Zwei sind in England hingerichtet. Die andern sechs sind nicht gefangen. Diese Kerls sind der Untersuchung wegen hergeschickt.«

»Was meinen Sie, mein Herr?« fragte Meekin, den Sherry mit den Augen eines fastenden Heiligen anblickend.

»Die Piraten von einer Deportierten Brigg — vor fünf Jahren,« sagte Vickers. »Die Schurken setzten meine arme Frau und Sylvia auf einer Küste aus und ließen sie dort, um da umzukommen. Wenn Frere nicht gewesen wäre, Gott segne ihn! — so wären sie

gestorben. Sie schossen den Lootsen und einen Soldaten todt; doch es ist eine lange Geschichte.«

»Ich habe schon davon gehört,« sagte Meekin und schlürfte den Sherry, welchen ein anderer Sträfling ihm gebracht hatte, — und von Ihrem edlen Betragen, Kapitain Frere.«

»O, das ist nichts. Wir waren Alle in demselben Boot.«

»Poppet nimm ein Glas Wein.«

»Nein, ich mag nicht,« sagte Sylvia.

Sie starrte aus den hellen Lichtstrahl, der zwischen der Veranda und den Fenster-Jalousien sich hinzog, als ob das Licht ihr helfen könne; sich an etwas zu erinnern. »Was gibts?« fragte Frere, sich über sie beugend.

»Ich möchte mich gern an etwas erinnern, Maurice, aber ich kann nicht. Es ist Alles so verwirrt. Ich erinnere mich nur einer großen Küste und einer großen See und an zwei Männer. — Einer davon warst Du, — Lieber — Du trugst mich in Deinen Armen!«

»O Gott, o Gott,« seufzte Meekin.

»Sie war noch ein Kind,« sagte Vickers hastig, als ob er nicht zugeben wolle, daß nur ihre Krankheit Ursache ihrer Vergeßlichkeit war.

»O nein, ich war zwölf Jahre alt,« sagte Sylvia, — »das nennt man doch kein Kind. Aber das Fieber machte mich so dumm.«

Frere, sie unruhig anblickend, rutschte auf feinem Stuhl hin und her. »Ach denke nicht weiter daran,« sagte er.

»Maurice;« fragte sie plötzlich, »Was ist aus dem andern Mann geworden?«

»Welchem andern Mann?«

»Dem Mann, der mit uns zusammen war; dem Andern, Du weißt.«

»Dem armen Bates?«

»Nein, nicht Bates. Dem Gefangenen. Wie hieß er?«

»O, der Gefangene,« sagte Frere, als ob er selbst den Namen auch vergessen hätte. »Nun, Du weißt ja, Liebste, er ist nach Port Arthur geschickt worden.«

»Ach,« sagte Sylvia schauernd, »ist er noch dort?«

»Ich glaube,« meinte Frere mit gerunzelter Stirn, als ob ihm der Gegenstand unangenehm wäre.

»Uebrigens,« sagte Vickers, »ich glaube, wir werden den Burschen zum Verhör herkommen lassen müssen. Wir müssen die Burschen Identifizieren lassen.«

»Können Sie und ich das nicht thun?« fragte Frere sichtlich unruhig.

»Ich glaube nicht. Ich möchte nach fünf Jahren nicht auf einen Mann schwören.«

»Bei George,« rief Frere, »ich würde auf ihn schwören! Wenn ich ein Mal eines Mannes Gesicht gesehen, — das ist genug für mich.«

»Es wäre besser, einige Gefangene herbeizuschaffen, die zu der Zeit in Macquarie Harbour waren,« sagte Vickers, der die Sache zu Ende bringen wollte. »Ich möchte um keinen Preis die Schurken mir durch die Finger schlüpfen lassen.«

»Sind die Leute in Port Arthur alte Männer?« fragte Meekin.

»Alte Deportierte,« erwiderte Vickers. »Es ist unser Platz für die in der Kolonie Bestraften. Die Schlimmsten sind dort. Es hat die Stelle von Macquarie Harbour eingenommen. Was für eine Aufregung wird dort herrschen, wenn der Schooner am Montag hingeht.«

»Aufregung! So — wie interessant! Und warum?« fragte Meekin.

»Um die Zeugen herzubringen, mein lieber Herr. Die meisten der Gefangenen dort, sind auf lebenslänglich verurtheilt und eine Fahrt nach Hobart Town ist für sie ein wahrer Festtag.«

»Und verlassen sie nie ihren Platz, wenn sie für's ganze Leben verurtheilt sind?« fragte Meekin, einen Biskuit essend. »Wie schrecklich!«

»Niemals außer wenn sie sterben,« sagte Frere lachend. »Und dann werden sie auf einer Insel begraben. O, das ist ein schöner Platz! Sie sollten mit herunter kommen und sich Alles ansehen, Mr. Meekin. Sehr malerisch, kann ich Sie versichern.«

»Lieber Maurice,« sagte Sylvia an das Piano gehend, als ob sie gegen die Art der Unterhaltung sich auflehnen wollte, »wie kannst Du so sprechen?«

»Ich möchte es sehr gern sehen,« sagte Meekin, weiter essend, »denn Sir John sagte etwas von einer Kaplanstelle dort und ich glaube, das Klima ist dort erträglich.«

Der Sträflingsdiener trat wieder ein und indem er dem Major einige offizielle Papiere einhändigte starrte er auf den zierlichen Geistlichen. Der rohe Maurice Frere lachte wieder.

»O, das ist ein erdrückendes Klima und nichts dort zu thun. Gerade eine gute Stelle für Sie. Da ist eine ordentliche kleine Kolonie unten. Aller Skandal von Van Diemens Land wird dort in Port Arthur zerhackt.«

Dies angenehme Geschwätz über Skandal und Klima bildete einen fürchterlichen Vordergrund zu dem Bilde des einsamen Eilandes, wo sie begraben wurden die unglücklichen Gefangenen auf Lebenszeit. Vielleicht dachte das auch Sylvia, denn sie schlug einige Töne an, welche die Gesellschaft zwangen, wenigstens aus Höflichkeit einige Augenblicke zu schweigen und Mr. Meekin erinnerten, das es Zeit seit sei, sich zu empfehlen.

»Guten Tag, Miß Vickers,« sagte er mit seinem süßesten Lächeln.

»Ich danke Ihnen für Ihre entzückende Musik. Des Stück ist ein alter, alter Bekannter von mir. Es war Lady Janes Lieblingsstück beim Bischof. Bitte verzeihen Sie mir, mein theurer Kapitain Frere, aber dies merkwürdige Ereignis — die Gefangennahme der Meuterer — ist meine Entschuldigung wenn ich einen zarten Gegenstand berühre. Wie reizend, Sie zu betrachten! Sie und die junge Dame! Der Retter und die Gerettete! Theurer Major! »Mir der Tapfere, Sie wissen *nur* der Tapfere, — nur der *Tapfere* verdient die Schöne! Sie kennen den alten John! Ja, — guten Abend! «

»Es ist freilich noch lange hin,« sagte Vickers, immer freundlich gegen Jeden gesinnt, der seine Tochter lobte, »aber wenn Sie nichts Besseres zu thun haben, kommen Sie und essen Sie am Weihnachtstage mit uns, Mr. Meekin. Wir haben gewöhnlich eine kleine Gesellschaft hier.«

»Entzückt,« sagte Mr. Meekin, — entzückt. Es ist so erquickend Personen in dieser Kolonie zu treffen, die mit dem eigenen Geschmack so übereinstimmen. »Weiche Seelen finden sich,« Sie

wissen Miß Vickers, — ja, ja. Noch ein Mal guten Abend.«

Die lebhaftige Sylvia brach in ein Gelächter aus, als die Thür sich hinter ihm schloß.

»Was für ein lächerliches Geschöpf!« sagte sie. »O dieser Mann mit feinen Handschuhen, seinem Sonnenschirm, seinen Locken, seinem Riechwasser! Denkt nur, daß dieser zierige Affe mir den Weg zum Himmel zeigen soll! Lieber habe ich doch den alten Bowes, Papa, obgleich er so blind ist wie ein Maulwurf und sich immer seine Trumpfe aufhebt.«

»Meine liebe Sylvia, sagte Vickers ernst, »Du weißt, Mr. Meekin ist ein Geistlicher!«

»O ich weiß!« sagte Sylvia, »aber ein Geistlicher muß doch sprechen, wie ein Mann, kann er das nicht? Warum schicken sie solche Leute her? Die sollten lieber zu Hause bleiben! O übrigens, Papa, der arme, alte Danny ist wieder zurück gekommen. Ich habe ihm gesagt er könnte in die Küche gehen. Kann er, Papa?«

»Du wirst bald das ganze Haus voll von diesen Vagabunden haben, Du kleine Katze,« sagte Vickers und küßte sie. »Ich denke ich muß ihn hier lassen. Was hat er jetzt gethan?«

»Seine Frau,« sagte Silvia, hat ihn einsperren lassen, weil er betrunken war. Frau! Ich möchte wissen, wozu die Männer die Frauen nöthig haben?«

»Frage Maurice,« sagte Vickers lächelnd.

Sylvia sprang fort und schüttelte den Kopf.

»Was weiß er davon? Maurice Du bist ein großer Bär, und wenn Du mir nicht das Leben gerettet hättest, würde ich Dich nicht ein bisschen lieb haben. Da, jetzt kannst Du mich küssen (ihre Stimme wurde etwas sanfter). Diese Gefangenen Angelegenheit hat mich wieder daran erinnert und ich würde ja sehr undankbar sein, wenn ich Dich nicht liebte, Lieber!«

Maurice Frere wurde plötzlich sehr roth, nahm die erlaubte Liebkosung an und wandte sich dann zum Fenster. Ein Mann in graue Jacke arbeitete im Garten und piff dabei.

»Sie sind gar nicht so schlecht dran,« sagte Frere leise.

»Was ist's « fragte Sylvia.

»Daß ich nicht halb gut genug für Dich hin,« sagte Freie heftig.

»Ich — ich — «

»An mein Glück sollen Sie denken, Kapitain Braun, « sagte das Mädchen. »Sie haben mein Leben gerettet, nicht wahr, und ich sollte so gottlos sein und sie nicht lieben? — Nein, nein, keine Küsse mehr.«

Sie streckte ihre Hand gegen ihn aus. »Komm Papa, Liebster. Jetzt ist es kühl. Wir wollen in den Garten gehen und Maurice kann über seine eigne Unwürdigkeit nachdenken.«

Maurice beobachtete das abgehende Paar. »Sie verläßt mich immer und geht mit ihrem Vater,« sagte er zu sich selbst. »Ich möchte wissen, ob sie mich wirklich liebt, oder ob es nur Dankbarkeit ist?«

Er hatte sich oft diese Frage vorgelegt, seit den fünf Jahren, daß er um sie warb, aber er hatte sich nie eine genügende Antwort darauf geben können.

Zweites Capitel.

Sara Purfoy's Bitte.

Der Abend ging vorüber wie hundert andre Abende und nachdem Frere in der Kaserne noch eine Pfeife geraucht hatte, ging er nach Hause. Seine Heimath war ein Haus an dem neuen Stadtwege, das er bewohnte, seit er zum Polizei-Richter ernannt war, eine Stelle, die ihm als Belohnung für seine Auszeichnung bei Gelegenheit der Osprey-Meuterei gegeben war. Kapitain Maurice Frere war im Leben gestiegen. In Hobart Town hatte er eine gewisse Stellung in der Gesellschaft erreicht, nachdem er verschiedene Aemter verwaltet, die damals im Jahre 1834 häufig den Offizieren der Garnison übertragen wurden. Er war Ober-Inspector der Arbeiten von Bridgewater gewesen, dann, als er Kapitain wurde, Assistent des Polizei-Richters in Bothwell. Die Angelegenheit mit dem Osprey machte viel Aufsehen und man beschloß, daß die erste, gute Stelle, welche erledigt wäre, Kapitain Frere als Belohnung für seine Tapferkeit haben sollte, mit der er Major Vickers' Kind gerettet hatte.

Major Vickers ging es auch gut.

Er war immer ein sorgfältiger Mann gewesen und da er einiges Geld gespart, hatte er Land unter sehr günstigen Bedingungen gekauft. Das Assignement-System setzte ihn in den Stand, Theile davon mit sehr geringen Kosten bearbeiten zu lassen und er hielt Vieh und Schafe auf seinen Stationen. Er hatte sein Patent verkauft und war jetzt ein verhältnißmäßig reicher Mann. Er besaß ein schönes Eigenthum; das Haus, worin er wohnte, war sein eigen. Er stand in gutem Ansehen bei der Regierung und seine Stellung als Ober-Aufseher (Superintendent) der Deportierten ließ ihn einen sehr thätigen Antheil an der Regierung nehmen und verursachte, das er fortwährend sich in der Oeffentlichkeit bewegte. Major Vickers, ein Kolonist gegen seinen Willen, war durch die Macht der Umstände ein Führer im Lande geworden. Seine Tochter war eine gute Partie

für jeden jungen Mann und mancher Fähnrich und Lieutenant, der sein hartes Loos in den Landgarnisonen verfluchte, mancher Ansiedler, der auf der väterlichen Station in den Bergen wohnte, mancher elegante junge Beamte im Civil-Departement beneidete Maurice Frere um sein Glück. Einige gingen so weit, zu behaupten, daß die schöne Tochter von Major Vickers viel zu schade sei für den rohen, rothgesichtigen Frere, dessen vergangenes Leben nicht sehr moralisch gewesen und der bekannt war wegen seiner Liebe zu gemeiner Gesellschaft und seines fast brutalen Benehmens. Niemand bestritt, daß er ein tüchtiger Offizier sei. Man sagte, daß er, in Folge seiner Liebhabereien, viel mehr von den Streichen der Sträflinge verstand, als irgend ein anderer Mensch im Lande. Man sagte auch, daß er sich verkleidet unter die Beurlaubten und Dienstboten mische, um ihre Zeichen und Geheimnisse zu lernen. Als er in seinem Amt in Bridgewater stand, war es sein Vergnügen, die Kettensträflinge in ihrer eignen, scheußlichen Sprache anzureden und einen neuen Ankömmling durch Kenntniss seiner Vorgeschichte in Erstaunen zu setzen. Die Deportierten haßten ihn und hielten doch zu ihm, denn bei aller Brutalität und Gewaltthätigkeit besaß er einen rohen Humor und kam es ihm zuweilen nicht gerade daraus an, den Buchstaben des Gesetzes zu erfüllen. Doch wie die Deportierten sagten, »war man nie sicher mit dem Kapitain«, denn wenn er mit ihnen getrunken und gespaßt hatte, wie das Orakel der Kneipe, deren Wirthin er mit seiner Gegenwart beehrte, so verschwand er plötzlich durch eine Seitenthür, gerade in dem Augenblick als die Constabler durch die andre Thür hereinkamen. Am nächsten Morgen zeigte er sich dann bei der Verurtheilung der Aufgegriffenen so schonungslos, als ob er selbst nie in einem Trink immer gewesen wäre. Seine Vorgesetzten nannten das: Eifer, seine Untergebenen: Verrätherei. Er selbst lachte darüber. Er pflegte zu sagen: »Alles ist erlaubt mit diesen Schuffen.«

Als die Zeit seiner Heirath sich nahte, hatte er gewissermaßen diese Dinge aufgegeben und versuchte durch ein Betragen gewisse unangenehme Skandalgeschichten seines Privatlebens unter seinen Bekannten vergessen zu machen. Früher war es ihm gleich

gewesen, ob sie bekannt wurden oder nicht.

Als Kommandant von Maria Island und in den ersten zwei Jahren nach seiner Rückkehr von Macquarie Harbour hatte keine Furcht vor der Meinung der Gesellschaft seiner natürlichen Rohheit Zügel angelegt. Als aber seine Neigung zu dem reinen, jungen Mädchen, das aus ihm als ihren Befreier von einem schrecklichen Tode blickte, an Rechtschaffenheit und Innigkeit zunahm, beschloß er, diese dunklen Blätter seines Kolonielebens zu schließen und sie nicht wieder aufzuschlagen. Er bereute nicht; er hatte keine Gewissensbisse er war auch nicht übersättigt. Er kam nur zu dem Schluß, daß, wenn ein Mann heirathet, er gewisse Extravaganzen, die dem Junggesellenleben ankleben, fallen lassen müsse. Er hatte sich seine Hörner abgelaufen, wie alle jungen Männer thun; vielleicht hatte er auch eben so thöricht gehandelt wie viele Andre, aber keine vorwurfsvolle Erinnerung übler Thaten verfolgte ihn. Seine Natur war viel zu prosaisch, um solchen Phantomen Spielraum zu lassen. Sylvias stand in ihrer Reinheit und Vortrefflichkeit so hoch über ihm, daß, als er seine Augen zu ihr erhob, alle die Geschöpfe, zu denen er sich sonst herab gelassen hatte, seinem Blicke völlig verschwanden. Er war zu der Idee gekommen, daß alle die Sünden, die er vor seiner Erlösung durch die Liebe zu diesem reinen, jungen Geschöpfe, begangen, einem ganz anders bedingten Dasein angehörten und aß er für deren Folgen gar nicht mehr verantwortlich gemacht werden könnte. Doch war eine dieser Folgen in diesem Augenblick sehr nahe bei der Hand.

Sein Sträflingsdiener übergab ihm, als er in's Haus trat einen Brief, dessen Adresse von weiblicher Hand geschrieben war.

»Wer brachte dies?« fragte Frere, ihn schnell ausreißend.

»Ein Diener, Herr. Er sagte, der Herr sei im Georg der Vierte und wünsche, Sie zu sehen.«

Frere lächelte bewundern wegen der Schlauheit, die solche Botschaft gesandt hatte und dann runzelte er die Stirn wegen des Inhalts des Schreibens.

»Du brauchst nicht zu warten,« sagte er zu dem Manne. »Ich muß noch einmal zurück gehen.«

Er vertauschte seine Militairmütze gegen einen weichen gut und einen Stock aus einer ganzen Sammlung von Stöcken auswählend, ging er hinaus. »Was mag sie nur wollen?« fragte er sich ärgerlich, als er den mondbeleuchteten Weg hinab ging. Doch bei allem Aerger fühlte er, daß, was sie auch immer von ihm verlangen möge, sie volles Recht habe, die Gewährung zu erwarten.

Der Georg der Vierte war ein langes, niedriges Haus, das in der Elisabeth Straße lag.

Die Vorderwand war matt rot gemalt und die kleinen Glasscheiben in den Fenstern, die absichtlich gewählten rothen Vorhänge und die heimische Behaglichkeit gaben dem Hause einen Anstrich von alter, englischer Heiterkeit. Ein Haufe Männer in der Thür wurde unsichtbar, als Frere sich näherte, denn es war schon nach elf Uhr und alle Personen, die nach elf Uhr in den Straßen gefunden wurden, mußten ihren Paß vorzeigen oder sich über ihre Geschäfte anweisen. Die Constabler waren nicht zu gewissenhaft in Ausübung ihrer Pflichten und die starke Gestalt von Frere in dunkelblau gekleidet, das er als Sommerkostüm trug, sah der eines Constablers nicht unähnlich.

Frere stieß eine Seitenthür mit der Miene eines Mannes auf, der im Hause wohlbekannt ist und ging dann einen engen Gang bis zu einer Glasthür hinauf. Ein Klopfen an diese Thür brachte ein bleiches, pockennarbiges, irisches Mädchen heraus, welches ihn die Treppe hinauf führte. Das Zimmer, in das er trat, war recht groß. Es hatte drei Fenster nach der Straße hinaus und war sehr hübsch eingerichtet. Der Teppich war weich, die Lichter brannten hell und das Abendbrod stand einladend auf einem Tisch zwischen den Fenstern.

Als Frere eintrat lief ihm ein kleiner Rattenfänger bellend zwischen die Füße. Augenscheinlich war er kein häufiger Besucher. Das Rauschen eines seidenen Kleides verrieth die Gegenwart einer Dame und als Frere um die Ottomane herum ging, stand er Sara Purfoy gegenüber.

»Danke, daß Sie kommen,« sagte sie. »Bitte setzen Sie sich.«

Dies war der einzige Gruß, welcher zwischen ihnen gewechselt

wurde und Frere setzte sich auf einen Wink der beringten, runden Hand.

Die elf Jahre, seit wir diese Frau gesehen, waren sanft an ihr vorübergegangen. Ihr Fuß war so klein, ihre Hand so weiß wie sonst. Ihr Haar, dicht am Kopf in die Höhe gebunden war voll und glänzend und ihre Augen hatten nichts von ihrem gefährlichen Glanz verloren. Ihre Gestalt war freilich bedeutend stärker und ihren weißen Arm, der durch den Mull des Aermels schimmerte, hätte ein anspruchsvolles Künstlerauge dünner gewünscht.

Die größte Veränderung war in ihrem Gesicht vorgegangen. Der Wange fehlte jene zarte Reinheit, die sie sonst besessen und es zeigten sich feine rothe Streifen, — als ob das Blut zu heftig in den Nerven klopfte, — das erste Zeichen des Verfalles der Schönheit. Mit dem mittleren Alter war jene Fülle der Gestalt gekommen, welcher Frauen ihres Temperaments meist unterworfen sind und damit auch eine Rohheit der Sprache, welche in dem gänzlich fehlenden moralischen Halt ihren Grund hat.

Maurice Frere sprach zuerst, als ob ihm daran gelegen wäre, die Unterhaltung bald zu Ende zu bringen.

»Was wollen Sie von mir?« fragte er.

Sara Purfoy lachte. Es war ein gezwungenes Lachen, das so unnatürlich klang, daß Frere sich zu ihr umwandte.

»Sie sollen mir eine Gunst erweisen, eine große Gunst; das heißt, wenn es Ihnen nicht gar zu unbequem ist.«

»Was meinen Sie?« fragte Frere rauh, seine Lippen aufwerfend. »Gunst! Wie nennst Du das?« Und damit schlug er auf das Sopha. »Ist das nicht eine Gunst? Und was ist Dein kostbares Haus und Alles darin? Ist das nicht auch eine Gunst? Was willst Du?«

Zu seinem höchsten Erstaunen, antwortete das Weib damit, daß es Thränen vergoß. Eine Weile sah er sie schweigend an, als ob er nicht Willens sei, durch solche alberne Verstellung sich besiegen zu lassen. Endlich fühlte er sich doch gezwungen, etwas zu sagen. »Hast Du wieder getrunken?« fragte er, »oder was fehlt Dir? Sage mir, was Du willst und dann laß es gut sein. Ich weiß nicht, was mich besessen hat, daß ich überhaupt hierher gekommen.«

Sara richtete sich auf und wischte mit leidenschaftlicher Geberde die Thränen fort. »Ich bin krank, kannst Du das nicht sehen, Du Narr,« sagte sie. »Die Nachricht hat mich ganz herunter gebracht. Und wenn ich getrunken habe, was dann? Das geht Dich doch nichts an, was?«

»O nein,« antwortete der Andre, »es geht mich nichts an. Dabei bist Du die Hauptperson. Wenn Du Dich mit Branntwein vollfüllen willst, so magst Du es thun.«

»Jedenfalls bezahlst Du nicht dafür,« sagte sie mit einer Schnelligkeit, die andeutete, daß dies wohl nicht ihr erster Streit war.

»Nun,« sagte Frere mit ungeduldiger Rohheit, — »weiter! Ich kann nicht die ganze Nacht hier bleiben.«

Sie stand plötzlich auf und ging zu ihm. »Maurice, Du hattest mich sehr gern!«

»Einst,« sagte Maurice.

»Es sind noch nicht viele Jahre her.«

»Verdammt,« sagte er und zog seinen Arm unter ihrer Hand fort. »Wir wollen die ganze Geschichte nicht noch ein Mal hören. Das war, ehe Du trankest und fluchtest und rasend wurdest vor Leidenschaft.«

»Nun, Liebster,« sagte sie und die funkelnden Augen strafften ihre sanfte Stimme Lügen. »Habe ich nicht dafür leiden müssen? Hast Du mich nicht auf die Straße gejagt? Hast Du mich nicht gepeitscht wie einen Hund? Hast Du mich nicht in's Gefängnis gesteckt? Es ist schwer gegen Dich anzukämpfen, Moritz.«

Die Schmeichelei über seine Kraft schien ihm zu gefallen, — vielleicht wollte das die schlaue Person. Er lächelte. »Gut, laß alte Zeiten alte Zeiten sein, Sara. Es ist Dir nicht schlecht gegangen,« und er sah das wohleingerichtete Zimmer an. »Was willst Du?«

»Gestern ist ein Gefangenenschiff angekommen.«

»Nun?«

»Du weißt, *wer* an Bord ist, Maurice.«

Maurice schlug mit rohem Lachen die eine Hand in die andere. »O, das ist es, das ist es! Wie einfältig! Daran nicht eher zu denken.

Du willst ihn sehen, nicht wahr?«

Sie drängte sich dicht an ihn und nahm in ihrem Eifer eine seiner Hände: »Ich will sein Leben retten.«

»O, verdammt; sein Leben retten, das kann nicht geschehen.«

»Du kannst es thun, Maurice.«

»Ich! das Leben von John Rex retten!« rief Frere. »Du mußt toll sein.«

»Er i der einzige Mensch, der mich liebt, Maurice, der einzige Mensch, der um mich sorgt. Er hat kein Unrecht gethan. Er wollte nur frei sein, das ist natürlich. Du kannst ihn retten, wenn Du willst. Ich bitte nur um sein Leben. Was geht das Dich an? Ein elender Gefangener, — sein Tod nützt Niemand. Laß ihn leben Maurice!«

Maurice lachte. »Was habe ich damit zu thun?«

»Du bist der Hauptzeuge gegen ihn. wenn Du sagst, daß er sich gut betragen hat, — Du weißt, — Viele hätten — Euch verhungern lassen, — dann werden sie ihn nicht hängen.«

»So, werden sie nicht? Das wird keinen großen Unterschied machen.«

»O Maurice, sei barmherzig!«

Sie neigte sich zu ihm und versuchte, seine Hand zu nehmen, aber er entzog sie ihr. »Eine nette Art Frau, die mich bittet, ihrem Geliebten zu helfen, der mich auf der verfluchten Küste aussetzte, um dort zu verhungern,« sagte er, in bitterer Erinnerung der Demüthigung, die er vor fünf Jahren erlitten. »John retten, — Gott verdamme ihn!«

»Ach, Maurice, Du wirst es thun.« Sie sprach mit unterdrücktem Schluchzen. »Was ist es für Dich? Du kümmerst Dich nicht mehr um mich. Du hast mich geschlagen und aus der Thür geworfen, obgleich ich Dir nichts Böses that. Dieser Mann war mein Ehemann, lange ehe ich Dich traf. Er hat Dir nie etwas zu Leide gethan und wird es auch nie thun. Er wird Dich segnen, wenn Du ihn rettetest, Maurice.«

Frere schüttelte ungeduldig den Kopf. »Mich segnen,« sagte er. »Ich brauche seinen Segen nicht. Laß ihn hängen. Wen geht's etwas an?«

Doch fuhr sie fort mit strömenden Augen, mit erhabenen, weißen Armen, auf ihren Knien, seinen Rock fassend ihn in gebrochenen Tönen anzuflehen. In ihrer wilden Schönheit und in ihrer leidenschaftlichen Verzweiflung hätte man sie für eine verlassene Ariadne halten können, für eine flehende Medea, eher als für ein liederliches Weib, das halb von Sinnen war und um Verzeihung für ihren verurtheilten Gatten bat. Maurice Frere stieß sie jetzt mit einem Fluche zurück.

»Steh' auf,« brüllte er ganz wüthend, »und höre mit dem Unsinn auf. Ich sage Dir, der Mann ist so gut wie todt, ich wenigstens rette ihn nicht.«

Da brach ihre lang verhaltene Leidenschaft aus. Sie sprang auf ihre Füße, strich die Haare aus ihrem Gesicht, die während ihres Flehens sich gelöst hatten und überschüttete ihn mit einer Fluth von Beleidigungen. »Du! Wer bist Du, daß Du so mit mir zu sprechen wagst? Sein kleiner Finger ist mehr werth als Dein ganzer Körper. Er ist ein Mann, ein tapferer Mann, nicht ein Feigling wie Du! Ein Feigling — ja ein Feigling! Du bist sehr tapfer schutzlosen rauhen und Kindern gegenüber. Du hast mich geschlagen bis mein Rücken schwarz war, Du Hund, aber Männer hast Du nur angegriffen, wenn sie in Ketten oder gebunden waren. Weiß ich es nicht? Habe ich nicht gesehen, wie Du einen Mann auf den Triangeln geplagt hast, bis ich wünschte, der Unglückliche möchte aufspringen und Dich morden, wie Du es verdienst. Sie werden Dich noch eines Tages morden Maurice Frere, — darauf gebe ich Dir mein Wort. Menschen sind von Fleisch und Blut und Fleisch und Blut will solche Qualen, wie Du sie auferlegst nicht erdulden.«

»So, nun ist's genug,« sagte Frere, blaß werdend. »Rege Dich nicht auf.« — Er hätte eben so gut zu dem Stuhl sprechen können, an den sie sich anhielt, um eine Antwort zu bekommen.

»Ich kenne Dich, Du roher Feigling. Ich bin nicht Deine Geliebte gewesen — Gott vergebe mir — ohne Dich aus und inwendig zu kennen. Ich habe Deine Unwissenheit und Deine Eingebildetheit kennen gelernt. Ich habe gesehen, wie die Männer, die Deinen Wein tranken, Dich auslachten. Ich habe gehört, was Deine Freunde

sagten, — habe die Vergleiche gehört, die sie anstellten. Einer Deiner Hunde hat mehr Verstand als Du und zwei Mal so viel Herz. Und dies sind die Männer, die man herschickt, um uns zu regieren. O Himmel, solch ein Thier hält Leben und Tod in seinen Händen! Er mag hängen, mag er? Dann will ich mit ihm hängen und Gott möge mir den Mord vergeben; ich will Dich tödten!«

Frere war bei diesem Wuthausbruch in sich zusammengesunken, aber bei ihren letzten, fast mit einem Schrei ausgestoßenen Worten, sprang er vor, um sie zu fassen. In der Verzweiflung warf sie sich ihm entgegen.

»Schlage mich; Du wagst es nicht. Ich fordere Dich heraus. Rufe die Elenden herbei, welche in diesem verfluchten Hause den Weg zur Hölle kennen lernen wollen und laß sie sehen, wie Du es verstehst. Rufe sie. Sie sind alte Freunde von Dir! Sie kennen Alle Kapitain Maurice Frere.«

»Frere, Du erinnerst Dich an Lucy Barnes, — die arme, kleine Lucy Barnes, welche für ein paar Groschen Kattun gestohlen hatte. Sie ist unten. Du würdest sie nicht kennen, wenn Du sie sähest! Sie ist nicht mehr das rosige Kind, das sie war, als sie hierher geschickt wurde, um »gebessert« zu werden und als Lieutenant Frere ein neues Hausmädchen aus der Factorei brauchte. Rufe sie, rufe sie, — hörst Du! Frage doch eine von den Bestien, die Du peitschen läßt und in Ketten legen, nach Lucy Barnes. Sie können Dir Alles über sie sagen und noch über viele Andere, viele arme Seelen, die jedem Betrunkenen, der eine Fünf-Pfundnote gestohlen hat, aufwarten müssen.«

»O Gott im Himmel, willst Du diesen Mann nicht richten?«

Frere zitterte. Er hatte oft die Stürme der Leidenschaften bei diesem Geschöpf erlebt, aber nie hatte er sie so heftig gesehen. Ihre Raserei brachte ihn in Furcht.

»Um's Himmelswillen, Sara, sei ruhig. Was willst Du denn? Was soll ich thun.«

»Ich werde zu dem Mädchen gehen, das Du heirathen willst und ihr Alles erzählen, was ich von Dir weiß. Ich habe sie auf der Straße gesehen, habe gesehen, wie sie nach der anderen Seite blickte,

wenn ich vorüber kam, wie sie ihr Sommerkleid zusammenfaßte, wenn ich in Seide rauschte. Ich, die ich sie pflegte und sie ihre Gebete sagen ließ — (o Jesus, habe Erbarmen mit mir!) — Ja, ich weiß, was sie von Frauen wie ich bin, denkt. Sie ist gut und tugendhaft — und kalt. Sie würde schaudern, wenn sie wüßte, was ich weiß. — Schaudern! — Sie würde Dich hassen! Und ich werde ihr Alles erzählen, — ja das will ich. Du willst gern anständig und angesehen sein? Ein Muster-Gatte! — Warte, bis ich meine Geschichte erzählt habe, — bis ich einige von diesen armen Frauen hinschicke, damit sie ihre Geschichte erzählen. Du tödtest meine Liebe, — nun will ich Deine zerstören und verderben!«

Frere faßte sie an beiden Handgelenken und zwang sie mit aller Kraft auf die Knie.

»Nenne nicht ihren Namen,« sagte er mit heiserer Stimme, — »oder ich thue Dir ein Leid's. Ich weiß Alles, was Du thun willst, ich bin nicht solch Narr, das nicht zu verstehen. Sei ruhig! Männer haben Frauen, wie Du eine bist, gemordet und jetzt weiß ich, wie sie dazu kommen.«

Es entstand ein augenblickliches Schweigen und endlich ließ Frere ihre Hände los und trat zurück.

»Ich will thun, was Du verlangst, unter einer Bedingung.«

»Welche?«

»Daß Du diesen Orte verlässest.«

»Wohin zu gehen?«

»Irgend wohin, je weiter, desto besser! Ich will Deine Reise nach Sydney bezahlen und Du kannst da bleiben oder fortgehen, wie Du magst.«

Sie war ruhiger geworden, als sie ihn nachgeben sah.

»Aber dies Haus, Maurice?«

»Du hast keine Schulden?«

»Nein!«

»Nun, so verlaß es. Das ist Deine Sache, nicht meine. Wenn ich helfe mußst Du fort.«

»Kann ich ihn sehen Maurice!«

»Nein!«

»Ach Maurice!«

»Du kannst ihn ja in den Docks sehen, wenn Du magst,« sagte Frere mit einem Lachen, das ein Blitz ihrer Augen abschnitt.

»Nun, ich wollte Dich nicht beleidigen.«

»Mich beleidigen? — Fahre fort.«

»Höre,« sagte er mürrisch. Wenn Du fortgehen willst und mir versprechen, niemals Dich in irgend etwas zu mischen, was mich oder die Meinigen angeht, niemals mit Wort oder That, so will ich thun, was Du verlangst.«

»Was willst Du thun?« fragte sie, unfähig ein Lächeln über den Sieg zu unterdrücken, den sie gewonnen.

»Ich will nicht Alles sagen, was ich von dem Manne weiß. Ich will sagen, daß er mir Gutes erwies. Ich will Alles thun, um sein Leben zu retten.«

»Du kannst es retten, wenn Du willst.«

»Gut, ich will versuchen. Bei meiner Ehre, ich will es versuchen.«

»Ich muß Dir glauben, denke ich?« sagte sie zweifelnd und dann fügte sie plötzlich kläglich bittend in merkwürdigem Gegensatz zu ihrer früheren Heftigkeit hinzu: »Du betrügst mich nicht, Maurice?«

»Nein, — warum sollte ich? Du hältst dein Versprechen und ich halte das meine. Es ist ein Vertrag?«

»Ja.«

Er blickte sie einige Augenblicke fest an und drehte sich dann auf dem Absatz herum.

Als er die Thür erreichte, rief sie ihn zurück. Sie wußte, daß er, so weit sie ihn kannte, sein Wort halten würde, und ihre weibliche Natur konnte einen Abschiedshieb nicht unterdrücken.

»Nichts in dem Vertrage hindert mich, ihm zur Flucht zu verhelfen?« sagte sie mit einem Lächeln.

»Flucht! Er wird nicht wieder fliehen, — dafür will ich bürgen. Einmal in Port Arthur in doppelten Eisen und er ist sicher.«

Das Lächeln auf ihrem Gesicht schien ansteckend, denn auch seine Züge erheiterten sich.

»Gute Nacht, Sara,« sagte er.

Sie hielt ihm ihre Hand hin, als ob nichts vorgefallen wäre.

»Gute Nacht, Kapitain Frere. Also wir halten den Vertrag?«

»Gewiß.«

»Sie haben einen langen Weg nach Hause. Wollen Sie etwas Branntwein mitnehmen?«

»Es ist mir gleich,« sagte er, ging an den Tisch und füllte sich ein Glas. »Glückliche Reise für Dich, Sara.«

Sara Purfoy die ihn beobachtete, brach in Gelächter aus.

»Die Menschen sind sonderbare Geschöpfe,« sagte sie. »Wer könnte denken, daß wir uns eben erst häßliche Namen beigelegt haben. Ja, ja, ich bin schlimm, wenn ich gereizt werde, nicht wahr, Maurice?«

»Denke daran, was Du versprochen hast,« sagte er mit einem etwas drohenden Ton in der Stimme, als er nach der Thür ging, Du mußt mit dem nächsten Schiff von hier fort sein.

»Fürchte nichts, ich gehe.«

Als er in die kühle Straße kam und die Sterne so still scheinen und das Wasser in tiefem Frieden ruhen sah, von welchem Frieden nichts in ihm zu finden war, suchte er die nervöse Angst, die ihn gepackt, von sich abzuschütteln. Die Unterredung hatte ihn geängstigt, denn sie gab ihm zu denken. Es war hart, daß gerade jetzt, als er ein neues Blatt in seinem Lebensbuche aufschlagen wollte, ihm dieser Fleck seine neue Seite beschmutzen sollte. Es war grausam, daß, da er Alles so bequem vergessen hatte, er auf's Neue so rauh daran erinnert werden mußte.

Drittes Capitel.

Die Geschichte von zwei Raubvögeln.

Der Leser der vorhergehenden Capitel hat sich gewiß schon gefragt: »Welches Band mag John Rex und Sara Purfoy vereinigen?«

Im Jahre 1825 lebte in St. Heliers auf Jersey ein Uhrmacher, Namens Urban Purfoy. Er war ein hart arbeitender Mann, und hatte etwas Geld erspart, das hinreichte, um seiner Enkelin eine Erziehung zu geben, welche in jenen Tagen über das Gewöhnliche hinausging. Mit sechzehn Jahren war Sara Purfoy ein hohlköpfiges, eigensinniges Mädchen mit großen, braunen Augen und sehr entwickelten — Formen. Sie hatte eine schlechte Meinung von ihrem eigenen Geschlecht und eine ungeheure Meinung von dem andern, wenn es jung und hübsch war. Die Nachbarn sagten, daß sie sich zu hoch hielt für ihre Stellung im Leben. Ihr Großvater sagte, sie sei eine Schönheit und ihrer armen Mutter sehr ähnlich. Sie selbst dachte ziemlich gering von ihren persönlichen Eigenschaften und ziemlich hoch von ihren geistigen. Sie war voller Leben und Leidenschaft, und hatte wenig religiöses Gefühl. Sie hatte keine große Achtung vor moralischem Mute, denn sie verstand ihn nicht, bewunderte aber auf's Aeßerste persönliche Tapferkeit. Ihre Verachtung des alltäglichen Lebens zeigte sie durch Rebellion gegen alle Gebräuche. Sie wollte ausfallen durch besondere Kleidung und war nie glücklicher, als wenn man sie mißverstand. Sie war solch ein Mädchen, von dem die Frauen sagen: »Wie schade, daß sie keine Mutter hat; und die Männer: »wie schade, daß sie keinen Mann bekommt« und das zu sich selbst sagt: »Wann werde ich einen Liebhaber haben?« Es war gerade kein Mangel von dieser letzteren Klasse unter den Offizieren der Garnison von Fort Henry; aber die weibliche Bevölkerung der Insel war zahlreich und von ziemlich freien Sitten und so wurde in ein Ueberfluß Sara übersehen. Obgleich sie das Militair anbetete, war ihr erster Liebhaber doch ein

Civilist. Eines Tages spazierte sie am Strande und traf einen jungen Mann. Er war groß, hübsch und gut gekleidet. Sein Name war Lemoine. Er war der Sohn eines wohlhabenden Einwohners der Insel und war von London gekommen, um seine Familie zu sehen und seine Gesundheit wieder herzustellen. Sara war seine Erscheinung aufgefallen und sie sah sich nach ihm um. Er folgte ihr und sprach sie an — machte irgend eine gleichgültige Bemerkung über Wind und Wetter und sie hielt seine Stimme für himmlisch. Sie plauderten weiter, über die Aussicht, einsame Spaziergänge, und die Langeweile von St. Heliers. »Ob sie oft dort spazieren ginge?« »Zuweilen.« »Ob sie morgen wieder da sein würde?« »Sie könnte.« Mr. Lemoine zog seinen Hut und ging zu seinem Mittagessen ziemlich vergnügt nach Hause.

Sie trafen sich den nächsten Tag und den Tag nachher wieder. Lemoine war kein Gentleman, aber er hatte unter solchen gelebt und hatte ihre Manieren einigermaßen angenommen. Er sagte, daß Tugend nur ein Name sei und die Reichen und Mächtigen mehr in der Welt geachtet seien, als die Armen und Rechtschaffenen. Sara stimmte ihm bei. Ihr Großvater war arm und rechtschaffen und Niemand bewies ihm Hochachtung, wenigstens nicht solche, an der ihr gelegen war.

Außer diesem Talent zu argumentiren war Lemoine auch hübsch und hatte Geld, das heißt, er zeigte ihr einer Tages eine Hand voll Banknoten. Er erzählte ihr von London und den großen Damen dort und deutete an, daß sie nicht immer tugendhaft seien und reckte sich mit einer Miene, als wenn er sagen wollte, daß er unglücklicher Weise oft die Veranlassung gewesen, daß sie den Weg der Tugend verlassen. Darüber wunderte sich Sara nicht im Geringsten. Wenn sie eine große Dame wäre, würde sie es eben so machen. Sie fing an, mit dem verführerischen Menschen zu kokettieren und ließ ihn merken, daß sie zu viel Weltkenntnis habe, um einen eingebildeten Werth aus Tugend zu setzen. Er hielt ihre Schlaueit für Unschuld und glaubte eine Eroberung gemacht zu haben. Uebrigens war das Mädchen hübsch und wenn sie passend gekleidet war, so konnte sie sehr gut aussehen. Es stand nur ein Hinderniß ihrer unerlaubten

Liebe im Wege. Der unordentliche junge Mann hatte kein Geld. Er hatte in London über seine Mittel gelebt und sein Vater war nicht geneigt, ihm weitere Mittel zu gewähren.

Sara mochte ihn lieber leiden, als irgend Jemand, aber es waren bei der Sache doch zwei Seiten. Sara mußte nach London gehen. Vergebens seufzte und schwur ihr Liebhaber. Wenn er nicht versprach, sie mit nach London zu nehmen, blieb sie keusch wie Diana. Je tugendhafter sie wurde, desto lasterhafter wurde er. Sein Wunsch, sie zu besitzen wuchs in dem Maße, als sie ihm widerstand und endlich borgte er zweihundert Pfund von dem ersten Buchhalter seines Vaters (die Lemoine's waren Kaufleute) und gab ihren Wünschen nach. Auf keiner Seite war Liebe; Eitelkeit war die Haupttriebfeder ihrer Handlungen. Lemoine wollte nicht zurückgewiesen werden und Sara verkaufte sich für eine Reise nach England und eine Einführung in die große Welt.

Wir brauchen ihre Laufbahn in dieser Zeit nicht genau zu verfolgen. Genug, sie entdeckte, daß das Laster nicht immer mit Glück in dieser Welt verbunden ist, und daß es nicht immer belohnt wird, wenn es auch mit allem Eifer ausgeübt wird. Uebersättigt und enttäuscht, mit müdem Körper und verderbter Seele wurde sie bald dieses Lebens überdrüssig und sehnte sich, aus diesem wüsten Treiben loszukommen In dieser Zeit verliebte sie sich.

Der Gegenstand ihrer Neigung war ein Herr Leopold Crofton. Crofton war groß, wohlgebaut und von einschmeichelnden Manieren. Seine Züge waren zu stark, um schön zu sein. Seine Augen waren der beste Theil seines Gesichtes und eben so wie sein Haar waren sie kohlschwarz. Er hatte breite Schultern, sehnige Glieder und kleine Hände und Füße. Sein Kopf war rund und anscheinend wohl gebildet, stand aber über den Ohren etwas zu weit vor und diese, welche auffallend klein waren, lagen dicht am Kopfe an. In diesem Mann, der kaum vier Jahre älter war, als sie selbst, verliebte sich Sara, siebzehn Jahre alt, aus das Heftigste. Dies war um so merkwürdiger, als er, obgleich er sie liebte, keine Launen duldete, eine unbezähmbare Heftigkeit besaß und dieser jetzt oft in Flächen, ja in Schlägen Luft machte. Er schien keinen

Stand oder kein Geschäft zu haben und obgleich er in guter Gegend lebte, so war er doch noch weniger ein Gentleman, als Lemoine. Doch Sara, von einer ganz wunderbaren Sympathie zu ihm hingezogen, wie sie öfter in dem Leben solcher Frauen vorkommt, war ihm sehr ergeben. Von ihrer Zuneigung gerührt, und ihren Verstand und ihre Gewissenlosigkeit nach Gebühr schätzend, sagte er ihr, wer er sei. Er war ein Schwindler, ein Fälscher und ein Dieb. — Sein Name war John Rex. Als sie dies hörte, empfand sie eine Art von finsterer Freude. Er erzählte ihr von seinen Plänen, seinen Streichen, seinem Entkommen, seinen Schurkereien und als sie erfuhr, wie dieser junge Mann seit Jahren die Welt betrogen und beschwindelt hatte, die sie verließ und verleugnete, da schlug ihr Herz ihm entgegen. »Ich bin froh, daß Du mich gefunden hast. sagte sie. »Zwei Köpfe sind besser als Einer. Wir wollen zusammen arbeiten.«

John Rex, der unter seinen nächsten Freunden unter dem Namen Dandy Jack bekannt war, war der vermeintliche Sohn eines Mannes, der Jahre lang Diener bei Lord: Bellasis gewesen und der den Dienst es ausschweifenden Herren mit einer Frau und einer Summe Geldes verlassen hatte. John Rex wurde in eine sehr gute Schule geschickt und mit sechzehn Jahren erhielt er durch seiner Mutter Empfehlung bei seines Vaters altem Herren, eine Stelle als Clerk in einer Bank. Rex Senior sprach oft und gern von »Gentleman« und vornehmer Gesellschaft. Mrs. Rex liebte ihren Sohn zärtlich und flößte ihm den Wunsch ein, in aristokratischen Kreisen zu glänzen. Er war ein kluger Mensch, ohne Grundsätze, der ohne Erröthen log und so oft stahl, als er es sicher und ohne Sorge vor Entdeckung thun konnte. Er war vorsichtig, erwerbsgierig, lebhafter Einbildung, selbstbewußt und besaß den Zerstörungssinn in hohem Grade. Er hatte viel Beobachtungsgabe, Erfindung und Gewandtheit, aber ihm ging jeder Sinn für Moral ab. Er fand, daß seine Gefährten in der Bank nicht von der Sorte waren, deren Umgang seine Mutter für ihn erwünschte und verachtete sie deshalb. Er wäre wohl gern in die Armee eingetreten, denn er war athletisch und zeichnete sich in allen Uebungen aus, zu denen Muskelkraft erforderlich war. Den ganzen

Tag an ein Schreibpult geschmiedet zu sein, war nicht zu ertragen. Aber Rex Senior rieth ihm, abzuwarten, wie sich Alles für ihn gestalten würde. Das that er, aber gewöhnte sich an späte Stunden, gerieth in schlechte Gesellschaft und fälschte den Namen eines Kunden der Bank auf einer Anweisung von zwanzig Pfund. Die Fälschung war sehr ungeschickt und wurde nach vier und zwanzig Stunden entdeckt. Fälschungen der Clerks pflegen eicht entdeckt zu werden, aber den Credit eines Bankhauses nicht zu erhöhen und so wurde John Rex nicht angeklagt, sondern einfach von dem Bankier entlassen. Der frühere Diener, der seinen legitimierten Sohn niemals geliebt hatte, wollte ihn zuerst aus dem Hause werfen, aber auf Bitten seiner Frau, brachte er ihn in einer Modewaaren Handlung unter. Diese Stellung gefiel ihm nicht und John Rex faßte den Plan, sie zu verlassen. Er wohnte zu Hause er hatte sein Gehalt — dreißig Schillinge wöchentlich als Taschengeld. Obgleich er ziemlich geschickt beim Billardspiel war und ziemlich häufig gewann und zwar für Jemand in seiner Stellung recht beträchtliche Summen, so überstiegen seine Ausgaben doch seine Einnahmen. Ueberall wo er konnte, hatte er schon geborgt, war aber wieder in Schwierigkeiten gerathen. Doch hatte ihm sein genaues Entkommen eine gute Lehre gegeben und er beschloß, Alles seiner Mutter zu eichten und künftig vorsichtiger zu sein. Da gerade ereignete sich einer jener Vorfälle, wie sie so manches Leben für immer verderben. Der Laden-Aufseher starb und die Herren Baffaty u. Co. machten den eleganten Rex auf einige Tage dazu. Die Aufseher haben viel mehr Gelegenheit, wie Andre, zum Stehlen und am Abend des dritten Tages schon ging Rex mit einem Päckchen Spitzen nach Hause. Unglücklicher Weise war er mehr schuldig, als dieser kleine Diebstahl werth war und er war genöthigt, wieder zu stehlen. Dies Mal wurde er entdeckt. Gerade, als er ein Stück Seide verbergen wollte, um es zum Mitnehmen bereit zu haben, ertappte ihn Einer der andern Angestellten und rief: »Halb Part!«

Rex spielte den tugendhaft Entrüsteten, doch sah er bald, daß solch Vorgeben unnütz war, sein Kamerad zu schlaue und gewiegt, um sich so abspeisen zu lassen. »Ich sah, wie Du es nahmst und

wenn Du mir nicht die Hälfte gibst, sage ich es dem alten Baffaty. Dies Argument war unwiderstehlich und sie theilten. So waren sie gute Freunde geworden und der neue Theilhaber an Johns Geschäft half ihm, den Raub unterzubringen und führte ihn bei einem Käufer ein. Der Käufer verletzte alle Regeln der Hehlerei, denn er war kein Jude, sondern ein sehr rechtgläubiger Christ. Er hatte ein Geschäft mit getragenen Kleidern und man glaubte, daß er Zweiggeschäfte über ganz London habe.

Mr. Blicks kaufte das gestohlene Gut zu einem Drittel seines Werthes. Er schien erstaunt über die Erscheinung von Rex. »Ich hielt Sie für einen feinen Mann,« sagte er. Dies war eine große Schmeichelei, da sie von einem so erfahrenen Manne kam. Durch den Erfolg ermuthigt bemächtigten sich Rex und sein Gefährte noch anderer Waaren von Werth. John Rex bezahlte seine Schulden und fühlte sich ganz wie ein Gentleman. Gerade, als er sich in diesem angenehmen Zustand befand, entdeckte Baffaty die Plünderung. Da er nichts von der Bankgeschichte wußte, fiel sein Argwohn nicht auf Rex, der solch anständiger, junger Mann war, sondern da er schon immer Argwohn auf dessen Theilnehmer gehabt hatte, der gemein aussah und schielte, so ließ er ihn kommen. Derselbe leugnete standhaft und der alte Baffaty, der gütigen Sinnes war und ohne sich zu ruinieren, fünfzig Pfund verlieren konnte, ließ ihm Bedenkzeit. Er Elle sich bis zum nächsten Morgen besinnen, wohin die Waaren gekommen wären, wenn nicht, dann müsse ein Constabler gerufen werden. Der junge Mann, Thränen in seinen unschuldigen Augen kam zu Rex und sagte ihm, daß Alles verloren sei. Er wollte natürlich nicht bekennen, weil er seinen Freund Rex dann auch beschuldigen müsse, doch wenn er nicht bekannte, wurde er eingesteckt. Flucht war unmöglich, denn Keiner von ihnen hatte Geld. In diesem Dilemma, erinnerte sich John Rex an des alten Blick Schmeichelei und brannte, dieselbe zu verdienen. Wenn er sich zurück ziehen mußte, so wollte er vorher noch des Feindes Land verwüsten. Sein Auszug sollte dem der Israeliten gleichen, — er wollte die Egypter verderben.

John Rex hatte eine halbe Stunde des Mittags frei, um Zum

Frühstück zu gehen. Er nahm ein Cab und fuhr zu Blick. Dieser würdige Mann empfing ihn sehr herzlich, denn er sah wohl, daß Rex große Dinge vor hatte.

John Rex legte ihm seinen Plan vor. Die Thüren- der Waarenlager wurden von innen durch Federn befestigt. John Rex wollte zurückbleiben Abends und sie auf Zeichen öffnen. Ein leichter Wagen oder ein Cab sollte an er Querstraße hinter dem Hause halten und drei Männer konnten den Wagen in kurzer Zeit mit den werthvollsten Waaren füllen. Konnte Blick drei solche Männer herbeischaffen? Blicks eines Auge blitzte. Ja, er glaubte wohl. Um halb zwölf Uhr sollten sie da sein. Ob das Alles sei? Mr. John Rex wollte natürlich solche gute Sache nicht umsonst thun. Die Beute war wenigstens fünf tausend Pfund werth. Er mußte hundert Pfund bar ausgezahlt bekommen, wenn der Wagen an Blicks Thür hielt. Blick verweigerte das entschieden. Die Summe sollte getheilt werden, denn er wolle keine Katze im Sack kaufen. Doch war Rex fest, es war die einzige Aussicht, die er hatte und sie einigten sich endlich über achtzig Pfund. In derselben Nacht wurde, was die Londoner Polizei-Annalen den großen »Seidendiebstahl« nannten, ausgeführt und zwei Tage nachher saßen Rex und sein Gefährte behaglich in Birmingham beim Mittagessen und lasen einen Bericht über den Diebstahl, der natürlich ganz falsch war, in einer Londoner Zeitung.

John Rex hatte nun aller Achtbarkeit entsagt, hatte seiner Heimath den Rücken gewandt und fing an, seiner Mutter Wünschen nachzuleben. Er war in seiner Art ein Gentleman. So lange die achtzig Pfund vorhielten, lebte er fast in Luxus und als sie ausgegeben waren, hatte er sich in seiner Profession ganz festgesetzt. Diese Profession war eine sehr unerträgliche. Es war die eines Schwindlers. Mit einer hübschen Persönlichkeit, leichter Manier, ziemlichem Witz hatte er sich dazu eine gewisse Geschicklichkeit beim Billard erworben, einige Kenntniss von Spielerstreichen und das sehr nützliche Bewußtsein, daß er entweder betrügen müsse oder sich betrügen lasse. John Rex war kein gewöhnlicher Schwindler. Sein Naturell bewahrte ihn vor

gemeinen Irrthümern. Er begriff, daß man, um die Menschen zu beschwindeln, nicht nur verhältnißmäßig, sondern absolut schlau und erfinderisch sein müsse. Derjenige, welcher damit zufrieden ist, klüger zu sein als die Majorität, wird zuletzt doch überlistet werden, und wenn dies ein Mal nur geschehen, so ist ein Schwindler ruiniert. Wenn er die Erzählungen von entdeckten Diebereien u.s.w. durchging, so, sah er, daß bei allen Betrügereien und Diebereien immer irgend ein Glücklicher den Vortheil davon gehabt, auf Kosten der Helfershelfer. Das brachte ihn auf einen Gedanken. Wenn er nun nicht allein sein eigenes Talent verwerthete, sondern auch das Anderer sich nützlich machte!

Die Verbrecher stufen sich außerordentlich ab. Er wollte auf der Höhe sein! Warum sollte er die Menschen verachten, die niedriger standen. Seine Beschäftigung war Schwindeln, Kartenspielen, Billardspielen, Geldborgen und Waaren entnehmen. Er hatte aber nie mehr als zwei bis drei große Unternehmungen jährlich vor. Aber Andre plünderten Häuser, stahlen Armbänder, Uhren, Diamanten, — verdienten in einer Nacht so viel, wie er in sechs Monaten, — nur war ihre Beschäftigung viel gefährlicher. — Die Frage war — warum gefährlicher? Weil diese Männer bloße Klötze waren, kühn genug, geschickt in ihrer Art, aber keine ebenbürtigen Gegner des Gesetzes mit seinen Argus-Augen und Dornensünden.

Sie waren gut genug für die gröbere Arbeit: sie erbrachen Thüren, machten Schlösser auf und betrogen die Constabler, aber in der feineren Kunst des Planes, des Angriffes und des Entkommens waren sie wenig bewandert. Gut. Diese Männer sollten seine Gehilfen sein, er wollte das Haupt sein. Er wollte die Räubereien planen, — sie sollten sie ausführen.

So in vielen Kanälen arbeitend und nie sich weigernd, einem Gefährten in der Noth beizustehen, wurde John Rex in wenigen Jahren das Haupt einer ausgedehnten Bande von Schurken. Er ging mit eleganten jungen Clerks um, mit unbedachten jungen Leuten aus der Mittelklasse und hörte von ihnen, wenn die Häuser schlecht bewacht und die Laden nicht genügend gesichert waren. Dann stellte er Blicks Männer an und ließ sie die gefährliche Arbeit thun. In

seinen verschiedenen Verkleidungen unter falschem Namen, den er oft wechselte, fand er auch Eingang in die oberen Kreise der modischen Gesellschaft, in der Thiere zu Vögeln werden, wo ein Wolf eine Krähe wird und ein Lamm eine Taube. Reiche Verschwender, welche gern Männergesellschaft um sich sahen, luden ihn zu ihren Mittagessen ein und Mr. Anthony Crostonbury, Kapitain James Craven und Mr. Leopold Crofton waren Namen, die mit Vergnügen, aber viel öfter von ruinierten Leuten mit Verdruß wiederholt wurden. Doch hatte John Rex eine Eigenschaft, welche für Leute seiner Art unschätzbar ist, — er war vorsichtig und wußte sich zu beherrschen. Wenn er einen guten Erfolg gehabt, oder eine Sendung Edelsteine erwischte, die an seine »Gemahlin« nach Gloucestershire gesandt wurden, — wenn er eine gute Summe von Blicks herausgepreßt oder einen spielenden Jüngling wie Lemoine gerupft, so verschwand er eine Zeit lang. Er liebte Behaglichkeit und vor Allem Sicherheit und Ansehen. So hatte er drei Jahre lang gelebt, als er Sara Purfoy begegnete und so beabsichtigte er, noch recht lange zu leben. Mit dieser Frau als Gehilfin, dachte er gewiß, dem Gesetze Trotz bieten zu können. Sie sollte das Netz sein, das er seinen »Tauben« aufstellte; sie war die fein gekleidete Dame, welche Waaren in London bestellte — für ihren Gatten in Canterbury und den halben Preis dafür einzahlte, — wozu »sein Brief sie unterrichtete.« Einer weniger schlauen und weniger schönen Frau wäre das nicht gelungen. Ihr Mann sah sein Glück vor sich und meinte, daß mit gewöhnlicher Klugheit er sein einträgliches Geschäft als »Gentleman« fortsetzen könne, bis es ihm gefiel, es aufzugeben. — Ach, — wie groß ist die menschliche Schwäche! Er that eines Tages etwas Thörichtes und das Gesetz, das er so erfolgreich umgangen, faßte ihn auf die einfachste Weise. Unter dem Namen Mr. und Mrs. Skinner, lebten Sara Purfoy und John Rex in einigen ruhigen Zimmern in der Nachbarschaft von Bloomsbury. Ihre Wirthin war eine achtbare, arme Frau, deren Sohn Constabler war. Dieser Sohn war etwas redseliger Natur und eines Abends erzählte er seiner Mutter, daß in der nächsten Nacht ein Angriff aus eine Falschmünzerbande in Old Street gemacht werden solle. Die Mutter träumte die ganze Nacht von allen möglichen Schrecken und ging

am nächsten Tage zu Mrs. Skinner auf deren Zimmer und erzählte ihr unter dein Siegel der Verschwiegenheit von der schrecklichen Expedition, die ihr Sohn vor hatte.

John Rex war mit Lord Bellasis zu einem Tauben-Wettflug ausgegangen und als er um neun Uhr zurückkehrte, erzählte ihm Sara, was sie gehört.

Nun war Nummer 4. Bankplatz in der Old Street die Wohnung eines gewissen Green, der seit einiger Zeit das einträgliche, aber gefährliche Geschäft der Falschmünzerei betrieben hatte. Dieser Mann war Einer der kühnsten jener Bande, deren Hauptschatzmeister Blick war und seine Freiheit war für Alle werthvoll. John Rex war sehr aufgeregt bei seinem Mittagessen und überlegte, was zu thun sei. Er glaubte, es sei recht, Green von der Gefahr zu unterrichten. Nicht, daß er sich persönlich um Green bemühte, aber es wäre schlechte Politik gewesen, einem solchen Kameraden nicht zu helfen und überdies konnte Green ja plaudern, wenn er gefaßt wurde. Aber was sollte er thun? Wenn er zu Blicks ging, war es zu spät. Er wollte selbst gehen. So ging er und wurde festgenommen. Als Sara das hörte, machte sie sich an's Werk um zu helfen. Sie raffte alles Geld und alle Juwelen zusammen, bezahlte Mrs. Skinners Miethe, besuchte John und sorgte für seine Vertheidigung. Blicks war voller Hoffnung, aber Green, der nahe am Hängen stand, bekannte, daß der Mann sein Genosse sei und da der Staatsanwalt in strenger Laune war, wurde John Rex zu sieben Jahren Deportation verurtheilt.

Sara Purfoy schwor, sie wolle ihm folgen. Sie wollte als Passagier, als Auswanderer als irgend etwas sich einschiffen. Da erblickte sie die Anzeige von Mrs Vickers, welche ein Mädchen suchte und meldete sich. Merkwürdiger Weise wurde John Rex im Malabar weggeschickt und Sara, welche dies erfuhr, ehe der Malabar eine Woche auf See war, faßte den kühnen Plan der Meuterei, um ihren Geliebten zu befreien. Wirr kennen das Ende dieses Unternehmens und die Geschichte der Flucht dieses Schurken von Macquarie Harbour.

Viertes Capitel.

Der »bekannte« Dawes.

Die Meuterer vom Osprey waren seit langer Zeit für todt gehalten, und die Geschichte ihrer verzweifelten Flucht schon in der Oeffentlichkeit fast vergessen. Nun sie wieder gefangen waren, schrieb ihnen die Volksmeinung die wunderbarsten Thaten zu. Sie waren nach den Berichten — Könige über fremde Inseln gewesen, Anführer von wilden Piraten, achtbare verheirathete Männer in Java, Kaufleute in Singapore und Schwindler in Hongkong. Ihre Abenteuer waren auf einem Londoner Theater als Drama aufgeführt und der populäre Novellist des Tages schrieb eine Erzählung ihrer wunderbaren Schicksale.

John Rex, der Hauptanführer sollte einer edlen Familie angehören und seinetwegen war, wie man hörte, eine besondere Botschaft an Sir John Franklin ergangen. Er hatte alle Aussicht, richtig gehängt zu werden, denn selbst die größten Bewunderer seiner Geschicklichkeit und seines Muthes konnten nicht umhin, zuzugeben, daß er ein Vergehen begangen, welches dem Gesetze nach den Tod verdiene. Die Regierung wollte nichts ungeschehen lassen, um ihn zu überführen und das Gefängnis war überfüllt von lebenslänglich verurtheilten Gefangenen, die man aus Port Arthur hatte kommen lassen, um die Gefangenen zu erkennen und ihre Persönlichkeit festzustellen. Unter diesem sollte auch der bekannte Schurke, der Dawes sein.

Diese Nachricht gab frische Nahrung allen Vermuthungen, Erzählungen und Erfindungen. Man erinnerte sich, daß der »bekannte« Dawes der Ausreißer war, welchen Kapitain Frere mit zurückgebracht hatte und der sein kettenbeladenes Leben dem Umstande dankte, daß er Kapitain Frere bei Erbauung des Bootes behilflich gewesen, in welchem die Ausgesetzten sich auf so wunderbare Weise gerettet hatten. Man erinnerte sich auch, wie

mürrisch und düster er bei seinem Verhör vor fünf Jahren gewesen und wie er gelacht hatte, als man sein Todesurtheil geändert hatte. Die Hobart Town Zeitung brachte eine kleine Biographie von diesem fürchterlichen Schufte, — eine Biographie welche erzählte, wie er bei einer Meuterei auf dem Transportschiffe betheilt gewesen, wie er zwei Mal von Macquarie Harbour entflohen, wie oft er wegen Widersetzlichkeit gepeitscht worden und wie er jetzt in doppelten Ketten in Port Arthur gefangen sei, nachdem er vergebliche Versuche zur Flucht gemacht hatte, daß er zuerst wegen Straßenraubes verurtheilt worden, sprach gegen jede Aeüßerung der Humanität, gegenüber solchen menschlichen Bestien und verlangte, daß man sie lieber gleich hängen solle, statt sie als Last für Andre leben zu lassen um nur noch ausgebildeter in Schurkerei und Schlechtigkeit zu werden.

»Welchen Nutzen,« fragte die Zeitung pathetisch, »hat dieser Schurke in den letzten elf Jahren der menschlichen Gesellschaft geleistet?« Und Jedermann war der Meinung, daß er von gar keinem Nutzen gewesen sei.

Miß Sylvia Vickers erhielt auch ihren Antheil an der öffentlichen Aufmerksamkeit Ihre romantische Rettung durch den heldenmüthigen Frere, dem nun in Kurzem die Belohnung für seine That auf die gute, alte Art werden sollte, machte sie fast ebenso berühmt, wie den Schurken Dawes oder dessen Verbündeten, das Ungeheuer Rex. Man erzählte, daß sie bei der Verhandlung, mit ihrem Verlobten zusammen, Zeugniß ablegen würde, da sie Beide die einzigen Ueberlebenden waren, die von der Meuterei Genaueres wußten. Man sagte auch, daß ihr Geliebter natürlich sehr in Sorge um sie sei und ihr Erscheinen vor Gericht nicht wünsche, da sie — ein neuer Punkt von romantischem Interesse, — durch die Krankheit, welche die Folge jener Zeit war, schwer gelitten und in gewisser geistiger Verwirrung in Bezug auf die ganze Angelegenheit sei. Wegen aller dieser Gerüchte war er Gerichtshof am Tage der Sitzung von Zuhörern gedrängt voll und als nun die verschiedenen Einzelheiten der wunderbaren Geschichte dieses doppelten Entkommens zur Sprache kamen, wurde die Aufmerksamkeit immer

gespannter. Der Anblick der vier, mit schweren Ketten beladenen Gefangenen verursachte selbst in dieser, an Fesseln gewöhnten Stadt eine Aufregung, welche ganz neu war und man ging Wetten ein, welchen Gang die Vertheidigung nehmen würde. Zuerst glaubte man, die Gefangenen würden die Gnade des Gerichtshofes anflehen und durch die ungewöhnliche Art ihres Vergehens selbst sich Sympathien zu verschaffen suchen. Doch verscheuchte eine kurzes Studium des Benehmens von John Rex jeden Gedanken an einen derartigen Ausgang der Sache. Ruhig, gefaßt und abweisend, schien er bereit, sein Schicksal zu nehmen, wie es fiel oder seinen Anklägern mit irgend einem Vorwande entgegen zu treten, der ihn vielleicht von der Haupt-Anklage befreite. Als er den Spruch hörte: »er habe schurkischer Weise die Brigg Osprey genommen,« — da lächelte er.

Mr. Meekin, der mit im Gerichtshofe war, fühlte seine religiösen Gefühle durch dies Lächeln tief beleidigt. »Ein wirkliches wildes Thier, meine liebe Miß Vickers,« sagte er, als er, während die Deportierten examiniert wurden, welche herbeigeholt waren, um die Gefangenen zu Identifizieren, in das kleine Zimmer trat, in welchem Major Vickers und Sylvia warteten. »Er hat den Blick eines Tigers an sich.«

»Der arme Mann,« sagte Sylvia schauernd.

»Arm! Meine liebe, junge Dame, Sie bemitleiden ihn doch nicht?«

»Ja, das thue ich,« sagte Sylvia und ran ihre Hände ein wenig, wie in Schmerzen, »ich bemitleide sie Alle!«

»Köstliche Empfindsamkeit!« sagte Meekin mit einem Blick auf Vickers. »Ein wahres Frauenherz, mein lieber Major.«

Der Major klopfte ungeduldig mit seinen Fingern auf den Tisch, wegen dieses unzeitigen Geschwätzes. Sylvia war in diesem Augenblick, viel zu angegriffen, um solche Gefühlsausbrüche über sich ergehen zu lassen. »Komm,« sagte der Major, »sieh durch diese Thür, Du kannst sie gerade Alle sehen und wenn Du Keinen von ihnen erkennst, sehe ich gar nicht ein, warum Du als Zeugin auftreten sollst, obgleich, wenn es nothwendig ist, Du natürlich gehen mußt.«

Grade gegenüber der Thür des Zimmers, in dem sie saßen war die Bank der Angeklagten und die vier gefesselten Männer, Jeder einen bewaffneten Wärter hinter sich, waren gerade über den Köpfen der Menge zu sehen. Das Mädchen hatte niemals einer Sitzung beigewohnt, in der über Leben und Tod eines Menschen verhandelt wurde und die Ceremonien der Verhandlung machten tiefen Eindruck auf sie, wie wohl auf Alle, welche es zum ersten Mal sehen. Die Luft war schwer und drückend. Die Ketten der Gefangenen rasselten unheimlich. Die überwältigende Macht der Richter, Gefängniswärter, Aufseher und Constabler, — vereint, um die vier Männer zu bestrafen, erschien ihr grausam. Selbst die ihr vertrauten Gesichter, welche sie in der Menge erkannte, schienen ihr schrecklich verändert zu sein. Das Gesicht ihres Verlobten, der ich eifrig nach der Zeugenbank hinüber lehnte, hatte einen tyrannischen, blutdürstigen Ausdruck. Ihre Augen folgten dem Finger ihres Vaters und blickten auf die Angeklagten. Zwei von ihnen saßen mürrisch und unaufmerksam da; der Eine kaute an einem Strohalm oder an einer Ruthe und schlug mit ruheloser Hand auf die Schranke; der Vierte blickte zornig nach der Zeugenbank, welche sie nicht sehen konnte. Die vier Gesichter waren ihr ganz fremd.

»Nein Papa,« sagte sie mit einem Seufzer der Erleichterung »ich erkenne sie Alle nicht.«

Als sie sich wieder zurückwandte von der Thür, erklang eine Stimme von der Zeugenbank hinter der Thür. Sie erbleichte und hielt an. Der Gerichtshof selbst schien einen Augenblick ergriffen zu sein, denn ein Murmeln ließ sich hören und eine Stimme befahl »Schweigen!«

Der bekannte Verbrecher Rufus Dawes, der Desperado von Port Arthur, das wilde Thier von dem die Zeitung gesagt daß es unnöthig sei, daß er lebe, war gerade als Zeuge aufgetreten. Er war ein Mann von dreißig Jahren, in der vollen Kraft des Lebens mit einem Körper, dessen Muskelstärke selbst von der schlecht sitzenden gelben Jacke nicht verborgen werden konnte, mit starken, gebräunten, nervigen Händen, von gerader Haltung und mit einem Paar schwarzer Augen, welche den Gerichtssaal forschend überblickten.

Selbst das Gewicht der doppelten, eisernen Ketten, welche von dem ledernen Gürtel herabhingen, konnten die Anmuth einer Haltung nicht beeinträchtigen, die nur so vollendet bei einer vollkommenen Muskelentwicklung sich darstellt. Alle die ihn unfreundlich anblickenden Gesichter konnten ihm keinen achtungsvollen Ton abnöthigen, als er auf die Frage nach seinem Namen antwortet: »Rufus Dawes, Staatsgefangener.«

»Komm mit fort, mein Liebling,« sagte Vickers, erschreckt über seiner Tochter bleiches Gesicht und glänzende Augen.

»Warte,« sagte sie ungeduldig und horchte auf die Stimme dessen, den sie nicht sehen konnte.

»Rufus Dawes? Ich habe den Namen schon früher gehört.«

»Ihr seid ein Gefangener von der Strafkolonie Port Arthur.«

»Ja.«

»Lebenslänglich verurtheilt?«

»Ja, — lebenslänglich.«

Sylvia wandte sich zu ihrem Vater, ihn fragend anblickend.

»O Papa, wer ist's, der spricht? Ich kenne den Namen! Ich kenne die Stimme!«

»Das ist der Mann, der mit Euch im Boot war, Liebe,« sagte der Vater ernsthaft. »Der Gefangene.«

Das helle Licht wich aus ihren Augen und ein Ausdruck von Schmerz und Enttäuschung zog über ihr Gesicht. »Ich dachte, er wäre ein guter Mann,« sagte sie und hielt sich an der Thür fest. »Die Stimme klang wie eine gute Stimme.«

Dann drückte sie die Hände vor die Augen und zitterte. »Nun,« sagte Vickers, »sei nur ruhig, er kann Dir nichts mehr thun.«

»Nein,« lachte Meekin mit viel Aufweisen von Muth. »Der Schurke ist jetzt sicher genug.« Die Verhandlung im Gerichtshofe wurde fortgesetzt.

»Kennt Ihr die Gefangenen auf der Anklagebank?«

»Ja.«

»Wer sind sie?«

»John Rex, Henry Shires, James Lesley und den Vierten kenne

ich nicht genau.«

»Des Letzten seid ihr nicht sicher? — Könnt Ihr beschwören, daß die drei Andern die Genannten sind?«

»Ja.«

»Ihr erinnert Euch Ihrer wohl?«

»Ich war drei Jahre mit ihnen in Macquarie Harbour in der Kette zusammen.«

Sylvia, welche diesen schrecklichen Grund für seine Bekanntschaft hörte, stieß einen leisen Schrei aus und fiel in ihres Vaters Arme.

»O Papa, laß mich fort. Es ist mir, als müsse ich mich an etwas Schreckliches erinnern.« In dem tiefen Schweigen, das im Gerichtssaal herrschte, hatte man den Schrei es armen Mädchens deutlich gehört und alle Köpfe wandten sich nach der Thür. In dem allgemeinen Erstaunen bemerkte Niemand die Veränderung, die plötzlich mit Rufus Dawes vorging. Sein Gesicht wurde feuerroth, große Schweißtropfen standen auf seiner Stirn und seine Augen blickten nach der Richtung, von welcher der Schrei gekommen, als wenn er die neidische Thür durchbohren wollte, die ihn von der Frau trennte, welche den Schrei ausgestoßen hatte. Maurice Frere sprang auf und machte sich Platz durch die Menge nach der Thür zu.

»Was bedeutet das?« sagte er ziemlich roh zu Vickers. »Warum ist sie hierher geführt? Sie wird nicht verlangt. Das sagte ich schon.«

»Ich hielt es für meine Pflicht, Herr,« sagte Vickers mit Würde.

»Was hat sie erschreckt? Was hat sie gehört? Was hat sie gesehen?« fragte Frere mit merkwürdig bleichem Gesicht.

»Sylvia! Sylvia!«

Sie öffnete ihre Augen entsetzt bei dem Ton seiner Stimme.

»Wir wollen nach Hause, Papa, »ich bin krank. O solche Gedanken!«

»Was meint sie?« rief Frere, in Unruhe von Einem zum Andern blickend.

»Jener Schurke, der Dawes erschreckte sie,« sagte Meekin. »Eine Fluth von Erinnerungen, das arme Kind. Nun beruhigen Sie sich, Miß

Vickers. Er ist in Sicherheit!«

»Erschreckte sie, wie so?«

»Ja,« sagte Sylvia matt, »er erschreckte mich, Maurice. Ich brauche doch nicht länger zu bleiben, Liebster?«

»Nein,« sagte Frere und die Wolke schwand von seiner Stirn. »Major, ich bitte um Verzeihung, ich war zu hastig. Führen Sie sie gleich nach Hause. Das hier ist zu viel für sie. Er ging zurück auf seinen Plan, wischte sich die Stirn und athmete schwer, wie Einer, der einer großen Gefahr entronnen ist.

Rufus Dawes war in derselben Stellung geblieben, bis Frere's Anblick, der aus der Thür hinausging, ihn aufrüttelte.

»Wer schrie da?« fragte er den Constabler hinter sich.

»Miß Vickers,« sagte er Mann in einer Art, als ob man einem Bunde einen Knochen hinwirft.

»Miß Vickers!« wiederholte der Deportierte in Todesangst. »Man sagte mir, sie sei todt?«

Der Constabler grunzte verächtlich über diesen voreiligen Schluß, als ob er sagen wollte: Wenn Du Alles weisst, Du Bestie, warum fragst Du denn?« Aber er fühlte, daß der starre Blick des Fragenden eine Antwort erwartete und sagte: »Natürlich hieltet Ihr sie für todt; Ihr habt ja Euer Bestes dazu gethan, sagt man.«

Der Deportierte streckte in zorniger Verzweiflung seine beiden Hände aus, als ob er den Constabler trotz der geladenen Musketen packen wollte, aber sich selbst zurückhaltend, wandte er sich schnell nach dem Gerichtshofe um und rief:

»Meine Herren, Euer Gnaden, ich muß zu dem Gerichtshofe sprechen!«

Die Veränderung im Ton, sowie der laute Ruf ließ alle Köpfe, die Frere nachgeblickt hatten, sich wieder zurückwenden. Vielen schien es, als ob der »bekannte« Dawes gar nicht mehr auf der Zeugenbank saß, denn statt des dreisten, graden Schurken, der noch vor einem Augenblick dort saß, stand jetzt ein bleiches, zitterndes Geschöpf da, das sich mit einer Hand auf die Schranke stützte, um nicht fallen und die andre Hand flehend nach den

Richtern hin ausstreckte. »Euer Gnaden, es ist ein schrecklicher Irrthum geschehen! Ich will eine Erklärung abgeben. Ich habe schon früher Alles erklärt, als ich zuerst nach Port Arthur geschickt wurde, aber die Briefe sind nie von dem Kommandanten abgeliefert worden, — natürlich, das ist ja die Regel und ich kann mich nicht beklagen. Ich bin ungerechter Weise dahin geschickt worden, Euer Gnaden. — Ich machte das Boot. Ich rettete des Majors Frau und Tochter. Ich war der Mann; ich that es Alles selbst und meine Freiheit wurde mir von einem Schuft genommen, der mich haßte. Ich dachte bis jetzt, daß Niemand die Wahrheit kenne, weil man mir sagte, sie sei todt.«

Die schnelle Rede setzte den Gerichtshof so in Erstaunen, daß Niemand ihn unterbrach.

»Ich wurde zum Tode verurtheilt wegen Fortlaufens, Sir, und sie verdammten mich, weil ich denen im Boot half. Ihnen half! — Ich machte es! Sie wird es Ihnen sagen! Ich pflegte sie! Ich trug sie in meinen Armen! Ich hungerte für sie! Sie liebte mich, Sir, ja gewiß. Sie nannte mich Mr. Dawes!«

Ein rohes Lachen ließ sich hören, das aber sogleich abbrach. Der Richter beugte sich über, um nachzufragen.

»Meint er Miß Vickers?«

In diesem Augenblick blickte Rufus Dawes in den Saal und bemerkte Maurice Frere, der ihn mit wildern Haß in den Augen anblickte.

»Ich sehe Euch, Kapitain Frere, Ihr Lügner und Feigling! Setzt ihn auf die Anklagebank, Ihr Herren und laßt ihn seine Geschichte erzählen. Sie wird ihn Lügen strafen, das wird sie! O und ich dachte, sie wäre todt seit langer Zeit.«

Der Richter hatte die verlangte Antwort bekommen.

»Miß Vickers war ernsthaft krank gewesen und grade jetzt im Gerichtssaal ohnmächtig geworden. Ihre einzige Erinnerung an den Deportierten, der mit ihr im Boot gewesen, war die des Schreckens und Entsetzens. Sein Anblick hatte sie sehr erschüttert. Der Deportierte selbst war ein Erzlügner und Schwindler und seine Geschichte war schon von Kapitain Frere als Lügengewebe entlarvt.«

Der Richter, ein Mann, der menschlichen Gefühlen zugänglich war, den aber Erfahrung zwang, alle Aussagen von Gefangenen mit Vorsicht aufzunehmen, sagte Alles, was er in diesem Falle sagen konnte und die Tragödie dieser fünf Jahre wurde auf folgende Weise zu den Akten gelegt.

Richter: Dies ist nicht der Platz zu einer Anklage gegen Kapitain Frere, auch nicht die Stelle, um sich über vermeintlich erlittenes Unrecht zu beschweren. Wenn Ihr Ungerechtigkeit erduldet habt, so werden die Autoritäten Eure Klage hören und Euch gerecht werden.

Rufus Dawes: Ich habe mich beklagt, Euer Gnaden. Ich schrieb Brief auf Brief an die Regierung, aber sie sind nie abgeschickt worden. Dann hörte ich, sie sei todt und man schickte mich in die Kohlenminen und dort hört man nie etwas.

Richter: Ich kann Euch nicht länger anhören. Mr. Mangles haben Sie dem Zeugen noch Fragen vorzulegen?«

Mr. Mangles hatte keine Fragen mehr zu stellen. Jemand rief: »Matthew Gabbett!« und Rufus Dawes, der noch zu sprechen versuchte, wurde mit vielem Kettengerassel unter Bemerkungen und Geräusch abgeführt.

* *
*

Die Untersuchung ging ohne weiteren Zwischenfall ihren Gang fort. Sylvia wurde nicht aufgerufen und zum Erstaunen vieler seiner Feinde setzte sich Kapitain Frere auf die Zeugenbank und sprach großmüthig für Rex. »Er hätte uns können verhungern lassen. Er hätte uns ermorden können; — wir waren gänzlich in seiner Gewalt. Die Vorräthe an Lebensmitteln am Bord der Brigg waren nicht groß und indem er sie theilte, zeigte er für einen Mann in seiner Lage sehr viel Großmuth.« Dies Zeugniß sprach sehr bedeutend zu Gunsten des Gefangenen, denn es war bekannt, daß Kapitain Frere ein sehr erbitterter Feind aller rebellischen Deportierten war, daß nichts als das stärkste Gefühl von Gerechtigkeit und Wahrheit ihn dahin bringen konnte, in solchen Ausdrücken zu sprechen. Die Vertheidigung des Rex war sehr schlau. Er war schuldig, doch bat er,

seine Mäßigung zu seinen Gunsten sprechen zu lassen. Sein einziger Wunsch war, seine Freiheit zu erlangen und da er die erreicht, hatte er drei Jahre ehrlich gelebt, wie er beweisen könne. Er war angeklagt, sich die Brigg Osprey gekapert zu haben, aber die Brigg Osprey war von Deportierten gebaut, hatte niemals in den Schiffslisten gestanden und konnte also auch im eigentlichen Sinne des Wortes nicht seeräuberisch genommen sein.

Der Gerichtshof gab dies zu und unzweifelhaft durch Kapitain Frere's Aussage beeinflußt und durch die Thatsache, daß fünf Jahre seit der Meuterei vergangen waren, so wie dadurch, daß die Haupt-Rädelsführer schon in England hingerichtet waren, — verurtheilte er Rex und seine Gefährten zu lebenslänglicher Arbeit in den Strafabtheilungen der Kolonie.

Fünftes Capitel.

Maurice Frere guter Engel.

Nach diesem glücklichen Schluß, ging Frere hin, das Mädchen zu trösten, um deren willen er Rex vom Galgen gerettet hatte. Auf dem Wege dahin begegnete ihm ein Mann, der an feinen Hut faßte und fragte, ob er ihn einen Augenblick sprechen könne. Dieser Mann war schon über die mittleren Jahre hinaus, hatte ein rothes Brantweingesicht und sein Gang und Benehmen verriethen den Seemann.

»Nun, Blunt,« sagte Frere, mit der ungeduldigen Miene eines Mannes stehen bleibend, der darauf gefaßt ist, üble Nachrichten zu hören. »Was gibt's?«

»Ich wollte nur sagen, daß Alles in Ordnung ist, Sir,« sagte Blunt. Sie ist diesen Morgen wieder an Bord gekommen.«

»Wieder an Bord gekommen!« rief Frere. »Was, ich wußte nicht, daß sie an Land war. Wohin ist sie gegangen?«

Er sprach mit einer gewissen Ueberlegenheit und Blunt, nicht mehr der Tyrann von früher, drückte sich ein wenig vor ihm. Die Untersuchung gegen die Meuterer des »Malabar« hatte Phineas Blunt fast ruiniert. Was er auch für Entschuldigungen vorbrachte, so konnte nicht weggeleugnet werden, daß Pine ihn in seiner Kajüte betrunken gefunden hatte, während er seiner Pflicht auf Deck hätte nachkommen müssen und die vorgesetzte Behörde konnte und wollte nicht über solche Vergehen gegen die Disziplin fortsehen. Kapitain Blunt, der seine Geschichte natürlich anders darstellte, hatte also nicht länger die Ehre, Gefangene der Regierung nach den Kolonien von Neu-Süd-Wales und Van Diemens Land zu bringen, sondern unternahm eine Fahrt auf Wallfischfang in die Südsee. Doch schien es als ob der Einfluß, den Sara Purfoy auf ihn gewonnen, ihm dauernd schädlich geworden war. Es war als ob des Mannes moralische Natur vergiftet war. Vielleicht hat ein kluges,

schlechtes Weib solchen Einfluß auf einen sinnlichen, schwachköpfigen Mann. Blunt sank allmählich tiefer. Er kam bald in den Ruf eines Trunkenboldes und war bekannt als ein Mann, der etwas gegen die Regierung hat. Kapitain Frere, der ihm in irgend einer Weise nützlich gewesen war, wurde gewisser Maßen sein Beschützer und hatte ihm das Kommando eines Kauffahrteischiffes, eines Schooners in Sydney verschafft. Als er dies Kommando erhielt, nicht ohne einige saure Gesichter von Seiten des Eigenthümers, welcher in Hobart-Town wohnte, hatte Blunt das Mäßigkeitsgelübde auf zwölf Monate abgelegt und fühlte sich in Folge dessen so elend wie ein Hund. Doch war er ein treuer Knappe, denn er hoffte durch Frere's Vermittlung irgend einen Regierungs-Auftrag zu bekommen, — das ersehnte Ziel für alle Schiffs-Kapitaine der Kolonien jener Zeit.

»Nun Herr, sie ging an Land um einen Freund zu sehen,« sagte Blunt und blickte nach dem Himmel und dann zur Erde.

»Welchen Freund?«

»Den Gefangenen, Sir.«

»Und sie sah ihn, nicht wahr?«

»Ja, aber ich glaubte, es wäre besser, es ihnen zu sagen,« sagte Blunt.

»Natürlich, ganz recht,« erwiderte der Andre. »Aber Sie sollten geht sofort in See gehen. Unnütz zu warten.«

»Wie sie wünschen, Sir. Ich kann morgen früh segeln oder noch heute Abend, wenn es Ihnen recht ist.«

»Heute Abend,« sagte Frere, »und zwar so bald als möglich.«

»Da ist eine Stelle in Sydney,« sagte Blunt, »nach der ich mich umgesehen habe, wenn Sie mir vielleicht dazu verhelfen könnten.«

»Was ist's?«

»Das Kommando eines Regierungsschiffes, Sir.«

»Gut, bleiben Sie nüchtern,« sagte Frere, »und ich will sehen, was ich thun kann. Und halten sie die Zunge der Person im Zaum, wenn Sie können.«

Die Beiden blickten sich an, und Blunt grinste sklavisch.

»Ich will mein Bestes thun.«

»Hüten Sie sich vor Anderem,« erwiderte sein Patron und ließ ihn ohne Weiteres stehen. Frere fand Vickers im Garten und bat ihn sogleich, nicht mit seiner Tochter von der Gerichtssitzung zu sprechen.

»Sie sahen, wie elend sie heute war. Um's Himmels willen, Major, machen Sie sie nicht wieder krank!«

»Mein lieber Herr,« sagte der arme Vickers. »Ich will gar nicht auf die Sache zurückkommen. Sie ist noch immer sehr unwohl. Nervös und schwach. Gehen Sie zu ihr hinein.«

Frere ging hinein und beruhigte das aufgeregte Mädchen, mit wirklicher Sorge über ihre Leiden. »Es ist Alles jetzt in Ordnung, Liebste; denke nicht weiter daran. Verjage es ganz aus Deinem Kopf.«

»Es war thöricht von mir, Maurice. Ich weiß, ich konnte nichts dafür. Die Stimme jenes Mannes erinnerte mich an irgend einen großen Jammer um Jemand oder um Etwas. Ich kann nicht erklären, was ich meine, das weiß ich, aber es war mir, als müsse ich mich an irgend ein großes Unrecht erinnern, als müsse ich etwas erfahren, das mich alle die hassen ließ, die ich lieben sollte. Verstehst Du?«

»Ich glaube ich verstehe Dich,« sagte Frere mit finster abgewandtem Gesicht. »Doch das ist Alles Unsinn.«

»Natürlich,« erwiderte sie mit einem Anflug ihrer früher kindischen Art, Sachen kurz abzubrechen. »Jeder weiß, daß es Alles Unsinn ist. Aber man denkt solche Dinge. Es scheint mir, als habe ich ein doppeltes Leben, als hätte ich schon früher gelebt, ein andres Leben — ein Traumleben.«

»Was für ein romantisches Mädchen bist Du,« sagte Frere, sie kaum verstehend. »Wie könntest Du ein Traumleben haben?«

»Natürlich nicht wirklich, Du großer Dummkopf. Aber in Gedanken, weißt Du, Ich träume hin und wie er solche sonderbaren Sachen. Ich falle immer in Abgründe oder Wasserfälle und werde in große Höhlen unter ungeheuren Felsen hineingestoßen. — Schreckliche Träume!«

»Schlechte Verdauung,« murmelte Frere, »Du machst Dir nicht genug Bewegung Du solltest nicht so viel lesen. Mache alle Tage einen Spaziergang von zwei Stunden.«

»Und in diesen Träumen,« Fuhr Sylvia fort, ohne sich an seine Unterbrechung zu kehren, »ist eins sehr merkwürdig. Du bist immer dabei Maurice.«

»Nun, das ist recht,« sagte Frere.

»Ja, aber nicht als der gute, freundliche Mann, der Du bist, sondern scheltend, drohend und ärgerlich, so daß ich mich vor Dir fürchte.«

»Aber das ist doch nur im Traum, mein Liebling.«

»Ja, aber —« mit seinem Rockknopf spielend.

»Gerade so sahst Du heute aus vor Gericht, Maurice und das machte mich so unglücklich.«

»Mein Liebling! Still! Weine nicht.«

Aber sie war schon in leidenschaftliche Thränen und Schluchzen ausgebrochen und ihre leichte Gestalt zitterte in seinen Armen.

»O Maurice, ich bin ein sehr schlechtes Mädchen! Ich weiß selbst nicht, was ich will. Ich glaube oft, ich liebe Dich nicht so wie ich sollte, Dich, der mich gerettet und gepflegt hat.«

»Laß gut sein, denke nicht daran,« murmelte Frere mit ziemlich erstickter Stimme.

Sie wurde sogleich ruhiger und sagte nach einer Weile, ihr Gesicht zu ihm erhebend: »Sage mir, Maurice, hast Du jemals in den Tagen, von denen Du mir erzählt hast, als Du mich, ein Kind in Deinen Armen trugst und mich füttertest und für mich hungertest, hast Du je daran gedacht, daß wir uns heirathen könnten?«

»Ich weiß nicht,« sagte Maurice, »wie so?«

»Ich glaube Du mußt daran gedacht haben, sonst würdest Du nicht so gut und so sanft und ergeben gewesen sein.«

»Unsinn, Kind,« sagte er, seine Augen abwendend.

»Aber das bist Du gewesen und ich bin sehr launenhaft manchmal. Papa hat mich verzogen. Du bist immer liebevoll und Deine Art, über die ich mich ärgre, kommt nur davon, daß Du mich

so lieb hast, nicht wahr?«

»Ich denke,« sagte Maurice mit ungewohnt feuchten Augen.

»Nun, siehst Du, das ist der Grund, warum ich auf mich selbst böse bin, daß ich Dich nicht so liebe, wie ich sollte. Ich möchte gern, daß Du die Dinge liebtest, die ich liebe, die Bücher, die Musik, die Bilder, — die Welt, die ich liebe. Aber ich vergesse, daß Du ein Mann bist und ich ein Mädchen; ich vergesse, wie edel Du Dich benommen hast, Maurice und wie selbstlos Du Dein Leben für das meine wagtest. — Wie, was ist Dir?«

Er hatte sie fortgestoßen und war an das Fenster getreten, über die Bäume des sanft abfallenden Gartens auf die Bai hinabblickend, die im ruhigen Abendlichte da lag. Der Schooner, welcher die Zeugen von Port Arthur gebracht hatte, lag vor Anker und die gelbe Flagge wehte am Mast in dem frischen Abendwinde. Der Anblick dieser Flagge schien ihn böse zu machen, denn als sein Auge darauf fiel, stieß er einen ungeduldigen Ausruf aus und wandte sich dann wieder um.

»Maurice,« rief sie, »ich habe Dir weh gethan!«

»Nein, nein. Es ist nichts,« sagte er mit der Miene seines Mannes, den man auf einer Schwäche ertappt. Nur mag ich Dich nicht so sprechen hören, — daß Du mich nicht liebst.«

»Ach vergib mir, Liebster; ich wollte Dir nicht weh thun. Es ist solche thörichte Art von mir, mehr zu sagen, als ich meine. Wie kann ich anders, als Dich lieben, — nach Allem, was Du für mich gethan?«

Eine plötzliche Laune ließ ihn ausrufen: »Aber vorausgesetzt, ich habe nicht Alles gethan, was Du denkst, — würdest Du mich doch noch lieben?«

Ihre Augen, die ihn bisher mit ängstlicher Zärtlichkeit angeblickt hatten, weil sie glaubte, ihm Schmerz verursacht zu haben, senkten sich bei seinen Worten. »Was für eine Frage? Ich weiß es nicht. Ich glaube, — ja — aber, wozu alle solche Voraussetzungen, Maurice! Ich weiß, Du hast es gethan und das ist genug. Wie kann ich sagen, was ich gethan hätte, wenn etwas Andres geschehen wäre? Du hättest mich dann vielleicht nicht geliebt!«

Wenn in diesem selbstsüchtigen Herzen vielleicht einen Augenblick ein Gefühl wie Gewissensbisse auftauchte, so zerstörte ihre zögernde Antwort dies sogleich.

»Gewiß, das ist wahr! «Er legte seinen Arm um sie. Sie hob lachend ihre Augen.

»Wir sind ein paar rechte Gänse, — wenn — wenn! Wir können die Vergangenheit nicht ändern, aber wir haben die Zukunft vor uns, die Zukunft, in der ich Deine liebe, kleine Frau sein werde. Dann wollen wir uns das ganze Leben lang lieb behalten, wie die Leute in den Büchern.«

Versuchung zum Bösen war oft an Frere herangetreten und seine selbstsüchtige Natur war unterlegen, wenn sie lange nicht solche reizende Form angenommen hatte, wie dies Mal, da das schöne unschuldige Kind ihn mit fragenden Augen anblickte. Was für Hoffnungen hatte er auf ihre Liebe gebaut; was für gute Entschlüsse hatte er gefaßt oder — schien sie gefaßt zu haben — weil sie so viel Reinheit und Güte in sich trug. Wie sie wahr sagte, war die Vergangenheit nicht zurückzurufen; nur die Zukunft, in der sie ihn für's Leben lieben sollte, — lag vor ihnen. Mit jener vollendeten Heuchelei der höchsten Selbstsucht, welche sich selbst betrügt, legte er das kleine Haupt an seine Brust und glühte dabei von erhabener Tugend. »Gott segne Dich, mein Liebling! Du bist mein guter Engel.«

Das Mädchen seufzte. »Ich will Dein guter Engel sein, Liebster, wenn Du es mir nur erlauben willst.«

Sechstes Capitel.

Mr. Meekin bringt Trost.

Rex sagte zu Mr. Meekin, der ihm am nächsten Tage die Ehre anthat, ihn zu besuchen, daß nächst der Vorsehung er Mr. Frere sein Leben zu danken habe, der so gütig für ihn gesprochen.

»Ich hoffe, Eure Rettung wird eine Warnung für Euch sein, lieber Mann,« sagte Meekin, »und Ihr werdet nun während Eures übrigen Lebens die Sünden der Vergangenheit wieder gut machen.«

»Das will ich, Herr,« jagte Rex, der Mr. Meekin schnell erkannt hatte, »Es ist sehr gütig von Ihnen, sich zu mir Elendem so herabzulassen und so mit mir zu sprechen.«

»Durchaus nicht,« sagte Meekin mit Salbung. »Das ist meine Pflicht. Ich bin ein Diener des Herrn.«

»Ach Herr, ich wünschte, ich wäre dem Evangelium gefolgt als ich jünger war. Dies Alles hätte mir können erspart werden.«

»Gewiß konnte es das; aber die göttliche Gnade ist unendlich — ganz unendlich und wird uns Allen — Allen zu Theil, Euch sowohl wie mir.« (Dies wurde mit einer Miene gesagt, die deutlich ausdrückte: Was sagst Du dazu?) »Denkt an den reuigen Sünder, Rex, — an den reuigen Sünder!«

»Ja, Herr, das thue ich.«

»Und lest Eure Bibel, Rex, und betet um Kraft, die Strafe zu ertragen.«

»Das will ich, Mr. Meekin. Ich brauche sie sehr nöthig, physisch so gut wie geistig, — denn die Nahrung, welche die Regierung gibt, ist sehr ungenügend.«

»Ich will an geeigneter Stelle darüber sprechen, daß Ihr bessere Nahrung kommt,« erwiderte Meekin in beschützendem Tone. »Indeß sammelt in Eurem Geist alle Einzelheiten Eurer Abenteuer, von denen Ihr sprach und haltet Alles zum nächsten Mal, wenn ich

komme, bereit. Solche merkwürdige Geschichte sollte nicht verloren gehen.«

»Danke bestens, Sir. Das will ich. Ach, wenig dachte ich daran, als ich noch als Gentleman galt, Mr. Meekin, (der Schuft war sehr beredt über seine frühere Laufbahn gewesen) daß es mit mir so weit kommen würde. Doch ist es nur gerecht, Herr.«

»Die wunderbaren Wege der Vorsehung sind immer gerecht, Rex,« erwiderte Meekin, der es vorzog, von dem Allmächtigen mit wohl anständiger Unbestimmtheit zu sprechen. »Es freut mich, Euch so durchdrungen von Euren Fehlern zu sehen. Guten Morgen!«

»Guten Morgen, und der Himmel segne Sie, Herr,« sagte Rex mit der Zunge in der Backe, als Zeichen für seine Gefährten.

Mr. Meekin ging zierlichen Schrittes davon und hatte das glückliche Bewußtsein, sehr erfolgreich im Weinberge des Herrn gearbeitet zu haben. Auch hielt er Rex für eine sehr hervorragende Persönlichkeit.

»Ich will seine Geschichte an den Bischof schicken,« sagte er zu sich selbst. »Es wird ihn unterhalten. Es müssen hier merkwürdige Lebensgeschichten zu finden sein, wenn man nur wüßte wie.«

Als dieser Gedanke durch seinen Kopf flog, bemerkte er grade den »bekannten Dawes«, »den man, während er auf die Abfahrt des Schooners wartete, der ihn nach Port Arthur zurückbringen sollte, erlaubt hatte, Steine zu klopfen. Der Gefängnisschuppen, in dem Mr. Meekin sich befand, war lang und niedrig, mit Eisen gedeckt und an jedem Ende durch die Gefängnismauer geschlossen. An einer Seite stiegen die Zellen daran und an der andern Seite die äußere Gefängnismauer. Von der äußeren Mauer aus war ein Wetterdach angebracht und unter diesem saßen vierzig Deportierte, die schwere eiserne Ketten trugen. Zwei Constabler mit geladenen Karabinern gingen in dem leeren Raum in der Mitte auf und ab und ein dritter hielt in einer Art Schilderhaus Wache, das an die Hauptmauer lehnte. Jede halbe Stunde ging ein Constabler die Reihe entlang und prüfte die Ketten. Das bewunderungswürdige System der Isolierhaft, das innerhalb zwölf Monaten zum Wahnsinn führt, war damals in Hobart-Town noch unbekannt und die vierzig Kettengefangenen

hatten die Genugthuung, jeden Tag sechs Stunden lang ihre Gesichter gegenseitig zu sehen. Die andern Einsassen des Gefängnisses arbeiteten auf den Straßen und Wegen und anderswo, doch diese vierzig hielt man für zu gefährlich, um sie hinaus zu lassen. Sie saßen, je drei Fuß von einander in zwei langen Reihen, jeder Mann einen Haufen Steine zwischen den ausgestreckten Beinen und zerschlugen diese nach Belieben. Diese doppelte Reihe von unglücklichen Spechten, welche an den hohlen Baum der Strafdisziplin klopften, boten einen halb traurigen, halb lächerlichen Anblick.

Es schien so trostlos abgeschmackt, daß vierzig muskulöse Männer angekettet und bewacht waren, nur um eine Wagenladung voll Steine zu zerklopfen. Wüthende Blicke wurden von Einem zum Andern geworfen und das Vorübergehen des Predigers wurde mit einem dumpfen Murren und Fluchen begrüßt. Es wurde für passend gehalten, zu predigen, wenn der Hammer auf den Stein schlug und unter dem Ton eines Ausrufs der Ermüdung wurde mancher Fluch losgelassen. Ein phantastischer Besucher der die bald hier bald dort unregelmäßig erhobenen Hammer sah, hätte das Innere des Schuppens mit einem großen Piano vergleichen können, aus dessen Tasten unbekannte Finger hin und her irrten.

Rufus Dawes war der Letzte in der Reihe, sein Rücken nach den Zellen, sein Gesicht nach der Mauer gewandt. Dies war der Platz zunächst dem wachthabenden Constabler und war ihm als dem am übelsten Angeschriebenen angewiesen. Einige seiner Gefährten beneideten ihm diese traurige Auszeichnung.

»Nun Dawes,« sagte Mr. Meekin, mit dem Auge die Entfernung zwischen sich und dem Gefangenen abmessend, wie Einer wohl die Kette eines bösen Hundes mißt. »Wie geht es Euch diesen Morgen, Dawes?«

Dawes, der zwischen zwei Schlägen auf die Steine etwas murmelte, mochte wohl gesagt haben daß er ganz wohl sei.

»Ich fürchte, Dawes,« sagte Mr. Meekin vorwurfsvoll, »daß Ihr Euch Schaden gethan habt durch Euren Ausfall vor Gericht am Montag. Ich höre, daß die öffentliche Meinung sehr entbrannt gegen

Euch ist.«

Dawes, der damit beschäftigt war, einen großen Stein zwischen kleinen Steinen zurecht zu legen, gab keine Antwort.

»Ich fürchte, es fehlt Euch an Geduld, Dawes. Ihr bereut nicht Eure Uebertretungen des Gesetzes.«

Die einzige Antwort des Gefesselten, wenn es eine Antwort sein sollte, war, daß er einen mächtigen Schlag auf den Stein führte und ihn in viele kleine Stücke zersplitterte, so daß der Prediger einen Schritt zurück sprang.

»Ihr seid ein verhärteter Bösewicht; — hört Ihr nicht, daß ich mit Euch spreche?«

»Ich höre Euch,« sagte Dawes und nahm einen andern Stein auf.

»Dann hört mit Achtung zu,« sagte Meekin, roth vor heiliger Entrüstung. »Ihr habt den ganzen Tag Steine zu klopfen.«

»Ja, den ganzen Tag,« antwortete Rufus Dawes mit hartem Blick, »und den nächsten Tag auch und so fort.«

Und wieder fiel der Hammer nieder.

»Ich kam, um Euch Zu trösten, Sir, zu trösten,« sagte Meekin, empört über die Verachtung mit dem sein wohl gemeintes Entgegenkommen aufgenommen wurde. »Ich wollte Euch gute Rathschläge geben!«

Die selbstgewisse Wichtigkeit des Tones schien in dem Deportierten das, was ihm an Verständnis für Humor nach allen Demüthigungen noch geblieben war, wach zu rufen. Ein Lächeln flog über seine Züge und er sagte: »Ich bitte um Verzeihung. Fahren Sie fort!!«

»Ich wollte sagen, lieber Mann, daß Ihr Euch selbst Schaden gethan habt durch Eure Klage gegen Mr. Frere und den Mißbrauch, den Ihr mit Miß Vickers' Namen getrieben habt.«

Die Brauen des Gefangenen zogen sich wie in tiefem Schmerz zusammen und er bemühte sich sichtlich, sich Zwang aufzuerlegen, als er endlich sagte: »Soll keine Untersuchung gehalten werden, Mr. Meekin? — Was ich sagte, war Wahrheit, die ganze Wahrheit, — so wahr mir Gott helfe!«

»Keine Lästerung Herr,« sagte Meekin feierlich. »Keine Lästerung, Sie Elender. Fügt nicht der Sünde des Lügens die noch größere hinzu, Gottes Namen unnützlich dabei anzurufen. Er wird Eure Schuld erkennen, Dawes, das wird er. — Nein, es wird keine Untersuchung gehalten werden.«

»Wird man sie denn nicht nach ihrer Geschichte fragen?« fragte Dawes mit einer jammervollen Veränderung in seiner Stimme. »Man sagte mir, daß sie gefragt werden sollte! Gewiß, man wird sie doch fragen?«

»Ich bin nicht im Stande,« sagte Meekin, vollständig unberührt von der Todesangst, der Verzweiflung und der Wuth, welche die Stimme des starken Mannes zittern ließ, »die Absichten der Behörden hier darzulegen, doch kann ich Ihnen sagen, daß Miß Vickers nicht nach Ihnen gefragt werden wird. Sie werden am 24. nach Port Arthur zurück gehen und dort bleiben.«

Ein Stöhnen brach aus der Brust des Mannes; ein Stöhnen so qualvoll, daß selbst der ungerührte Meekin davon betroffen wurde.

»Es ist das Gesetz, wißt Ihr, mein guter Freund. Ich kann's nicht ändern,« sagte er. »Ihr solltet das Gesetz nicht verletzen, wißt Ihr.«

»Verdammt sei das Gesetz,« rief Dawes. »Es ist ein niederträchtiges Gesetz, — es ist, — ha — ich bitte um Verzeihung!« Er hämmerte auf seine Steine los und lachte so bitter, so fürchterlich — in der Hoffnungslosigkeit, irgend ein Mitgefühl für sich zu gewinnen, daß dies Lachen schlimmer war, als irgend ein Ausbruch der Wuth.

»Nun,« sagte Meekin, dem es unwillkürlich schwer wurde, hier seine eingelernten, flachen Redensarten anzubringen, »nun, Ihr könnt Euch doch nicht beklagen. Ihr habt gegen das Gesetz gefehlt und Ihr müßt dafür leiden. Die zivilisierte Gesellschaft sagt, Ihr sollt gewisse Dinge nicht thun und so müßt Ihr auch die Strafe leiden, welche die Gesellschaft darauf setzt. Es fehlt Euch nicht an Verstand, Dawes, um so trauriger ist es, und Ihr könnt Euch nicht über Ungerechtigkeit beklagen.«

Rufus Dawes verachtete es, mit Worten zu antworten, aber er ließ seine Augen ausdrucksvoll umherschweifen, als ob er grimmig

fragen wollte, ob die zivilisierte Gesellschaft wohl ganz in Uebereinstimmung mit der Gerechtigkeit handelte, wenn sie solche von Mauern eingeschlossene, von Karabinern bewachte Plätze schuf, die angefüllt mit solchen Geschöpfen waren, wie diese vierzig menschlichen Thiere, verdammt, die besten Jahre ihres Lebens mit Steineklopfen zuzubringen.

»Ihr leugnet das nicht, Dawes, wie?« fragte der feine Pastor.

»Es gebührt mir nicht, mit Ihnen zu streiten,« sagte Dawes in einem so gleichgültigen Tone, wie ihn nur das lange Leiden hervorbringen konnte und der so zwischen Verachtung und Achtung schwebte, daß der unerfahrene Meekin um die Welt nicht hätte sagen können, ob er den Mann bekehrt oder ob derselbe unverschämt gegen ihn war.

»Aber,« fügte Dawes hinzu, »ich bin ein Gefangener auf lebenslänglich und kann die Dinge nicht so ansehen wie Sie.«

Diese Seite der Sache schien Mr. Meekin bis jetzt noch nicht eingefallen zu sein und seine sanfte Wange wurde roth. Gewiß machte die Thatsache, daß der Gefangene auf seine ganze Lebensdauer verurtheilt war, einen Unterschied. Doch erinnerte ihn der Ton der Mittagsglocke daran, daß er seine Ueberzeugungsversuche aufgeben und seine Trostworte den sich jetzt zur Musterung stellenden Gefangenen entziehen müsse. Mit vielem Klirren und Klappern standen die vierzig Mann nun aufrecht da, Jeder neben seinem Steinhaufen. Der dritte Constabler ging umher und rasselte mit großer Rohheit an den Ketten, riß die unten mit Schlitzen versehenen Beinkleider der Gefangenen, die mit Knöpfen gemacht waren wie die mexikanischen Calzoneros, um den Knöchelleisen freien Spielraum zu lassen, ein wenig in die Höhe. Er mußte sehen, ob nicht irgend ein Versuch zur Befreiung gemacht sei, seit seiner letzten Untersuchung. Nachdem jeder Mann dieser Zeremonie sich unterworfen hatte, grüßte er und kehrte mit breitgespreizten Schritten auf seinen Platz zurück. Mr. Meekin, der freilich kein Pferdekennner oder Liebhaber war, mußte unwillkürlich an den Anblick denken, den es gewährt, wenn ein Hufschmied die Füße der Pferde aufhebt um die Hufeisen zu prüfen.

»Auf mein Wort,« sagte er zu sich selbst mit einem augenblicklichen Gefühl wahren Mitleidens, »es ist eine fürchterliche Art, menschliche Wesen zu behandeln. Ich wundere mich nicht, daß jener unglückliche Mensch so traurig seufzt. Aber, Gott stehe mir bei, — es ist beinahe ein Uhr und ich versprach um zwei bei Major Vickers zu frühstücken. Wie die Zeit doch fliegt!«

Siebentes Capitel.

Das Idyll von Rufus Dawes.

An demselben Nachmittag, als Mr. Meekin sein Frühstück verdaute und später mit Sylvia schwatzte, brütete Rufus Dawes über einem verzweifelten Unternehmen. Die Nachricht, daß die von ihm erhoffte Untersuchung nicht stattfinden würde, hatte ihm die sich selbst auferlegten Fesseln der Zurückhaltung und Selbstüberwindung doppelt erschwert und verbittert. Fünf Jahre hatte er in Verzweiflung und Trostlosigkeit aus einen Glücksfall gehofft, der ihn nach Hobart-Town bringen sollte, wo er die Verrätherei von Maurice Frere aufdecken wollte. Er hatte durch einen fast wunderbaren Zufall die Gelegenheit gefunden, frei reden zu können und da er sie benutzte, durfte er nicht weiter sprechen. Alle Hoffnungen, die er gefaßt, waren mit einem Schlage vernichtet. Alle Ruhe, mit der er sich gewöhnt hatte, sein furchtbares Schicksal zu ertragen, wandelte sich jetzt in bittersten Haß und Wuth. Statt eines Feindes hatte er zwanzig. Alle — Richter, Geschworene, Kerkermeister und Geistliche, — Alle waren verbündet, ihm Uebles anzuthun und ihm sein Recht zu verweigern. Die ganze Welt war sein Feind, es war kein Recht und keine Gerechtigkeit mehr zu finden, — in Niemand mehr, — außer in Einer!

Während des trostlosen, elenden Lebens in Port Arthur strahlte ihm eine einzige Erinnerung als heller Stern. In der Tiefe seiner Erniedrigung, auf der Höhe seiner Verzweiflung pflegte er einen reinen, veredelten Gedanken, — den Gedanken an das Kind, welches er gerettet hatte und welches ihn liebte. Als an Bord des Wallfischfahrers, der sie aus dem brennenden Boot aufgenommen hatte, er wohl fühlte, daß die Schiffer, Frere's groben Lügen glaubend, von dem düsteren Burschen sich zurück hielten, — da hatte er die Kraft gefunden, still zu sein, indem er an das leidende Kind dachte. Als die arme Mrs. Vickers starb, ohne irgend ein

Zeichen von sich zu geben und er so den Hauptzeugen seines Heldenmuthes vor seinen Augen schwinden sah, da tröstete er sich damit, daß das Kind noch da sei und er hatte seinen selbstsüchtigen Kummer zurückgehalten. Als Frere ihn den Behörden als Ausreißer auslieferte und die Einzelheiten des Bootbaues so drehte und wandte, daß sie ihm allein zum Ruhme gereichten, schwieg er, weil er glaubte, daß Sylvia alle diese Ansprüche zurückweisen und die Wahrheit darüber bekannt machen würde. So unerschütterlich war sein Glaube an ihre Dankbarkeit, daß er es verachtete, um die Gnade zu bitten, die, wie er sich fast einbildete, sie für ihn fordern würde. So vollständig verachtete er den Feigling und Prahler, der, mit kurzer Autorität bekleidet, schändliches, falsches Zeugniß gegen ihn ablegte, daß, als er seine Verurtheilung zu lebenslänglicher Verbannung hörte, er es nicht über sich gewinnen konnte, den wahren Sachverhalt kund werden zu lassen, weil er auf die süßere Rache, die vollständigere Rechtfertigung wartete, die nach der Genesung des Kindes ihm werden würde. Aber als nun, nachdem er nach Port Arthur geschickt war, Tag auf Tag vorüber ging und ihm kein Wort des Mitleidens oder der Rechtfertigung wurde, da fing er mit einem krankhaften Gefühl der Verzweiflung an zu glauben, daß irgend etwas Schreckliches geschehen sein müsse. Neuangekommene erzählten ihm, daß das Kind des Kommandanten noch krank läge und dem Tode nahe sei. Dann hörte er, daß sie und ihr Vater die Kolonie verlassen hatten und daß jede Hoffnung durch sie gerechtfertigt zu werden, für ihn geschwunden sei. Diese Nachricht bereitete ihm einen furchtbaren Schmerz und zuerst war er fast geneigt in laute Empörung über ihre Selbstsucht auszubrechen. Doch in der Tiefe seiner Liebe zu ihr, die frei ich sehr verborgen unter seiner heftigen, düstern Art lag, durch seine fürchterlichen Leiden hervorgerufen, fand er immer noch Entschuldigungen für sie. Sie war krank. Sie war in den Händen von Freunden, welche sie liebten und ihn verachteten; vielleicht wurden ihre Bitten und Erklärungen als kindisches Geschwätz angesehen. Sie würde ihn sicher befreien, wenn sie die Macht hätte. Da schrieb er Berichte, flehte, daß ihm gestattet würde, den Kommandanten zu sehen, plagte die Kerkermeister und Aufseher mit der Geschichte

der von ihm erduldeten Ungerechtigkeiten, überschwemmte die Regierung mit Briefen, welche, da sie, — wie stets — Anklagen gegen Maurice Frere enthielten, niemals ihre Bestimmung erreichten. Die Behörden, welche zuerst geneigt waren, gütig auf ihn zu hören, in Anbetracht seiner wunderbaren Schicksale, wurden der ewigen Wiederholung dessen müde, was sie für eine Reihe von boshaften Erfindungen hielten und schrieben ihm härtere Arbeit und schwerere Aufgaben zu. Sie hielten sein düsteres Wesen für Verrätherei, seine Ausbrüche der Ungeduld über sein furchtbares Schicksal für Wildheit und sein schweigendes Ertragen für gefährliche Schlauheit.

Was er schon in Macquarie Harbour gewesen, wurde er auch in Port Arthur, ein Gezeichneteter! In Verzweiflung darüber, daß er die begehrte Freiheit nie auf geradem Wege erlangen würde und erdrückt durch die entsetzliche Aussicht,; sein ganzes Leben in Ketten zuzubringen, versuchte er zwei Mal zu entfliehen, aber die Flucht war von hier aus noch hoffnungsloser, als sie vom Höllenthor aus gewesen war. Die Halbinsel von Port Arthur wurde sehr sorgfältig bewacht. Signal-Stationen zogen sich rings um die Gefängnisse hin, eine bewaffnete Bootsmannschaft kreuzte auf jeder Bai und quer über die enge Landzunge, welche die Halbinsel mit dem Festlande verband, wurde eine Kette von Bluthunden gehalten, außer den Soldaten, die dort Wache standen. Er wurde natürlich wieder gefangen, gepeitscht und mit schwereren Ketten beladen. Das zweite Mal schickten sie ihn in die Kohlenminen, wo die Gefangenen unter der Erde wohnten, halb nackt arbeiteten und ihre Aufseher und Inspektoren in Wagen auf den Eisenschienen umherzogen, wenn solche hohe Personen sich herabließen, sie zu besuchen. An dem Tage, an welchem er nach diesem Orte abging, hörte er, daß Sylvia todt sei und mit dieser Nachricht wich seine letzte Hoffnung von ihm.

Nun begann für ihn eine neue Religion. Er betete die Todte an. Für die Lebenden hatte er nur Haß und böse Worte, — für die Todte nur Liebe und zärtliche Gedanken. Statt der Gestalten seiner frühen Jugend, die ihm sonst in seinen Träumereien erschienen, sah er jetzt

nur eine Gestalt, — das Kind, das ihn geliebt hatte. Statt Bilder vor seinen Geist zu beschwören, die aus dem Heimathskreise stammten, in dem er sich einst bewegt, — Wesen, die ihn damals geliebt oder geachtet hatten, führte sein Geist ihm nur noch das eine Bild vor, für ihn die Verkörperung des Glückes, das eine Geschöpf, das ohne Sünde und Flecken war unter allen den Ungeheuern des Abgrundes, in dem er lebte. Um die Gestalt des unschuldigen Kindes, das an seiner Brust gelegen, das ihn mit ihrem rothen, jungen Munde angelacht, bewegte sich für ihn Alles, was das Leben an Glück und Liebe besaß. Er hatte jede Hoffnung aus Wiedereinsetzung in seine Stellung und seinen Namen aufgegeben, aber er dachte sich eine Heimath in irgend einem stillen Winkel der Erde, — etwa ein von weiten Gärten umgebenes Haus in einer deutschen Landstadt oder eine Hütte an der englischen Seeküste, wo er mit seinem Traumkinde zusammen leben könnte, glücklich in einer Liebe, die reiner war als die von Mann und Weib.

Er dachte daran, wie er sie unterrichten könne und ihr aus dem reichen Schatz mittheilen, den er in seinem Wanderleben gesammelt, wie er ihr seinen wahren Namen anvertrauen — wie er für sie Reichthum und Ehren erwerben wolle. Doch dachte er, sie würde sich nichts aus Reichthum und Ehren machen, sie würde ein ruhiges Leben vorziehen, ein Leben voll einfacher, nützlicher Arbeit, ein Leben, — guten Thaten gewidmet, dem Wohlthun und der Barmherzigkeit. Er sah sie in seinen Träumen — lesend am Kaminfeuer, wandernd im grünen Walde, weilend und ausruhend am stillen, warmen Seestrände. Er fühlte in seinen Träumen ihre weichen Arme um seinen Hals gelegt, ihre unschuldigen Küsse auf seinen Lippen; er konnte ihr liebliches Lachen hören und sah ihre goldenen Locken nach hinten fliegen, wenn sie ihm entgegen lief.

Er wußte, daß sie todt war und daß er sie nicht mehr beleidigte, wenn er ihr Schicksal in Gedanken mit dem Seinigen verband, — eines Elenden, der so viel Böses gesehen und erlebt. Er liebte es, an sie zu denken, als ob sie noch lebe und für sie und sich Pläne einer gemeinsamen, glückseligen Zukunft auszudeuten. In der lärmenden Finsterniß der Grube, im blendenden Lichte des Mittags,

seinen schweren Karren ziehend immer und immer war sie bei ihm, mit ihren klaren Augen liebevoll in seine Augen blickend, so wie sie es vor langer, langer Zeit in dem Boot gethan.

Es war ihm, als wäre sie nie älter geworden, als wenn sie nie den Wunsch gehabt, ihn zu verlassen. Nur, wenn ihm sein Elend zu schrecklich wurde, wenn er fluchte und sein Schicksal verwünschte, wenn er sich in die gemeine Lustigkeit der Gefährten mischte, dann verschwand die kleine Gestalt.

So hatte er sich in seinen Träumen einen wunderbaren Trost geschaffen und fand in dieser Traumwelt Ersatz für Alles, was ihm im Leben fehlte. Eine grenzenlose Gleichgültigkeit gegen alle Leiden erfaßte ihn, nur lag im Grunde dieser Gleichgültigkeit ein fürchterlicher Haß gegen den Mann verborgen, der diese Leiden über ihn gebracht hatte und außerdem der feste Entschluß, bei der ersten Gelegenheit die Ansprüche dieses Mannes an ein Heldenthum zu vernichten, das derselbe sich nur angemaßt. In dieser Stimmung hatte er sich vorbereitet, vor dem Gerichtshofe seine Anklagen loszulassen, — aber die Nachricht, daß Sylvia lebte, hatte ihn ganz überwältigt und seine wohlbedachte Rede hatte sich in einen Strom von Anklagen und Beleidigungen verwandelt, der Niemand überzeugte und Frere im Gegentheil Waffen gegen ihn in die Hand gab. Man kam überein, daß der Gefangene Dawes ein boshafter, schlauer Schurke sei, dessen einziger Zweck war, eine kurze Frist von der wohlverdienten Strafe loszukommen.

Gegen diese Ungerechtigkeit wollte er sich empören. Es war haarsträubend, daß sie sich weigerten, den Zeugen zu hören, der gewiß so bereit war, zu seinen Gunsten zu sprechen; — niederträchtig, daß sie ihn in seine Verbannung zurückschickten, ohne ihr zu gestatten, ein Wort zu seiner Vertheidigung zu sprechen. Aber er wollte diesen Plan zu Schanden machen. Er hatte den Gedanken einer neuen Flucht gefaßt, er wollte seine Fesseln brechen, sich ihr zu Füßen werfen und sie bitten, die Wahrheit über ihn zu sagen und ihn zu retten. Sein Glauben an sie war überstark; seine Liebe für sie durch die Liebe in ihrem Traumbilde mächtiger denn je und so fühlte er sich ganz sicher in dem Gedanken, daß sie

die Macht habe, ihn zu erlösen, wie er sie früher gerettet hatte. »Wenn sie wüßte, daß ich am Leben, würde sie zu mir kommen,« sagte er. »Ich bin sicher, sie würde kommen. Vielleicht haben sie ihr auch gesagt, daß ich todt sei.«

In der Nacht dachte er über Alles in seiner Zelle nach. — Sein schlechter Charakter hatte ihm den Vorzug einer Zelle für sich allein verschafft. Da weinte er, wenn er an den grausamen Betrug dachte, den man ohne Zweifel auch sich gegen sie erlaubt hatte.

»Sie haben ihr gesagt, daß ich todt bin, damit sie lernen möchte, mich zu vergessen; aber das konnte sie nicht. Ich habe so viel an sie während dieser fünf langen Jahre gedacht, daß sie auch an mich manchmal gedacht haben muß. Fünf Jahre! Sie muß jetzt erwachsen sein! Mein kleines Kind ein junges Mädchen! Aber sie ist gewiß noch kindlich, süß und sanft. Wie wird sie sich grämen, wenn sie von meinen Leiden hört. O mein Liebling, mein Liebling, Du bist nicht todt.!«

Dann blickte er sich hastig in der Dunkelheit um, als ob er sich fürchte, gesehen zu werden und zog aus feiner Brust ein kleines Päckchen und strich zärtlich mit seiner groben, arbeitsschwieligen Hand darüber hin, drückte es an seine Lippen und saß träumend da, mit lächelndem Antlitz, als ob es ein heiliger Talisman sei, der ihm die Thüren zur Freiheit öffnen könne.

Achtes Capitel.

Eine Flucht.

Wenige Tage nachher, — am 23. Dezember wurde Maurice Frere durch eine sehr aufregende Nachricht in Unruhe versetzt. — Der bekannte Dawes war aus dem Gefängnis entronnen! —

Nun hatte Kapitain Frere gerade an demselben Nachmittage das Gefängnis besucht und ihm schien es, als ob die Hammer nie so schnell gefallen und die Ketten so fröhlich erklingen wären als bei Gelegenheit seines Besuches. »Sie denken an die Weihnachtsfeiertage, die Hunde!« hatte er zu dem Aufseher gesagt. »Sie denken an ihren Festpudding, die Schurken!« Der Deportierte ihm zunächst hatte gelacht wie Schuljungen und Gefangene zu lachen pflegen über die Witze ihrer Oberen. Alles schien zufrieden zu sein. Ueberdies hatte er, — in sehr witziger Laune — den armen Rufus Dawes mit seinem Unglück aufgezogen. »Der Schooner segelt morgen Mann, und Ihr werdet Euer Christfest in den Minen zubringen.« Rufus Dawes faßte als Antwort nur schweigend an seine Kappe und fuhr fort, Steine zu zerschlagen, worüber sich Frere gratulierte. »Nichts Besseres,« meinte er, »als doppelte Ketten und harte Arbeit, um einen Mann zahm zu machen.«

Als er nun am Nachmittage die staunenswerthe Nachricht erhielt, daß Rufus Dawes sich von seinen Ketten befreit hatte, am hellen Tage über die Gefängnismauer geklettert, die Macquarie Straße hinunter gelaufen war und jetzt wahrscheinlich sicher verborgen in den Bergen saß, war er ganz stumm vor Erstaunen.

»Wie zum Teufel, konnte es geschehen, Jenkins?« fragte er, sobald er den Gefängnishof erreichte.

»Gott soll mich strafen, Euer Gnaden, wenn ich es recht weiß,« sagte Jenkins. »Er war über die Mauer, ehe man das Wort »Messer« sagen konnte. Scott schoß und fehlte, dann hörte ich die Schildwache schießen, aber sie fehlte auch.«

»Fehlte ihn!« rief Frere. »Schöne Kerls seid Ihr allesammt! Ich glaube, Ihr könnt keinen Heuhaufen treffen auf zwanzig Schritt! Was, der Mann war nur drei Fuß von der Flinte ab!«

Der unglückliche Scott, der ganz melancholisch neben den leeren Eisenringen stand, murmelte etwas davon, daß die Sonne ihm gerade in die Augen geschienen hätte. »Ich weiß nicht, wie es kam, Sir. Ich hätte ihn müssen treffen, gewiß. Ich glaube, ich traf ihn auch, als er die Mauer hinauf kletterte.«

Einer, der den Ort nicht kannte und seine Sitten, hätte aus der Unterhaltung eben so gut entnehmen können, daß es sich um eine Jagdpartie handle.

»Erzählt mir Alles genau,« sagte Frere mit einem ärgerlichen Fluche.

»Ich drehte mich gerade um, Euer Gnaden, als ich Scott schreien höre: Hallo! Ich sehe zurück und sehe die Ringe und Ketten von Dawes auf der Erde und den Mann grade dort einen Haufen Steine hinaufklettern. Die beiden Männer hier rechts sprangen auf; ich glaube, es war unter ihnen abgemacht, und so zielte ich auf sie nach meinen Instruktionen und rief, daß ich den Ersten, der sich rühre, niederschießen würde. Da hörte ich Scotts Büchse, und die Männer schriegen laut. Als ich mich umsah, war er fort.«

»Niemand sonst rührte sich?«

»Nein, Herr, Ich war zuerst ganz verwirrt und dachte, sie wären Alle mit dabei, aber Parton und Haines kamen gleich und stellten sich zwischen mich und die Mauer, und dann kam Mr. Short und wir prüften die Eisen.«

»Alle in Ordnung?«

»Ja, Herr, alle in Ordnung, und sie schworen Alle, sie hätten nichts davon gewußt. Ich weiß Dawes' Eisen waren ganz in Ordnung, als er zu Mittag ging.«

Frere bückte sich und prüfte die leeren Ringe. »Alles in Ordnung. Soll der Kerl gehängt werden!« sagte er.

»Wenn Ihr Eure Pflicht nicht besser kennt, so mögt Ihr je eher desto lieber wo anders hingehen, mein Freund. Seht her, die zwei

Knöchelringe waren entzwei. Einer war augenscheinlich durchfeilt und der andere quer durchgebrochen. Der letztere war verbogen, wie von einem schweren Schlage.«

»Weiß nicht, woher er die Feile hat,« sagte der Aufseher Short.

»Weiß nicht! Freilich wißt Ihr's nicht. Ihr Menschen seht nie etwas, bis das Unheil geschehen ist. Ihr braucht mich hier auf einen Monat oder so etwas. Ich werde Euch Eure Pflicht lehren! — Weiß nicht, — wenn solche Dinger wie dies umherliegen? Ich wundre mich, daß nicht der ganze Hof frei ist und beim Gouverneur speist.«

»Dies,« war ein Stück Steingut, welches Frere's schnelles Auge unter dem zerbrochenen Metall entdeckt hatte.

»Ich könnte das stärkste Eisen damit durchfeilen, und das konnte er und das könnten Viele, darauf will ich wetten. Sie guten sollen bei mir auf der Sara-Insel sein, Mr. Short. — Ich weiß nicht!«—

»Nun, Kapitain Frere, — das ist ein Zufall,« sagte Short, »und kann nicht geändert werden.«

»Ein Zufall,« brüllte Frere. »Was habt Ihr mit Zufällen u thun? Wie in des Teufels Namen könnt Ihr einen Mann über die Mauer lassen?«

»Er lief den Steinhaufen hinauf,« sagte Scott, »und schien auf das Dach des Schuppens zu springen. Ich schoß auf ihn und er schwang seine Beine über die Mauer und ließ sich dann hinabfallen.«

Frere maß die Entfernung mit seinem Auge, und ein nicht zu unterdrückendes Gefühl der Bewunderung, welches aus seiner eigenen Geschicklichkeit in Leibesübungen entsprang, erfaßte ihn in dem Augenblick. »Beim Lord Harry, — das ist ein Sprung!« rief er und dann fügte er in der instinktiven Furcht, die er vor dem Deportierten hatte, dem er so schreiendes Unrecht gethan, hinzu: »Ein so verzweifelter Bursche würde auch vor einem Morde nicht zurückweichen, wenn er hart bedrängt wäre. — Wohin lief er?«

»Gerade die Macquarie-Straße hinauf und dann nach den Bergen zu. Es waren nur wenige Leute auf der Straße, Mr. Mays vom Stern wollte ihn aufhalten, aber er rannte ihn über den Haufen. Er sagt, der Kerl lief wie ein Hirsch.«

»Wenn wir ihn heute Abend nicht wieder haben, muß eine Belohnung ausgedient werden,« sagte Frere, sich abwendend, »und Sie sollten eine Extra-Wache aufstellen. Diese Art von Streichen ist ansteckend.« Damit ging er nach den Kasernen zu.

Von rechts nach links, von Ost nach West, durch die ganze Gefangenenstadt flogen die Alarmsignale und die Wachen, die große Straße nach New-Norfolk lang marschierend, suchten in großer Eile und heftigem Eifer die Spur des Flüchtling. Doch die Nacht kam und er war noch in Freiheit, und die Patrouille, müde und entmuthigt zurückkehrend, behauptete, daß er sich in einer Schlucht der lauen Berge, welche die Stadt überragten, verborgen haben, und daß er wohl durch Hunger gezwungen werden müsse, sich auszuliefern. Indeß lief die gewöhnliche Botschaft durch das Land und so bewundernswerth waren die Einrichtungen, welche der Reformator Arthur in's Werk gesetzt hatte, daß noch ehe der Mittag des nächsten Tages herankam, jede Küstenstation benachrichtigt war, daß No. 8942, lebenslänglicher Gefangener, unrechtmäßiger Weise sich in Freiheit befände. Dieser Nachricht wurde noch durch einen Artikel in der Zeitung, betitelt »Die kühne Flucht« nachgeholfen. Daß der Regierungsschooner, die Mary Jane, nun ohne Rufus Dawes nach Port Arthur absegelte, kümmerte die Welt danach wenig.

Doch zwei oder drei Personen kümmerten sich sehr viel darum. Zuerst Major Vickers, der sehr empört war, daß seine gerühmte Sicherheit an Riegeln und Ketten so wenig vor der Schlaueit eines Gefangenen Stich gehalten hatte. In demselben Verhältniß stieg der Aerger und die Wuth der Herren Scott und Jenkins noch höher, denn sie waren ihres Amtes sogleich enthoben und ihnen mit völliger Entsetzung gedroht. Mr. Meekin war entsetzlich erschrocken über die Thatsache, daß ein so gefährliches Ungeheuer losgelassen und in unheimlicher Mordsnähe seine geheiligte Person vielleicht umkreise. Sylvia hatte Zeichen heftiger, nervöser Angst gegeben, die um so peinlicher war, als sie mit aller Anstrengung von ihr unterdrückt wurde. Kapitain Maurice Frere war augenscheinlich ein Raub der grausamsten Unruhe. Er war zehn Minuten nachdem er

die Kasernen erreicht, im Galopp davon geritten und hatte die wenigen Stunden des Tageslichts, welche noch blieben, dazu benutzt, um das Land nach Norden zu abzusuchen. Bei Tagesanbruch am nächsten Tage war er fort in die Berge und untersuchte mit einem Bluthunde hinter sich so viel von den wüsten Schluchten und öden Thälern, als ihm die Bodenbeschaffenheit irgend gestattete. Er hatte sich persönlich erboten, die Belohnung zu verdoppeln, und hatte selbst eine Anzahl von verdächtigen Personen verhört. Man wußte, daß er das Gefängnis wenige Stunden vor der Flucht inspiziert hatte und seine Anstrengungen wurden deshalb ebenso seinem Eifer wie seinem Aerger zugeschrieben.

»Unser lieber Freund meint, daß sein Ruf aus dem Spiele stehe,« sagte der künftige Kaplan von Port Arthur zu Sylvia beim Weihnachtsessen.

»Er ist so stolz aus seine Kenntniss dieser unglücklichen Leute, daß er es nicht ertragen kann, von Einem unter ihnen überlistet zu werden.«

Trotz alledem war und blieb Rufus Dawes verschwunden. Der fette Wirth vom Stern war die letzte Person, die ihn gesehen, und die fliehende gelbe Gestalt schien so vollständig verschlungen in dem warmen, hellen Sommer-Nachmittag, als ob er sich in die dunkelste Nacht gestürzt, die je auf die Erde sank.

Neuntes Capitel.

Ein Brief in die Heimath von John Rex.

Der kleine Kreis, von dem Major Vickers zu Mr. Meekin gesprochen hatte, hatte sich mehr ausgebreitet, als er zuerst beabsichtigte. Statt eines stillen Mittagessens, bei welchem nur seine eigene Familie, seiner Tochter Verlobter und der fremde Prediger gegenwärtig sein sollten, fand sich der Major noch mit den Damen Protherick und Jellicoe, Mr. Mac. Nab von der Garrison und Mr. Pounce vom Civil beehrt. Sein ruhiges Weihnachts-Mittagessen hatte sich in eine Abendgesellschaft verwandelt.

Die Unterhaltung drehte sich um die gewöhnlichen Gegenstände.

»Irgendetwas von dem Kerl, dem Dawes, gehört?« fragte Mr. Pounce.

»Noch nicht,« antwortete Frere etwas mürrisch. »Aber er muß bald gefaßt werden. Ich habe ein Dutzend Mann in den Bergen.«

»Ich glaube, es ist nicht leicht für einen Gefangenen, seine Flucht auszuführen,« sagte Meekin.

»O er braucht nicht gefangen zu werden,« sagte Frere, »wenn Sie das meinen. Er wird bald vor Hunger sterben. Die Buschläufertage sind vorüber und es ein schlechtes Ding für einen Mann, im Busch zu leben.«

»Ja sicher,« sagte Mr. Pounce, seine Suppe schlürfend. »Diese Insel scheint von der Vorsehung ganz besonders dazu bestimmt zu sein, als Deportierten-Kolonie zu dienen, denn bei dem herrlichsten Klima trägt sie doch fast gar keine Früchte, welche das menschliche Leben fristen könnten.«

»Nun,« sagte Mac Nab zu Sylvia, »ich glaube, die Vorsehung hat keine Deportierten-Kolonien beabsichtigt, als sie dies schöne Eiland schuf.«

»Das glaube ich auch nicht,« sagte Sylvia.

»Ich weiß doch nicht,« sagte Mrs. Protherick, »denn der selige Protherick sagte oft, eine allmächtige Hand müsse dies Land zu einer Straf-Kolonie geschaffen haben, weil es so merkwürdig öde sei.«

»Ja, Port Arthur könnte nicht besser passen, wenn es selbst zu dem Zweck geschaffen wäre,« sagte Frere. »Und die ganze Küste entlang von Tenby nach St. Helens ist auch nicht ein Bissen zu finden, von dem ein Mensch leben könnte. Die Westküste ist noch schlimmer. Bei Georg, Sir, ich erinnere mich in früheren Tagen —«

»Uebrigens,« sagte Meekin, »ich habe Ihnen etwas zu zeigen. Das Bekenntnis von John Rex. Ich brachte es absichtlich mit.«

»Rex's Bekenntnis!«

»Die Erzählung seiner Abenteuer, nachdem er Macquarie Harbour verlassen. Ich will es dem Bischof schicken.«

»O, ich möchte es lesen,« sagte Sylvia mit erhöhter Farbe. »Die Geschichte dieser unglücklichen Leute hat ein persönliches Interesse für mich, wissen Sie.«

»Eine verbotene Sache, Poppet.«

»Nein, Papa, nicht mehr verboten, denn es greift mich nicht mehr so an, wie früher. Sie müssen es mich lesen lassen, Mr. Meekin.«

»Lauter Lügen, glaube ich,« sagte Frere mürrisch. »Der Schurke Rex kann die Wahrheit nicht sprechen und wenn er sein Leben damit retten sollte.«

»Sie verkennen ihn, Kapitain Frere,« sagte Meekin. »Alle Gefangenen sind nicht so verhärtete Bösewichter wie Rufus Dawes. Rex, glaube ich, bereut wahrhaft und hat einen rührenden Brief an seinen Vater geschrieben.«

»Einen Brief,« sagte Vickers. »Sie wissen, daß nach des Königs, — nein der Königin Verordnungen es nicht erlaubt ist, daß die Gefangenen Briefe an ihre Freunde schicken, die nicht vorher durch die Hände der Vorgesetzten gegangen sind.

»Das weiß ich, Major, und darum habe ich ihn mitgebracht, damit sie ihn selbst lesen. Er scheint mir von einem wahren Hauch von Frömmigkeit durchweht zu sein.«

»Lassen Sie sehen,« sagte Frere.

»Hier ist er,« erwiderte Meekin und brachte ein Päckchen zum Vorschein. »Wenn das Tischtuch fortgenommen ist, so will ich die Erlaubniß der Damen erbitten, den Brief laut vorzulesen. Er ist sehr interessant.«

Ein Blick des Erstaunens wurde zwischen den Damen Protherick und Jellicoe gewechselt. Der Gedanke, den Brief eines Gefangenen interessant zu nennen! Aber Mr. Meekin war freilich ein Neuling am Ort.

Frere drehte das Päckchen zwischen seinen Fingern herum und las!

John Rex Senior,
zu Händen des Mr. Blick,
38 Bishopsgate Straße
London.

»Warum schreibt er nicht direkt an seinen Vater,« sagte er. »Wer ist Blick?«

»Ein würdiger Kaufmann, sagt man mir, in dessen Comtoir der unglückliche Rex seine jüngeren Jahre verlebte. Er hat eine ziemlich gute Erziehung, wie Sie bemerken werden.«

»Gebildete Gefangene sind immer die schlimmsten,« sagte Vickers. »James, mehr Wein. Wir trinken sonst keine Gesundheiten, aber heute am Weihnachtstage — »Ihre Majestät die Königin!«

»Hört, hört, hört,« rief Frere.

»Ihre Majestät die Königin!«

Nachdem er diesen patriotischen Toast mit vielem Eifer getrunken hatte, schlug Vickers vor:

»Seine Excellenz Sir John Franklin!« welcher Toast ebenfalls viel Beifall fand.

»Nun ein fröhliches Weihnachtsfest und ein glückliches neues Jahr für Sie, Herr,« sagte Frere, noch mit dem Briefe in der Hand. »Gott segne uns Alle!«

»Amen!« sagte Meekin fromm. »Wir wollen darauf hoffen, und

nun, meine Damen, der Brief! Ich werde Ihnen das Bekenntnis hernach vorlesen.« Er öffnete den Brief mit der religiösen Verzückung eines Arbeiters im Weinberge des Evangeliums, der seine erste Rebe treiben sieht.

Das gute Geschöpf begann:

Hobart-Town, 27. Dezember 1838.

»Mein theurer Vater. In allen Wechsell, Veränderungen und Fehlern meines bunten Lebens ist meinen gequälten Gefühlen nie eine schmerzlichere Aufgabe geworden als die, von diesem traurigen Ort aus an Dich zu schreiben, — von diesem seeumgürteten Gefängnis, auf dessen Strand ich stehe, ein zerstörtes Denkmal, — von den widrigen Winden des Schicksals an die Grenzen schwarzer Verzweiflung getrieben, bis in die Schlünde des bittersten Elends.«

»Poetisch,« sagte Frere.

»Ich bin wie ein riesenhafter Baum des Waldes, der manchen Wintersturm und Orkan aufgehalten hat, der aber nun nichts mehr ist als ein trockener Stamm, dessen zarteste, grüne Zweige alle abgerissen sind. Obgleich ich mich jetzt den mittleren Jahren nähere, fülle ich leider keine Stellung aus, die mir Ehre und Ansehen gibt. Nein, ich werde sogar bald das Kleid der Erniedrigung tragen und das Abzeichen und Brandmal der Schmach in P. A., welches so viel heißt wie Port Arthur, des Schurken Heimath.«

»Armer Mensch,« sagte Sylvia.

»Nicht wahr, rührend?« sagte Meekin und fuhr fort:

»Ich bin mit herzerreißender Angst und Seelenqual auf eine Stufe gestellt mit dem Auswurf der menschlichen Gesellschaft.

Meine gegenwärtigen Verhältnisse wirst Du genau beschrieben finden in dein 102. Psalm, im vierten Verse bis einschließlich zum zwölften Verse, die ich Dich, lieber Vater genau zu lesen bitte, ehe Du hiermit weiter fortfährst.«

»Hallo,« sagte Frere, sein Taschenbuch herausziehend, — »was ist das? Bitte, lesen Sie die Zahlen noch ein Mal.«

Mr. Meekin that es und Frere grinste. »Fahren Sie fort,« sagte er.

»Ich werde Ihnen hernach etwas in dem Briefe zeigen.«

»O mein lieber Vater, ich bitte Dich, vermeide das Lesen von profanen Büchern. Laß Deine Gedanken bei heiligen Dingen verweilen und arbeite fleißig, damit Du zu Gnaden kommst. Psalm 73, V. 2. Ich habe Hoffnung in meiner trostlosen Lage. Psalm 35, V. 18. Denn der Heer unser Gott ist barmherzig und leiht sein Ohr der Gnade.«

»Gotteslästerlicher Hund,« sagte Vickers. »Sie glauben das Alles doch nicht?«

Der Prediger blickte ihn vorwurfsvoll an:

»Warten Sie, Sir bis ich zu Ende bin.«

»Der Parteigeist ist sehr stark, selbst im Gefängnis Van Diemens Land. Leider muß ich sagen, daß eine sehr freie Presse in einem hohen Grade von Hohn und Schimpf sich gefällt, während die Behörden doch von allen wohlwollenden Personen geachtet werden, obgleich Manche versuchen, sie dem Haß und der Verachtung der Gefangenen auszusetzen. Doch bin ich sehr glücklich, sagen zu können, daß alle ihre Anstrengungen ohne Erfolg sind, aber dessen ungeachtet, lies eine Zeitung aus der Kolonie. Es ist so viel Possenreißerei und Tadelsucht in dem Inhalt.«

»Das geht auf Sie, Frere,« sagte Vickers lächelnd. »Sie erinnern sich, was über Ihre Gegenwart bei dem Wettrennen gesagt wurde.«

»Freilich,« sagte Frere. »Ein schlauer Schurke! Weiter, Mr. Meekin, bitte weiter.«

»Ich glaube sicher, daß Du Berichte über Grausamkeit und Tyrannei der Kerkermeister gegen die Gefangenen hören wirst, die von boshaften und schlechtgesinnten Neidern und Hassern der Regierung und der Regierungsbeamten verbreitet werden. Um aufrichtig zu sein, dies ist nicht der schreckliche Platz, wie ihn rachsüchtige Schriftsteller schildern. Zuweilen wird starkes Peitschen und schwere Fesseln gebraucht, doch nur in seltenen Fällen. Für leichte Uebertretungen der Disziplin gibt es fast nur nominelle Strafen. So weit ich eine Gelegenheit habe, zu urtheilen, ist das Peitschen niemals unverdient angewandt worden.«

»So weit er damit gemeint ist, gewiß nicht,« sagte Frere, indem er

eine Walnuss aufbrach.

»Die Bibelstellen, welche unser Prediger angeführt hat, haben mich sehr getröstet und ich bin ihm sehr dankbar dafür, denn nach dem übereilten Versuch, den ich machte, mir meine Freiheit zu verschaffen, habe ich alle Ursache, für die Gnade dankbar zu sein, die man mir bewiesen hat. Tod, der schrecklichste Tod Leibes und der Seele wäre mein Theil gewesen, aber ich bin für die Reue bewahrt. Joh. 3. Ich bin jetzt er Bitterkeit anheimgefallen. Der Kaplan, ein frommer Herr, sagt, es bezahle sich nie wirklich, zu stehlen. Sammelt aber Eure Schätze im Himmel, wo weder Motten noch Rost sie fressen. — Ehrlichkeit ist die beste Politik, davon bin ich überzeugt, und ich möchte um tausend Pfund nicht meine üblen Thaten von Neuem beginnen. Psalm 38, V. 14. Wenn ich an die glücklichen Tage denke, welche ich einst mit dem guten Mr. Blick verlebte, in dem alten Pause im Blauen Anker Hof und nun mich erinnere, da ich seit jener glücklichen Zeit in Sünde verfallen bin und Waaren gestohlen und Uhren, Knöpfe und Ringe sowohl wie Juwelen, — daß ich ein gewöhnlicher Dieb geworden bin, — so zittere ich vor Reue und fliehe zum Gebet. — Psalm 5. O was für Sünder sind wir! Laß mich kosten, Herr, daß nun, da ich durch Deine Gnade außerhalb der Versuchung stehe, ich sicher lebe und daß ich auch eines Tages um Jesu willen Gnade finde wegen meiner Sünden. Mancher Wahnsinn hat Methode in sich, aber der Wahnsinn der Sünde hält uns so ohne Hoffnung des Entkommens. Das ist, geliebter Vater, meine Hoffnung und mein Vertrauen für mein ferneres Leben hier. — Psalm 75. Ich verdanke mein körperliches Wohlbefinden dem Kapitain Maurice Frere, der so gütig war, über mein Benehmen bei der Angelegenheit des Osprey zu sprechen, als ich mit Shires, Barker und Anderen mich des Schiffes bemächtigte. Bete für Kapitain Frere, mein theurer Vater. Er ist ein guter Mann, und wenn auch seine Amtspflicht schwer zu erfüllen ist und seinen Gefühlen entgegen, so gestattet er doch nie, als öffentlicher Beamter, daß seine Privatgefühle, seien es die der Rache oder der Gnade, sich zwischen ihn und seine Pflicht stellen.«

»Verdammter Schuft,« murmelte Frere, dunkelroth werdend.

»Grüße herzlich Sara und den kleinen William und alle Freunde, welche sich meiner noch freundlich erinnern und laß sie gewarnt sein durch mein Schicksal, damit sie sich des Bösen enthalten. Ein gutes Gewissen ist besser als Gold, und kein Besitz kann das Elend wieder gut machen, in das man verfällt, wenn man sich dem Verbrechen ergibt.

»Ob ich Dich, theurer Vater, je wiedersehen werde, ist mehr als ungewiß. Mein Urtheil lautet auf Lebenszeit, wenn nicht etwa die Regierung ihre Pläne mit mir ändert und mir eine Gelegenheit gibt, durch harte Arbeit meine Freiheit wieder zu erlangen. Der Segen des Himmels sei mit Dir, mein Vater, und mögest Du weiß gewaschen werden im Blute des Lammes. Das ist das Gebet Deines unglücklichen Sohnes

John Rex.

P.s. Und wenn Deine Sünden blutroth sind, so sollen sie weiß werden wie Schnee.«

»Ist das Alles?« fragte Frere.

»Das ist Alles, Sir, und ein sehr ergreifender Brief.«

»Ja, das ist er,« sagte Frere, »aber bitte, geben Sie ihn mir einen Augenblick, Mr. Meekin.«

Er nahm das Papier und die Zahlen der Texte durchgehend, welche er in seinem Taschenbuch angemerkt hatte, runzelte er seine Brauen über Mr. Rex's gottlose und heuchlerische Epistel.

»Ich dachte es mir,« sagte er endlich. »Jene Texte sind nicht umsonst geschrieben. Es ist ein alter Streich, aber geschickt gemacht.«

»Was meinen Sie?« fragte Meekin.

»Meinen!« rief Frere mit einem wohlgefälligen Lächeln über seine eigne Schlaueit. »Dieser kostbare Brief enthält eine sehr gute Benachrichtigung für Mr. Blick, — wer er auch ein mag. Irgend ein Fehler vermuthlich. Sehen Sie her, Mr. Meekin. Nehmen Sie den Brief und den Bleistift und fangen Sie bei der ersten Bibelstelle an. Der hundert und weite Psalm vom vierten Verse bis zum zwölften einschließlic, — sagt er nicht so? Sehr gut! Das sind neun Verse,

nicht? Gut, nun unterstreichen Sie neun aufeinanderfolgende Worte von dem zweiten Wort, welches unmittelbar der nächsten', angeführten Bibelstelle folgt: »Ich habe Hoffnung 2c. Haben Sie es?«

»Ja,« sagte Meekin erstaunt, während sich alle Köpfe über den Tisch lehnten.

»Gut. Nun ist seine Stelle, der achtzehnte Vers des fünf und dreißigsten Psalmes, nicht wahr? Zählen Sie achtzehn Worte weiter und unterstreichen Sie fünf aufeinander folgende Worte.

Haben Sie das gethan?«

»Einen Augenblick, — sechzehn, siebzehn, achtzehn
»Behörden.«

»Nun zählen Sie und unterstreichen Sie in derselben Art, bis Sie zu dem Worte Text oder Bibelstellen kommen. — Vickers, bitte um etwas Claret.«

»Ja,« sagte Meekin nach einer Pause. »Hier ist es. Die Bibelstellen, welche unser Kaplan anführt! — Aber ich muß bitten, Mr. Frere!« —

»Noch einen Augenblick, « rief Frere.

»Welches ist die nächste Stelle? — Johanni III. Also jedes dritte Wort. Unterstreichen Sie jedes dritte Wort, welches mit O beginnt unmittelbar nach den Bibelworten bis Sie zu einer neuen Stelle kommen. Haben Sie es? Wie viele Worte sind es?«

»Sammelt aber Eure Schätze im Himmel, wo weder Motten noch Rost sie fressen,« sagte Meekin, ein wenig empört. »Dreizehn Worte.«

»So zählen Sie dreizehn Worte ab und unterstreichen das dreizehnte. Ich weiß, was es mit diesen Bibelstellen auf sich hat.«

»Das Wort »tausend Pfund,« sagte Meekin. »Ja.«

»Dann ist noch eine andre Stelle. Acht und dreißigste, nicht wahr — Psalm und der vierzehnte Vers. Machen Sie es ebenso wie vorher — zählen Sie vierzehn Worte und dann unterstreichen Sie acht hinter einander. Wohin kommen Sie?«

»Der fünfte Psalm.«

»Also jedes fünfte Wort. Weiter mein lieber Herr, weiter. »Methode es Entkommens« — ja. Der hundertste Psalm bedeutet einen Punkt. Welcher Vers? — Nun der fünf und siebenzigste. — Also zählen Sie fünf und siebenzig Worte und dann unterstreichen Sie.«

Während einiger Augenblicke war Alles still. Mr. Meekin zählte. Der Brief war wirklich sehr interessant.

»Nun lesen Sie Ihre ausgezogenen Worte, Meekin. Lassen Sie sehen, ob ich recht habe.«

Mr. Meekin las mit allmählich röther werdenden Wangen.

»Ich habe Hoffnung, in meiner trostlosen Lage — ein Gefängnis — Van Diemens Land — die Behörden werden — Haß und Verachtung der Gefangenen — lies Zeitungen der Kolonie — Berichte über Grausamkeit und Tyrannei — der Kerkermeister gegen die Gefangenen — starkes Peitschen und schwere Fesseln — für leichte Uebertretungen der Disziplin — Ich — komme — der — frommer — es — bezahlt — taufen Pfund — in dem alten Hause im Blauen Anker Hof — Waaren gestohlen und Uhren, Knöpfe und Ringe sowohl wie Juwelen — sind — jetzt — untergebracht — sicher — Ich — will — finden — eine — Methode — des Entkommens — dann — zur — Rache.« —

»Nun,« sagte Frere und sah sich triumphierend um, »was sagen Sie nun?«

»Sehr merkwürdig,« sagte Pounce. »Wie machten Sie es ausfindig, Frere?«

»O, das ist nichts,« sagte Frere und meinte, es sei sehr viel.

»Ich habe alle diese Dinge viel studiert und dies ist ganz gewöhnlich gegen Andre, die ich gesehen. Aber es ist fromm, nicht wahr, Meekin?«

Mr. Meekin stand zornig auf.

»Es ist sehr unfreundlich von Ihnen, Kapitain Frere. Ein guter Spaß ohne Zweifel, aber erlauben Sie mir zu sagen, daß ich keine Späße über solche Dinge liebe. Warum des armen Menschen Brief an seinen alten Vater zum Gegenstand des Spottes gemacht wird, kann ich nicht begreifen. Er war mir in meiner Eigenschaft als

christlicher Pastor anvertraut.«

»Das ist es grade. Der Kerl lacht über die Pastoren, verzeihen Sie und unter dem Vorwände Ihrer »geheiligten Eigenschaften« spielt er Ihnen Streiche. Wie der Hund gelacht haben mag, als er Ihnen den Brief gab!«

»Kapitain Frere,« sagte Mr. Meekin, die Farbe vor Wuth und Aerger wechselnd, wie ein Chamäleom »Ihre Auslegung ist sicher eine unrichtige, dessen bin ich gewiß. Wie könnte der arme Mann wohl solch' ein Stück Kryptographie verfassen?«

»Wenn Sie meinen, sehen Sie doch das Ding an,« sagte Frere. »Er hatte doch eine Bibel, denke ich, während er schrieb?«

»Gewiß gestattete ich ihm den Gebrauch des heiligen Buches, Kapitain Frere. Es würde sich für mein Amt wohl nicht gepaßt haben, wenn ich ihm solches verweigert hätte.«

»Natürlich. Das ist's, womit Ihr Pfarrer Euch immer einmischt. Wenn Sie Ihr Amt in die Tasche stecken möchten und lieber Ihre Augen ein wenig aufmachen?«

»Maurice, lieber Maurice!«

»Ich bitte um Verzeihung, Meekin,« sagte Frere in ungeschickter Art, — »aber ich kenne diese Burschen. Ich habe mit ihnen zusammen gelebt, bin mit ihnen auf einem Schiff zusammen hergekommen habe mit ihnen gesprochen, getrunken und kenne alle ihre Streiche, — wissen Sie. Die Bibel ist das einzige Buch, das sie in die Hände bekommen und Bibelstellen sind das Einzige, das sie lernen und das ihnen gelehrt wird. Da sie nun bis oben hin voll Schurkereien und Pläne und Verschwörungen sind, mit welchem andern Buche sollten sie sich bei ihren höllischen Anschlägen helfen als mit dem Einen, das der Kaplan zu ihrem Textbuch gemacht hat. Und Maurice stand ärgerlich auf, — doch nicht ohne einen Anflug von Selbstzufriedenheit.

»Ach, es ist wirklich schrecklich,« sagte Meekin, der nicht übelwollend war, sondern nur selbstgefällig, — »ganz schrecklich in der That.«

»Aber unglücklicher Weise wahr,« sagte Mr. Pounce. »— Eine Olive, — nein danke.«

»Bei meiner Seele,« schrie der ehrliche Mac Nab, »das ganze, System scheint mir wenig geeignet, Besserung herbei zu führen.«

»Mr. Mac Nab, bitte um den Portwein,« sagte der ebenfalls ehrliche Vickers, dessen Hände und Füße durch das Reglement fest gebunden sind. Und so wurde eine vielleicht bedenkliche Diskussion über die Gefangenen-Disciplin im Keim erstickt. Aber Sylvia, vielleicht durch Neugier getrieben, vielleicht auch durch den Wunsch, des Predigers Kummer zu, mindern, nahm, als sie an Mr. Meekin vorüber ging »das Bekenntnis,« welches uneröffnet neben seinem Glase lag, in die Hand und mit hinaus.

»Nun, Mr. Meekin,« sagte Vickers, als sich die Thür hinter den Damen schloß, — »schenken Sie sich ein. Es thut mir leid, daß es so mit dem Briefe seine Bewandtnis hat, aber Sie können sich auf Frere darin verlassen, das versichre ich Sie. Er weiß mehr von den Deportierten, als irgend ein Mensch auf der ganzen Insel.«

»Ich lebe, Kapitain Frere, daß Sie die Verbrecherklassen zu Ihrem Studium gemacht haben?«

»Das habe ich, Sir und kenne jede List und jeden Streich von ihnen. Ich will Ihnen meinen Grundsatz mittheilen, — ich glaube irgend ein Franzose hatte ihn auch: Trenne und siege! Man muß alle die Hunde zu Spionen unter sich machen.«

»O« sagte Meekin.

»Das ist der einzige Weg. Was denken Sie, Herr, — wenn die Gefangenen einander so treu wären, wie wir uns, so könnten wir die Insel keine Woche halten! Grade, weil kein Mann dem andern trauen kann, darum mißlingt jede Meuterei.«

»Ich denke, es muß so sein,« sagte der arme Meekin.

»Ja, so ist es, bei George. Wenn ich meinen Willen hätte, so dürfte kein Gefangener ein Wort zu seinem Nachbar zur Rechten sagen, ohne daß es der Nachbar zur Linken wiederholte. Ich würde die Kerls vorwärts bringen, welche angeben und die Schurken zu ihren eignen Aufsehern machen. Ha, ha, ha!«

»Aber solch erfahren, wenn es auch vielleicht in mancher Beziehung nützlich wäre, würde doch Unheil hervorbringen. Es würde die schlechtesten Leidenschaften unsrer gefallenen Natur

aufregen und zu endlosen Lügen und zur Tyrannei führen. Gewiß würde es das.«

»Warten Sie nur,« rief Frere. Vielleicht werde ich eines Tages die Gelegenheit dazu haben und dann will ich es versuchen. Deportierte! Beim Lord Harry, Herr, es gibt nur eine Art, sie zu behandeln: gebt ihnen Tabak, wenn sie vernünftig sind und peitscht sie, wenn sie es nicht sind.«

»Schrecklich,« sagte der Geistliche mit einem Schauder. »Sie sprechen von ihnen, als wären sie wilde Thiere.«

»Das sind sie auch,« sagte Maurice Frere ruhig.

Zehntes Capitel.

Was aus den Meuterern des Osprey wurde.

Am Ende des großen, prächtigen Gartens stand eine einfache Bank, nahe der Mauer, die den Platz schloß. Die Zweige der englischen Bäume, welche vor langer Zeit dort gepflanzt waren, beschatteten den Sitz und zwischen ihrem leicht bewegtem Grün hindurch konnte man den silbernen Strom sehen. Sylvia setzte sich hierher, mit dem Rücken nach dem Hause und dem Gesicht nach der Bai und öffnete das Manuskript, welches sie Meekin abgenommen. Sie begann zu lesen. Es war in einer großen, festen Handschrift geschrieben und die Ueberschrift lautete:

»Eine Erzählung von den Leiden und Abenteuern Einiger der zehn Deportierten, welche sich der Brigg Osprey in Van Diemens Land bemächtigten. Niedergeschrieben von Einem der obengenannten Deportierten, während er zur Strafe für diese That im Gefängnis zu Hobart Town saß.«

Als Sylvia diese großen Worte las, hielt sie einen Augenblick inne. Die Geschichte dieser Meuterei war eine Epoche in ihrem Leben gewesen und lag jetzt vor ihr und sie hatte das Gefühl, daß, wenn sie richtig erzählt wäre, sie etwas Merkwürdiges und Schreckliches verstehen müßte, das bis jetzt wie ein Schatten über ihrem Gedächtniß gelegen. Sie wünschte und fürchtete doch, die Papiere zu lesen und hielt sie halb entfaltet in ihrer Hand, wie sie wohl als Kind die Thür eines dunkeln Zimmers eine kleine Weile halb geöffnet gehalten hatte, unschlüssig ob sie hineingehen solle oder nicht. Doch dauerte ihr Zögern nur einen Augenblick.

*

*

*

»Als der Befehl von der Regierung kam, daß man die Strafkolonie zu Macquarie Harbour auflösen solle, schifften sich der

Kommandant, Major Vickers vom — ten Regiment, mit den meisten der Gefangenen an Bord eines Kolonie Schiffes ein und segelten nach Hobart Town. Sie ließen eine Brigg zurück, welche in Macquarie Harbour gebaut worden war, um nachzukommen. Kapitain Maurice Frere kommandierte und an Bord waren außer Mr. Bates, der Lootse der Kolonie, vier Soldaten und zehn Gefangene, welche den Schiffsdienst zu versehen hatten. Des Kommandanten Frau und Kind waren ebenfalls an Bord.«

* *
*

»Wie sonderbar sich das liest,« dachte das Mädchen.

* *
*

»Am 12ten Januar 1834 gingen wir unter Segel und ankerten glücklich außerhalb es »Thores,« doch da eine Brise von Nordwesten einsetzte und auf dem Schiff draußen starke Brandung verursachte, ging Mr. Bates in die Wellington Bai zurück. Wir blieben den ganzen nächsten Tag dort und am Nachmittage nahm Kapitain Frere zwei Soldaten und ein Boot und ging zum Fischen.«

Es waren nur Mr. Bates und zwei Soldaten an Bord und William Cheshire schlug vor, sich des Schiffes zu bemächtigen. Zuerst wollte ich nicht, weil ich an den Verlust an Leben dachte, der daraus herkommen möchte, aber Cheshire und die Andern, welche wußten, daß ich etwas von der Schiffahrt verstand, — denn ich hatte in glücklicheren Tagen viel auf der See gelebt — bedrohten mich, wenn ich mich ihnen nicht anschlosse. Ein Gesang wurde auf dem Vorderkastell begonnen und Einer der Soldaten, welcher kam, um zuzuhören, wurde ergriffen und Lyon und Riley bemächtigten sich zugleich der Schildwache. So in ein Unternehmen hinein gezwungen, mit dem ich zuerst wenig Sympathie hatte, klopfte jetzt mein Herz vor Freude bei der Aussicht auf Freiheit und ich würde es geopfert haben, um sie zu erlangen. Ganz toll geworden durch diese verzweifelte Hoffnung, übernahm ich selbst den Befehl über meine

elenden Gefährten und so schuldig ich auch immer in den Augen des Gesetzes war, so rechtschaffen hielt ich sie von Gewalthätigkeiten zurück, an die sie ihr bisheriges, wildes Leben fast gewöhnt hatte.

* *
*

»Armer Mensch,« sagte Sylvia, betroffen von John Rexens Zwischensätzen, »ich glaube, er ist nicht zu tadeln.«

* *
*

»Mr. Bates war unten in der Kajüte und als er von Cheshire aufgefordert wurde, sich zu ergeben, versuchte er mit großem Muth, sich zu vertheidigen. Barker schoß durch das Deckfenster auf ihn, aber da ich für das Leben der Frau und des Kindes des Kommandanten fürchtete, schlug ich sein Gewehr in die Höhe und die Kugel ging in die Einfassung der Sternfenster. Inzwischen hatten sich die Soldaten, welche wir auf dem Vorderkastell gebunden hatten, losgemacht und kamen durch den Lukenweg uns in den Rücken. Cheshire schoß auf den Ersten und haute den Zweiten mit dem Kolben herunter. Der Verwundete verlor das Gleichgewicht und da die Brigg grade durch die steigende Fluth in's Rollen kam, fiel er in die See. Dies war durch die Gnade Gottes das einzige Leben, das bei der ganzen Angelegenheit verloren ging. Mr. Bates, welcher sah, daß wir im Besitz des Schiffes waren, ergab sich unter der Bedingung, daß wir des Kommandanten Frau und Kind sicher an die Küste setzten. Ich empfahl ihm, die Sachen mitzunehmen, die sie brauchten und befahl, die Jolle herunter zu lassen. In dem Augenblick kam Kapitain Frere heran und machte einen tapfern Versuch, das Schiff wieder zu nehmen, aber sein Boot trieb ab. Ich war jetzt entschlossen frei zu werden und Alle an Bord wollten die Sache nun durchführen. So riefen wir das Boot an und schworen, es in Grund zu schießen, wenn Kapitain Frere sich nicht ergäbe.

Der Kapitain Frere weigerte sich und wollte einen neuen Versuch

machen, an Bord zu kommen, aber die zwei Soldaten vereinigten sich mit uns und verhinderten seine Absicht. Wir hatten nun die Gefangenen in die Jolle gebracht und ließen Kapitain Frere auch hinein steigen und da wir selbst in dem großen Boot waren, zwangen wir Mr. Bates und Kapitain Frere, die Jolle an Land zu rudern. Dann nahmen wir das kleine Boot in's Schlepptau und kehrten nach der Brigg zurück.

Es wurde strenge Wache gehalten, da wir fürchteten, das sie den Versuch machen würden, das Schiff wieder zu nehmen.

Bei Tagesanbruch waren alle Mann auf Deck und man berieth über die Theilung der Lebensmittel. Cheshire wollte sie verhungern lassen, aber Lesley, Shires und ich wollten die Vorräthe theilen. Nach einem langen und heftigen Streit behielt die Menschlichkeit die Oberhand und die Vorräthe wurden mit dem großen Boot an Land gebracht. Als sie die Lebensmittel bekamen, sagte Mr. Bates:

»Männer, ich hatte keinen Augenblick solche freundliche Behandlung von Euch erwartet, nämlich was die Lebensmittel anbetrifft, die Ihr uns überbringt, da doch nur so Wenige an Bord sind. Wenn ich Eure Lage bedenke, ohne einen kundigen Schiffer in einem lecken Schiff, so erscheint sie mir sehr gefährlich und ich hoffe, Gott wird sich Euch gnädig beweisen und Euch vor den vielen Gefahren bewahren, denen Ihr auf dem stürmischen Ocean ausgesetzt seid.« Auch Mrs. Vickers dankte mir, daß wir so freundlich gegen sie gewesen und sagte, daß wenn sie nach Hobart Town zurück käme, sie zu meinen Gunsten sprechen wolle. Dann riefen sie uns bei unserer Abfahrt ein Hurrah nach und wünschten uns glückliche Reise wegen der Menschlichkeit, mit der wir unsere Lebensmittel mit ihnen getheilt.

Als wir gefrühstückt hatten, fingen wir an, die leichte Ladung, die wir an Bord hatten, theilweise übers Bord zu werfen, was uns bis Mittag beschäftigte. Nach dem Mittag warfen wir einen kleinen Wurfanker aus, mit ungefähr hundert Faden Kette und nachdem wir den Anker aufgewunden und die Fluth abtrat, halfen wir uns an der Ankerkette hinaus und es gelang uns, so mit dem Wurfanker bis zu zwei Inseln hinauszukommen, die Cap und Nonnett heißen. Alle

fingen nun an, die Brigg nachzuholen und wir schickten das große Boot vor, um sie im Schlepptau weiter hinauszubringen. So kamen wir glücklich über das Riff. Kaum war das geschehen, als eine leichte Brise aufsprang — aus Südwesten. Wir feuerten einen Schuß ab, um die Zurückgelassenen zu benachrichtigen, daß wir in Sicherheit waren, setzten dann Segel und stachen in See.«

Als Sylvia so weit gelesen hatte, hielt sie an. Eine verzweifelte Angst bemächtigte sich ihrer, als ihre Erinnerungen wach gerufen wurden. Sie war sich des abgefeuerten Schusses bewußt und eine Frau hatte über ihr geweint. Das war ihre Mutter gewesen. Aber außerdem war Alles Ungewißheit. Die Erinnerungen durchkreuzten wie Schattenbilder ihr Hirn; sie wollte sie ergreifen, aber sie waren fort. Doch zitterten ihre Nerven, als sie diese merkwürdige Geschichte las. Trotz der pathetischen Beredsamkeit und der geheuchelten Frömmigkeit der Erzählung, sowie der Verdrehung einiger Thatsachen, die, wie man leicht verstehen konnte, so eingenistet war, um sich das Wohlwollen der Vorgesetzten zu sichern, in deren Händen sein Schicksal lag, hatte Rex nicht versucht, seine Erzählung durch erfundene Gefahren zu verschönern. Die Geschichte des kühnen Planes, welcher vor fünf Jahren gefaßt und ausgeführt worden, war mit dürrer Einfachheit erzählt und trug den Stempel der Wahrheit an sich, so daß die Einbildungskraft der Leser die ausgelassenen Einzelheiten der Schrecken und Gräuel leicht ergänzen konnte. So flöste das Ganze mehr Sympathie ein, als irgend eine hochtrabende Schilderung.

Grade die Kahlheit der Erzählung war anreizend und das Mädchen fühlte ihr Herz schneller schlagen, als ihr poetischer Sinn zwischendurch das schreckliche Bild sich ausmalte das der Deportierte nur angedeutet hatte. Sie sah es Alles, die blaue See, die glühende Sonne, das langsam gezogene Schiff, die unglückliche Gesellschaft an der Küste, — sie hörte — — was war das, — Rascheln im Gebüsch unter ihr? — Ein Vogel! Wie nervös sie geworden war!

»Da wir nun, wie wir glaubten, unser Gefängnisleben glücklich hinter uns hatten, so beriethen wir uns fröhlich über das, was wir

thun wollten. Es war meine Absicht, nach den Inseln der Südsee zu segeln, dort die Brigg auslaufen zu lassen und zu den Eingeborenen als Schiffbrüchige zu kommen und mit ihnen zu leben, bis Gottes Gnade uns ein Schiff zuführte, das uns in die Heimath mitnähme. In dieser Idee machte ich James Lesley zum ersten Steuermann, da er ein erfahrener Seemann war und bereitete mich selbst mit Hilfe der wenigen Instrumente die wir an Bord hatten, vor, die Küste zu verlassen. Wir holten das große Boot heraus, machten es nebst der Jolle fest und segelten nun auf's Gerathewohl los. Als das geschehen, theilte ich die Landratten und die Seeleute ein und nach Ost-Süd-Ost steuernd, stellten wir um 8 Uhr Nachmittags die erste Wache aus.

In weniger als einer Stunde nachher, erhob sich ein starker Wind von Süd-West. Ich und Andre von den Landratten wurden schwer seekrank und Lesley hatte große Mühe das Schiff zu steuern, denn bei dem rauhen Wetter mußten zwei Mann am Steuer sein. Am Morgen, als ich auf Deck kam, fand ich, daß der Wind nachgelassen hatte, aber als ich die Pumpen untersuchte, fand ich viel Wasser im Raum. Lesley richtete die Pumpen, aber die Steuerbordpumpe allein konnte gebraucht werden. Von der Zeit an gab es an Bord nur zweierlei: die Pumpe und das Steuer. Der Sturm dauerte zwei Tage und eine Nacht; die Brigg lief mit dicht gerefften Topsegeln, denn wir wagten nicht, die Segel einzuziehen, aus Furcht vor verfolgenden Schiffen, so groß war unsere Angst vor dem Gefängnisleben.

Am 16ten Mittags quälte ich mich wieder auf Deck und machte eine Meridian Beobachtung, änderte den Kurs des Schiffes nach Ost bei Süd, denn ich wünschte nach dem Süden Neu-Seelands zu gelangen, außer der gewöhnlichen Schiffslinie. Ich hatte die Idee, daß wenn unsre Lebensmittel ausreichten, wir vielleicht nach der südamerikanischen Küste kommen möchten und dann in christliche Hände fallen.

Nachdem ich dies gethan, mußte ich wieder in meine Koje kriechen und lag acht Tage lang da, wie in den letzten Zügen. Zuweilen bereute ich meinen Entschluß, denn Fair drang in mich, mich aufzuraffen, da die Leute nicht zufrieden mit unserm Kurs

wären. Am 21ten entstand eine Meuterei, von Lyons angeführt, der behauptete, wir liefen gerade in den stillen Ocean hinein und müßten Alle umkommen.

Dieser übel berathene Mann, obgleich ganz ohne Kenntniss der Schifffahrt, bestand darauf, daß wir nach Süden steuern müßten, weil er glaubte, wir wären nördlich von den Freundschafts-Inseln und er wollte das Schiff dort auslaufen lassen und sich in den Schutz der Eingeborenen begeben. Lesley sprach vergebens dagegen und wollte ihnen beweisen, daß ein südlicher Kurs uns in die Eisfelder bringen würde. Barker, der an Bord eines Wallfischfahrers gedient hatte, versuchte die Meuterer zu überzeugen, daß, wenn wir in solcher Breite wären, wie sie vermutheten, die Temperatur wärmer sein müsse. Solch ein Irrthum könne uns gar nicht vorkommen.

Nach vielem Lärm und Geschrei stürzte Lyons an das Steuer und Russen zog eine Pistole, welche er Mr. Bates abgenommen hatte und schoß ihn todt, worauf Alle wieder zu ihrer Pflicht zurückkehrten.

Diese schreckliche That war, glaube ich, für die Sicherheit der Brigg nothwendig und wäre sie an Bord von freien Leuten geschehen, so hätte man sie als eine strenge, doch nothwendige Maßregel gerühmt.

Durch den Tumult auf das Deck gerufen, hielt ich eine kurze Rede an die Mannschaft und überzeugte sie, daß ich fähig wäre, auszuführen, was ich versprochen. Mein Herz war freilich sehr bange und ich sehnte mich nach einem Teichen von Land. Von Lesley und Barker an jeder Seite unterstützt, machte ich eine neue Beobachtung und änderte unseren Kurs nach Nordosten. Die Brigg machte elf Knoten in der Stunde unter einfach gerefften Topsegeln und die Pumpen arbeiteten hart. So ging es fort bis zum 31ten Januar, als ein Orkan uns faßte und uns Allen fast verderblich wurde.

Lesley beging jetzt einen großen Irrthum, denn als die Brigg, die ganz auf der Seite lag und ihre Flittersegelstange verloren hatte, richten wollte, befahl er, das Bortopsegel einzuziehen, die Topgallants und das große Segel festzumachen, ein Reff in das Hauptsegel zu legen und sie so unter einfach gerefftem Top und

Vordersegel gehen zu lassen. Jetzt leckte das Schiff so stark, daß ich nicht glaubte, das Land erreichen zu können und zu dem Allmächtigen flehte, er möge uns bald Hilfe senden.

Neun Tage und neun Nächte dauerte der Sturm und die Leute waren völlig erschöpft. Einer der beiden Soldaten, den wir gebraucht hatten, um die beiden Stücke der verlorenen Seegelstangen wieder aufzufischen, fiel dabei über Bord und ertrank.

Unsere Provisionen waren fast zu Ende, aber als am neunten Tage der Wind nachließ, packten wir sie in ein Boot. Die See ging schwer und wir waren genöthigt, ein Spill auf die Vorder- und Haupt-Raa zu befestigen, mit Borgtauen nach der Windseite, um das Boot sicher in See lassen zu können.

Wir hatten es bald richtig im Wasser, während die Andern sich unten gütlich thaten. Nachdem wir die Kleider von Kapitain Frere und den Lootsen angezogen hatten, verließen wir die Brigg bei Sonnenuntergang. Sie lag fast schon bis zum Seegat im Wasser.

Der Wind wurde in der Nacht wieder frischer und da unser Boot, das eigentlich ein Langboot war, mit Mast, Bugspriet und Haupttraa ausgestattet war, sehr schwankte und viel Wasser bekam, mußten unserer vier immer im Stern sitzen, mit dem Rücken nach der See und mußten die Sturzseen aushalten. Das war genug, um die Kräfte des stärksten Mannes endlich zu erschöpfen. Doch belohnte uns der Tag einigermaßen für die schreckliche Nacht. Das Land war nur zehn Meilen von uns entfernt und wir näherten uns, soviel wir konnten, liefen an die Küste heran und hofften einen Hafen zu finden.

Um halb drei Uhr fanden wir eine Bucht von sehr merkwürdigem Ansehen, die zwei fast pyramidenförmige Felsen am Eingange hatte. Shires, Russen und Fair landeten in der Hoffnung, frisches Wasser zu finden, das wir sehr nöthig brauchten. Bald kehrten sie zurück und erzählten, daß sie eine indische Hütte gefunden, worin einige rohe Thongefäße. Einen Überfall fürchtend, stießen wir wieder von der Küste ab und blieben die ganze Nacht draußen. Früh am Tage näherten wir uns wieder und hatten das Glück, einen Seehund zu fangen. Es war das erste frische Fleisch, das ich seit vier Jahren

gegessen. Es war merkwürdig, es unter diesen Umständen zu essen. Wir kochten das Herz und Leber zum Frühstück und gaben auch etwas einer Katze, welche wir mit vom Schiff genommen hatten, da ich nicht wollte, daß mit meinem Wissen irgend ein Geschöpf umkommen sollte. Nach dem Frühstück stießen wir wieder ab und kaum waren wir eine halbe Stunde fort, so wehte ein frischer Wind und wir gingen mit der Geschwindigkeit von sieben Knoten die Küste entlang, aus einer Bay in die andre, um Einwohner zu finden. Als die Sonne unter ging, steuerten wir dicht an der Küste entlang und plötzlich hörten wir einen Stier brüllen. James Barker, den ich, nach seinem heftigen wilden Wesen zu urtheilen, eines solchen Gefühls für ganz unfähig gehalten hatte, brach in Thränen aus.

Nach zwei Stunden bemerkten wir große Feuer in der Bucht und warfen bei neunzehn Faden Tiefe den Anker aus. Am Morgen ruderten wir an Land und ließen das Boot auf einer krautigen Stelle auflaufen. So bald die Einwohner unsrer ansichtig wurden, kamen sie an den Strand herunter.

Ich vertheilte Nadeln und Faden an die Leute und als ich »Valdivia« sagte, zeigte eine Frau nach einer Landzunge hin und hob drei Finger auf indem sie rief: »leaghos,« was wahrscheinlich Meilen bedeuten sollte. Wir fanden hernach auch, daß die Entfernung so viel betrug.

Um drei Uhr Nachmittags ungefähr fuhren wir um die Spitze herum, welche die Frau uns gezeigt hatte, und bemerkten einen Flaggenstock und eine zwölfpfündige Batterie in Lee von uns. Jetzt theilte ich unter die Leute die Summe sechs Pfund und zehn Schillinge, welche ich in Kapitain Frere's Kajüte gefunden hatte und nahm eine genauere und richtige Verteilung der Kleidungsstücke vor. Es waren auch zwei Uhren da: eine davon gab ich an Lesley und behielt die Andere für mich. Es war unter uns abgemacht, daß wir sagen wollten, wir gehörten zu der schiffbrüchigen Mannschaft der Brigg Julia, welche nach China unterwegs war und in der Südsee verunglückte.

Als wir bei der Batterie landeten, wurden wir mit der größten Höflichkeit von den Spaniern empfangen und freundlich unterhalten,

obgleich wir kein Wort von dem verstanden, was sie sagten. Am nächsten Morgen wurde bestimmt, daß Lesley, Barker, Shires und Russen ein Boot nehmen und nach der Stadt hinausfahren sollten, die neun Meilen oberhalb am Flusse lag.

Am Morgen des 6. März fuhren sie ab. Am 9. kam ein Boot, von einem Lieutenant kommandiert, herunter, mit dem Befehl, daß der Rest von uns auch zur Stadt kommen solle. Wir brachten unser Boot in's Wasser und unter Begleitung der Soldaten und in einiger Unruhe fuhren wir den Fluß hinauf und erreichten die Stadt denselben Abend. Ich fürchtete, daß die Spanier einen Aufschluß über unsern wahren Character erhalten und täuschte mich nicht. Der überlebende Soldat hatte uns verrathen. Dieser Mensch war also ein doppelter Verräther, — ein Mal, indem er seinen Offizier verrieth, und das zweite Mal, als er seine Kameraden angab.

Wir wurden sofort in das Gefängnis geführt und fanden dort unsre vier Kameraden. Einige meinten, wir wollten die Geschichte des Schiffbruches aufrecht erhalten, aber da ich wußte, wie verwirrt die Geschichte klingen würde, wenn man Jeden von uns besonders verhörte, so überredete ich sie, das offenes Bekenntnis das Beste für uns wäre.

Am 14. wurden wir vor den Gouverneur gebracht, der uns sagte, daß wir frei seien, unter der Bedingung, innerhalb der Grenzen der Stadt zu leben. Bei dieser Nachricht fühlte ich mein Herz von einer großen Last befreit und bat nur noch für mich und im Namen meiner Kameraden, man möge uns nicht der britischen Regierung ausliefern, — lieber uns auf der Stelle auf dem großen Platz erschießen lassen.

Da sah uns der Gouverneur mit Thränen in den Augen an und sagte: »Meine armen Freunde, glaubt nicht, daß ich so gegen Euch handeln werde.« macht keinen Versuch zur Flucht und ich will mich Eurer annehmen, und selbst wenn ein Schiff kommen sollte und Eure Auslieferung verlangen, so werde ich Euch mein Wort halten. Alles, was ich Euch besonders an's Herz legen muß ist: hütet Euch vor Unmäßigkeit, die in diesem Lande sehr vorherrscht und wenn es Euch paßt, so bezahlt der Regierung das Geld zurück, das zu Eurer

Erhaltung im Gefängnis ausgesetzt war.«

Am folgenden Tage erhielten wir Alle Arbeit bei einem Schiffe, das vom Stapel gelassen wurde. Es war ein Schiff von drei hundert Tonnen und meine Leute zeigten sich dabei so thätig, daß der Eigenthümer sagte, er möchte lieber uns, als dreißig seiner Landsleute dabei haben. Das gefiel dem Gouverneur, der mit fast sämtlichen Einwohnern der Festlichkeit beiwohnte, bei der auch Musik spielte. Das Schiff war fast seit drei Jahren im Bau. Nachdem es vom Stapel gelassen, arbeiteten die Seeleute unter uns mit an der Ausrüstung und bekamen fünfzehn Dollars monatlich nebst Unterhalt an Bord. Was mich anbetrifft, so erhielt ich sogleich Arbeit auf einem Schiffszimmerplatz und erhielt mich so durch ehrlichen Fleiß. In dem ungewohnten Vergnügen der Freiheit vergaß ich fast den Wechsel in meinen Umständen. Ich, der ich mich unter feinen Leuten und Gelehrten bewegt hatte, mußte jetzt dankbar sein, am Tage auf einem Zimmerplatz zu arbeiten und Nachts auf einem Bündel Kleider zu schlafen. Doch dies ist etwas ganz Persönliches und braucht nicht weiter berücksichtigt zu werden. Auf demselben Zimmerplatz mit mir arbeitete der Soldat, der uns verrathen hatte und ich konnte es nur als ein Gericht des Himmels ansehen, als er eines Tages von einer großen Höhe herabfiel, für tobt aufgehoben wurde und nach wenigen Stunden in großen Qualen seinen Geist aufgab. So vergingen die Tage verhältnißmäßig glücklich bis zum 20. Mai 1836, an welchem Tage der alte Gouverneur abreiste, beklagt von allen Einwohnern von Valdivia und der Achilles, eine Brigg mit ein und zwanzig Kanonen mit dem neuen Gouverneur an Bord ankam. Eins der ersten Dinge, welche der Gouverneur that, war, daß er unser Boot, welches hinter dem Gouvernementsgebäude lag, verkaufte. Dies sah nicht nach Wohlwollen aus und ich fürchtete sehr, er möchte uns wieder in Gefangenschaft ausliefern. So beschloß ich, unsre Flucht zu bewerkstelligen. Nachdem ich meine Pläne Barker, Lesley, Riley, Shires und Russen mitgetheilt hatte, bot ich dem Gouverneur an, ein hübsches Boot für ihn zu bauen und das Eisenwerk daran selbst zu verfertigen. Der Gouverneur willigte ein und binnen vierzehn Tagen hatten wir ein vierrudriges Boot fertig,

das im Stande war, See und Sturm auszuhalten. Wir rüsteten es mit Segeln und Vorräthen in des Gouverneurs Namen aus und am 4. Juli, eines Sonnabends in der Nacht, reisten wir ab. Wir singen kurz nach Sonnenuntergang den Fluß hinab. Ob der Gouverneur, ärgerlich über den Streich, den wir ihm gespielt hatten, uns nicht verfolgen wollte, oder ob, — wie ich glaube — unsre Abwesenheit nicht vor Montag früh entdeckt wurde, wo wir uns schon außer dem Bereich der Verfolgung befanden, — ich weiß es nicht. Genug wir gelangten ohne Unfall in See und da wir guten Kurs nahmen, segelten wir grade auf die Freundschaftsinseln los, wie wir übereingekommen waren.

Jetzt schien es aber, als ob uns das gute Glück verlassen wollte, denn nachdem wir vier Tage in heißem Wetter weiter gegangen waren, entstand eine Windstille und wir lagen achtundvierzig Stunden wie ein Klotz auf der See. Drei Tage blieben wir mitten im Ocean, den brennenden Strahlen der Sonne ausgesetzt in einem Boot ohne Wasser und Lebensmittel. Am vierten Tage, als wir grade das Loos gezogen hatten, um zu bestimmen, wer sterben sollte, um der Andern Leben zu fristen, wurden wir von einem Opiumklipper aufgenommen, der nach Canton zurückkehrte. Der Kapitain, ein Amerikaner, war sehr freundlich gegen uns und als wir im Hafen von Canton ankamen, eröffnete man eine Subscription unter den englischen Kaufleuten der Stadt und erwirkte uns freie Ueberfahrt nach England. Doch Rassen verrieth einige Dinge in der Betrunkenheit und zog Verdacht auf uns. Ich hatte dem Consul eine Geschichte von Schiffbruch erzählt und meinen Namen mit Wilson angegeben, vergaß aber, daß der Sextant, den wir im Boot bewahrt hatten, den Namen Bates trug. Alles dies erregte so viel Verdacht, daß der Consul Befehl gab, daß wir bei unsrer Ankunft in London vor das Polizei Gericht geführt werden sollten. Doch da kein Beweis gegen uns eingebracht wurde, so wären wir losgekommen, wenn nicht Dr. Pine zufällig im Gerichtshofe anwesend gewesen wäre, mich erkannte und meine Identität beschwor. Er war damals Arzt auf dem Transportschiffe Malabar gewesen. Wir wurden eingesteckt und um das Unglück voll zu machen, befand sich auch grade Mr. Capon,

der Kerkermeister von Hobart Town in London, erkannte uns Alle und gab seinen Eid ab.

Unsre Geschichte wurde nun öffentlich bekannt und Barker und Lesley zeugten gegen Russen, so daß dieser wegen des Mordes an Lyons verurtheilt und hingerichtet wurde. Dann brachte man uns auf das Gefangenenschiff Leviathan, bis wir in der Lady Jane eingeschifft wurden, welche mit Deportierten nach Van Diemens Land ging. Dort sollten wir wegen unseres Verbrechens, an der Brigg Osprey begangen, verhört und verurtheilt werden. So kamen wir hier am 15. Dezember 1838 an.

* *
*

Als Sylvia fast athemlos zum Schluß dieser merkwürdigen Erzählung gelangte, sanken ihre Hände in den Schoß und sie saß gedankenvoll da. Die Geschichte dieses verzweifelten Kampfes mit dem Leben war für sie voll von unbestimmten Schrecken.

Nie zuvor hatte sie völlig begriffen, unter welcher Art von Menschen sie lebte. Die mürrischen Menschen, die in Ketten arbeiteten oder auf den Ruderbänken saßen und in deren Gesichtern jeder Ausdruck fehlte, mußten doch ganz andre Menschen sein, als Rex und seine Gefährten. Ihre Einbildungskraft malte sich die Reise auf dem lecken Schiff weiter aus, die Sklaverei in Süd-Amerika, die mitternächtliche Flucht, die harte Ruderarbeit, die lange langsame Hungerqual, die Herzensangst nach der Wiedergefangennehmung und der neuen Einsperrung. Sicher mußte doch das Leben in den Strafkolonien ganz entsetzlich für Männer sein, daß sie sich solchen furchtbaren Gefahren aussetzten, um ihm zu entgehen. Gewiß besaß doch John Rex, der, allein und krank eine Meuterei unterdrückte und ein Schiff durch einen stürmischen Ocean führte, Eigenschaften, welche besser genutzt werden konnten, als um Steine klopfen. War denn die Ansicht von Maurice Frere richtig, daß diese Deportierten-Ungeheuer übernatürliche Kraft zum Dulden hatten, nur um durch unnatürliche und unmenschliche Strafmittel — mit Peitsche und Kette gezähmt und unterdrückt zu

werden? Ihre Phantasie malte sich die Dinge immer weiter aus und sie dachte, in der sich jetzt verbreitenden Dämmerung mit Schauern daran, wohin wohl diese verzweifelten Unglücklichen geführt werden könnten, wenn sie sich mal an ihren Peinigern rächten. Vielleicht war hinter jedem knechtischen, furchtsamen Gesicht, wie man es gewöhnlich unter den Gefangenen sah, so viel Muth und Verzweiflung verborgen, wie der, welcher die zehn armen Wanderer über den Großen Ocean beseelte!

Maurice hatte ihr gesagt, daß diese Leute ihre geheimen Zeichen und ihre geheime Sprache hatten. Sie hatte gerade ein Beispiel davon gesehen, wie dieser selbe Rex, — noch immer an Flucht denkend — eine verborgene Botschaft unter den Augen seiner Kerkermeister an seine Familie schicken konnte. Wenn nun die ganze Insel ein drohender Vulkan von Empörung und Mord war, — die ganze Deportierten- Bevölkerung eine eingefleischte Verschwörung, entstanden und verbunden durch die scheußlichen Freimaurerei des Leidens und des Verbrechens! — Schrecklich daran zu denken und doch nicht unmöglich! —

Wie merkwürdig geht es doch in der Welt zu, daß dieser liebliche Fleck Erde gerade als Ort der Verbannung und der Strafe für die Ungeheuer der Civilisation ausgewählt ist!

Sie warf ihre Blicke umher und alle Schönheit der Landschaft schien verschwunden zu sein. Das anmuthige Laubwerk, welches so unbestimmt in dem Zwielflicht zitterte, schien nur Schrecken und Verrätherei zu verbergen. Der Fluß floß so träge dahin, von Blut und Thränen angefüllt. Die Schatten der Bäume schienen ihr nur Gefahr und Grauen zu verbergen. Selbst der säuselnde Wind sprach nur von Seufzern, Drohungen und Racheflüchen. Erdrückt von dem Schrecken dieser Einsamkeit, griff sie hastig nach dem Schriftstück und wollte in's Haus zurückkehren als plötzlich, wie aus der Erde durch ihre eigne Furcht hervorgerufen, eine Gestalt in Lumpen ihr den Weg vertrat.

Dem aufgeregten Mädchen schien dies die Verkörperung des unbekanntes Bösen zu sein, das sie gefürchtet. Sie erkannte die gelbliche Kleidung und sah, wie sich gierige Hände ausstreckten, sie

zu fassen. Sogleich erinnerte sie sich der Geschichte, die seit drei Tagen die Stadt in Aufregung versetzte. Der Desperado von Port Arthur, der entflohenen Meuterer und Mörder stand vor ihr mit ungebundenen Armen, frei, sie nach seinem Willen zu zwingen.

»Sylvia, — bist Du es! O, endlich! Ich bin entflohen und will bitten — ach — Was? Du kennst mich nicht?!«

Beide Hände an ihre Brust drückend, trat sie einen Schritt zurück in furchtbarem Entsetzen.

»Ich bin Rufus Dawes,« sagte er und blickte ihr in die Augen, auf das Lächeln des Wiedererkennens harrend, — das nicht kam. »Rufus Dawes.«

Die Gesellschaft im Hause war von ihrem Wein aufgestanden, saß auf der breiten Veranda und horchte auf irgend ein Geschwätz des Geistlichen, als sich plötzlich ein Schrei hören ließ.

, »Was ist das?« rief Vickers. Frere sprang auf und blickte in den Garten hinab. Er sah zwei Gestalten, anscheinend mit einander ringen.

Ein Blick war genug, ein Schrei, — ein Sprung über die Blumenbeete fort, gerade auf den entflohenen Gefangenen los.

Rufus Dawes sah ihn kommen, aber sicher im Schutz des Mädchens, das ihm so viel schuldig war, trat er einen Schritt näher und achtungsvoll ihre Hand, die er ergriffen, loslassend, faßte er ihr Kleid.

»O hilf, Maurice, hilf,« rief Sylvia.

Ueber das Gesicht von Rufus Dawes zog ein Ausdruck von furchtbarer Bestürzung. Drei Tage lang hatte er Freiheit und Leben zu erhalten gesucht, um das einzige Wesen zu sprechen, das, wie er glaubte, ihn liebte. Nachdem er eine unvergleichliche Flucht mitten aus dem Gefängnis gewagt hatte, war er in der Nähe des Ortes verborgen geblieben, wo das Idol seiner Träume weilte, der Gefahr der Wiedergefangennahme sich aussetzend, nur um von ihr zwei Worte der Gerechtigkeit zu hören. Aber sie hörte nicht aus ihn, sie schreckte von ihm zurück und nun, — bei dem Klange seines Namens rief sie seinen Todfeind zu Hilfe! Solche ungeheuerliche Undankbarkeit war völlig unglaublich. Sie auch — das Kind, das er

gepflegt und genährt, für das er jede Hoffnung auf Freiheit und Glück aufgegeben, das Kind, — von dem er geträumt, dessen Bild er angebetet, sie, --- auch sie war gegen ihn! So gab es keine Gerechtigkeit mehr, — keinen Himmel — keinen Gott!

Er ließ ihr Kleid los und ohne sich an die Näherkommenden zu kehren, stand er sprachlos da, von Kopf bis zu Füßen bebend.

Im nächsten Augenblick stürzten sich Frere und Mac Nab auf ihn und er lag blutend am Boden. Obgleich er schwach vor Hunger war, so schüttelte er sie doch wieder ab und trotz der Diener, die aus dem Rufen herbeieilten, hätte er noch fliehen können. Aber er war unfähig zu fliehen! Seine Brust hob sich krampfhaft, große Schweißtropfen standen auf seiner bleichen Stirn und aus seinen Augen schienen Thränen zu brechen. Einen Augenblick arbeiteten seine Züge heftig, als ob er auf das Mädchen, das in ihres Vaters Armen weinte einen Fluch herabrufen wollte. Aber es kamen keine Worte aus seinem Munde, — nur steckte er seine Hand in die Brust und mit einer höchst ausdrucksvollen Geberde des Abscheus und Entsetzens schien er etwas von sich zu werfen. Dann entschlüpfte ihm ein tiefer Seufzer und er hielt seine Hände hin, daß sie gebunden würden.

Es lag etwas so furchtbar Trauriges in diesem stillen Kummer, daß die Leute, welche ihn fortführten, unwillkürlich ihr Gesicht abwandten, damit es nicht schiene, als ob sie über ihn triumphierten.

Elftes Capitel.

Eine Reliquie von Maguarie Harbour.

»Du mußt versuchen, ihn von weiterer Strafe zu retten« sagte Sylvia am nächsten Tage zu Frere. »Ich wollte den armen Menschen nicht verrathen, aber ich war so schreckhaft geworden, dadurch daß ich die Geschichte gelesen hatte.«

»Du solltest solches Zeug nicht lesen,« sagte Frere. »Wozu ist das? Ich glaube, kein Wort davon ist wahr.«

»O, es muß wahr sein. Ach, Maurice diese schrecklichen Menschen! Ich dachte, ich wüßte Alles von den Deportierten, aber ich hatte keine Vorstellung, daß solche Menschen darunter seien. »Danke Gott, daß u so wenig davon weißt,« sagte Maurice. Die Diener, die Du hier hast, sind ganz andere Leute als Rex und seine Gefährten.« »Ach Maurice, ich bin es so überdrüssig, hier zu leben. Es ist wohl recht Unrecht, da ich doch Papa habe und Alle, aber ich wünschte, ich brauchte keine Ketten und keine gelben Jacken mehr zu sehen. Ich weiß nicht, warum ich dies Gefühl habe.«

»Komm nach Sydney. Da sind nicht so viel Deportierte. Es war doch bestimmt, daß wir nach Sydney gehen sollten.« »Ja während unseres Honigmonats,« sagte Sylvia ganz einfach. Ich weiß, aber wir sind ja noch nicht verheirathet.« »Das ist bald geschehen,« sagte Maurice.

»Unsinn Herr-s — Ich wollte über diesen Dawes sprechen. Ich glaube, er wollte um etwas zu essen bitten, ich war nur so erschrocken. Sie werden ihn doch nicht hängen, Maurice?«

»Nein, sagte Maurice. Ich sprach heute früh mit Deinem Vater. Wenn der Kerl wieder in Untersuchung kommt und zum Tode verurtheilt werden soll, mußt Du vor Gericht kommen und Zeugniß ablegen, also sind wir übereingekommem daß wir ihn wieder nach Port Arthur schicken wollen und ihm Ketten-Arbeit geben. Heute früh haben wir ihn zum ritten Mal lebenslänglich verurtheilt.«

»Was sagte er?«

»Nichts. Ich habe ihn gleich auf den Schooner geschickt. Jetzt ist er wahrscheinlich schon aus dem Hafen gesegelt.«

»Maurice, ich habe ein sonderbares Gefühl für diesen Mann.«

»Wie?« fragte Maurice.

»Ich glaube, ich fürchte ihn, als ob ich irgend von ihm etwas wüßte und doch mich nicht darauf besinnen könnte.«

»Das ist nicht sehr klar,« lachte Frere etwas gezwungen, »aber laß uns nicht mehr davon sprechen. Wir werden bald weit weg sein von Port Arthur und Allem, was damit zusammenhängt.«

»Maurice,« sagte sie liebkosend, »ich liebe Dich, Du Lieber; Du wirst mich doch immer gegen diese Menschen beschützen, nicht wahr?«

Der glückliche Maurice küßte sie.

»Du bist Deine Furcht noch nicht los, Sylvia,« sagte er. Ich sehe schon, ich muß sehr viel für meine Frau sorgen.«

»Natürlich« sagte Sylvia.

Und nun begannen sie Beide einander zu liebkosen, oder vielmehr Sylvia duldete Frere's Zärtlichkeit.

Plötzlich fiel ihr Auge auf etwas. »Was ist das, da neben dem Springbrunnen auf der Erde?« Sie waren dicht bei der Stelle, wo Dawes sie am Tage vorher überrascht hatte.

Ein kleiner Bach lief durch den Garten, und ein Triton — Gefängnis-Arbeit — blies sein Horn in der Mitte eines Felsenbassins — Gefängnis-Arbeit. Daneben lag ein kleines Päckchen. Frere nahm es auf. Es war von schmutzigem gelblichen Tuch gemacht und augenscheinlich von Männerfingern zusammengenäht.

»Es sieht aus wie ein Nadelkissen.«

»Laß mich sehen. Wie sonderbar es aussieht. Gelbliches Tuch. Das muß einem Gefangenen gehören. Ach, Maurice, dem Mann, der gestern Abend hier gewesen war!«

»Ja, sagte Maurice, das Päckchen zwischen den Fingern haltend, »es mag ihm wohl gehören, sicher ist es so.«

»Er schien etwas fortzuwerfen, glaube ich. Vielleicht ist es das?«

sagte sie und blickte neugierig über seinen Arm. Frere mit finsterer Stirn riß die äußere Schale ab und fand nun eine zweite Hülle von grauem Tuch. (die Uniform der Gebesserten). Darin war ein Stückchen Zeug eingewickelt, etwa drei Zoll groß von schmutzigem, fahlem Merino, der einst blau gewesen.

»Hallo,« rief Frere, »was ist das?«

»Es ist ein Stück von einem Kleide,« sagte Sylvia.

Es war der Talisman, den Rufus Dawes bei sich gehabt, ein Stück von dem Kleide, welches sie in Macquarie Harbour getragen und welches der Unglückliche fünf lange Jahre wie eine Reliquie aufbewahrt hatte.

Frere machte eine ungeduldige Bewegung und warf es in das Wasser. Der schnelle Bach trug es mit fort. »Warum thatest Du das?« rief das Mädchen mit einem scharfen Gefühl des Bedauerns, wofür sie sich keine Rechenschaft geben konnte.

Das Stückchen Zeug, von einer Ruthe gefaßt, kam noch ein Mal auf die Oberfläche.

Fast in demselben Augenblick sah das Paar, als es seine Blicke erhob, den Schooner, welcher Rufus Dawes wieder in die Gefangenschaft führte, durch die Oeffnung in den Bäumen vorüber gleiten und verschwinden. Als sie dann unwillkürlich wieder nach der Reliquie des Desperats von Port Arthur blickten, war diese verschwunden.

Zwölftes Capitel.

In Port Arthur.

Das gewöhnliche Hämmern und Klopfen erklang auf i dem Hafendamm von Port Arthur, als der Schooner, welcher Rufus Dawes zurückbrachte, einlief. Auf der Höhe über der Espalande lag die düstere Vorderseite der Kaserne; unterhalb der Soldatenkaserne die lange Reihe der Gefängnisgebäude mit ihren Werkstätten und Lohgruben. Zur Linken lag das Haus des Kommandanten, hervorragend durch seine schattige Terrasse und seine Schildwachen. Der Hafendamm, der tiefblauen Linie der »Insel der Todten« gegenüber, schwärmte von halb bunten Gestalten, die mit ihren Ketten klirrend, an ihre Zwangsarbeit gingen, stets unter der Muskete ihrer Kerkermeister.

Rufus Dawes hatte dies Alles zuvor gesehen und kannte jeden schönen Aussichtsblick: die untergehende Sonne, das blitzende Wasser, die waldigen Höhen. Von dem vollendet reinen Hafendamm zu seinen Füßen bis hinauf zu der Signal-Station, welche von Grün und Blüthen umgeben, ihre schlanken Arme in die Luft, hoch in den blauen Himmel hinein streckte, kannte er Alles. Für ihn war kein Reiz in dem tiefblauen Wasser des Meeres, in den weichen Schatten der Berge oder in dem einschläfernden Murmeln der Wellen, welche sich weich an den weißen Rand der Küste hinlegten. Er saß da, den Kopf niedergebeugt, die Hände um seine Knie geschlungen, ohne irgend Jemand anzublicken bis er aufgerüttelt wurde.

»Hallo, Dawes,« rief der Aufseher Troke und hielt seine Abtheilung Kettensträflinge in gelben Jacken an. »So seid Ihr wieder da? Sehr erfreut, Euch zu sehen, Dawes. Eine Ewigkeit, seit wir das Vergnügen Eurer Gesellschaft gehabt haben!« Bei diesem Spaß lachte die Kette und ihre Eisen, klirrten mehr denn je.

Sie fanden es zuweilen fast unmöglich, nicht über Troke's Witze zu lachen. »Treten Sie näher, Dawes, ich will Sie mit Ihren alten

Freunden bekannt machen. Sie werden sehr erfreut sein, Sie zu sehen, die alten Jungen. Nicht wahr, Ihr Burschen? Aber Dawes, bei Gott, wir dachten, wir hätten Euch für immer verloren; wir dachten, Ihr hätten uns nun Lebewohl gesagt. Sie haben Euch in Hobart Town nicht gut gepflegt, Dawes, — was? Nun, wir wollen besser nach Euch sehen, Dawes; Ihr sollt nicht mehr davon kommen.«

»Nehmen Sie sich in Acht, Troke,« sagte eine warnende Stimme, »Sie sind schon wieder dabei. Lassen Sie den Mann zufrieden.«

In Folge eines Befehls, der von Hobart Town gekommen war, fesselten sie den gefährlichen Mann mit dem Letzten in der Kette, indem sie die Fußketten noch mit einem Extraringe verbanden, den man im Nothfall abnehmen konnte.

Dawes hatte während dieses Verfahrens kein Zeichen von Bewußtsein von sich gegeben, bei dem Ton dieser gütigen Stimme aber blickte er auf, er sah einen großen, mageren Mann, in einen schäbigen, grauen Anzug gekleidet, mit schwarzem Tuch um den Hals geschlungen. Er war ihm fremd.

»Ich bitte um Verzeihung, Mr. North,« sagte Troke und versteckte sogleich seine Unverschämtheit hinter Kriecherei, »ich sah Euer Ehrwürden nicht.«

»Ein Pfaffe,« dachte Dawes enttäuscht und senkte den Blick.

»Das weiß ich,« sagte Mr. North kühl. »Wenn Sie mich gesehen hätten, wären Sie ganz Butter und Honig gewesen. Bemühen Sie sich nicht, eine Lüge zu sagen, — es ist ganz unnöthig.«

Dawes blickte wieder auf. Das war ein sonderbarer Pfarrer.

»Wie heißen Sie, lieber Freund?« fragte Mr. North plötzlich, als er diesen Blick sah.

Rufus Dawes hatte mürrisch sein wollen, aber der Ton der Autorität weckte seine zur zweiten Natur gewordene Deportierten-Gewohnheit und er antwortete fast unwillkürlich: »Rufus Dawes.«

»O,« sagte Mr. North und blickte ihn mit Neugierde und Mitleiden an. »Dies ist der Mann; ich glaubte, er solle nach den Kohlenminen geschickt werden.«

»Ja, das soll er,« sagte Troke, »aber wir schicken erst wieder in

vierzehn Tagen hin und in der Zwischenzeit muß er hier an der Kette arbeiten.«

»So,« sagte Mr. North. »Bitte, leihen Sie mir Ihr Messer, Troke.«

Und dann nahm dieser sonderbare Pastor aus seiner schlechten Tasche Tabak heraus und schnitt ein Stück mit Mr. Troke's Messer ab. Rufus Dawes fühlte, was er seit drei Tagen nicht gefühlt, ein Interesse für Etwas. Er starrte den Pfarrer in unverstelltem Erstaunen an. Mr. North mißverstand vielleicht die Bedeutung dieses starren Blickes, denn er hielt ihm den Rest des Tabaks hin.

Die Kette zitterte bei diesem Anblick und Jeder beugte sich vor, um das Vergnügen zu haben, einen andern Mann Tabak kauen zu sehen.

Troke grinste in stiller Freude. Er dachte daran, wie er es dem begünstigten Sträfling wiedergeben wolle. »Hier,« sagte Mr. North und hielt das hübsche Stück, auf das sich so viele Augen richteten, Rufus Dawes hin. Rufus nahm den Tabak, blickte ihn mit gierigen Augen einen Augenblick an und dann, zum Erstaunen Aller, warf er ihn fluchend fort.

»Ich brauche Ihren Tabak nicht,« sagte er, »behalten Sie ihn.« Ein Schrei des Staunens durchlief die Reihen der Sträflinge und Troke's Augen funkelten vor Empörung. »Du undankbarer Hund,« rief er und hob seinen Stock.

Mr. North hielt die Hand in die Höhe. »Nicht weiter, Troke,« sagte er. »Ich kenne Ihre Achtung vor dem geistlichen Kleide. Laßt die Leute weiter gehen.«

»Vorwärts« sagte Troke und stieß viele Flüche zwischen den Zähnen aus. Dawes fühlte, wie die so eben angelegte Kette drückte. Seit einiger Zeit war er schon nicht mehr in einer Kette gewesen und der plötzliche Stoß ließ ihn fast sein Gleichgewicht verlieren. Er griff nach seinem Nachbar und aufblickend sah er in ein Paar schwarze Augen, die ihm zublinzelten. Sein Nachbar war John Rex. Mr. North, welcher sie beobachtete, war erstaunt über die große Aehnlichkeit, welche die beiden Männer mit einander hatten. Ihre Größe, Augen, Haar und Gesichtsfarbe waren gleich. Trotz des verschiedenen Namens mochten sie verwandt mit einander sein.

»Sie sind vielleicht Brüder,« dachte er. »Arme Teufel. Ich habe niemals gesehen, daß ein Gefangener Tabak zurückwies.« Und er sah auf den Boden nach dem weggeworfenen Stück. Aber vergebens. John Rex, durch kein thörichtes Ehrgefühl zurückgehalten, hatte es aufgehoben und in seinen Mund gesteckt.

So war Rufus Dawes wieder zu seinem alten Leben zurückgekehrt, mit dem Haß gegen die Menschen, den das Gefängnis in ihm erzeugt hatte und der nun hundertfach gewachsen war. Es schien ihm, als ob dies plötzliche Erwachen ihn geblendet, als ob der Strom von Licht, der so schnell seine schlummernde Seele getroffen, ihn blind gemacht, nachdem er so lange im sanft verhüllenden Zwielficht gelebt. Zuerst war er ganz unfähig, alle Einzelheiten seines fürchterlichen Elendes zu fassen.

Er wußte nur, daß sein Traumkind noch lebte und vor ihm schauderte, daß das einzige Wesen, welches er liebte und welchem er traute, ihn verrathen hatte, daß jede Hoffnung aus Gnade und Gerechtigkeit dahin war für immer, — daß die Schönheit von der Erde, das Licht vom Himmel geschwunden war und daß er doch noch verdammt war zu leben. Er ging an seine Arbeit, unbekümmert um die Witze von Troke, ungerührt von den Ketten, unbewußt des Lachens und des Stöhnens rings umher. Seine prachtvollen Muskeln retteten ihn vor Schlägen, denn der lebenswürdige Troke versuchte vergebens, ihn zu überbürden. Er beklagte sich nicht, er lachte nicht, er weinte nicht. Sein Gefährte Rex versuchte, mit ihm zu sprechen, aber es gelang ihm nicht. Mitten in den besten Geschichten aus Londons Gesellschaft, die Rex erzählte, seufzte Dawes wie ermüdet. »Der Kerl hat etwas im Sinn,« meinte der schlaue, ränkevolle Rex, der geneigt war, die Zeichen zu beobachten, aus denen man den Seelenzustand liest. »Er hat ein Geheimniß, das ihn niederdrückt.«

Vergebens versuchte Rex zu entdecken, was dies für ein Geheimniß war. Auf alle Fragen, welche sein früheres Leben betrafen, wenn auch noch so schlaue gestellt, blieb Rufus Dawes stumm. Vergebens wandte Rex alle seine Künste an, versuchte alle seine Anmuth und sein Geschick in Rede und Manier, die er in hohem Grade besaß, um sich das Vertrauen von Rufus Dawes zu

erwerben. Rufus Dawes setzte allen diesen Versuchen eine cynische Gleichgültigkeit entgegen, welche nichts offenbart und wenn er nicht angedet wurde, beobachtete er ein düsteres Schweigen. Erbittert durch dies Schweigen, versuchte John Rex jene fein erfundenen Quälereien, womit Gabbett, Vetch oder andre Häupter der Kette ihre Ueberlegenheit über ihre ruhigeren Kameraden zeigten.

Doch hörte er bald auf.

»Ich bin länger in dieser Hölle gewesen, als Du,« sagte Rufus Dawes, »und ich kenne mehr von den Teufels-Streichen, als Du mir zeigen kannst. Du solltest Dich lieber ruhig verhalten.« Rex vernachlässigte die Warnung und Rufus Dawes packte ihn eines Tages an der Kehle und würde ihn gewürgt haben, wenn der wachsame Troke den wüthenden Mann nicht mit einem tüchtigen Stock zurückgeschlagen hätte. Rex hatte eine gesunde Hochachtung vor persönlicher Tapferkeit und hatte die Gnade zu gestehen, daß er der Herausforderer gewesen. Selbst dies Zeichen von Selbstverleugnung rührte den hartnäckigen Dawes nicht. Er lachte nur.

Eine Frage hatte Dawes an Rex gerichtet, welche dieser beantworten konnte: »Wer ist dieser North?«

»Ein Kaplan. Er ist nur etwa auf eine Woche hier. Es kommt ein Neuer. North geht nach Sydney. Er ist nicht in Gunst beim Bischof.«

»Woher weißt Du das?« fragte Dawes mit großen Augen.

»Durch Beobachtung,« sagte Rex, mit einem Lächeln, das ihm eigen war. »Er trägt farbige Röcke und raucht und schwatzt nicht im Bibelton. Der Bischof kleidet sich schwarz, haßt Tabak und führt Bibelstellen an, wie eine Concordanz. North ist nur als Wärmflasche auf einen Monat für Meekin, den Esel hergeschickt. — Ergo, der Bischof hält nichts auf North.«

Jemmy Vetch, der zunächst Rex ging, ließ das volle Gewicht seines Antheils an dem Baume, den sie trugen, aus Gabbett ruhen, um seine Bewunderung über die Sarkasmen von Rex auszudrücken.

»Ist der Dandy nicht ein Rechter?« fragte er.

»Willst Du fromm werden?« fragte Rex. »Das hilft bei North nichts.

Worte bis der höchst begabte Meekin kommt. Diesen würdigen Nachfolger der Apostel kannst Du um Deinen kleinen Finger wickeln.«

»Still dort,« schrie der Aufseher. »Soll ich Euch anzeigen?«

Unter solchen Unterhaltungen gingen die Tage hin und Rufus Dawes sehnte sich nach den Kohlenminen. Nach den Kohlenminen geschickt zu werden und von den Kohlenminen nach der Ansiedlung, war für diese Unglücklichen ein Ausflug.

In Port Arthur ging man auf eine Außenstation, wie man von Melbourne aus nach Queenscliffe geht oder nach der Küste heutzutage wegen »Luftwechsel.«

Dreizehntes Capitel.

Der Kommandanten Haushofmeister.

Rufus Dawes war etwa vierzehn Tage in der Strafkolonie gewesen, als ein Neuer an der Kette erschien. Dies war ein junger Mann, ungefähr zwanzig Jahre alt, sein, blond und zart. Sein Name war Kirkland und er gehörte zu den »gebildeten« Gefangenen. Er war Clerk in einem Bankgeschäft gewesen und wegen Unterschlagung deportiert, obgleich starke Zweifel über seine Schuld erhoben wurden. Der Kommandant, Kapitain Burgeß, hatte ihn als Haushofmeister in sein eigenes Haus genommen und sein Schicksal wurde als ein sehr glückliches gepriesen. Das war es auch und hätte so bleiben können, wenn nicht ein unvorhergesehener Fall eingetreten wäre. Kapitain Burgeß, ein Junggeselle von der alten Schule, hatte eine merkwürdige Schwache in Bezug auf Fluchen und verwünschte der Gefangenen Augen und Glieder mit unglaublicher Wuth. Kirkland gehörte einer Methodistenfamilie an und war von einer Frömmigkeit, die an diesem Platze gänzlich unangebracht war. Die Sprechweise von Burgeß war ihm fürchterlich und eines Tages vergaß er sich und seine Stellung so weit, daß er sich die Ohren mit den Händen zuhielt. »Mein Seel,« schrie Burgeß, »Du Grünschnabel, ist das Dein Witz, Du verdammter Schurke, das will ich Dir austreiben!«

Er gab Befehl, daß Kirkland wegen Insubordination in die Kette eingereiht würde.

Die Kette empfing ihn mit Argwohn, denn sie liebte keine Gefangenen mit weißen Händen. Troke als erfahrener Kenner menschlicher Natur, stellte ihn dicht neben Gabbett. Der Tag verging in gewöhnlicher Weise und Kirkland lebte ein wenig auf. Die Arbeit war schwer und die Gefährten roh, aber trotz seiner Hände, die voll Blasen waren, hatte er doch nichts Entsetzliches erlebt. Als die Musterglocke schlug und die Kette aufbrach, bemerkte Rufus Dawes

auf seinem Wege nach seiner einsamen Zelle eine Aenderung in der sonst gewöhnlich beobachteten Ordnung für Neue. Statt ihn allein in eine Zelle zu führen, brachte ihn Troke in einen Hof mit den Andern.

»Ich soll doch nicht da mit hinein?« fragte der Exschreiber, in Entsetzen vor den scheußlichen Gesichtern, welche ihn anstierten. »Beim Himmel, das sollt Ihr,« sagte Troke. »Der Gouverneur sagt, eine Nacht da drin wird Euch wohl den Schwindel etwas austreiben. Kommt, geht hinein.«

»Aber, Mr. Troke —«

»Haltet das Maul,« sagte Troke fluchend und hieb ungeduldig mit seinem Stabe auf den Burschen ein. »Ich kann hier nicht die ganze Nacht verhandeln. Hinein!« So ging Kirkland, zwei und zwanzig Jahre alt, Sohn von Methodisten-Eltern, hinein.

Rufus Dawes, unter dessen düstersten Erinnerungen auch dieser Gefängnissaal war, seufzte. Doch war die ganze Luft des Platzes so wüst und wild, daß er sich sogar dieses Seufzers schämte und die Erinnerung daran zu verwischen suchte.

»Was ist er mehr, als jeder Andere auch?« sagte der Elende zu sich, als er an sein eigenes Unglück dachte.

Um Tagesanbruch am nächsten Morgen wurde Mr. North, der unter anderen Gewohnheiten, mit denen der Bischof nicht zufrieden war, auch die hatte, zu nicht offiziellen Stunden im Gefängnis umherzuwandern, von einem Streit an der Thür des Schlafsaales angezogen.

»Was gibts hier?« fragte er.

»Ein Gefangener ist widersetzlich, Euer Ehrwürden,« sagte der Aufseher. »Er will hinaus.«

»Mr. North, Mr. North,« schrie eine Stimme, — »um der Liebe Gottes willen, lassen Sie mich hinaus.«

Kirkland, leichenblaß, blutend, sein wollenes Hemd zerrissen, seine blauen Augen in furchtbarem Entsetzen weit aufgerissen, hing an dem Gitter.

»O Mr. North, Mr. North, um Gotteswillen, Mr. North!«

»Was Kirkland,« rief North, der nichts von der Rache des

Kommandanten wußte, — »Kirkland, Ihr hier?«

Aber Kirkland konnte nichts als rufen: »Ach Mr. North, um Gotteswillen, Mr. North!« Und er schlug mit seinen weißen, in Schweiß gebadeten Händen gegen die Eisenstäbe.

»Laßt ihn hinaus, Aufseher!« rief North.

»Kann ich nicht, Herr, ohne besonderen Befehl des Kommandanten.«

»Ich befehle es,« schrie North ärgerlich.

»Thut mir sehr leid, Ehrwürden, aber Ehrwürden weiß, daß ich es nicht thun kann.«

»Mr. North,« schrie Kirkland, »können Sie mit ansehen, daß ich hier verderbe, Leib und Seele, — au diesem Ort? Mr. North! O Ihr Priester des Herren, Ihr Wölfe in Lammsfellen, Ihr werdet dafür gerichtet werden! — Mr. North.«

»Laßt ihn hinaus.« schrie North und stampfte mit dem J u .

»Es hilft nichts,« sagte der Aufseher. »Ich kann nicht. Und wenn er stürbe, ich könnte nicht.«

North lief fort zum Kommandanten und sobald er den Rücken gewandt hatte, öffnete Hailes, der Aufseher, die Thür und stürzte in den Schlaftsaal.

»Nimm das,« schrie er und versetzte Kirkland einen Schlag auf den Kopf mit seinem großen Schlüsselbund.« »Mit euch verdammten Aristokraten hat man die meiste Noth. Nun liege still.«

Der Kommandant, aus dem Schlaf geweckt, sagte Mr. North, daß Kirkland bleiben könne, wo er wäre und daß er dem Kaplan nicht dafür dankte, ihn mitten in der Nacht auf aufzuwecken, weil ein hundsföttischer Gefangener ein hundsföttisches Geheule anhübe.

»Aber mein lieber Herr,« sagte North, der sich zusammennahm, um nicht die Grenzen der Bescheidenheit in seiner Sprache gegen seinen Vorgesetzten zu überschreiten, »Sie kennen den Charakter der Gefangenen in der Abtheilung, — Sie können errathen, was der arme Bursche gelitten Haben muß.«

»Unverschämter, junger Bettler,« sagte Burgeß. »Es wird ihm gut thun, dem verdammten Schlingel. Mr. North, es thut mir leid, daß Sie

sich die Mühe gemacht haben, hierher zu kommen, aber wollen Sie mich einschlafen lassen?«

North kehrte trostlos in das Gefängnis zurück, fand den pflichterfüllten Hailes auf seinem Posten und Alles still. »Was ist aus Kirkland geworden?« fragte er.

»Hat sich in den Schlaf geweint, Ehrwürden,« sagte Hailes in väterlichem Ton. »Es ist hart für solche Jungen, hierherzukommen.

* *
*

Am Morgen, als Rufus Dawes an seinen Platz in der Kette ging, fiel ihm das veränderte Aussehen von Kirkland auf, Sein Gesicht hatte eine grünliche Farbe und einen Ausdruck verwirrten Entsetzens.

»Muth, Mann, Muth!« sagte Dawes, von augenblicklichem Mitleid ergriffen. »Es ist nicht gut, sich zu grämen, wißt ihr.«

»Was geschieht Einem, wenn man zu fliehen versucht?« flüsterte Kirkland.

»Hängen den Mann,« erwiderte Dawes, ganz überrascht von der vorzeitigen Frage.

»Gott sei Dank!« sagte Kirkland.

»Nun, Miß Nancy,« sagte Einer der Männer, »was fehlt Dir?«

Kirkland schauderte und sein bleiches Gesicht wurde dunkelroth. »O,« sagte er, »daß solch ein Elender wie ich, noch lebt!«

»Still,« rief Troke. »Nummer 44, wenn Ihr Euer Maul nicht halten könnt, will ich Euch etwas zu sprechen geben. Marsch!«

Die Arbeit der Kette bestand an diesem Nachmittag darin, daß sie schwere Balken nach dem Wasser hinunter zu bringen hatte. Rufus Dawes bemerkte, daß Kirkland erschöpft war, lange bevor die Arbeit zu Ende ging.

»Sie werden Dich tödten, kleiner Bursche,« fügte er, nicht unfreundlich. »Was hast Du gethan, um hierher zu kommen?«

»Seid Ihr je dort in dem Ort gewesen, da drin, wo ich die letzte Nacht war?« fragte Kirkland.

Rufus Dawes nickte.

»Weiß der Kommandant, was dort vorgeht?«

»Wahrscheinlich. Was macht er sich daraus?«

»Was er sich daraus macht! Mann glaubt Ihr an Gott?«

»Nein,« sagte Dawes, »hier nicht. Halt, mein Kind. Wenn Du fällst, müssen wir Alle über Dich fallen und dann ist's mit Dir vorbei.«

Kaum hatte Dawes diese Worte ausgesprochen, als der Knabe sich unter dem Balken auf die Erde warf. Im nächsten Augenblick hätte die ganze Kette aus dem zermalmtten Körper gelegen, wenn Gabbett nicht seine eiserne Hand ausgestreckt und den Knaben, der so einen Selbstmordversuch machte, aufgehoben hätte.

»Halt fest an mir, Miß Nancy,« sagte der Riese. Ich bin stark genug, für zwei zu tragen.«

Es mußte etwas in dem Ton und in der Art des Sprechers sein, das Kirkland Ekel einfloßte, denn die angebotene Hand zurückstoßend, stieß er einen Schrei aus, hielt seine Ketten mit einer Hand in die Höhe und lief plötzlich nach dem Wasser hin.

»Halt, Du junger Narr,« rief Troke, sein Gewehr anlegend. Doch Kirkland rannte unbekümmert dem Wasser zu. Als er es beinahe erreicht hatte, erhob sich Mr. North's lange Gestalt hinter einem Steinhaufen. Kirkland sprang auf den Hafendamm, stolperte und fiel gerade in die Arme von Mr. North.

»Du junges Ungeziefer, dafür sollst Du bezahlen,« brüllte der atemlose Troke. »Du sollst sehen, an diesen Tag wirst Du denken.«

»O Mr. North, warum hielten Sie mich auf. Lieber will ich todt sein, als noch eine Nacht an dem schrecklichen Platz zubringen!«

»Du wirst es abkriegen, mein Junge,« sagte Gabbett, als der Ausreißer zurückgebracht wurde. »Dein gesegneter Buckel wird es fühlen, denke an mich.«

Kirkland athmete schwer und sah sich nach Mr. North um, aber Mr. North war fort. Der neue Kaplan wurde diesen Nachmittag erwartet und es kam dem Alten zu, den Neuen zu empfangen.

Troke zeigte den Exbankschreiber bei Burgeß an. Derselbe war eben im Begriffe, mit dem neuen Kaplan zu Tische zu gehen und

machte die Sache schnell ab. »Versucht, auszureißen! Das muß ein Ende haben. Fünfzig Hiebe, Troke. Sagt Macklewain, sich bereit zu halten, oder ich werde es ihm selbst sagen. Ich will des jungen Teufels Muth brechen, — verdammt, das will ich.«

»Gut,« sagt Troke. »Guten Abend, Herr.«

»Troke, suchen Sie einen passenden Mann aus, wollen Sie? Der letzte Mann, den Sie genommen hatten, hätte selbst angebunden werden müssen. Seine Schläge hätten keiner Fliege geschadet.«

»Sie kriegen sie nicht dazu, daß sie sich warm machen. Sie thun es nicht,« sagte Troke.

»Sie werden's schon thun,« sagte Burgeß, »oder ich will den Grund davon wissen. Ich will meine Leute nicht damit anstrengen, daß sie diese Schurken peitschen. Wenn der Peitscher nicht seine Pflicht thut, so wird er selbst angebunden und bekommt seine fünfundzwanzig Hiebe aufgezählt. Ich will morgen selbst dabei sein, wenn ich kann.«

»Sehr gut, Euer Gnaden,« sagte Troke.

Kirkland wurde für diese Nacht in eine besondere Zelle gesperrt und der freundliche Troke sagte ihm, als Wunsch für eine gute Nachtruhe, daß er morgen früh fünfzig haben sollte.

»Und Dawes soll sie Euch geben,« fügte er hinzu. Er ist Einer der Feinsten, die ich habe, daraus könnt Ihr schwören.«

Vierzehntes Capitel.

Mr North Krankheit.

»Sie werden bald finden, daß dies ein schrecklicher Ort ist, Mr. Meekin,« sagte North zu seinem Nachfolger, als sie um Kommandanten zum Mittagessen hinübergingen. »Mein Herz ist hier krank geworden.«

»Ich dachte, es sei ein kleines Paradies,« sagte Meekin. »Kapitain Frere sagt, die Landschaft sei entzückend.«

»So ist es,« sagte North, ihn fragend anblickend, »aber die Gefangenen sind nicht entzückend.«

»Arme, verlassene Unglückliche,« sagte Meekin. »Ich glaube das auch nicht. Wie herrlich das Mondlicht auf dem Ufer ruht!«

»Verlassen, — ja, — fast von Gott und Menschen!«

»Mr. North, die Vorsehung verläßt auch den Unwürdigsten nicht. Ich habe nie den Gerechten verlassen gesehen, noch seinen Samen um Brod bitten! Im Thal der Schatten des Todes ist er mit uns. Sein Stab, — wissen Sie, Mr. North. — Wirklich das Haus des Kommandanten liegt herrlich.«

Mr. North seufzte wieder.

»Sie sind noch nicht lange in der Kolonie, Mr. Meekin. Ich zweifle, verzeihen Sie, ob Sie unser Gefangenen-System kennen?«

»Ein bewundernswerthes, ein höchst bewundernswerthes,« sagte Meekin. »Es gibt freilich einige Dinge, die ich in Hobart Town bemerkte und die nicht ganz meinen Beifall hatten, zum Beispiel, daß man solche unheilige Sprache führte, — aber im Ganzen — ja — war ich entzückt von dem Systeme. Es ist so vollendet.«

North warf seinen Mund auf.

»Ja, es ist vollendet,« sagte er, »fast zu vollendet. Aber ich bin immer in der Minorität, wenn diese Fragen behandelt werden, darum wollen wir es lieber fallen lassen, wenn es Ihnen gefällt.«

»Wenn es Ihnen gefällt ist, ja,« sagte Meekin ernsthaft.

Er hatte von dem Bischof gehört, daß Mr. North ein sehr übel berathener Mann sei, der aus Thonpfeifen rauche, gesehen worden war, wie er Bier aus Krügen trank, ja er hatte sogar ausgesprochen, daß weiße Halsbinden gar nichts bedeuteten. Das Mittagessen ging sehr gut von Statten. Burgeß der wohl wünschen mochte, dem Kaplan, welchen der Bischof in seinen Schutz nahm, einen günstigen Eindruck zu machen, hielt mit seinem Fluchen zurück und war ganz zugänglich.

»Sie werden uns für nicht sehr fein halten, Mr. Meekin, aber Sie werden uns immer auf dem Platz finden, wenn es sein muß. Dies ist hier ein kleines Reich für sich.«

»Wie das von Beranger,« lächelte Meekin. Kapitain Burgeß hatte nie von Beranger gehört, aber er lächelte wieder, als wenn er dessen Gedichte auswendig wüßte.

»Oder wie Sancho Pansa's Insel,« sagte North. »Sie wissen doch wie dort die Gerechtigkeit gehandhabt wurde?«

»In diesem Augenblick nicht,« sagte Burgeß mit Würde. Er hatte oft das Gefühl, als wenn der ehrwürdige Mr. North sich über ihn lustig machen wolle. »Bitte, nehmen Sie noch etwas Wein!«

»Danke, nein,« sagte North und füllte sein Glas mit Wasser. »Ich habe Kopfweg.«

Seine Art, dies zu sagen, war so sonderbar, daß Alle schwiegen und Jeder sich wunderte, daß North so in Verwirrung gerieth und mit seinen Fingern auf den Tisch trommelte und nach allen Seiten starrte, doch niemals sein Glas ansah.

Meekin, immer gefaßt, war der Erste, welcher sprach: »Haben Sie häufig Besucher, Kapitain Burgeß?« «

»Seht wenige. Zuweilen kommt eine Gesellschaft mit einer Empfehlung des Gouverneurs her; dann führe ich sie herum, aber für gewöhnlich sind wir allein.«

»Ich fragte,« sagte Meekin, »weil Freunde von mir die Absicht hatten herzukommen.«

»Und wer sind sie?«

»Kennen Sie Kapitain Frere?«

»Frere? Das sollte ich meinen,« sagte Burgeß mit einem Lachen, das dem Frere's ähnlich war. »Ich stand mit ihm auf Sara Island zusammen. So, der ist Ihr Freund?«

»Ich hatte das Vergnügen, ihn in Gesellschaft zu treffen. Er hat sich so eben verheirathet.«

»So, so,« sagte Burgeß.

»Den Teufel auch! Ich hörte etwas davon.«

»Miß Vickers, ein reizendes Mädchen. Sie wollen nach Sydney gehen, wo Kapitain Frere etwas zu thun hat und aus dem Wege dahin wollen Sie Port Arthur sehen?«

»Ein sonderbarer Gedanke — solche Hochzeitsreise!« sagte North.

»Kapitain Frere hat sehr viel Interesse für Alles, was die Disziplin der Gefangenen betrifft,« fuhr Meekin fort, die Unterbrechung nicht beachtend, »und er wünscht, daß Mrs. Frere auch diesen Platz sehen sollte.«

»Ja, man muß die Kolonie nicht verlassen, ohne ihn gesehen zu haben,« sagte Kapitain Burgeß. »Er ist sehr sehenswerth.«

»Das meint Kapitain Frere auch. Eine romantische k Geschichte, Kapitain Burgeß. Er rettete ihr Leben, wissen Sie.«

»Ja, das war eine sehr merkwürdige Sache, diese Meuterei, sagte Burgeß. »Wir haben die Kerls jetzt hier, wissen Sie.«

»Ich habe der Gerichtssitzung in Hobart Town beigewohnt,« sagte Meekin. »In der That, der Haupträdelsführer, John Rex hat mir sein geschriebenes Bekenntnis gegeben und ich schickte es dem Bischof.«

»Ein großer Schuft,« bemerkte North. »Ein gefährlicher, kaltblütiger, ränkevoller Schurke.«

»Nun,« sagte Meekin etwas scharf. »Darin stimme ich nicht mit Ihnen überein, Jeder scheint gegen den armen Kerl eingenommen zu sein. — Kapitain Frere wollte mich glauben machen, in seinem Briefe sei eine verborgene Deutung, — aber ich glaube nicht, daß es so war. Er scheint mir wahrhaft seine Thaten zu bereuen; — ein

mißleiteter, aber kein heuchlerischer Mensch, — wenn mich meine Kenntnis der menschlichen Natur nicht sehr täuscht.«

»Hoffentlich ist es so,« meinte North, aber ich würde ihm nicht trauen.«

»O, es ist nichts zu fürchten,« sagte Burgeß fröhlich. »Wenn er widerspenstig wird, geben wir ihm gleich die Katze zu kosten.«

»Ich denke, Strenge ist nothwendig,« erwiderte Meekin, »obgleich für meine Ohren der Ton des Peitschens fürchterlich ist. Es ist eine thierische Strafe.«

»Oder vielmehr eine Strafe für Thiere,« sagte Burgeß und lachte und freute sich, daß er mit diesen Worten mal in seinem Leben einen Witz gemacht hatte. Die Aufmerksamkeit wurde wieder auf Mr. North gelenkt durch dessen sonderbares Betragen. Er war aufgestanden und ohne Entschuldigung riß er das Fenster weit auf, als ob ihm Luft fehle.

»Hallo, North, was fehlt Ihnen?«

»Nichts,« sagte North, mit Anstrengung sprechend. »Ein Herzkrampf. Ich habe zuweilen solche Anfälle.«

»Nehmen Sie etwas Branntwein,« sagte Burgeß.

»Nein, nein, es geht vorüber. Nein, sage ich. — Doch, wenn Sie darauf bestehen.« Und er nahm den Becher, den man ihm anbot, füllte ihn halb mit dem reinen Branntwein und trank den starken Trank auf einen Zug aus.

Der Ehrwürdige Meekin sah seinem Ehrwürdigen Bruder mit Entsetzen zu. Der Ehrwürdige Meekin war nicht an Geistliche gewöhnt, die schwarze Halstücher trugen, aus Thonpfeifen rauchten, Tabak kauten und reinen Branntwein aus Bechern tranken.

»Ha« sagte North, sie Alle wild anblickend. »Nun ist's besser.«

»Lassen Sie uns auf die Veranda gehen. Es ist kühler draußen als im Hause,« sagte Burgeß.

So gingen sie auf die Veranda und blickten auf die erleuchteten Fenster der Gefängnisse und horchten auf das Geräusch, das die Wellen machten, indem sie an die Küste schlugen.

Der Ehrwürdige Mr. North schien sich in der kühlen Atmosphäre

zu erholen und die Unterhaltung wurde ganz lebhaft fortgeführt. Dann kam auch noch ein kleiner Mann, rauchend aus der Dunkelheit heran. Es war Dr. Macklewain, der nicht zum Mittagessen hatte kommen können, weil einem Constabler auf Norfolk Island ein Unfall zugestoßen war und er als Arzt hatte helfen müssen.

»Nun, wie geht es Forrest?« rief Burgeß. »Mr. Meekin, Mr. Macklewain.«

»Todt,« sagte Macklewain. »Bin sehr erfreut, Sie zu sehen, Mr. Meekin.«

»Verdammt! Wieder Einer meiner besten Leute,« murrte Burgeß. »Macklewain ein Glas Wein.« Aber Macklewain war müde und wollte nach Hause gehen.«

»Ich muß auch an die Ruhe denken,« sagte Meekin. « »Die Reife, wenn auch sehr anziehend hat mich ermüdet.«

»So kommen Sie, Doktor,« sagte North.

»Unsere Wege liegen zusammen.«

»Wollen Sie noch einen Schluck trinken, ehe Sie fortgehen,« sagte Burgeß, »nein? — Nun, morgen früh werde ich nach Ihnen schicken, Mr. Meekin. Gute Nacht. Macklewain, bitte, noch auf ein Wort!«

Ehe die beiden Geistlichen die Hälfte des steilen Weges zurückgelegt hatten, der von dem Hause des Kommandanten nach dem Platze hinunter führte, auf welchem die kleinen Häuser für den Doktor und den Prediger gebaut waren, holte sie Macklewain schon wieder ein.

»Morgen wird wieder gepeitscht,« sagte er mürrisch. »Früh bei Tagesanbruch, denke ich.«

»Wen wollen sie peitschen?«

»Den jungen Haushofmeister.«

»Was, Kirkland?« rief North. »Es ist doch nicht möglich, daß er Kirkland peitschen läßt?«

»Insubordination,« sagte Macklewain, »fünfzig Hiebe.«

»Das darf nicht sein,« rief North in großer Sorge.

»Er kann es nicht aushalten. Ich sage Ihnen, Macklewain, er

stirbt!!«

»Vielleicht haben Sie die Güte, mir zu erlauben, darüber das beste Urtheil zu haben,« sagte Macklewain und richtete seine kleine Gestalt zu ihrer ganzen Höhe auf.

»Mein lieber Herr,« sagte North, die Wichtigkeit einsehend, sich den Arzt wieder zu versöhnen, — »Sie haben ihn in der letzten Zeit nicht gesehen. Er wollte sich heute früh in's Wasser stürzen.«

Mr. Meekin drückte sein Erstaunen aus, aber Doktor Macklewain beruhigte ihn wieder. »Solcher Unsinn muß verhindert werden,« sagte er. »Es muß ein Beispiel gegeben werden, — ich wundere mich nur, daß Burgeß ihm nicht hundert geben läßt.«

»Er wurde in den langen Schlafsaal gebracht,« sagte North, »Sie wissen, was das für ein Platz ist. Beim Himmel, seine Todesangst und seine Scham haben mich mit Entsetzen gepackt.«

»Nun, er wird morgen auf eine oder zwei Wochen in's Hospital kommen,« sagte Macklewain, »und das wird ihm eine Abwechslung gewähren.«

»Wenn Burgeß ihn peitschen läßt, so will ich an den Gouverneur berichten,« rief North sehr erregt. »Die Verfassung dieser Schlafsäle ist niederträchtig.«

»Wenn der Junge sich über etwas zu beklagen hat, warum thut er es nicht? Wir können nichts ohne Beweise thun.«

»Beklagen! Sein Leben wäre nicht mehr sicher, wenn er sich beklagte. Und er ist nicht der Mensch sich zu beklagen. Er würde lieber sterben, als irgendetwas über die Sache sagen.«

»Das ist Alles Unsinn,« sagte Macklewain. »Wir können auf Verdacht hin, nicht einen ganzen Schlafsaal voll Leute peitschen lassen. Ich kann nichts dabei thun. Der Bursche hat sich so gebettet, nun kann er auch schlafen.«

»Ich will zurück und mit Burgeß sprechen.« sagte North. »Mr. Meekin hier ist der Eingang und Ihr Zimmer ist rechter Hand. Ich will bald wieder zurück sein.«

»Bitte, eilen Sie nicht,« sagte Meekin höflich. »Sie sind in einer guten Sache beschäftigt. Alles muß dem nachstehen. Ich Ende

meinen Nachtsack in meinem Zimmer, sagten Sie?«

»Ja, ja; rufen Sie den Diener, wenn Sie etwas brauchen. Er schläft nach hinten hinaus.« Damit eilte North davon.

»Ein sehr aufgeregter Herr,« sagte Meekin zu Macklewain, als das Geräusch von North's Schritten in der Ferne verhallte. Macklewain schüttelte ernsthaft seinen Kopf.

»Irgend etwas ist mit ihm nicht in Ordnung, aber ich kann nicht ausfindig machen, was es ist. Er hat zuweilen die sonderbarsten Zufälle. Wenn es nicht Magenkrebs ist, weiß ich nicht, was es ist.«

»Magenkrebs! Mein Gott wie schrecklich,« sagte Meekin.

»Ach Doktor, wir haben Alle unser Kreuz zu tragen, nicht wahr? — Wie herrlich das Gras riecht? Dies scheint ein sehr hübscher Ort. Ich glaube, es wird mir hier sehr gut gefallen. Gute Nacht!«

»Gute Nacht, Sir. Ich hoffe, Sie werden Alles bequem finden.«

»Und lassen Sie uns hoffen, daß dem armen Mr. North seine Sendung der Barmherzigkeit glücke,« sagte Meekin, das kleine Thor hinter sich schließend, »und er den armen Kirkland retten möge. Gute Nacht, noch ein Mal.«

Kapitain Burgeß schloß gerade sein Verandafenster als North zu ihm hinauf eilte.

»Kapitain Burgeß. Macklewain sagt mir, daß Sie morgen den jungen Kirkland peitschen lassen.«

»Nun, Sir und was weiter?« fragte Burgeß.

»Ich bin gekommen, Sie zu bitten, das nicht zu thun, Sir. Der Bursche ist schon grausam genug gestraft. Er versuchte heute Selbstmord, das unglückliche Geschöpf.«

»Nun, das ist's ja gerade, weshalb ich ihn peitschen lassen will. Ich will meine Gefangenen lehren, Selbstmord zu versuchen.«

»Aber er kann es nicht aushalten. Er ist zu schwach.«

»Das ist Macklewain's Sache.«

»Kapitain Burgeß,« bat North. »Ich versichere Sie, daß er keine Strafe verdient. Ich habe ihn gesehen und sein Gemüthszustand ist bejammernswerth.«

»Sehen Sie, Mr. North. Ich mische mich nicht in das, was die

Seelen der Gefangenen angeht, mischen Sie sich nicht in das, was ihre Leiber angeht.«

»Kapitain Burgeß, Sie haben kein Recht, über mein Amt zu spotten.«

»Dann kümmern Sie sich auch nicht um meine Angelegenheiten.«

»So bleiben Sie also dabei, den Knaben peitschen zu lassen?«

»Ich habe meine Befehle schon gegeben.«

»Dann, Kapitain Burgeß,« rief North, sein bleiches Gesicht erglühend, — »dann sage ich Ihnen, daß des Knaben Blut auf Ihr Haupt komme. Ich bin ein Priester des Herrn, Sir und ich untersage Ihnen, dies Verbrechen zu begehen!«

»Verdammte Unverschämtheit, Sir,« brüllte Burgeß. »Sie sind ein entlassener Beamter der Regierung, Herr. Sie haben hier gar nichts zu sagen und wenn Sie sich in meine Angelegenheiten mischen, lasse ich Sie in Eisen legen, bis Sie die Insel verlassen.«

Dies war natürlich eine Prahlerei von Seiten des Kommandanten. North wußte wohl, daß er nie solche Handlung der Gewaltthätigkeit unternehmen würde, aber die Beleidigung traf ihn wie ein Peitschenhieb. Er trat einen Schritt auf den Kommandanten los, als ob er ihn an der Kehle packen wollte, aber sich bei Zeiten fassend, stand er still, mit geballten Händen, sprühenden Augen und fast gestäubten Haaren.

Die beiden Männer sahen einander an und die Blicke von Burgeß senkten sich vor denen von North.

»Elender Gotteslästerer,« sagte North, »ich sage Ihnen, Sie werden den Knaben nicht peitschen lassen!«

Burgeß, bleich vor Wuth, zog die Klingel, welche seinen Diener, einen Deportierten herbei rief.

»Führe Mr. North hinaus,« sagte er, »und gehe hinunter zu Troke und sage ihm, daß Kirkland morgen früh hundert Hiebe haben soll. Ich will doch zeigen, wer hier Herr im Hause ist, mein guter Herr.«

»Das werde ich an die Regierung berichten,« sagte North entsetzt. »Das ist ja Mord!«

»Die Regierung mag zum Teufel gehen und Ihr dazu!« brüllte

Burgeß. »Hinaus!«

Und Gottes Vizekönig in Port Arthur schlug die Thür hinter sich zu.

North kehrte in großer Aufregung nach Hause zurück. »Dieser arme Mensch darf nicht gepeitscht werden,« sagte er.

»Ich will ihn mit meinem eignen Körper schützen, wenn es nöthig ist. Dies soll die Regierung wissen. Ich will doch das Tageslicht in diese Hölle bringen!« Er erreichte sein Haus und steckte die Lampe in dem kleinen Eßzimmer an. Alles war still, außer daß aus dem benachbarten Zimmer das elegante Schnarchen von Meekin zu hören war. North nahm ein Buch vom Bücherbrett und versuchte zu lesen, aber die Buchstaben liefen Alle durch einander. »Ich wollte, ich hätte den Branntwein nicht getrunken,« sagte er. »Was für ein Narr ich bin!« Dann begann er im Zimmer auf und ab zu gehen, warf sich auf das Sopha um zu lesen, zu beten. »O Gott, gib mir Kraft! Hilf mir! Hilf mir! Ich kämpfe, aber ich bin zu schwach! O Herr, sieh auf mich herab!«

Wenn man ihn so gesehen hätte, in Todesangst auf dem Sopha sich wälzend, sein bleiches Gesicht, seine trocknen Lippen, seine zusammengezogenen Brauen, wenn man sein Stöhnen, seine gemurmelten Gebete gehört hätte, so würde man geglaubt haben, daß er irgend einer schrecklichen Krankheit anheimgefallen und an ihr litte. Er öffnete wieder sein Buch und versuchte zu lesen, aber seine Augen wanderten nach dem Speiseschrank. Es schien, als ob dort etwas verborgen sei, das ihn fesselte. Endlich stand er auf, ging in die Küche und fand ein Päckchen rothen Pfeffer. Er mischte einen Theelöffel voll mit einem Glase Wasser und trank es. Es schien ihm für eine Weile Erleichterung zu verschaffen. »Ich muß meinen Verstand zu morgen früh zusammenhalten. Das Leben des Burschen hängt davon ab. Meekin wird sonst auch Verdacht schöpfen. Ich will mich hinlegen.«

Er ging in sein Schlafzimmer und warf sich auf sein Bett, doch nur, um sich von einer Seite auf die andre zu wälzen. Vergebens führte er sich Bibelstellen an und einzelne Verse. Vergebens zählte er eingebildete Schafe oder horchte auf eingebildetes Ticken der Uhr. Der Schlaf wollte nicht kommen. Es war, als ob eine Krisis in seiner

Krankheit eingetreten welche seit Tagen an Macht zugenommen. »Ich muß einen Löffel voll nehmen,« sagte er, um die Gier danach zu beschwichtigen.

Zwei Mal hielt er inne auf seinem Wege nach dem Wohnzimmer und zwei Mal schien er wie von einer Macht getrieben zu sein, die stärker war als sein Wille.

Endlich trat er doch ein, öffnete den Speiseschrank und nahm, was er suchte: eine Flasche Brantwein.

Diese in der Hand schwanden alle Gedanken an Mäßigung. Er setzte sie an seinen Mund und trank gierig. Dann, beschämt über das, was er gethan, stellte er die Flasche fort und ging wieder in sein Zimmer. Doch konnte er nicht schlafen. Der Geschmack des Brantweins machte ihn halb wahnsinnig vor Gier nach mehr. Er sah in der Dunkelheit die Flasche vor sich — schreckliche Erscheinung! Er sah die gelbe Flüssigkeit funkeln. Er hörte den Ton beim Ausgießen. Er roch das eigenthümliche Aroma des Spiritus. Er sah die Flasche im Schrank vor sich stehen und bildete sich ein, sie zu ergreifen und das Feuer, das in ihm brannte, damit zu löschen. Er weinte, er betete, er kämpfte mit seiner Leidenschaft wie mit einer Tollheit. Er sagte sich, daß ein andres Leben davon abhing, daß es unwürdig eines gebildeten Mannes und eines vernünftigen Wesens sei, seiner Leidenschaft nachzugeben. Es sei erniedrigend, ekelhaft, thierisch! Zu allen Zeiten vernichtend, heute aber schändlich, — daß es ein Laster sei, unwürdig jeden Mannes, aber sündhaft bei einem Manne von Bildung und einem Priester!

Vergebens! Mitten in diesen Gedanken stand er vor dem Speiseschrank mit der Flasche an seinem Munde in einer Stellung die nicht blos lächerlich, sondern zugleich entsetzlich war.

Er hatte keinen Krebs. Seine Krankheit war eine viel schrecklichere. Der ehrwürdige Mr. James North, — Gentleman, Gelehrter, christlicher Prediger war, was die Welt einen »Gewohnheitssäufer« nennt.

Fünfzehntes Capitel.

Ein Hundert Hiebe.

Die helle warme Morgensonne blickte auf ein sonderbares Ding herab. In einem kleinen Hofe stand eine Gruppe von Menschen. Troke, Burgeß, Macklewain, Kirkland und Rufus Dawes.

Drei hölzerne Stäbe, sieben Fuß hoch, waren in die Form eines Triangels zusammengefügt. Es sah fast so aus, als wenn Zigeuner Stäbe einsteckten, um ihre Kessel zum Kochen daran aufzuhängen. An dieses Holzwerk war Kirkland angebunden. Seine Füße waren mit Riemen an den Fuß des Triangels, seine Handgelenke über den Kopf gehoben, an der Spitze angebunden.

Sein Körper war so seiner ganzen Länge nach ausgestreckt und sein weißer Rücken glänzte im Sonnenlicht. Während er angebunden wurde, sagte er nichts, nur als Troke ihm roh das Hemde abzog, zitterte er.

»Jetzt Gefangener,« sagte Troke zu Dawes »thut Eure Pflicht.«

Rufus Dawes sah die drei strengen Gesichter an und dann Kirklands Rücken. Er wurde dunkelroth. Während seines ganzen Lebens hatte man ihn noch nicht zum Peitschen gebraucht. Er war oft gepeitscht worden.

»Sie wollen doch nicht, daß ich ihn peitsche, Sir?« sagte er um Kommandanten.

»Nehmt die Katze,« sagte Burgeß erstaunt. »Was bedeutet das?« — Rufus Dawes nahm die schwere Katze auf und zog die Knotenriemen durch seine Finger.

»Vorwärts, Dawes,« flüsterte Kirkland, ohne seinen Kopf zu wenden. »Du bist nicht anders wie jeder andere Mann.«

»Was sagte er« fragte Burgeß.

»Er sagt ihm, er solle es nicht schlimm machen« sagte Troke, mit schneller Lüge. »Das sagen sie Alle.«

»Nicht schlimm machen! Nun, danach wollen wir sehen. Vorwärts, mein Freund, und mache es gut, sonst werde ich Dich anbinden lassen und Dir fünfzig geben, so wahr wie Gott die Aepfel machte.«

»Fange an, Dawes,« flüsterte Kirkland wieder. »Es ist mir ganz gleich.«

Rufus Dawes hob die Katze, schwang sie um seinen Kopf und schlug mit den knotigen Riemen auf den weißen Rücken.

»Eins,« rief Troke.

Der weiße Rücken hatte sogleich sechs rothe Striemen.

Kirkland unterdrückte einen Schrei. Es schien ihm, als wäre er halb durchgeschnitten.

»Nun, Du Schuft,« brüllte der kritisierende Burgeß, — haue mit den einzelnen Riemen. Was fällt Dir ein, einen Mann mit zusammengefalteten Riemen zu hauen.«

Rufus Dawes zog seine Finger durch die etwas verwirrten Riemen und schlug wieder.

Dies Mal hatte der Schlag mehr Wirkung und das Blut tropfte auf der Haut.

Der Knabe schrie nicht, aber Macklewain sah, wie seine Hände die Stäbe fest umfaßten und wie die Muskeln seiner nackten Arme zitterten.

»Zwei!«

»Das ist besser,« rief Burgeß.

Der dritte Schlag klang, als wenn man auf ein Stück rohes Fleisch haut und das Roth verwandelte sich in Purpur.

»Mein Gott,« rief Kirkland und biß sich in die Lippen.

Das Peitschen dauerte fort bis zum zehnten Schlage, dann schrie Kirkland auf wie ein verwundetes Pferd.

»O — Kapitain Burgeß! — Dawes! — Mr. Troke — mein Gott! Gnade! — O Doctor! — Mr. North! — O — O —! —

»Zehn,« rief Troke ungerührt bis zu Ende der ersten zwanzig zählend.

Des Burschen Rücken, in einen Klumpen geschwollen, sah jetzt aus wie eine reife Pfirsich, welche ein unartiges Kind mit einer Nadel

ausgerissen hat. Dawes von seiner blutigen Arbeit sich abwendend, zog die Katze, die anfang, zusammen zu kleben, zwei Mal durch die Finger. »Weiter,« sagte Burgeß mit einem Wink. Und Troke schrie wieder »Eins!«

* *
*

Von der Morgensonne geweckt, welche zu ihm herein schien, öffnete Mr. North seine blutunterlaufenen Augen, rieb sich mit zitternden Händen die Stirn und plötzlich zum Bewußtsein seines Versprechens kommend, sprang er vom Bette und richtete sich aus.

Er sah die leere Branntweinflasche auf dem Tisch und erinnerte sich, was vorgefallen. Mit zitternden Händen goß er Wasser über seinen schmerzenden Kopf und ordnet seine Kleider. Die Ausschweifung des vergangenen Abends ließ ihre gewöhnliche Wirkung zurück. Sein Gehirn brannte, seine Hände waren heiß und trocken und seine Zunge klebte am Gaumen.

Er schauderte, als er s ein bleiches Gesicht und seine rothgewordenen Augen in dem kleinen Spiegel sah und faßte nach der Thür. Er hatte in seinem Wahnsinn noch genug Bewußtsein gehabt, um die Thür zu schließen und so hatte Niemand seinen Zustand bemerkt.

Sich in das Wohnzimmer schleichend sah er, daß die Uhr auf halb sieben zeigte. Das Peitschen sollte um halb sechs stattfinden. Wenn nicht ein Zufall eingetreten, kam er zu spät. Fieberhaft erregt von Gewissensbissen und Angst eilte er an dem Zimmer vorüber, in welchem Mr. Meekin friedlich schlummerte und machte sich aus den Weg nach dem Gefängnis. Als er in den Hof trat, rief Troke grade »Zehn!«

Kirkland hatte seinen fünfzigsten Schlag erhalten.

»Halt,« rief Mr. North.

»Kapitain Burgeß, ich rufe Ihnen Halt zu.«

»Sie kommen ziemlich spät,« erwiderte Burgeß, »Die Strafe ist fast vorüber.«

»Eins,« rief der unerbittliche Troke wieder und North stand dabei, an den Nägeln beißend und mit den Zähnen knirschend während sechs weitere Streiche fielen. Kirkland hatte aufgehört, zu schreien und stöhnte nur noch. Sein Rücken glich einem blutigen Schwamm, während das geschwollene Fleisch zwischen den Streichen zitterte wie das von einem frisch geschlachteten Rind.

Plötzlich sah der erfahrene Macklewain den Kopf auf die Schulter fallen.

»Bindet ihn los! bindet ihn los!« schrie er und Troke eilte, die Riemen zu lösen.

»Spritzt ihm Wasser in's Gesicht« rief Burgeß,« er stellt sich nur so.«

Ein Eimer Wasser machte, daß Kirkland die Augen öffnete.

»Das dachte ich wohl!« sagte Burgeß.

»Bindet ihn wieder an.«

»Nein, nicht wenn Ihr Christen seid,« rief North.

Er fand einen Verbündeten, wo er ihn am wenigsten vermuthet hatte.

Rufus Dawes warf die blutige Katze hin.

»Ich peitsche nicht mehr« sagte er.

»Was,« brüllte Burgeß, wüthend über diese grobe Unverschämtheit.

»Ich will nicht mehr peitschen. Holt Euch einen Andern, um Eure Blutarbeit zu thun. Ich will nicht.«

»Bindet ihn an,« schrie Burgeß schäumend. »Bindet ihn an. Hierher Constabler. Holt einen Mann, mit einer frischen Katze. Ich will Dir des Bettlers übrige fünfzig Schläge geben und noch fünfzig obendrein und er soll zusehen, während sein Rücken abkühlt.

Rufus Dawes mit einem Blick auf North, zog sein Hemde herunter und streckte sich auf die Triangel. Sein Rücken war nicht weich und glatt wie Kirklands Rücken, sondern hart und narbig. Er war schon öfter gepeitscht worden. Troke erschien mit dem grinsenden Gabbett. Gabbett mochte gern peitschen. Er rühmte sich, daß er einen Menschen zu Tode peitschen könne auf einer Stelle, nicht

größer als eine Hand. Er konnte seine linke Hand so gut wie seine rechte brauchen und wenn er einen »Günstling« vorhatte, so verstand er auch die Schläge so zu legen, daß sie sich kreuzten.

Rufus Dawes stellte seine Füße fest auf den Boden, packte die Stäbe mit starkem Griff und hielt seinen Athem an.

Macklewain legte die Kleider der beiden Leute auf den Boden und Kirkland darauf. Dann wandte er sich, um dies neue Morgenvergnügen zu genießen. Er brummte ein wenig, weil er nach seinem Frühstück verlangte, denn wenn der Kommandant einmal anfang, peitschen zu lassen, wußte Niemand, wann er aufhören würde.

Rufus Dawes nahm fünf und zwanzig Hiebe hin, ohne zu murren. Dann kreuzte Gabbett die Hiebe. So ging es fort bis zu fünfzig Hieben und North staunte und bewunderte den Muth des Mannes. »Wenn es nicht um den verdammten Branntwein gewesen wäre, hätte ich das verhindern können.«

Bei dem hundertsten Streich hielt Gabbett an, da er den Befehl erwartete, aufzuhören, aber Burgeß war entschlossen, den Mann unterzukriegen.

»Ich will Dich sprechen machen, Du Hund, und sollte ich Dir das Herz ausreißen,« schrie er.

»Weiter Gefangener!« zwanzig Streiche mehr und Dawes war immer stumm.

Da stieß er in Todesqual einen fürchterlichen Schrei aus, aber es war nicht ein Ruf um Gnade, wie der Kirklands. Nun er die Sprache brauchte, machte der unglückliche Mann seiner glühenden Leidenschaft Luft in einem Strom von Flüchen. Er rief die scheußlichsten Verwünschungen auf Burgeß, Troke und North herab. Er fluchte allen Soldaten als Tyrannen, allen Geistlichen als Heuchlern. Er lästerte Gott und den Erlöser. Mit einem fürchterlichen Ausbruch von Gemeinheit und Wuth rief er die Erde an, sich aufzuthuen und seine Verfolger zu verschlingen, den Himmel, sich zu öffnen und Feuer herabzusenden, die Hölle — sie in ihren Rachen zu nehmen. Es war, als ob jeder Schlag der Katze einen neuen Ausbruch thierischer Wuth veranlaßte. Jedes menschliche

Gefühl schien in ihm erstorben zu sein. Er schäumte, raste, schüttelte seine Bande, bis die starken Stäbe sich bogen, wand sich fast rund um die Triangel und spie in ohnmächtiger Raserei Burgeß an, welcher bei allen diesen Qualen nur lachte. North, seine Hände an die Ohren gedrückt, lehnte in der Mauerecke, wie gelähmt von Entsetzen. Ihm schien es, als ob alles Böse der Hölle losgelassen sei und er wäre gern geflohen, wenn ihn nicht eine entsetzliche Art von Zauber, wie im Bann gehalten hätte.

Grade als die Katze am entsetzlichsten durch die Luft schwirrte, als Burgeß am lautesten lachte und der Elende auf dem Triangel die Luft mit seinem fürchterlichsten Geschrei erfüllte, bemerkte North, wie Kirkland ihn mit einem Lächeln anblickte. — War es ein Lächeln? — Er sprang zu ihm hin und stieß einen Ruf aus, daß alle sich umwandten.

»Hallo!« sagte Troke Und wandte sich zu dem Lager, »der Junge hat sich davon gemacht.«

Kirkland war todt.

»Bindet ihn los,« rief Burgeß, geisterbleich vor Schreck über diesen unglücklichen Zufall und Gabbett löste widerwillig die Riemen mit denen Rufus Dawes angebunden war.

Sogleich standen zwei Constabler an seiner Seite, denn oft wurden die zu sehr gequälten Leute wild. Doch dieser war ganz still, nur als er sein Hemd unter dem toden Körper fortnahm, sagte er mit etwas wie Neid in seiner Stimme: »Todt!« Dann warf er sein Hemd über, seine blutenden Schultern und ging hinaus, trotzig bis zum letzten Augenblick.

»Das ist ein Wild, — nicht?« sagte ein Constabler um Andern, als sie ihn nicht unfreundlich in eine leere Helle brachten, wo er auf den Wärter des Hospitals zu warten hatte. Der Körper von Kirkland wurde schweigend fortgenommen und Burgeß erleichte, als er das drohende Gesicht von North erblickte. »Es ist nicht meine Schuld Mr. North,« sagte er, »ich wußte nicht, daß der Mann so schwachherzig war.« Aber North wandte sich in Ekel ab und Macklewain und Burgeß schlugen den Weg nach Hause zusammen ein.

»Sonderbar, daß er so schnell unterliegen mußte,« sagte der

Kommandant.

»Ja wahrscheinlich ein inneres Leiden «» sagte der Arzt.

»Vermuthlich Herzkrankheit,« sagte Burgeß.

»Ich will ihn untersuchen und sehen.«

»Kommen Sie mit herein und nehmen Sie ein Glas, Macklewain. Mir ist ganz schwach,« sagte Burgeß.—

Die Beiden traten unter ehrfurchtsvollen Grüßen von allen Seiten in's Haus. Mr. North aber, in Gewissensqualen wegen der Folgen seiner Nachlässigkeit ging mit gebeugtem Haupt, langsam, wie einer der von tiefem Schmerz ergriffen ist hin, um den überlebenden Gefangenen zu sehen. Er fand ihn auf dem Boden knieend.

»Rufus Dawes.«

Bei dem leisen Ton der Stimme, blickte Rufus Dawes auf und als er sah, wer es war, winkte er ihm fort.

»Sprechen Sie nicht mit mir,« sagte er mit einem Fluch, bei dem North zusammenfuhr, »ich habe Ihnen gesagt, was ich von Ihnen denke; — Sie sind ein Heuchler, der dabei steht, wenn ein Mann in Stücke gehauen wird und dann kommt und über Religion winselt.«

North stand mitten in der Zelle, den Kopf gebeugt, die Arme an den Seiten herunter hängend. »Sie haben Recht,« sagte er leise. »Ich muß Ihnen wie ein Heuchler erscheinen. Ich, ein Diener des Herren? Ein schmutziges Thier vielmehr. Ich will nicht von Religion winseln. — Ich bin gekommen, Sie um Verzeihung zu bitten. Ich hätte Sie vielleicht von der Strafe retten können! Hätte vielleicht den armen Knaben vom Tode gerettet! Ich wollte es, Gott weiß es. Aber ich habe ein Laster; — ich bin ein Trunkenbold; ich gab der Versuchung nach und so — kam ich zu spät! Ich komme zu Ihnen, wie ein sündiger Mensch zum Andern, ich bitte um Vergebung.«

Und plötzlich warf sich North neben den Deportierten auf die Erde, faßte seine blutbefleckten Hände in die Seinen und rief: »Vergieb mir, mein Bruder!«

Rufus Dawes, zu erstaunt, um zu sprechen, richtete seine schwarzen Augen auf den Mann, der zu seinen Füßen lag und ein Strahl göttlichen Erbarmens drang in seine verdüsterte Seele. Er sah

hier ein Elend vor sich, tiefer als das Seine und sein verhärtetes Herz fühlte menschliche Sympathie mit seinem irrenden Bruder.

»So gibt es in dieser Hölle doch noch einen Menschen,« sagte er und die beiden Unglücklichen tauschten einen warmen Händedruck. North stand auf und ging schnell mit abgewandtem Antlitz aus der Zelle. Rufus Dawes sah verstört auf seine Hand, die der merkwürdige Mann gefaßt hatte und er sah etwas darauf glänzen. Es war eine Thräne. — Bei diesem Anblick brach er zusammen und als die Wärter kamen, um den unzählbaren Gefangenen zu holen, fanden sie ihn auf den Knien in einem Winkel schluchzend wie ein Kind.

Sechzehntes Capitel.

Gegen den Stachel lecken.

Den nächsten Morgen reiste der ehrwürdige Mr. North in dem zurückkehrenden Schooner nach Hobart Town ab. Zwischen dem eifrigen Kaplan und dem Kommandanten hatten die Ereignisse des vorhergehenden Tages eine große Kluft gerissen. Burgeß wußte, daß North die Absicht hatte, über den Tod von Kirkland zu berichten und vermuthete, daß er die Geschichte an alle solche Personen in Hobart Town erzählen würde, welche bereit waren, sie weiter zu verbreiten.

»Seht unangenehm, daß der Bursche starb,« murmelte er zu sich selbst. »Wenn er nicht gestorben wäre, hätte sich Niemand darum bekümmert.« Eine traurige Wahrheit! North hingegen glaubte, daß die Geschichte des armen Deportierten, der unter den Peitschenhieben starb, allgemeine Empörung und genaue Untersuchung hervorrufen würde.

»Die Wahrheit muß doch herauskommen,« dachte er, »wenn sie nur danach fragen.« —

O Du Dich selbst betrüglicher North!

Vier Jahre Regierungs-Kaplan und bist noch nicht hinter die Methode der Untersuchungen von solchen Fällen gekommen.

Kirkland's zerfetztes Fleisch wird längst von den Würmern gefressen sein, ehe die Tinte der letzten Berichte der Behörden über diesen Fall trocken ist.

Burgeß indeß, von eignen Vorwürfen gequält, entschloß sich dem Pfaffen zuvorzukommen. Er wollte einen offiziellen Bericht über das unglückliche Ereignis mit demselben Schiff an die Regierung senden, das seinen Feind nach Hobart Town brachte und so sich das Ohr der Behörde sichern. Meekin, welcher am Abend des Peitschtages an dem hölzernen Schuppen vorüberging, in welchem

der Körper lag, sah Troke Eimer voll dunkel gefärbten Wassers hinaus tragen und hörte viel Plätschern und Scheuern von inwendig. »Was wird da gemacht?« fragte er.

»Der Doktor hat den Gefangenen *post mortem*'t, — den, der heute früh gepeitscht wurde,« sagte Troke, »und wir machen nun Alles rein.«

Der englische Mr. Meekin fühlte sich unwohl bei diesen Worten und ging weiter. Er hatte gehört, daß der unglückliche Kirkland an einer unerkannten Herzkrankheit gelitten und daß er unglücklicher Weise gestorben war, ehe er seine ihm zuerkannte Strafe erhalten. Seine Pflicht war, Kirklands Seele zu trösten. Er hatte nichts zu thun mit Kirklands schmutzigem, unangenehmem Körper und so wanderte er denn dem Landeplatze zu, damit die frische Seeluft das augenblickliche Uebelbefinden heilen möchte.

Auf dem Landeplatz sah er, wie North mit dem römisch-katholischen Kaplan sprach. Meekin hatte gelernt, die römischen Priester wie Wölfe anzusehen und ging mit leichter Verbeugung vorüber. Die Beiden sprachen augenscheinlich von dem Ereignis des Tages, denn er hörte, wie Vater Flaherty mit Achselzucken sagte: »Er war keiner von meinen Leuten, Mr. North, und die Regierung duldet nicht, daß ich mich in Dinge mische, welche protestantische Gefangene angehen.«

»Der Elende war ein protestantischer Christ,« dachte der christliche Meekin bei sich. »So war wenigstens seine unsterbliche Seele nicht in Gefahr durch den Glauben an die verdammten Irrlehren der römischen Kirche.«

Er ging weiter und ließ zwischen sich und dem gutmüthigen Denis Flaherty, dem Sohne des Butterhändlers von Kildrum einen weiten Raum, damit derselbe nicht etwa unerwartet über ihn herfallen und ihn mit jesuitischen Gründen und weicher Ueberredung oder mit Gewalt zu seinen eignen Irrthümern bekehren möchte. Das war Ja die wohlbekannteste Art dieser intellektuellen Kämpfer, der Priester des katholischen Glaubens.

North seinerseits verließ Flaherty mit Bedauern. Er hatte manche fröhliche Stunde mit ihm verlebt und kannte ihn als einen

beschränkten, gewissenhaften, fröhlichen Menschen, dessen Gott weder sein Bauch noch sein Brevier war, — zuweilen aber das Eine oder das Andre, je nach der Stunde des Tages oder des Festes, die zur Abtötung des Fleisches bestimmt waren.

»Ein Mann, der seine christliche Arbeit in einem alltäglichen Kirchspiel thun könnte oder da, wo Leute nicht schwer sündigten, der aber vollkommen unfähig war, mit dem Satan zu kämpfen, den die britische Regierung hierher deportierte.«

Das war Mr. Norths satirische Bemerkung über Vater Flaherty, als Port Arthur für ihn hinter dem schnell segelnden Schooner sich in die blaue, duftige Ferne verlor.

»Gott stehe diesen armen Elenden bei, denn weder Prediger noch Priester können es.«

Er hatte Recht. North, der Trunkenbold und Selbstquäler hatte eine Macht zum Guten in sich, von der weder Meekin noch der Andre etwas ahnten. Nicht nur, daß diese Männer unfähig und selbstzufrieden waren, sie hatten auch keine Spur von Verständnis für die fürchterliche Qual des Leidens, der Jeder, der Böses thut, ausgesetzt ist. Wenn sie auch an den Felsen schlugen mit ihrer scharfen, maschinenmäßigen Hacke aus patentierter Religionsfabrik, geprüft von allen Gottesgelehrten der Welt, — das Wasser der Reue und Buße floß auf ihren Ruf doch nicht. Sie besaßen die schwache Ruthe nicht, welche allein die Macht hat, den Zauber auszuüben. Sie hatten keine Sympathie, keine Kenntnis, keine Erfahrung. Wer die Herzen der Menschen rühren will, muß selbst ein wundes Herz haben.

Die großen Missionäre der Menschheit sind fast immer selbst große Sünder gewesen, ehe sie das göttliche Recht erwarben, zu heilen und zu segnen. Ihre Schwäche wurde ihre Kraft und aus ihrer eignen Bußarbeit ging die Kenntnis hervor, welche sie zu Herren und Rettern der Menschheit machte. Die Todesangst im Garten zu Gethsemane und am Kreuz gab dem Erlöser der Welt die Herrschaft über die Herzen der Menschen. Die Krone der Gerechtigkeit ist eine Dornenkrone.

Sobald Mr. North ankam, ging er gerades Weges zu Major

Vickers.

»Ich habe eine Klage anzubringen, Sir,« sagte er. »Ich wünsche sie förmlich vorzutragen. Ein Gefangener ist in Port Arthur zu Tode gepeitscht worden. Ich habe es selbst gesehen.«

Vickers runzelte seine Stirn.

»Eine schwere Anklage, Mr. North. Ich muß sie natürlich mit der gehörigen Rücksicht annehmen, da sie von Ihnen kommt, aber ich hoffe, daß Sie alle Umstände der Sache in richtigen Betracht gezogen haben. Ich habe immer gefunden, daß Kapitain Burgeß ein sehr humaner Mann ist.«

North schüttelte den Kopf. Er wollte Burgeß nicht anklagen. Er wollte die Ereignisse selbst für sich sprechen lassen. »Ich fordere nur eine Untersuchung,« sagte er.

»Ja, mein Herr, das weiß ich. Sehr richtig von Ihnen, wenn Sie meinen, daß eine Ungerechtigkeit begangen ist; aber haben Sie die Kosten, die Zeit, die vielen Umstände; und Unannehmlichkeiten bedacht, die Alles dies machen wird?«

»Keine Ausgabe, keine Unruhe und Umstände sollten Einer Menschlichkeit und Gerechtigkeit im Wege stehen,« rief North.

»Natürlich nicht. Aber wird Gerechtigkeit gehandhabt werden? Sind Sie sicher, daß Sie den Fall beweisen können? Bedenken Sie, ich gebe nichts zu, was gegen Kapitain Burgeß spricht, den ich stets als einen sehr würdigen und eifrigen Offizier gekannt habe. Aber wenn nun Ihre Anklage begründet ist, können Sie Beweise beibringen?«

»Ja, wenn die Zeugen die Wahrheit sprechen.«

»Wer sind sie?«

»Ich selbst, Doktor Macklewain, der Constabler und zwei Gefangene, von denen der Eine auch selbst gepeitscht wurde. Er wird die Wahrheit sprechen, das glaube ich. In den andern Mann setze ich kein Vertrauen.«

»Sehr gut, es bleibt also nur ein Gefangener und Doktor Macklewain. Denn wenn faules Spiel gespielt worden ist, so wird der Constabler nichts gegen die Vorgesetzten aussagen. Ueberdies

stimmt der Doktor nicht mit Ihnen überein.«

»Nicht?« rief Mr. North erstaunt.

»Nein. Sie sehen, mein lieber Sir, wie nothwendig es ist, in diesen Dingen nicht zu hastig zu sein. Ich glaube wirklich, — verzeihen Sie meiner Offenheit — Ihr gutes Herz hat sie mißleitet. Kapitain Burgeß schickt einen Bericht ein. Er sagt, daß der Mann wegen grober Unverschämtheit und Ungehorsam zu hundert Hieben verurtheilt war. Der Arzt war während der Strafvollstreckung gegenwärtig und auf seinen Befehl wurde der Mann losgebunden, als er erst sechsundfünfzig Streiche empfangen hatte. Nach einer kurzen Pause wurde er todt gefunden und der Doktor machte eine *post mortem* Besichtigung und fand Herzkrankheit.«

North fuhr auf. »Eine *post mortem* Untersuchung. Ich wußte nicht, daß eine solche stattgefunden.«

»Hier ist das Zeugniß des Arztes,« sagte Vickers, es in die Höhe haltend, »nebst der Copie des Zeugnisses von dem Constabler und ein Brief vom Kommandanten.«

Der arme North nahm die Papiere und las sie langsam. Sie waren anscheinend ganz rückhaltlos in der Darstellung. Aneurismus der aufsteigenden Aorta war als Todesursache angegeben. Der Doktor gestand freimüthig ein, daß hätte er vorher gewußt, daß der Gefangene an dieser Krankheit litte, so würde er nie mehr als fünfundzwanzig Hiebe gestattet haben.

»Ich glaube, Macklewain ist ein ehrlicher Mann,« sagte North zweifelnd. »Er würde nicht wagen, ein falsches Zeugniß auszustellen. Doch die Umstände dieses Falles, die fürchterliche Lage des Gefangenen, die entsetzliche Geschichte des armen Menschen —«

»Ich kann mich aus diese Frage nicht einlassen, Mr. North. Meine Stellung hier ist, — das Gesetz auszuführen nach meinem besten Wissen, — nicht aber, es auszulegen.«

North beugte das Haupt vor diesem Tadel. Er fühlte, daß er ihn in einer Art verdiene.

»Ich kann nichts mehr sagen, Herr: ich fürchte, ich bin ganz hilflos in dieser Sache, — wie ich es auch bei Andern gewesen bin. Ich

sehe, daß der Schein gegen mich ist, aber es ist meine Pflicht, mich in meinen Bemühungen nicht irren zu lassen und ich will diese Pflicht erfüllen.«

Vickers verbeugte sich steif und wünschte ihm einen guten Morgen. Die Behörden und deren Vertreter, wenn dieselben im Privatleben auch sehr wohlmeinende Leute sind, haben in ihrer offiziellen Eigenschaft eine natürliche Abneigung gegen unzufriedene Leute, welche die Nachforschungen zu weit treiben.

North, als er hinausging, traurigen Sinnes, begegnete im Hause einem schönen, jungen Mädchen. Es war Sylvia, welche kam, um ihren Vater zu besuchen. Er nahm den Hut ab und sah ihr nach. Er errieth, daß sie die Tochter des Kommandanten sei, den er soeben verlassen und die Frau von Kapitain Frere, über den er schon so viel gehört hatte. North war ein Mann, dessen Gehirn krankhaft gereizt war und zu eigenthümlichen Einbildungen geneigt. Es schien ihm, als ob hinter dem klaren Blick des blauen Auges, welches ihn einen Augenblick anblitzte, eine künftige Trauer verborgen lag, an der er, wunderbar u denken, — auch seinen Antheil hatte. Er starrte der Gestalt nach, bis sie verschwand und lange noch, nachdem die zierliche Erscheinung der jungen Frau, mit ihren feinen Stiefeln, ihrer schlanken Taille, ihren sauberen Handschuhen und all' ihrem Sonnenschein von Heiterkeit und Gesundheit aus seinem Auge verschwunden war, sah er noch immer die zwei blauen Augen und die Wolke goldenen Haares.

Siebzehntes Capitel.

Kapitain Frere und seine Frau.

Sylvia war die Frau von Maurice Frere geworden. Die Hochzeit machte Aufsehen in der Kolonie, denn Maurice Frere, obgleich sehr bedrückt von einem geheimen Gefühl der Scham vor der öffentlichen Feier, wie Männer seines Charakters sie gewöhnlich haben, konnte Anstands halber, da er doch sah, was für eine gute Sache diese reiche Heirath für ihn sei, nicht wohl eine stille Hochzeit verlangen. So wurde also nach der Sitte der Stadt, in deren Nähe es weder den Kontinent noch Schottland gab, um das bräutliche Erröthen zu verbergen, die Heirath mit dem richtigen Pomp gefeiert, — Ball und Abendessen. Die Braut und der Bräutigam reisten an dem goldigen Abend noch auf Major Vickers' nächste Station ab. Dort sollten sie vierzehn Tage bleiben und dann nach Sydney gehen.

Major Vickers, obgleich er dem Mann, den er für den Retter seines Kindes hielt, freundlich gesinnt war, wollte doch nichts davon wissen, daß dieser von seiner Tochter Vermögen lebe. Er hatte seiner Tochter Vermögen — wie man sagte: zehn tausend Pfund — auf sie und ihre künftigen Kinder übertragen und hatte Frere bedeutet, daß dieser von seiner eigenen Einnahme zu leben habe.

Nach vielen Berathungen war entschieden, daß Frere eine Civilstelle in Sydney sehr angenehm sein würde und daß er seine Offiziersstelle verkaufen wolle. Dies war Frere's eigene Idee. Er machte sich nichts aus seiner militärischen Laufbahn und hatte überdies Schulden von nicht unbeträchtlichem Betrage. Wenn er sein Patent verkaufte, so war er im Stande, seine Schulden sogleich zu bezahlen und sich zu irgend einer gut bezahlten Stelle unter der Kolonial-Regierung zu melden, welche ihm das Interesse seines Schwiegervaters und sein eigener Ruf als Gefangenen-Kommandeur verschaffen konnte. Vickers würde wohl gern seine Tochter bei sich behalten haben, aber er stimmte doch in selbstloser

Weise dem Plane bei und gab zu, daß Frere's Vorgehen, in Sydney besseren Verkehr für Sylvia zu finden, ein sehr wichtiger Grund sei.

»Du kannst herüber kommen und uns besuchen, wenn wir eingerichtet sind, Papa,« sagte Sylvia mit dem ganzen Stolz einer jungen Frau auf ihren Haushalt. »Hobart Town ist sehr hübsch, aber ich möchte die Welt sehen.« —

»Du solltest nach London gehen, Poppet,« sagte Maurice, »das ist das Wahre; — nicht wahr Sir?«

»O London,« rief Sylvia und klatschte in die Hände. »Und Westminster Abtei und der Tower und St. James Palast und Hyde Park und Fleetstreet!« »Sir,« sagte Dr. Johnson, — wir wollen ein Mal Fleetstreet hinabgehen.« Erinnerst Du Dich, Maurice, in Mr. Crockers Buch. — Ach nein, Du weißt es nicht, denn Du sahst nur die Bilder an und dann hast Du Pierce Egau's Bericht über den Kampf zwischen Rob Gaynor und Red Heat oder solche Personen gelesen.«

»Kleine Mädchen sollten gesehen und nicht gehört werden.« sagte Maurice zwischen Lachen und Erröthen. »Du mußt meine Bücher nicht lesen.«

»Warum nicht?« fragte sie mit einer Heiterkeit, die schon etwas gezwungen war. »Mann und Frau sollten keine Geheimnisse vor einander haben. Uebrigens will ich auch, daß Du meine Bücher liesest. Ich will Dir Shelley vorlesen.«

»Thu' es nicht, Liebste,« sagte Maurice ganz ehrlich. »Ich kann es nicht verstehen.«

Diese kleine Scene fand am Mittagstische statt, in Frere's kleinem Hause in New-Town, wozu Kapitain Vickers eingeladen war, damit die künftigen Pläne verabredet werden konnten.

»Ich mag nicht nach Port Arthur gehen,« sagte die junge Frau, später am Abend. »Maurice, es ist doch gar nicht nothwendig, daß wir dahin gehen.«

»Ja,« sagte Maurice, »ich muß aber den Platz kennen lernen. Ich muß alle Abstufungen in der Deportierten — Disziplin kennen lernen, weißt Du.«

»Wahrscheinlich soll ein Bericht über den Tod eines Gefangenen eingeschickt werden,« sagte Vickers.

»Der Kaplan, ein wohlmeinender, aber sich in Alles mischender Mensch hat Klage erhoben. Sie können das ebenso gut übernehmen wie ein jeder Andre, Maurice.«

»Aber es ist so melancholisch,« sagte Sylvia.

»Der reizendste Platz auf dieser Insel, meine Liebe. Ich war einst einige Tage da und war entzückt.«

Es war merkwürdig, — dachte Vickers, wie Jeder von diesem neu verbundenen Paar etwas schon von der Sprechart des Andern angenommen hatte. Sylvia war weniger gewählt in ihren Ausdrücken, — Frere etwas mehr. Er dachte darüber nach, welche von den beiden Methoden sie schließlich annehmen würden.

»Aber diese Hunde, Haie und so weiter. Ach Maurice, haben wir nicht genug von Deportierten gesehen.?«

»Genug? — Was, ich will mir doch meinen Lebensunterhalt durch sie schaffen,« sagt Maurice mit seiner natürlichsten Art.

Sylvia seufzte.

»Spiele etwas, mein Liebling,« sagte der Vater. Das Mädchen setzte sich an das Piano, trillerte und sang mit ihrer reinen, jungen Stimme, bis auf den Wogen ihrer Melodien die Port Arthur Frage ganz verschwand und an diesem Abend nichts mehr davon gehört wurde. Aber als Sylvia den Gegenstand wieder aufnahm, fand sie ihren Gatten ganz fest. Er wollte gehen und er mußte gehen. Wenn er sich ein Mal überzeugete, daß eine gewisse Sache vortheilhaft für ihn war, so ließ ihm seine eingebore, thierische Hartnäckigkeit nicht davon abgehen, wenn auch Andere sich dem entgegengesetzten und Sylvia, welche ihre ersten Thränen über diesen Besuch vergoß, gab schließlich nach. Dies war der erste Streit in ihrer kurzen Ehe und sie beeilten sich ihn zu beenden. Im Sonnenschein der Liebe und Ehe, — denn Maurice liebte sie zuerst wirklich, wurde der schlechteste Theil von Maurice's Wesen wesentlich geändert. Liebe brachte ihn wie alle Menschen zur Sanftmuth und Selbstverleugnung, die das wahre Zeichen der Liebe ist, die nicht nur sinnlichen Ursprungs. Sylvia sah ihre Zweifel und Befürchtungen

schmelzen, wie der Nebel in der Morgensonne vergeht. Ein junges Mädchen mit leidenschaftlicher Einbildungskraft, edlem und hohem Streben, aber mit dem schwarzen Schatten über sich, den ihr geistig kranker Zustand über ihrer kindlichen Natur zurückgelassen, — war sie durch die Ehe zur Frau gereift, die ihren Stolz und ihr Vertrauen in den Mann setzt, dem sie sich freiwillig hingeben.

Doch grade aus diesem Gefühl entstand nach und nach eine neue, sonderbare Quelle der Sorge für sie. Sie hatte ihre Stellung als Frau angenommen und alle Zweifel über ihre Fähigkeit, den Mann zu lieben, dem sie verbunden war, bei Seite geworfen. Nun aber verfolgte sie fortwährend die Angst, er möge etwas thun, daß ihre Neigung gegen ihn beeinträchtigen könne. Bei einigen Gelegenheiten schon hatte sie bemerkt, daß ihr Mann ein größerer Egoist war, als sie es wünschte. Er verlangte keine großen Opfer von ihr, — hätte er sie verlangt, so würde sie, indem sie sie brachte, das Vergnügen darin gefunden haben, das Frauen ihrer Art, stets in der Selbstaufopferung finden. Von Zeit zu Zeit aber zeigte er eine Nichtachtung der Gefühle Anderer, die ganz in seinem Character lag. Er liebte sie fast zu leidenschaftlich für ihren einfachen Sinn, aber er war nicht gewöhnt, seinen eignen Willen in irgend etwas, besonders nicht in den anscheinend unbedeutenden Dingen unterzuordnen, in deren Beachtung sich die wahre Selbstlosigkeit am besten zeigt.

Wollte sie lesen, wenn er spazieren gehen wollte, so legte er ganz ruhig ihr Buch bei Seite und meinte, daß ein Spaziergang mit ihm nothwendiger Weise die angenehmste Sache er Welt für sie sein müsse. Wollte sie spazieren gehen, wenn er es vorzog, zu ruhen, so nahm er seine Faulheit als einen Vorwand, daß sie im Hause bleiben mußte. Er nahm sich keine Mühe, seine Müdigkeit zu verbergen, wenn sie ihm aus ihren Lieblingsbüchern vorlas. War er schläfrig wenn sie spielte oder sang, so nahm er es sich nicht übel, einzuschlafen. Er würde sie nicht wissentlich beleidigt haben, aber es schien ihm so natürlich, zu gähnen, wenn er müde war, zu schlafen,; wenn ihn schläferte und nur über die Gegenstände zu sprechen, die ihn interessierten. Hätte ihm Jemand seine

Selbstsucht; vorgehalten, so würde er sehr erstaunt gewesen sein.

So kam es, daß Sylvia eines Tages entdeckte, daß sie zwei Leben führte, — ein körperliches und ein geistiges und daß ihr Gatte mit ihrem geistigen Leben gar nichts gemein hatte.

Diese Entdeckung beunruhigte sie, aber dann lächelte sie darüber. »Als ob Maurice eine Interesse für alle meine thörichten Ideen haben könnte,« sagte sie. Und doch fühlte sie, daß diese Ideen nicht so ganz thöricht waren, sondern den hellsten, besten Theil ihres Daseins bildeten. Sie überwand mit der Zeit ihre Unruhe darüber.

»Eines Mannes Gedanken sind so verschieden von denen einer Frau,« sagte sie. »Er hat sein Geschäft und seine weltlichen Sorgen, wovon eine Frau nichts weiß. Ich muß ihn trösten und ihn nicht betrüben mit meinen Thorheiten.

Was Maurice anbetrifft, so wurde er manchmal ganz unruhig in seinem Sinn. Er konnte seine Frau nicht verstehen. Ihre Natur war ihm ein Räthsel; ihr Gemüth stimmte nicht ganz mit der rechtwinkligen Genauigkeit des gewöhnlichen Lebens. Er hatte sie als Kind gekannt, hatte sie seit ihrer Kindheit geliebt und hatte ein niedriges, gemeines Verbrechen begangen, um sie zu gewinnen und nun sie sein war, war er dem Räthsel ihres Seins nicht näher gekommen, als früher. Sie war ganz sein eigen, glaubte er. Ihr goldenes Haar konnte von seinen Fingern berührt werden, ihre Lippen waren für seine Küsse, ihre Augen blickten für ihn allein voll Liebe. » Und doch waren ihre Lippen oft kalt bei seinen Küssen und ihre Augen blickten verächtlich bei Ausbrüchen seiner rohen Leidenschaft. Er sah sie nachdenklich, wenn er mit ihr sprach, — so wie er einschlief, wenn sie las, — aber sie fuhr mit einem Erröthen der Reue über ihre Vergeßlichkeit auf, was er niemals that. Er war nicht der Mann, über solche Dinge lange zu brüten und nach einigen Ueberlegungs-Pfeifen und Kopfkratzen gab er das Ding ganz auf. Wie war es denn möglich für ihn das geistige Räthsel zu lösen, da doch die Frau selbst für ihn ein physisches Räthsel war? Es war wunderbar, daß das Kind, welches neben ihm aufgewachsen war, jetzt ein junges Weib war, mit kleinen Geheimnissen die sich ihm nun zum ersten Mal offenbarten? Er sah, daß sie ein Mal auf ihrem

Halse hatte welches er schon an dem Kinde bemerkt hatte. Damals hatte es gar keine Bedeutung, jetzt schien es ihm eine wunderbare Entdeckung zu sein. Er war täglich in Staunen über den Schatz, der ihm zugefallen. Er wunderte sich über die kleinen weiblichen Putzsachen und Kleidungsstücke. Ihre sauberen Kleider schienen ihm einen heiligen Duft an sich zu haben.

Die einfache Thatsache war die, daß der Beschützer von Sara Purfoy noch nicht viele tugendhafte Frauen angetroffen und daß er so eben erst entdeckt hatte, was für ein seltener Bissen — Bescheidenheit war.

Achtzehntes Capitel.

Zu dem Hospital.

Das Hospital von Port Arthur war kein heiterer Ort, aber dem gequälten entnervten Rufus Dawes schien es ein Paradies zu sein. Dort fand er wenigstens, — trotz der Rohheit und der Verachtung, mit der die Kerkermeister ihn behandelten, — einige Beachtung. Dort war er wenigstens frei von der aufgedrungenen Gesellschaft der Männer, welche er verabscheute und zu deren Rang er, wie er mit quälender Angst fühlte, täglich mehr herabsank. Während der langen Zeit seiner Erniedrigung hatte er wenigstens, mit Hilfe seiner Erinnerungen und seiner Liebe sich immer noch etwas von Selbstachtung bewahrt, aber er fühlte, daß er sich diese nicht lange mehr erhalten könne. Nach und nach war er dazu gekommen, sich für einen Menschen anzusehen, der außerhalb des Kreises der Liebe und Gnade lebte, der vom Schicksal verfolgt, in eine Tiefe gesunken war, in die das Licht des Himmels nicht mehr zu dringen vermochte. Seit seiner Gefangennahme im Garten u Hobart Town hatte er seiner Wuth und seiner Verzweiflung freien Lauf gelassen.

»Ich bin vergessen und verachtet, habe keinen Namen in der Welt! Was thut es wenn ich werde wie diese Männer?«

Unter dem Einfluß dieses Gefühls hatte er auf Befehl von Kapitain Burgeß die Katze aufgenommen und als der unglückliche Kirkland zu ihm sagte: »So gut Du, wie ein Andrer,« da dachte er bei sich, warum er grade Gefühle der Ehre oder Menschlichkeit hegen solle?

Aber er hatte seine eigene Fähigkeit Uebles zu thun, überschätzt. Als er anfang zu peitschen, erröthete er und als er die Katze hinwarf, und seinen Rücken entblößte, fühlte er eine wilde Freude in dem Gedanken, daß seine Erbärmlichkeit nun in seinem Blut gesühnt würde. Selbst als er erschöpft und elend von der fürchterlichen Strafe sich in seiner Zelle auf seine Knie warf, bereute er die

ohnmächtige Raserei, welche die Qualen ihm ausgepreßt hatten. Er hätte sich die Zunge abbeißen mögen wegen seiner lästerlichen Reden, nicht, weil sie lästerlich waren, sondern weil ihr Aussprechen seine Todesangst offenbarte und seinen Peinigern einen Triumph bereitete. Als North ihn fand, lag er da in feiner tiefsten Erniedrigung und er stieß den Tröster zurück, nicht weil er bei seiner Strafe anwesend gewesen, sondern weil er ihn hatte schreien hören.

Die unbarmherzige Willenskraft, welche ihn bis dahin in dieser selbst auferlegten Qual aufrecht erhalten hatte, verließ ihn, wie er fühlte, grade in dem Augenblick, da er sie am Meisten brauchte und er, der mit unerschütterlicher Stirn dem Galgen, der Wüste und dem Meer in's Auge geschaut, bekannte seine menschliche Erniedrigung unter der physischen Qual der Peitschenhiebe. Er war früher schon gepeitscht worden und hatte heimlich über diese Demüthigung geweint, aber jetzt begriff er zum ersten Mal, wie schrecklich diese Erniedrigung werden könne, denn er sah nun, da die Todesangst des schwachen Körpers die Seele zwingen kann, ihre letzte armselige Zuflucht angenommener Gleichgültigkeit zu verlassen und sich als besiegt zu erklären.

Vor einigen Monaten hatte einer der Kettensträflinge, der unter den Quälereien von Burgeß fürchterlich litt, seinen Gefährten, der mit ihm arbeitete, getödtet, hatte den Körper dann auf seinem Rücken nach der nächsten Station getragen und sich selbst angegeben. Als er den Tod erleiden mußte, dankte er Gott laut, daß er endlich ein Mittel gefunden, von seinem Elend erlöst zu werden, um das ihn Niemand als seine Kameraden beneiden würden.

Dawes war entsetzt in seinem Innern über diese blutige That und er hatte mit Anderen über die Feigheit des Mannes gesprochen, der so die Verantwortlichkeit es Zustandes, in den ihn die Menschen und der Teufel gebracht, von sich abwälzte. Jetzt verstand er, wie und warum das Verbrechen begangen war und fühlte Mitleid. Als er so mit seinem schmerzenden Rücken, auf den man kühlende Umschläge gelegt, in der Nacht wach lag, in dem dämmrigen Lichte und dem tiefen Schweigen, nur von schwerem Athmen unterbrochen, schwor er sich selbst einen fürchterlichen Eid, daß er

lieber sterben wolle, als je wieder sich vor seinen Feinden lächerlich machen. In diesem Gemüthszustande, da jede Spur von Ehre und Würde in ihm verweht schien, die sonst noch an ihm zu bemerken gewesen, fiel ihm wieder der sonderbare Mann ein, der seine Hand gefaßt und ihn »Bruder« genannt hatte. Er hatte keine unmännlichen Thränen geweint über diesen Ausbruch der Liebe bei Einem, den er für ebenso hartherzig gehalten, als die Andern. Er war von tiefer Sympathie für das Bekenntnis einer Schwäche durchdrungen, das ihm in dem Augenblick gemacht worden war, als seine eigene Schwäche ihn zu seiner Beschämung völlig übermannt hatte. Durch die augenblickliche Ruhe, welche ihm der vierzehntägige Aufenthalt im Hospital gewährt hatte, waren seine Gedanken in betrachtender Weise immer wieder auf religiöse Dinge zurückgekommen. Er hatte von Märtyrern gelesen, welche unaussprechliche Qualen erduldet und nur durch ihr Vertrauen in den Himmel und in Gott aufrecht erhalten wurden. In seiner eigenen wilden Jugend hatte er Gebet und Kirche verspottet; in dem Haß gegen die Menschheit, welcher in späteren Jahren immer stärker geworden, hatte er einen Glauben verachtet, welcher den Menschen gebot, einander zu lieben. »Gott ist die Liebe, meine Brüder,« sagte der Kaplan am Sonntag und die ganze Woche hindurch wurden die Riemen angezogen und die Katze geschwungen. Von welchem praktischen Werth war denn eine Frömmigkeit, welche predigte aber nichts ausübte? Natürlich sagte der Religionslehrer dem Gefangenen, daß er seinen bösen Leidenschaften nicht Folge geben müsse, sondern seine Strafe mit Sanftmuth tragen. Es war ja ganz richtig, daß er ihm rieth, sein Vertrauen auf Gott zu setzen. — Aber wie ein verhärteter Gefangener sagte, der sich in einem Hause, das keine Concession hatte, betrank: Gott ist verzweifelt weit ab von Port Arthur.«

Rufus Dawes lächelte darüber, daß der Prediger Leute, die wußten, was er wußte und die gesehen, was er gesehen, wegen der kleinen Sünden des Stehlens und Lügens vermahnte.

Er hatte alle Prediger für Betrüger oder für Narren gehalten, alle Religion für Spott und Lüge. Aber nun, da seine Kraft ihn gänzlich verlassen hatte, als er durch den fürchterlichsten körperlichen

Schmerz auf zu harte Probe gesetzt wurde, da fing er an daran zu denken, daß diese Religion, von der so viel gesprochen nicht nur ein Bündel Legenden und Formen sein möchte, sondern daß doch Lebenskraft und Halt darin sein müsse.

Mit gebrochenem Geiste und geschwächtem Körper, sein Vertrauen auf die Kraft des eigenen Willens vollständig erschüttert, sehnte er sich nach Etwas, auf das er sich stützen könne und wandte sich, wie alle Menschen in solchen Fällen thun, an das Unbekannte. Wenn jetzt ein christlicher Prediger in der Nähe gewesen wäre, oder wenigstens ein Mann von christlicher Gesinnung, von welchem Bekenntnisse er auch sein mochte, der in die Ohren dieses Unglücklichen Worte des Trostes und der Gnade geflüstert hätte, so hätte er ihm vielleicht diese Hülle der Hartnäckigkeit und der Verzweiflung, die er fest hielt, genommen; er hätte vielleicht von ihm ein Bekenntnis seiner Unwürdigkeit, seines Eigensinns, seines zu raschen Urtheils erlangt und hätte seine versinkende Seele mit der Verheißung der Unsterblichkeit und Gerechtigkeit gehoben, — er hätte ihn vielleicht von seinem furchtbaren, späteren Schicksal errettet! Aber Niemand war da..

Rufus Dawes verlangte nach dem Kaplan.

North war beschäftigt, bei der Regierung Rache für Kirkland zu finden. Er wurde als Opfer der Schreiber (mit der alten Federspitze) hierhin und dorthin gestoßen, von Einem zum Andern geschickt, angefahren, hinaus komplimentiert. Rufus Dawes, halb beschämt über sein Verlangen, wartete einen ganzen Morgen lang und dann trat, — mit vieler Ehrfurcht in seine Zelle geführt als Arzt seiner Seele — Meekin ein.

Neunzehntes Capitel.

Die Tröstungen der Religion.

»Nun, mein lieber Freund, Sie wünschten, mich zu sehen,« sagte Meekin salbungsvoll.

»Ich bat um den Besuch des Kaplans,« sagte Rufus Dawes, dessen Zorn über sich selbst sich etwas beruhigte. »Ich bin der Kaplan,« erwiderte Meekin mit Würde, als ob er sagen wollte — jedoch keiner dieser branntweintrinkenden, kurzröckigen Männer wie North, sondern ein achtbarer Kaplan, welcher der Freund des Bischofs ist.

»Ich glaubte, Mr. North wäre« —

»Mr. North ist abgereist,« sagte Meekin trocken,«»aber ich will hören, was Sie zu sagen haben. Sie brauchen nicht fortzugehen, Constabler, warten Sie draußen an der Thür.« Rufus Dawes rückte auf der Bank hin und her und lehnte seinen kaum geheilten Rücken gegen die Mauer, indem er bitter lächelte.

»Fürchten Sie sich nicht, Sir, ich thue Ihnen nichts,« sagte er. »Ich wollte nur ein wenig sprechen.«

»Lesen Sie Ihre Bibel, Dawes?« fragte Meekin als Antwort. »Es wäre besser, die Bibel zu lesen, statt zu sprechen, glaube ich. Sie müssen sich im Gebet demüthigen, Dawes.«

»Ich habe sie gelesen,« sagte Dawes, sich noch immer zurücklehnend und ihn beobachtend.

»Aber ist Ihr Sinn durch die heiligen Lehren besänftigt? Begreifen Sie die unendliche Gnade Gottes, der Mitleid hat mit den größten Sündern.« Der Deportierte machte eine Bewegung der Ungeduld. Das alte, ekelhafte, kahle, fromme Geschwätz wurde hier wieder losgelassen. Er bat um Brod und man gab ihm wie immer einen Stein.

»Glauben Sie, daß es einen Gott gibt, Mr. Meekin?«

»Verlorener Sünder! Ihr beleidigt einen Geistlichen durch solche Frage?«

»Weil ich denke, daß wenn es Einen gibt, er oft unzufrieden mit der Art sein muß, wie hier die Dinge geschehen,« sagte Dawes, halb vor sich hin sprechend.

»Ich kann nicht auf solche aufrührerische Worte hören, Gefangener,« sagte Meekin. »Fügt nicht noch Gotteslästerung zu Euren andern Sünden hinzu. Ich fürchte, daß jede Unterhaltung mit Euch in Eurer gegenwärtigen Gemüthsverfassung schlimmer als unnütz ist. Ich werde Euch einige Stellen in der Bibel bezeichnen, welche mir auf Eure Lage zu passen scheinen und bitte Euch, sie auswendig zu lernen. Hailes, bitte die Thür.«

So ging der Tröster mit einer Verbeugung hinaus.

Rufus Dawes fühlte, wie sich sein Herz schmerzlich zusammenzog. North war also fort. Der einzige Mann, der ein Herz zu haben schien, war fortgegangen.

Der einzige Mensch, welcher gewagt hatte, seine harte, blutige Hand zu fassen und ihn Bruder zu nennen, war nicht mehr da. Er wandte sein Haupt und blickte durch's Fenster. Weit, offen und ungefesselt lag die Natur da, — denn sie brauchte auch in Port Arthur nicht der Fesseln — die liebliche Bai, glatt wie ein Spiegel, blitzend in der hellen Nachmittagssonne, der lange Quai, bedeckt mit Gruppen der Kettensträflinge.

Man hörte das sanfte Murmeln der Wellen, das liebliche Säuseln in den Bäumen und dazwischen das nie endende Klirren der Ketten und das ewige Pochen des Hammers.

Sollte er für immer in diesem getünchten Grabe liegen, ausgeschlossen von Himmel und Menschen?

Hailes trat ein und unterbrach sein Träumen »Hier ist ein Buch für Sie,« sagte er. »Der Prediger hat's geschickt.«

Rufus Dawes nahm die Bibel auf seine Knie und schlug die durch Stückchen Papier bezeichneten Stellen auf. Es waren wohl an zwanzig Stellen verzeichnet.

»Der Prediger sagt, er wird morgen kommen und Sie überhören

und Sie sollen das Buch rein halten.«

»Das Buch rein halten« und ihn »überhören!« Glaubte Meekin, daß er einen Jungen aus der Armenschule vor sich hatte? Die völlige Unfähigkeit des Kaplans, seine Bedürfnisse zu verstehen war so in's Auge fallend, daß es fast an's lächerliche streifte und ihn zum Lachen brachte.

Er ließ seine Augen über die Bibelstellen schweifen.

Der gute Meekin hatte in der Fülle seiner Dummheit die mildesten Stellen aus dem Sänger und Prediger gewählt. Die bekanntesten Flüche des Psalmisten gegen seine Feinde, die wütendsten Klagen Jeremias über die Vernachlässigung des nationalen Gottesdienstes, die schrecklichsten Donnerkeile der Apostel und Evangelisten gegen Götzendienst und Unglauben waren zusammengestellt und Dawes vorgeführt, um ihn zu besänftigen. Der ganze materielle Gräuel von Meekins Glauben, durch Herausreißen aus dem Zusammenhange alles poetischen Gefühls und jeder Lokalfarbe entkleidet, wurde durch Meekins unwissende Hand dem leidenden Sünder hingeschleudert. Der elende Mensch, welcher um Trost und Frieden flehte, drehte die Blätter der Bibel um und fand sich nur darin bedroht von den »Höllenstrafen«, »dem nie sterbenden Wurm«, »dem unauslöschlichen Feuer«, »dem siedenden Schwefel«, »dem grundlosen Schlunde«, aus welchem der »Rauch der Qual« für immer aufsteigen sollte. Vor seine Augen wurde nicht das Bild des liebenden Erlösers gehalten, dessen Hände bereit zu trösten und aus dessen Augen unendliches Mitleiden quoll, der am Kreuze starb, damit er und andere Uebelthäter Hoffnung haben möchten in dem Gedanken an solche wundervolle Menschlichkeit. Der würdige Pharisäer, welcher zu ihm kam, um ihm zu lehren, wie die Menschheit durch Liebe erlöst wird, predigte nur das harte Gesetz, dessen barbarische Macht mit dem sanften Nazarener auf dem Calvarienberge starb. Vernichtet durch dieses unverhoffte Ende aller seiner Hoffnungen, ließ er das Buch auf die Erde fallen. »Gibt es denn für mich nichts als Qualen in dieser Welt und in der zukünftigen?« stöhnte er schauernd. Da suchten seine Augen unwillkürlich seine rechte Hand und ruhten daraus, als gehöre sie

ihm nicht oder als habe sie irgend eine geheime Eigenschaft, welche sie von der Andern unterscheide.

»Er würde das nicht gethan haben! Er würde mir nicht diese wilden Worte hingeworfen haben, — nicht diese fürchterlichen Drohungen von Hölle und Teufel. Er nannte mich »Bruder!«

Und mit heißem Schmerz über sich selbst und von sehnsüchtiger Liebe für den Mann erfüllt, der ihn so liebevoll behandelt, liebte er die Hand, auf die Norths Thräne gefallen und er wiegte sich stöhnend und klagend hin und her.

Der gute Meekin fand seinen Schüler, als er am nächsten Morgen kam, mürrischer denn je.

»Habt Ihr die Bibelstellen gelernt, mein Freund?« sagte er heiter, weil er sich nicht durch den unwirschem wenig versprechenden und von ihm zu Bekehrenden ärgern lassen wollte.

Rufus Dawes zeigte mit dem Fuß nach der Bibel, die noch an der Stelle auf dem Boden lag, wohin er sie Abends zuvor hingeworfen hatte.

»Nein.«

»Nein? Warum nicht?«

»Ich will solche Worte nicht lernen. Ich möchte sie lieber vergessen.« »Sie vergessen, mein lieber Mann, ich —«

Rufus Dawes sprang in plötzlichem Zorn auf und zeigte nach der Thür seiner Zelle mit einer Geberde, die — so niedrig der Kettensträfling auch war — etwas Hohes und Würdiges in sich hatte. Er rief: »Was wissen Sie von den Gefühl den eines Menschen wie ich bin? Gehen Sie fort mit sammt Ihrem Buche! Als ich um einen Priester bat, dachte ich nicht an Sie. Gehen Sie!«

Meekin, trotz des Heiligenscheins der ihn, seiner Meinung nach, umgeben mußte, fühlte seine ganze Vornehmheit plötzlich zusammenschmelzen. Zufällige Auszeichnungen waren in diesem Augenblick gänzlich verschwunden. Die Beiden waren Mann dem Manne gegenüber und der schleichende Priester schrumpfte vor der beleidigten Männlichkeit des büßenden Sträflings in Nichts zusammen. Er hob seine Bibel aus und drückte sich hinaus.

»Dieser Dawes ist sehr unverschämt,« sagte der beleidigte Kaplan zu Burgeß. »Er betrug sich heute sehr roh gegen mich, — ganz roh!«

»So « sagte Burgeß. »Hat eine zu lange Erholung gehabt, glaube ich. Ich werde ihn morgen wieder an die Arbeit schicken.«

»Es wird gut sein,« sagte der sanfte Meekin, wenn er wieder Beschäftigung hat.«

Zwanzigstes Capitel.

»Ein natürliches StaatsGefängnis.«

Die Arbeit in Port Arthur bestand hauptsächlich in Land-Arbeit, Schiffsbauten und Gerberei. Dawes, der in der Kette ging, mußte auch die Arbeit der Kettensträflinge thun, das heißt Stämme von dem Walde herunterbringen oder Balken nach der Werft. Diese Arbeit war nicht leicht. Ein kluger Rechner hatte ausfindig gemacht, daß der Druck des Balkens auf die Schulter ungefähr 125 Pfund betrug. Die Kettensträflinge waren in Gelb gekleidet und hatten, um die Andern zu ermuthigen das Wort »Verbrecher« auf die hervorstechenden Theile ihrer Kleidung aufgestempelt.

Dies war das Leben, welches Rufus Dawes führte. Im Sommer stand er um halb sechs des Morgens aus und arbeitete bis sechs des Abends; hatte drei Viertel Stunden zum Frühstück und eine Stunde zum Mittagessen frei. Ein Mal in der Woche bekam er ein reines Hemde und ein Mal in zwei Wochen reine Strümpfe. Wenn er sich krank fühlte, mußte er sich bei dem Arzte melden. Wenn er einen Brief schreiben wollte, so mußte er die Erlaubniß des Kommandanten erbitten und den Brief — offen — durch diesen allmächtigen Beamten abschicken, er ihn, wenn er es für nöthig hielt, zurückbehalten konnte. Wenn er glaubte, daß ihm durch irgend einen Befehl Unrecht geschah, so mußte er dennoch sogleich gehorchen, konnte sich aber später beim Kommandanten beklagen, wenn er es für angemessen hielt.

Wenn der Gefangene irgend eine Klage gegen einen Beamten oder Constabler hatte, so war es auf's Strengste geboten, sich »sehr achtungsvoll in Sprache und Betragen« zu zeigen, wenn er mit oder von einem Beamten oder Constabler sprach.

Er war nur verantwortlich für die Sicherheit seiner Ketten und war in allem Uebrigen der Gnade der Aufseher und Kerkermeister anheimgegeben. Diese Kerkermeister hatten das Recht der

Nachsichtung, durften zu jeder Stunde in die Zellen eintreten, hatten noch andre »*droits de seigneurie*« und waren einzig dem Kommandanten verantwortlich, welcher wiederum nur dem Gouverneur verantwortlich war, das heißt, eigentlich Niemand als Gott und seinem eignen Gewissen. Die Jurisdiktion des Gouverneurs umfaßte die ganze Halbinsel von Tasmania mit den Inseln und dem Meer in der Entfernung von drei Meilen und außer einigen Rücksichten, die er noch nach oben hin zu nehmen hatte, war seine Macht fast unbegrenzt.

Hier ein Wort über die Lage und das Aeußere dieser Strafkolonie. Die Halbinsel von Tasmania hatte, wie schon gesagt wurde, die Form eines Ohrringes mit zwei Gehängen daran.

Das untere Gehänge ist größer und geschmückt mit Buchten. Auf der Südspitze ist ein tiefer Einschnitt, Maingon Bai genannt, nach Osten und Westen von den Orgelpfeifen Felsen von Kap Raout und dem Riesenfelsen von Kap Pillar begrenzt. Von der Maingon Bai aus spaltet ein Arm des Oceans die Felsenwände in nördlicher Richtung. Auf der Westküste dieses Seearmes lag die Kolonie. Ihr gegenüber eine kleine Insel, auf welcher die Todten begraben wurden, die Todteninsel genannt. Ehe der ankommende Deportierte an der tiefblauen Schönheit dieses Golgathas der Gefangenen vorübersegelte, wurden seine Blicke von einem Punkt auf den grauen Felsen angezogen, der mit weißen Gebäuden bedeckt war und von Gestalten wimmelte. Dies war Point Puer, das Gefängnis für Knaben von acht bis zwanzig Jahren. Es war erstaunlich — viele rechtliche Leute meinten das — wie undankbar diese jugendlichen Verbrecher gegen die Güte waren, mit der die Regierung für sie gesorgt hatte.

Von der äußersten Spitze der Long Bai, so hieß die Ausdehnung des Seearmes, lief ein von Gefangenen erbauter Schienenweg grade nach Norden durch das undurchdringliche Dickicht bis zur Norfolk Bai. In der Mündung der Norfolk Bai lag Woody Island. Dies wurde als Signal-Station gebraucht und die bewaffnete Mannschaft eines Bootes war hier stationiert.

Nördlich von Woody Island lag One-Tree Point, der südlichste

Vorsprung des Gehänges von dem Ohrringe. Die See, welche dazwischen durchging, verengte sich nach Osten bis sie auf den sandigen Strand von Eaglehawk-Neck traf. Eaglehawk-Neck war das Glied, das die beiden Gehänge des Ohrringes miteinander verband. Es war ein Streifen Sand, vier hundert und fünfzig Ellen breit. Auf der Ostseite davon brachen die blauen Wogen der Piraten Bai, das heißt also diejenigen der Südsee, sich mit ungebrochener Kraft. Der Isthmus selbst streckte sich aus einer wilden, schrecklichen Küstenlinie heraus, in deren Eingeweide die habgierige See merkwürdige Höhlen gebohrt hatte, die ewig von dem brüllen der anschlagenden Wellen widerhallten. Auf einer Stelle dieser Wildniß hatte der Ocean die Felsenmauer zwei hundert Fuß weit durchbohrt und in stürmischem Wetter stieg der salzige Gischt durch einen perpendikulären Schacht mehr als fünfhundert Fuß. Dieser Ort wurde des Teufels Blasebalg genannt. Das obere Gehänge des Ohrringes hieß Forrestier's Halbinsel und war mit dem Festlande durch einen andern Isthmus verbunden, welcher East-Bay-Neck hieß. Forrestier's Halbinsel war ein fast undurchdringliches Dickicht, welches bis zu dem Rande einer fast senkrechten Basalt Klippe sich ausdehnte.

Eaglehawk-Neck war das Thor des Gefängnisses und wurde fest geschlossen gehalten. Auf dem schmalen Streifen Landes war ein Wachthaus gebaut, in welchem Soldaten aus den Kasernen des Festlandes sich jeden Weiten Tag ablösten und von Strecke zu Strecke waren am Wasser wachsame Hunde angekettet. Der Stations-Vorsteher war angewiesen »besondere Aufmerksamkeit auf das Füttern und die Behandlung« dieser nützlichen Thiere zu verwenden und so gleich dem Kommandanten zu berichten, wenn Einer von den Hunden unbrauchbar werden sollte. Hinzugefügt mag noch werden, daß die Bai nicht ohne Haifische war.

Westlich von Eaglehawk-Neck und Woody Island lagen die gefürchteten Kohlenminen. Sechzig der schlimmsten Leute arbeiteten hier unter starker Bewachung. Bei den Kohlenminen stand die nördlichste der Reihen von Semaphoren, welche eine Flucht fast unmöglich machten. Der wilde Bergcharakter der

Halbinsel bot für die Signale ganz besondere Vortheile. Auf der Spitze des Hügels, welcher den Wachtthurm der Kolonie noch überragte stand ein riesenhafter Gummibaumstamm, aus den man einen Semaphor aufgestellt hatte. Dieser Semaphor war verbunden mit den beiden Flügeln des Gefängnisses — Eaglehawk-Neck und den Kohlenminen — indem von dort aus eine Reihe von Signalen quer durch die Halbinsel liefen.

So stand die Kolonie in Verbindung mit Mount Arthur, Mount Arthur mit One-Tree Hill, One-Tree Hill mit Mount Communication und Mount Communication mit den Kohlenminen.

Auf der andern Seite liefen die Signale so: von der Kolonie nach dem Signal Hügel, von dort nach Woody Island, von Woody Island nach Eaglehawk. Wenn ein Gefangener aus den Kohlenminen entflohen, so wurde die Wache in Eaglehawk benachrichtigt und die ganze Insel war von der Flucht benachrichtigt, ehe zwanzig Minuten vergangen waren. Mit diesen Vortheilen, welche Natur und Kunst gewährte, hielt man das Gefängnis für eins der sichersten in der Welt. Oberst Arthur berichtete an die englische Regierung, daß der Platz, welcher seinen Namen trug, ein »natürliches Strafgefängnis« sei. Der würdige Mann der Disziplin, hielt es wahrscheinlich für eine persönliche Schmeichelei der höflichen Vorsorge des Allmächtigen, daß er so für die Ausführung der berühmten »Verordnungen in Bezug auf die Disziplin der Deportierten« gesorgt hatte.

Einundzwanzigstes Capitel.

Ein Inspektionsbesuch.

Eines Nachmittags verbreiteten die immer thätigen Semaphoren eine Nachricht, welche die ganze Halbinsel in Aufregung versetzte. Kapitain Frere, der aus dem Hauptquartier gekommen war, um eine Untersuchung in Betreff von Kirklands Tode abzuhalten, würde vermuthlich alle Stationen besuchen und es war den Aufsehern in dem natürlichen StrafGefängnis aufgegeben, ihre Sträflinge in guter Ordnung vorzuzeigen. Burgeß war in sehr guter Laune, daß man einen ihm so sympathischen Mann schickte, um zu berichten.

»Es ist nur eine Form,« Alterchen,« sagte Frere seinem alten Kameraden, als sie sich trafen. »Der Pastor hat dummes Zeug gemacht und sie wollen ihm den Mund stopfen.«

»Ich freue mich sehr, daß ich Ihnen und Mrs. Frere den ganzen Platz zeigen kann,« erwiderte Burgeß. »Ich muß versuchen, Ihnen Ihren Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen, obgleich ich fürchte, Mrs. Frere wird nicht viel Unterhaltendes hier finden.«

»Offen gesprochen Kapitain Burgeß,« sagte Sylvia, »ich würde lieber sogleich nach Sydney gereist sein. Indeß mein Mann genöthigt hierher zu gehen und natürlich begleitete ich ihn.«

»Sie werden nicht viel Gesellschaft hier finden,« sagte Meekin, der auch zu denen gehörte, welche Frere und seine Frau bewillkommneten. Mrs. Datchett, die Frau eines unserer Beamten, ist die einzige Dame hier und ich hoffe, das Vergnügen zu haben, sie heute Abend beim Kommandanten mit ihr bekannt zu machen. Mr. Mac Nab, den Sie kennen, hat ein Kommando am Neck, das er nicht gut verlassen kann, sonst würden Sie ihn hier sehen.«

»Ich habe eine kleine Gesellschaft geplant,« sagte Burgeß, »aber ich fürchte, »sie wird nicht so ausfallen, wie ich es wünschte.«

»Sie alter Junggeselle,« sagte Frere. »Sie sollten sich auch

verheiraten, so wie ich.«

»Ach,« sagte Burgeß mit einer Verbeugung, »das würde schwer sein.«

Sylvia mußte über diese Schmeichelei lächeln, die in Gegenwart von etwa zwanzig Gefangenen gemacht wurde, welche die verschiedenen Koffer und Kisten den Hügel hinauf trugen. Sie bemerkte, daß dieselben mit den Augen sich zublinzten über die ungeschickte Höflichkeit des Kommandanten.

»Ich mag Kapitain Burgeß nicht, Maurice,« sagte sie in der Pause vor dem Mittagessen. »Ich glaube sicher, daß er den armen Menschen hat zu Tode peitschen lassen. Er sieht so aus, als ob er das thun könnte.«

»Unsinn,« sagte Maurice ärgerlich. »Er ist sein ganz guter Kerl. Ueberdies habe ich des Doktors Zeugniß gesehen. Es ist Alles eine erfundene Geschichte. Ich kann Deine abgeschmackte Sympathie für die Gefangenen nicht begreifen.«

»Verdienen sie nicht zuweilen Sympathie?«

»Nein, gewiß nicht, ein Pack von Lügnern und Schurken. Du bejammerst sie fortwährend, Sylvia. Ich mag das nicht und ich habe es Dir schon öfter gesagt.«

Sylvia sagte nichts. Maurice sprach öfter auf diese unfreundliche Art und sie hatte schon gelernt, daß das Beste war, ihm Schweigen entgegen zu setzen. Unglücklicher Weise aber war Schweigen nicht gleichbedeutend mit Gleichgültigkeit, denn der Vorwurf war ungerecht und nichts kränkt das feine Gefühl einer Frau mehr als Ungerechtigkeit.

Burgeß hatte ein Fest bereitet und die Gesellschaft von Port Arthur war gegenwärtig. Vater Flaherty, der Ehrwürdige Meekin, Doktor Macklewain und Mr. und Mrs. Datchett waren eingeladen und das Eßzimmer strahlte von Crystall und Blumen.

»Ich habe einen Mann, der früher ein gelernter Gärtner war, sagte Burgeß zu Sylvia, »und ich benutze seine Talente.«

»Wir haben auch einen Künstler,« sagte Macklewain mit einer Art von Stolz. »Das Gemälde »der Gefangene von Chillon« dort, ist von

ihm gemalt worden. Ein sehr verdienstliches Werk, nicht wahr?«

»Ich habe das ganze Haus voll Merkwürdigkeiten,«; sagte Burgeß.
»Eine ganze Sammlung. Ich will sie Ihnen morgen zeigen. Die Serviettenringe wurden auch von einem Gefangenen gemacht.«

»Ach,« rief Frere und nahm den fein geschnitzten Ring von Knochen auf, »sehr hübsch!«

»Das ist eine Arbeit von Rex,« sagte Meekin. »Er ist sehr geschickt in solcher Arbeit. Er machte mir ein Papiermesser, das wirklich ein Kunstwerk ist.«

»Wir wollen morgen oder übermorgen nach dem Neck gehen, Mrs. Frere,« sagte Burgeß, »und Sie sollen des Teufels Blasebalg sehen. Es ist sein sehr merkwürdiger Platz.«

»Ist es weit?« fragte Sylvia.

»O nein, wir werden mit der Bahn gehen.«

»Der Bahn?«

»Ja, sehen Sie nicht so erstaunt aus. Sie werden es morgen sehen. Die Hobart Town Damen wissen gar nicht, was wir hier thun können.«

»Wie steht es mit dieser Kirkland Angelegenheit?« fragte Frere.
»Ich denke, wir wollen heute Morgen eine halbe Stunde daran wenden und das Protokoll aufnehmen.«

»Wann Sie wünschen, mein lieber Herr,« sagte Burgeß »Es ist mir Alles recht.«

»Ich wünsche nicht mehr Umstände darüber zu machen, als nöthig sind,« sagte Frere entschuldigend — »das Mittagessen war sehr gut gewesen — »aber ich muß diesen Leuten einen »genauen, wahrhaftigen, ausführlichen« Bericht schicken, — wissen Sie!«

»Natürlich,« rief Burgeß mit einiger Nachlässigkeit. »Das ist ganz in Ordnung. — Ich wünsche sehr, daß Mrs. Frere Point Puer sieht.«

»Wo die Knaben sind?« fragte Sylvia.

»Ich möchte lieber nicht hingehen. Ich — ich habe nicht das Interesse daran, das ich haben sollte. Es ist Alles so schrecklich für

mich.«

»Unsinn,« rief Frere ärgerlich. »Wir werden kommen, Burgeß, natürlich, wir kommen.«

So wurden die nächsten zwei Tage zum Besuche der Sehenswürdigkeiten verwandt. Sylvia mußte durch das Hospital und die Werkstätten gehen, sah die Semaphoren und wurde von Maurice lachend in eine dunkle Zelle gesperrt. Ihr Mann und Burgeß schienen das Gefängnis wie ein zahmes Thier zu betrachten, das sie nach Belieben vorzeigen konnten und dessen natürliche Wildheit durch ihre höhere Intelligenz im Zaum gehalten wurde. Eine junge, reizende Frau so unter Schloß und Riegel zu halten, hatte für sie durch den Gegensatz etwas Anziehendes, das ihnen gefiel. Maurice drang überall ein, befragte die Gefangenen, spaßte mit den Aufsehern und gab in der Großmuth seines Herzens selbst den Kranken etwas Tabak.

So in aller Unruhe kamen sie auch nach Point Puer, wo ein Frühstück bereitet war.

An demselben Morgen war in Point Puer ein Unglücksfall geschehen und der ganze Ort war in einiger Aufregung. Ein widersetzlicher kleiner Dieb, Namens Peter Brown, zwölf Jahre alt, war von einem hohen Felsen hinab gesprungen und hatte sich vor den Augen der Constabler ertränkt. Dieses Hinabspringen war in er letzten Zeit ziemlich häufig geschehen und Burgeß war wüthend, daß dies gerade an diesem Tage vorgefallen war. Wenn er auf irgend eine Weise den Körper des armen, kleinen Peter Brown wieder um Leben hätte bringen können, so würde er ihn tüchtig für solche Unverschämtheit haben peitschen lassen.

»Es ist sehr unangenehm,« sagte er zu Frere, als sie in der Zelle standen, wo der kleine Körper lag, »daß dies gerade heute vorgefallen ist.«

»O,« sagte Frere und sah das junge Gesicht, das zu lächeln: schien, finster an. »Das kann nun nicht mehr geändert werden. Ich kenne diese jungen Teufel. Sie thun es aus Bosheit. »Was war er für ein Bursche?«

»Sehr schlecht. Das Buch, Johnson.«

Johnson brachte das Buch und die Beiden sahen hinein. Peter Brown's schlechte Thaten waren in schöner, runder Handschrift niedergeschrieben und die Liste seiner Bestrafungen ganz künstlerisch mit feinen Strichen in rother Tinte verziert.

»20. November für unordentliches Betragen — 12 Hiebe. —

24. November Unverschämtheit gegen den Krankenwärter — Diät abgegangen. — 4. Dezember Eine Kappe von einem Mitgefangenen gestohlen — 12 Hiebe. —

15. Dezember Abwesenheit beim Aufruf. — 2 Tage Zelle. —

23. Dezember Insubordination und Unverschämtheit — 2 Tage Zelle —

8. Januar Unverschämtheit und Insubordination. — 12 Hiebe. —

22. Februar Unverschämtheit und Insubordination. — 12 Hiebe und eine Woche Einzelhaft. —

6. März Unverschämtheit und Insubordination. — 20 Hiebe.« —

»Das war das Letzte?« fragte Frere.

»Ja, Sir,« sagte Johnson.

»Und dann — dann that er es?«

»Ja, Herr. — So ging es zu.«

— Ja! Das herrliche System quälte und hungerte ein Kind von zwölf Jahren aus, bis es sich tödtete! — So ging es zu!

Nach dem Frühstück ging die Gesellschaft weiter. Alles war in bewundernswerter Ordnung. Da war ein großes Schulzimmer, wo solche Leute wie Meekin lehrten, wie Christus die Kindlein liebte und hinter dem Schulzimmer lagen die Zellen und standen die Constabler und war der kleine Hof, wo die zwanzig Hiebe ausgetheilt wurden. Sylvia schauerte, als sie die Reihe der Gesichter sah. Von dem starken, neunzehn Jahre alten Burschen aus den Hopfenfeldern von Kent bis zu dem verkommenen, schlauen, zigeunerhaften Kinde von zehn Jahren, das in den Straßen Londons lebte, waren alle grade jugendlichen Verbrechens vertreten, in ungezähmter Wildheit und Bosheit grinsend, oder auch in heuchlerischer Demuth sich beugend.

»Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret Ihnen nicht, denn

solcher ist das Reich Gottes,« sagte oder so gesagt haben, der Richter unserer Religion. Hier aber schien es, als ob viele »Edle Herren,« so wie »die getreuen Gemeinen« Ihrer Majestät im Parlament sich versammelt hatten, um ein Reich der Hölle zu schaffen!

Nachdem die ganze Komödie durchgespielt war, die Kinder aufgestanden waren und sich gesetzt hatten, eine Hymne gesungen und gesagt, wie viel zwei Mal fünf sei, auch ihren Glauben an, Gott den Allmächtigem Schöpfer Himmels und der Erde bekannt hatten — betrachtete die Gesellschaft die Werkstätten, besah die Kirche und ging überall hin, nur nicht in die Zelle, wo der Körper des zwölfjährigen Peter Brown lag, — steif auf einer hölzernen Bank und auf das Gefängnisdach starrend, das zwischen ihm und dem Himmel war.

Grade vor diesem Zimmer hatte Sylvia ein kleines Abenteuer. Meekin war zurück geblieben und Burgeß in Geschäften abgerufen, wozu ihn Frere begleitet hatte. Sylvia ruhte auf einer Bank, von welcher man, da sie hoch aus der Klippe stand, die See weithin übersah. Während sie dort saß, bemerkte sie, daß Jemand in ihrer Nähe war und als sie ihren Kopf wandte, sah sie einen kleinen Knaben, die Kappe in einer Hand, den Hammer in der andern. Die Erscheinung dieses kleinen Geschöpfes, in eine Uniform von grauem Tuch gekleidet, die ihm viel zu weit war und in der Hand einen Hammer haltend, der ihm viel zu schwer war, hatte etwas rührendes.

»Was willst Du, Mäuschen?« fragte Sylvia.

»Wir dachten, Sie hätten ihn vielleicht gesehen, Mam,« sagte die kleine Gestalt und öffnete die blauen Augen ganz weit vor Erstaunen über den freundlichen Ton.

»Ihn? Wen?«

»Peter Brown, Mam,« erwiderte das Kind.

»Ihn, der es heute morgen that. Er war ein Gefährte von uns und wir möchten gerne wissen, ob er glücklich aussieht?«

»Was meinst Du Kind?« fragte sie mit furchtbarem Entsetzen, das ihr Herz zusammen krampfte und dann voll Mitleid mit dem Anblick

des kleinen Wesens, in schnellem, weiblichen Instinkt zog sie ihn an sich und küßte ihn.

»O!« sagte er.

Sylvia küsste ihn wieder.

»Küßt Dich niemals Jemand, kleiner Mann?« fragte sie.

»Mutter that es,« war die Antwort, »aber sie ist zu Hause. O Mam,« sagte er, plötzlich ganz roth werdend, »kann ich Billy holen.«

Und Muth schöpfend bei dem Anblick des schönen, jungen Gesichts, ging er ernsthaft um die nächste Felsenecke herum und brachte ein anderes kleines Geschöpf herbei, auch in grauer Uniform und mit einem Hammer.

»Das ist Billy, Mam,« sagte er. »Billy hat keine Mutter gehabt. Küssen Sie Billy auch.«

Das junge Weib fühlte, wie ihre Augen sich mit Thränen füllten.

»Ihr armen, armen Kinder!« rief sie und dann vergaß sie, daß sie eine Dame in Seide und Spitzen war und fiel auf ihre Knie in den Staub und hielt das arme, verlassene Kinderpaar in den Armen und weinte über sie.

»Was fehlt Dir, Sylvia?« fragte Frere, als er zurückkam. »Du hast geweint?«

»Nichts, Maurice, — wenigstens — ich will es Dir später sagen.«

Als sie Abends allein waren, erzählte sie ihm von den beiden Knaben und er lachte.

»Schlaue, kleine Betrüger!« sagte er und belegte seine Ansicht mit so vielen Schilderungen ihrer frühzeitig entwickelten Bosheit, daß sie halb und halb gegen ihren Willen überzeugt wurde.

Unglücklicherweise führten Tom und Billy, als Sylvia fortgegangen war, einen Plan aus, den sie schon seit Wochen in ihren kleinen Köpfen mit sich herum getragen hatten.

»Jetzt kann ich es thun,« sagte Tommy, »jetzt bin ich stark.«

»Thut es sehr weh,« sagte Billy, der nicht viel Muth hatte.

»Nicht so sehr wie Peitschen.«

»Ich fürchte mich. O Tom, es ist so tief. Verlaß mich nicht Tom!«

Der größere Knabe nahm sein Tuch von seinem Halse und band

die linke Hand seines Kameraden an seine rechte.

»Jetzt kann ich Dich nicht verlassen!«

»Was sagte die Dame, die uns küßte, Tommy?«

»Herr habe Erbarmen mit den beiden vaterlosen Kindern!«
wiederholte Tommy.

»Wir wollen es sagen, Tom.«

So knieten die beiden Kinder auf dem Rande der Klippe hin und die zusammengebundenen Hände erhebend, blickten sie zum Himmel auf und sagten:

»Herr, habe Erbarmen mit uns armen, vaterlosen Kindern!«

Dann küßten sie einander und thaten es.

Die Nachricht davon wurde Burgeß durch den stets thätigen Semaphor grade während seines Mittagessens überbracht und in seiner Aufregung theilte er sie mit.

»Das sind die armen kleinen Dinger, die ich früh sah,« rief Sylvia.
»O Maurice, diese armen Kinder sind zum Selbstmord getrieben!«

»Und ihre armen jungen Seelen zur ewigen Verdammniß gegangen,« sagte Meekin fromm.

»Mr. Meekin! Wie können Sie so sprechen! Die armen kleinen Geschöpfe! O es ist fürchterlich! Maurice, ich will fort!« — Und sie brach in leidenschaftliches Weinen aus.

»Ich kann's nicht ändern, Madam,« sagte Burgeß rauh, aber beschämt. »Es ist nicht meine Schuld.«

»Sie müssen sie entschuldigen,« sagte Frere. »Sie ist nervös. Komm und lege Dich hin.«

»Ich will hier nicht länger bleiben,« sagte sie. »Wir wollen morgen fort.«

»Wir können nicht,« sagte Frere.

»O ja, wir können. Ich bestehe darauf. Maurice, wenn du mich liebst, laß mich fort.«

»Nun,« sagte Maurice, gerührt durch ihre tiefe Traurigkeit, »ich will sehen.«

Er sprach mit Burgeß.

»Burgeß, diese Sache hat meine Frau ganz außer Fassung gebracht; sie will durchaus fort. Ich muß aber den Neck besuchen. Wie kann ich es machen?«

»Nun,« sagte Burgeß, wenn der Wind sich hält, kann die Brigg nach der Piratenbay herumgehen und Sie aufnehmen. Dann brauchen Sie nur eine Nacht in der Kaserne zu bleiben.«

»Ja, das wäre wohl das Beste,« sagte Frere.»Wir wollen morgen aufbrechen. Wenn Sie mir Papier und Feder geben wollen, werde ich Ihnen sehr verbunden sein.«

»Ich hoffe, Sie sind zufrieden?« fragte Burgeß.

»Vollkommen,« sagte Frere. »Das muß ich mehr Aufsicht für Point Puer anempfehlen. Es ist nichts, wenn diese jungen Schufte uns so durch die Finger schlüpfen.«

So wurde ein sorgfältig geschriebener Bericht über das Ereignis dem Aktenstücke hinzugefügt, in welchem die Namen von William Tomkins und Tomas Grove genannt wurden. Macklewain hielt eine Untersuchung und jemand kümmerte sich weiter darum. Wer sollte auch Interesse daran haben? Die Gefängnisse London's waren voll von solchen Tom's und Bill's.

Sylvia brachte den Rest des Tages in einem schrecklichen Zustande zu. Der Vorfall mit den Kindern hatte ihre Herzen erschüttert und sie sehnte sich, den Platz zu verlassen mit allen seinen Erinnerungen. Selbst Eaglehawk Neck mit seinen Hunden und seinem natürlichen Pflaster interessierte sie nicht. Des ehrlichen Mac Nab's Schmeicheleien waren langweilig. Sie schauderte, als sie in den kochenden Abgrund des höllischen Blasebalges hinab sah und zitterte vor Furcht, als des Kommandanten Zug über den gefährlichen Schienenweg fortrasselte, der sich nun den Abgrund der langen Bay herunterzog. Der »Zug« bestand in einer Anzahl von niedrigen Wagen, welche die steilen Abhänge von den Gefangenen hinaufgezogen wurden. Sie zogen sich selbst hinauf, wenn die Blockwagen hinunter gingen und als Zugmittel dienten. Sylvia fühlte sich erniedrigt, so von Menschen gezogen zu werden und zitterte, wenn die Peitsche sauste und die Gefangenen darauf anzogen, als wären sie — Vieh.

Ueberdies war unter den vorderen Lastthieren ein Gesicht, das ihr bekannt erschien, das ihre Mädchentage verfolgt hatte und das erst kürzlich aus ihren Träumen geschwunden war. Dies Gesicht blickte sie an, — wie sie meinte — mit bitterem Hohn und mit Verachtung und sie fühlte sich ordentlich erleichtert, als bei dem Mittagshalt dieser Mann mit vier Andern austreten mußte, wieder gefesselt wurde und zurückging. Frere, der auch von der Erscheinung der fünf Mann betroffen war, sagte: »Bei Jupiter, Poppet, das waren wieder unsere alten Freunde, Dawes, Rex und die Andern. Sie wollen sie nicht den ganzen Weg mitnehmen, weil sie solche wilden Burschen sind und etwas unternehmen könnten. Sylvia fing an, zu verstehen. Das Gesicht war das Gesicht von Dawes und als sie ihm nachblickte, sah sie ihn plötzlich die Arme hoch über seinen Kopf heben in einer Art, die sie zusammenfahren ließ. Sie erinnerte sich undeutlich, daß sie an irgend einem Orte, zu irgend einer Zeit dieselbe Bewegung oder eine ähnliche gesehen. Sie fühlte ein unendliches Mitleiden und den Männern nachblickend, versuchte sie, sich zu besinnen, wie denn Rufus Dawes, der Elende, von dem ihr Gatte sie befreit, je ihr Mitleiden verdient. Doch ihr umwölktes Gedächtniß konnte sich kein klares Bild davon machen und als nun die Wagen eine Biegung machten, verschwand die Gruppe und sie fuhr mit einem Seufzer aus ihren Träumen auf.

»Maurice,« flüsterte sie, »wir kommt es daß mich der Anblick dieses Mannes immer traurig macht?«

Ihr Gatte sah böse aus und dann liebkoste er sie und bat sie, den Mann und Alles — den Ort und ihre Betrübniß zu vergessen. »Es war Unrecht,« sagte er am nächsten Morgen, als sie auf dem Deck des nach Sydney segelnden Schiffes standen, und das natürliche StrafGefängnis in der Ferne mehr und mehr verschwand, — »es war Unrecht, daß ich auf Deinem Besuch hier bestand. Du bist nicht stark genug dazu.«

»Dawes,« sagte John Rex an demselben Abend und nahm den Faden ihrer Unterhaltung wieder auf, »Du liebst das Mädchen! Jetzt, nun Du sie als die Frau eines Andern gesehen hast und wie ein Thier vor den Wagen gespannt bist, um ihn zu ziehen, während er

sie in seinen Armen hielt, — nun Du das gesehen hast und hast es dulden müssen, — nun bist Du wohl einer der Unsern?«

Rufus Dawes machte eine Bewegung verzweifelter Ungeduld.

»Du solltest es thun. Du wirst niemals sonst von hier fortkommen. Sei ein Mann, komme zu uns!«

»Nein.«

»Es ist die einzige Möglichkeit für Dich.« Warum willst Du sie zurückweisen? Willst Du denn Dein ganzes Leben hier bleiben?«

»Ich will kein Mitgefühl von Dir oder von irgend Jemand. Ich will nicht mit Euch zusammen stehen.«

Rex zuckte die Achseln und ging. »Wenn Du denkst, es kommt irgend etwas bei der Untersuchung heraus, so irrst Du Dich,« sagte er abgehend.

»Frere That dem Einhalt gethan.«

Er sprach wahr. Man hörte nichts mehr davon und sechs Monate nach er erhielt Mr. North einen officiellen Brief (Papier, Siegellack und Druck waren so groß wie möglich), in welchem er benachrichtigt wurde, »daß der General-Controleur im Departement der Deportierten-Angelegenheiten ihm anzeige, daß weitere Nachforschungen in Betreff des Todes des im Anhange genannten Gefangenen unnöthig seien und daß irgend ein Herr mit vollkommen unleserlichem Namen die Ehre hatte, zu sein sein ganz gehorsamer Diener.«

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Die Fäden werden gesponnen.

Maurice fand seine günstigen Erwartungen von Sydney völlig verwirklicht. Sein bekanntes Entkommen von Macquarie Harbour, seine Verbindung mit der Tochter eines so angesehenen Mannes wie Major Vickers, sein Ruf als ein Gefangenen-Kommandant von tiefer Einsicht, machten ihn zu einem Manne von Bedeutung. Er erhielt eine vakante Magistratsstelle und wurde durch Herzenshärte und Schlaueit in Angelegenheiten der Gefangenen bekannter als früher. Die Deportierten-Bevölkerung sprach von ihm als von dem »Frere« und legte Rachegeübde ab, über welche er lachte und die er verachtete.

Eine Anekdote, welche zeigt, wie er seine Heerde behütet, wird genügen, um seinen wahren Charakter zu beurtheilen. Es war seine Gewohnheit, den Gefangenenhof der Hyde Park Kasernen zwei Mal wöchentlich zu besuchen. Besucher der Deportierten waren natürlich bewaffnet und die beiden Pistolenläufe, welche aus Frere's Rock hervorsahen, zogen manchen sehnsüchtigen Blick auf sich. Wie leicht wäre es für einen Gefangenen gewesen, ihm Eine zu entreißen um das lächelnde Gesicht des gehaßten Quälers zu zerschmettern. Frere indessen tapfer bis zur Kühnheit, wollte niemals seine Waffen sicherer unterbringen, sondern ging durch die Höfe, die fände in den Taschen seines Jagdrockes und die tödtlichen Geschosse für Jedermanns Griff sichtbar.

Eines Tages näherte sich ihm schnell ein Mann, Namens Kavanagh, ein wiedergefaßter Ausreißer, welcher laut den Tod Frere's geschworen hatte, als derselbe über den Hof ging und riß mit einem kühnen Griff eine Pistole aus seinem Gürtel.

Der ganze Hof hielt den Athem an und der Aufseher, der das knacken des Hahnes hörte, wandte unwillkürlich den Blick, um nicht von dem Schuß geblendet zu werden. Aber Kavanagh feuerte nicht.

In dem Augenblick als sein Finger losdrücken wollte, hob er das Auge und traf Freres beherrschenden Blick. Eine kleine Anstrengung und der Zauber war gebrochen. Ein zucken des Fingers und sein Feind wäre todt zu Boden gefallen. Einen Augenblick nur war es möglich diesen Druck auszuführen. Kavanagh ließ diesen Augenblick vorübergehen. Das furchtbare Auge hielt ihn gefesselt. Er spielte nervös mit dem Pistolengriff, während Alles athemlos war. Frere stand da und nahm nicht ein Mal die Hände aus den Taschen.

»Das ist eine schöne Pistole,« sagte er endlich.

Kavanagh, von dessem bleichen Gesicht der Schweiß goß, brach in ein entsetzliches Gelächter aus, wie von Angst befreit und legte die noch gespannte Pistole in Freres Hand zurück.

Frere hatte langsam eine Hand aus der Tasche gezogen und die Pistole gefaßt. Dann hob er sie und zielte auf seinen Angreifer. »Das ist die beste Gelegenheit, die Du je gehabt hast, Jack,« sagte er.

Kavanagh fiel auf seine Knie. »Um Gottes Willen, Kapitain Frere!«

Frere sah aus den zitternden Feigling nieder, dann setzte er den Hahn in Ruhe und lachte wild und verächtlich. »Steh auf, Du Hund,« sagte er. »Da muß noch ein Anderer kommen als Du, um mich zu überlisten. Bringt ihn morgen herbei und wir wollen ihm fünfundzwanzig geben.«

Als er den Hof verließ, riefen ihm die armen Teufel ein Hurrah nach, — so groß ist der Einfluß der Macht.

* * *

Eins der ersten Dinge, das dieser vortreffliche Beamte in Sydney that, war, daß er sich nach Sara Purfoy erkundigte. Zu seinem Erstaunen hörte er, daß sie Besitzerin eines großen Export-Waarenlagers in Pittstreet war, daß sie ein hübsches Häuschen auf einer der Landspitzen besaß, die sich in die Bai hinauszogen und daß sie keinen unbedeutenden Kredit in einem Bankgeschäft hatte. Vergebens zerbrach er sich den Kopf, um dieses Räthsel zu lösen. Seine verstoßene Geliebte war nicht reich gewesen, als sie Van Diemens Land verließ, wenigstens hatte man ihm das gesagt und

allem Anschein nach war es auch so. Wie war sie zu diesem plötzlichen Reichthum gekommen? Vor allen Dingen, warum hatte sie ihr Geld so angelegt? Er zog bei den Banken Erkundigungen ein, wurde aber abgewiesen. Die Sydney Banken jener Tage machten oft sonderbare Geschäfte.

»Mrs. Purfoy wäre mit gutem Kredit zu ihnen gekommen,« sagte der Direktor der Bank lächelnd.

»Aber woher hat sie das Geld bekommen?« fragte der Magistrat. Dies plötzliche Vermögen ist mir sehr verdächtig. Die Frau war sehr berüchtigt in Hobart Town und als sie fortging hatte sie keinen Pfennig.«

»Mein lieber Kapitain Frere,« sagte der schlaue Bankier — sein Vater war einer der Erbauer des Rum-Hospitals gewesen, — »es ist nicht die Gewohnheit unsrer Bank, sich um die frühere Geschichte unserer Kunden zu bekümmern. Die Wechsel waren gut, darauf können sie sich verlassen, wir würden sie sonst nicht angenommen haben. Guten Morgen!«

»Die Wechsel!« Frere fand nur eine Erklärung. Sara hatte den Gewinn von früheren Schurkereien von Rex ausgezahlt bekommen. Die Erinnerung an den Brief, den Rex an seinen Vater geschrieben, worin er einer Summe erwähnt, »im alten Hause im Blauen Anker Hofe« tauchte plötzlich in ihm auf. Vielleicht hatte Sara Purfoy eine Summe von dem Hehler bekommen und sie sich angeeignet. Aber warum steckte sie das Geld in einen Oel- und Talghandel? Er hatte die Frau immer in Verdacht gehabt, weil er sie nie verstanden und sein Argwohn verdoppelte sich jetzt.

Ueberzeugt, daß es sich hier um ein Complot handelte, beschloß er, alle Vortheile zu brauchen, welche ihm seine Stellung gewährte, um das Geheimniß zu entdecken und Licht in diese dunkle Sache zu bringen. Der Name des Mannes, an den Rex damals den Brief schicken wollte, war Blick. Er wollte fragen, ob irgend Einer der Deportierten etwas von einem Manne mit Namen Blick wußte. Da er seine Nachforschungen an der passenden Stelle machte, kam er bald auf die richtige Fährte. Blick war ein Londoner Hehler von gestohlenen Gütern, der wenigstens einem Dutzend der schwarzen

Schafe in der Sydney Heerde bekannt war. Er galt für ungeheuer reich, war oft verurtheilt worden, aber niemals deportiert. Frere war nicht klüger als zuvor und ein Vorfall der sich einige Monate später zutrug vermehrte noch; sein Staunen. Er hatte seine Stelle in Sydney noch nicht lange angetreten, als Blunt kam, um seine Bezahlung für Sara Purfoy's Reise zu fordern.

»Da ist jetzt ein Schooner frei, Sir,« sagte Blunt, als sich die Thür hinter ihm geschlossen.

»Welcher Schooner?«

»Der Franklin.«

Der Franklin war ein Schiff von etwa 320, Tonnen, welches zwischen Norfolk Island und Sydney ging, ebenso wie der Osprey in alten Tagen zwischen Macquarie Harbour und Hobart Town. »Ich fürchte, das ist nichts,« sagte Frere. »Das ist Eins der besten Schiffe, wissen Sie. Ich zweifle ob ich genug Einfluß habe, um es für Sie zu erlangen. Uebrigens,« fügte er hinzu, den Schiffer mit kritischem Blick anschauend, »werden Sie schon ein wenig alt für solche Sachen, nicht wahr.«

Phineas Blunt streckte seine Arme weit aus und öffnete seinen Mund voll gesunder weißer Zähne.

»Ich halte noch zwanzig Jahre aus,« sagte er. »Mein Vater fuhr noch mit fünfundsiebzig Jahren nach Indien. Ich bin noch ganz frisch, Gott sei Dank, denn außer daß ich hin und wieder einen Tropfen Rum nehme, habe ich kein Laster. Doch Kapitain, es eilt auch nicht; wenn es auch noch einen oder zwei Monate dauert. Ich wollte nur Ihr Gedächtniß ein wenig auffrischen.«

»O, Sie haben es nicht eilig? Wohin gehen Sie denn?«

»Ja,« sagte Blunt und rückte unter Frere's scharfen prüfenden Blick auf seinem Sitz hin und her. »Ich habe grade Beschäftigung.«

»Das freut mich. Was denn für welche?«

»Wallfischfang,« sagte Blunt, noch unruhiger als vorher.

»So, so, das ist es also. Ihr altes Geschäft. Und wer ist Ihr Rheder?« Es war kein Argwohn in dem Ton und hätte Blunt die Frage vermeiden wollen, so hätte er es gekonnt, — ohne große

Schwierigkeit. Aber er antwortete wie Jemand, der schon auf solche Frage gefaßt ist und schon weiß, was er darauf zu antworten hat.
»Mrs. Purfoy.«

»Was?« schrie Frere, der kaum seinen Ohren traute.

»Sie hat jetzt einige Schiffe, Kapitain und hat mich auf eins als Schiffer gesetzt. Wir gehen auf Fang aus, Harpuniren u.s.w.«

Frere starrte Blunt an, der wiederum aus dem Fenster starrte. Es war gewiß, das sagte ihm eine innere Stimme, irgend ein besonderer Plan im Werk. Und doch sagte ihm sein gesunder Menschenverstand, der uns freilich oft genug mißleitet, es sei ganz natürlich, daß wenn Sara Purfoy ihren Reichthum vermehren wolle, sie Wallfischfahrer ausschicke. Wenn überhaupt nichts Unrechtes darin lag, daß sie ein Geschäft betrieb, so konnte auch nichts Sonderbares darin liegen, daß sie Schiffe ausschickte. Es gab Leute in Sydney, welche sich keines besseren Herkommens rühmen konnten und ein halbes Dutzend Schiffe besaßen.

»O«, sagte er, »wann segeln Sie ab?«

»Ich erwarte jeden Tag den Befehl,« erwiderte Blunt, augenscheinlich erleichtert. »Ich dachte, ich wollte nur vorher zu Ihnen kommen und mit Ihnen sprechen, im Falle etwas vorfällt.«

Frere spielte mit seinem Messer auf dem Tisch und schwieg eine Weile, ließ es durch seine Finger gleiten und mit scharfem Ton zuspringen, dann sagte er: »Wo bekommt sie das Geld her?«

»Gott so mich strafen, wenn ich es weiß,« sagte Blunt in ungeschminkter Natürlichkeit. »Das geht über meine Begriffe. Sie sagt, sie hat es gespart. Aber das ist mit Alles gleich, wissen Sie.«

»So wissen Sie also nichts Genaues darüber?« fragte Frere heftig.

»Nein, ich nicht.«

»Weil, wenn etwas dahinter steckt, sie sich in Acht nehmen soll,« rief er und verfiel in den drohenden Ton, den er seinen Gefangenen gegenüber annahm. »Sie kennt mich. Sagen Sie ihr, daß mein Auge auf ihr ruht. Sie soll an unsern Vertrag denken. Wenn sie mich anführt, mag sie sich in Acht nehmen. — In seinem argwöhnischen Zorn hatte er das offene Federmesser so scharf zugemacht, daß es

seinen Finger traf und ihn tief bis auf den Knochen schnitt.

»Ich will es ihr sagen,« sagte Blunt, seine Stirn wischend »Ich glaube sicher, daß sie Sie nicht verrathen wird. Aber ich will Sie besuchen, wenn ich zurück komme.«

Als er draußen war, athmete er tief auf. »Beim Lord Henry, es ist ein heikliches Spiel,« sagte er zu sich selbst mit lebhafter Vorstellung von Frere's heftigem Wesen. »Und es ist auch nur ein Weib in der Welt, für das ich Narr genug bin, solch' Spiel zu spielen.«

Maurice Frere, von Argwohn gefoltet, ließ Nachmittags sein Pferd satteln und ritt hinab, um das Haus zu sehen, das der Eigenthümer von Purfoy's Waarenlager gekauft hatte. Er fand ein niedriges, weißes Gebäude, auf dem äußersten Ende einer Landzunge, welche weit in das tiefe Wasser des Hafens hinaus lief.

Ein sorgfältig gehaltener Garten lag zwischen der Straße und dem Hause und in diesem Garten sah er einen Mann graben.

»Wohnt Mrs. Purfoy hier?« fragte er, eins der Eisengitter aufstoßend.

Der Mann antwortete bejahend, den Besuch mit einigem Argwohn anstarrend.

»Ist sie zu Hause?«

»Nein.«

»Wissen Sie es gewiß?«

»Wenn Sie mir nicht glauben, fragen Sie im Hause,« war die Antwort, die in dem unhöflichen Tone eines freien Mannes gegeben wurde.

Frere führte sein Pferd durch das Thor und ging den; sauberen, breiten Fahrweg zum Hause hinauf. Ein Diener! in Livree kam aus sein Klingeln und sagte ihm, daß Mrs. Purfoy in die Stadt gegangen sei. Dann schloß er die Thür ihm vor der Nase zu. Frere, mehr erstaunt denn je über; diese äußerlichen unsichtbaren Zeichen von Unabhängigkeit, stand ärgerlich still und fühlte halb und halb die Neigung trotz der Abweisung einzutreten. Als er durch einen Durchblick zwischen den Bäumen auf die See sah; bemerkte er die Masten einer Brigg, welche an der äußersten Spitze der Landzunge,

auf welcher das Haus gebaut war, vor Anker lag. Also beherrschte das Haus auch seine Verbindung zu Wasser, so wohl als zu Lande. Konnte es einen besonderen Beweggrund geben, diese Lage zu wählen, oder war es bloßer Zufall? Er war unruhig, beschloß jedoch, diese Unruhe los zu werden. Bis jetzt hatte Sara ihm Wort gehalten. Sie, hatte ein neues, achtbares Leben begonnen; warum sollte er das eingebildecete Böse suchen, wo es gar kein Böses gab. Blunt war augenscheinlich ehrlich. Frauen wie Sara Purfoy kamen oft zu einem verhältnißmäßigen Reichthum; und anscheinend häuslichen Tugenden. Es war übrigens sehr wahrscheinlich, daß irgend ein reicher Kaufmann der wirkliche Eigenthümer des Hauses und Gartens, der Vergnügens Jacht und des Oellagers war. Dann hatte er weiter keine Ursache zur Furcht.

Der erfahrene Deportiertenkenner schätzte die Fähigkeiten den John Rex lange nicht hoch genug. Von dem Augenblick an, da der Deportierte sein Urtheil der lebenslänglichen Verbannung gehört hatte, beschloß er, zu entfliehen und wendete alle Kräfte seines scharfen, vor nichts zurück schreckenden Verstandes an, die beste Methode ausfindig zu machen, diesen Zweck zu erfüllen. Seine erste Sorge war, sich Geld zu verschaffen. Dies that er, indem er an Blick schrieb, aber als Meekin ihn von dem Schicksale seines Briefes unterrichtete, faßte er den Entschluß — der ihm nicht so lieb war — es sich durch Sara Purfoy zu verschaffen. Es lag in der harten undankbaren Natur dieses Mannes, daß trotz der Anhänglichkeit dieser Frau, die ihm bis in seine Verbannung gefolgt war, es zu ihrem Lebenszwecke gemacht hatte, ihn in Freiheit zu setzen, er für sie keine Neigung hatte. Ihre Schönheit hatte ihn angezogen, als er als Mr. Leopold Craven in der nächtlichen Gesellschaft London's umherschweifte. Ihre Talente, ihre Hingebung kamen erst; i in zweiter Linie in Betracht, freilich nützlich für ihn, als Zugabe bei einer Person, die ihm gehörte, aber ohne Belang, wenn er ihrer müde wurde. Während der zwölf Jahre, die nun vergangen waren, seit seine Unbedachtsamkeit ihn in Green's, des Falschmünzers Hause dem Gesetz in die Hände geliefert hatte, war ihm nie ein Gedanke des Bedauerns oder der Unruhe über ihr Schicksal in den Sinn

gekommen. Er hatte in der That so viel gesehen und gelitten, daß das alte Leben ganz für ihn versunken zu sein schien. Ganz neue Eindrücke waren ihm geworden und zwar so bedeutender Natur, daß alle alten Beziehungen wie weggewischt waren. Als er bei seiner Rückkehr hörte, daß Sara Purfoy noch in Hobart Town war, wußte er, da er eine Verbündete hatte, welche ihr Aeußerstes thun würde, um ihm zu helfen. Das hatte sie an Bord des Malabar bewiesen. Aber er war auch unruhig, denn er wußte, daß der Preis, den sie für ihre Dienste forderte, seine Liebe war und die war seit langer Zeit abgekühlt. Doch wollte er sie brauchen. Er konnte sie vielleicht wieder los werden, wenn sie ihn störte.

Seine geheuchelte Frömmigkeit hatte den Zweck erreicht, den er sich vorgezeichnet. Trotz Frere's Erläuterung zu seinem Kryptograph hatte er sich doch Meekin's Vertrauen zu erwerben gewußt und er flüsterte nun in dieses würdigen Mannes Ohr eine höchst merkwürdige und traurige Geschichte. Er war der Sohn — das sagte er — eines Geistlichen der Kirche von England, dessen wahrer Name, so weit ging seine Achtung vor dem Stande, nie über seine Lippen kommen sollte. Er war einer Fälschung wegen deportiert, die er nie begangen hatte. Sara Purfoy war sein Weib, sein irrendes, verlorenes und dennoch geliebtes Weib. Sie, ein unschuldiges, vertrauendes Wesen hatte, treu dem Gelübde, das sie ihm am Altare abgelegt, beschlossen, ihm zu dem Orte seiner Verbannung zu folgen und hatte sich bei Mrs. Vickers als Mädchen vermietet. Ach, aber das Fieber streckte ihren Gatten auf das Krankenbett und Maurice Frere, der ausschweifende Schuft hatte ihre unbeschützte Lage benutzt und sie ins Verderben gestürzt! Rex deutete an, wie der Verführer seine Macht über den hilflosen, kranken Mann als Waffe gegen die Tugend der Frau gebraucht und flößte Meekin solch Entsetzen ein, daß dieser, wenn es nicht vor so gar langer Zeit geschehen, es für nöthig gehalten hätte, mit ungünstigen Augen auf diesen prahlerischen Schwiegersohn von Major Vickers zu blicken.

»Ich bin ihm nicht mehr böse,« sagte Rex. Zuerst war ich es. Ich hätte ihn tödten können, aber als ich ihn in meiner Gewalt hatte, — da, — Sie wissen es ja, — schlug ich ihn nicht. Nein, Herr! Ich

könnte keinen Mord begehen.«

»Sehr rechtschaffen,« sagte Meekin, »sehr gut,« in der That.«

»Gott wird ihn auf seine Weise strafen und zu seiner Zeit,« fuhr Rex fort. »Meine große Sorge ist die arme Frau. Sie ist in Sydney, wie ich gehört habe und lebt dort ganz achtbar. Mein Her blutet ihretwegen.« Rex stieß einen Seufzer aus, der sein Glück; auf der Kanzel gemacht hätte.

»Mein armer Freund,« sagte Meekin, »wissen Sie, wo sie ist?«

»Ja, Herr.«

»Sie könnten ja an sie schreiben.«

John Rex schien zu zögern und mit sich zu kämpfen, dann sagte er endlich entschlossen:

»Nein, Mr. Meekin, ich will nicht an sie schreiben.«

»Warum nicht?«

»Sie kennen den Befehl, Sir. Der Kommandant liest alle Briefe, welche abgesandt werden. Kann ich an meine arme Sara schreiben, was andere Augen lesen?« Er beobachtete den Prediger sehr schlau.

»Nein, nein, das können Sie nicht,« sagte Meekin endlich.

»Es ist wahr, Herr,« sagte Rex und ließ den Kopf auf die Brust sinken.

Am nächsten Tage sagte Meekin, in dem Bewußtsein erröthend, daß er Unrecht zu thun im Begriff stand, zu dem Büßenden:

»Wenn Sie mir versprechen wollen, nichts Ein schreiben, das der Kommandant nicht auch sehen könnte, Rex, so will ich den Brief an Ihre Frau schicken.«

»Der Himmel segne Sie, Herr,« sagte Rex und beschäftigte sich zwei Tage lang damit, eine Epistel an Sara Purfoy zu verfassen, um ihr auseinanderzusetzen, wie sie handeln solle.

Der Brief war in gewisser Weise ein Meisterstück. Er setzte genau und klar Alles auseinander. Nicht die geringste Einzelheit, welche nöthig war, wurde ausgelassen, nicht eine Zeile, welche Mißdeutungen ausgesetzt werden konnte, blieb stehen. Sein Plan, den er während sechs Monaten ausgedacht hatte, wurde in der

möglichst klaren Weise auseinandergesetzt. Er brachte seinen Brief unversiegelt zu Meekin. Meekin blickte mit etwas argwöhnischem Interesse darauf.

»Habe, ich Ihr Wort, daß nichts darin ist, das vom Kommandanten nicht gelesen werden könnte?«

John Rex war ein kühner Mann, aber bei dem Anblick des für ihn tödlichen Papiers, das offen in der Hand des Geistlichen lag, fühlte er seine Knie beben. Doch stark in seiner Kenntnis der menschlichen Natur, verfolgte er seinen verzweifelten Plan.

»Lesen Sie es, Herr,« sagte er und wandte sein Gesicht vorwurfsvoll ab. »Ihnen kann ich trauen.«

»Nein, Rex,« sagte Meekin, ruhig in die Falle gehend. »Ich lese keine Privatbriefe.« Er wurde zugesiegelt und Rex hatte das Gefühl, als wenn ein Zündholz aus einem Pulverfasse fortgenommen wird.

Na einem Monat erhielt Mr. Meekin einen sehr schön geschriebenen Brief von »Sara Rex,« kurz den Empfang es Briefes anzeigend, indem sie hinzufügte, daß sie von seiner Güte gehört, daß der einliegende Brief für ihren Mann, sei, und daß, wenn es nicht erlaubt wäre, ihm diesen Brief zu übergeben, er ihn ungelesen zurück schicken möge.

Natürlich gab ihn Meekin an Rex, welcher am nächsten Morgen Meekin eine sehr fromme und rührende Epistel vorzeigte und ihn bat dieselbe zu lesen. Meekin that es und jeder Argwohn von seiner Seite schwand. Freilich wußte er nicht, daß der fromme Brief noch einen zweiten enthalten, der nur für das Auge von John Rex bestimmt war und den John Rex so hoch schätzte, daß er ihn nachdem er ihn sehr aufmerksam gelesen, aß.

Der Plan zur Flucht, welcher gefaßt worden, war eigentlich ein sehr einfacher. Sara Purfoy sollte sich von Blick die Gelder verschaffen, welche er, in Verwahrung hatte und diese Summe in irgend einem Geschäft anlegen, das ihr den Vorwand gab, ein Schiff zu haben, das an der Südküste von Van Diemens Land sich aufhalten konnte, ohne Verdacht zu erregen. Die Flucht sollte im Winter vor sich gehen, wenn möglich im Juni oder Juli. Das Wachtschiff sollte von einer Vertrauensperson kommandiert werden,

recht häufig an der Südostküste landen und auf jede außergewöhnliche Erscheinung längs derselben Acht geben. Rex selbst mußte ohne Hilfe die Gefahr des Entkommens, gegenüber den Hunden und den Wachen, auf sich nehmen. »Dies scheint ein fast hoffnungsloser Plan zu sein, aber er ist nicht so schlimm, wie er erscheint,« schrieb Rex. »Ich habe ein Dutzend andere ausgedacht, aber alle verworfen. Dies ist der einzige Weg, bedenke es wohl. Ich habe meinen eigenen Plan zur Flucht, die leicht ist, wenn die nothwendige Hilfe zur Stelle ist. Alles hängt davon ab, eine Vertrauensperson auf dem Schiffe zu haben. Du kennst gewiß ein Dutzend solcher. Ich will achtzehn Monate warten, damit Du alle Deine Einrichtungen treffen kannst.«

Die achtzehn Monate waren beinahe vorüber und die Zeit für den verzweifelten Versuch kam herbei. Treu keiner verzweifelten Philosophie hatte John Rex sich schon Leute die ihm, durch ihre Anstrengungen, sich frei zu machen, zu seiner Rettung behilflich sein sollen.

Er hatte entdeckt, daß von den zwanzig Mann in seiner Abtheilung etwa acht entschlossen waren einen Versuch zur Flucht zu machen. Die Namen dieser acht waren Gabbett, Vetch, Bodenham, Cornelius, Greehill, Sanders der Schnüffler, Cox und Travers. Führer waren Vetch und Gabbett, welche mit viel Ehrerbietung den »Dandy« aufforderten, sich ihnen anzuschließen John Rex, argwöhnisch, wie er war, fühlte sich durch des Riesen sonderbaren Eifer zurückgestoßen, weigerte sich zuerst, ließ sich aber nach und nach in ihre Pläne hineinziehen. Er wollte diese Männer antreiben zu ihrem Unternehmen und dann die Aufregung bei ihrer Flucht benutzen und sein eigenes Entkommen bewerkstelligen.

»Während die ganze Insel den acht Kerls nachläuft, werde ich die beste Gelegenheit haben, unbemerkt zu entschlüpfen.« Er wünschte übrigens sehr, einen Gefährten zu haben. Irgend ein starker Mann, der, wenn sie hart bedrängt würden, die Verfolger in Schach halten könne, würde ist sehr nützlich sein und dies Opfer hoffte er in Rufus Dawes zu finden.

Zuerst hatte ihn ein rein selbstsüchtiger Beweggrund vermocht,

seinen Gefährten zur Flucht aufzufordern, dann aber fühlte sich John Rex durch etwas wie Freundschaft zu Rufus hingezogen, dessen rauhe Abweisung seines Entgegenkommens ihn fesselte. Als feiner Beobachter der menschlichen Natur erkannte der Schurke unter der rauhen Seite, unter welcher der unglückliche Mann seine Qualen verbarg, welch treuer Freund und welch glühender kühner Geist in ihm lebte. Ueberdies steckte hinter Rufus Dawes ein Geheimnis, welches John Rex zu ergründen strebte.

»hast Du keine Freunde, die Du widersehen möchtest?« fragte er eines Abends, als Rufus sich gänzlich taub gegen alle seine Aufforderungen gezeigt hatte.

»Nein« sagte Dawes düster. »Meine Freunde sind Alle todt für mich.«

»Wie — Alle?« fragte der Andere. »Die meisten Menschen haben doch Einen, den sie sehen möchten?«

Rufus Dawes stieß ein bitteres Lachen aus. »Es ist besser ich bleibe hier.«

»So bist Du zufrieden, dieses Hundeleben weiter zu leben?«

»Genug, genug,« sagte Dawes, »ich bin fest.«

»Oho, — fasse Muth,« rief Rex. Es kann uns nicht fehlen! Ich habe es seit achtzehn Monaten geplant und es kann nicht fehlschlagen.«

»Wer geht mit,« fragte der Andre die Augen auf den Boden geheftet.

John Rex zählte die acht auf und Dawes hob das Gesicht. »Ich will nicht fliehen. Ich habe es zweimal versucht — ich will es nicht wieder versuchen. Ich möchte Dir rathen, es auch nicht zu thun.«

»Warum nicht?«

»Gabbett ist zwei Mal davon gelaufen,« sagte Rufus Dawes schaudernd bei der Erinnerung an den scheußlichen Körper, den er auf dem sonnigen Platze in der Nähe des Höllenthores gefunden hatte. »Andre gingen mit ihm, aber jedes Mal kam er allein zurück.«

»Was meinst Du?« sagte Rex betroffen von dem Ton, in dem sein Gefährte sprach.

»Was wurde aus den Anderen?«

»Sie starben, denke ich,« sagte der Dandy mit gemachtem Lachen.

»Ja aber wie? Sie waren Alle ohne Nahrung. Wie kam es, daß das überlebende Ungeheuer sechs Wochen lebte?«

John Rex wurde um einen Schatten bleicher und antwortete nicht. Er erinnerte sich der blutigen Erzählungen die über Gabbetts Entkommen herumgingen. Aber da er auch nicht beabsichtigte, die Reise in dessen Gesellschaft zu machen, so hatte er Ja keine Ursache zur Furcht. »So komm mit mir,« sagte Rex nach einer Pause, »wir wollen unser Glück zusammen versuchen.«

»Nein, ich habe mich entschlossen, ich bleibe hier.«

»Und Deine Unschuld bleibt unbewiesen?«

»Wie kann ich sie beweisen?« rief Rufus Dawes ungestüm. »Es werden Verbrechen begangen, die niemals bewiesen werden und dies ist ein solches!«

»Gut« sagte Rex, welcher des Streites müde war, »so mache es wie Du willst. Du weißt es am Besten. Die Privat-Polizei zu machen ist harte Arbeit. Ich bin selbst mal auf einer Jagd nach einer wilden Gans gewesen. Da schwebt ein Geheimniß über dem Sohn eines Schiffsbaumeisters, zu dessen Lösung ich vier Monate brauchte und dann verlor ich den Faden.«

»Eines Schiffsbaumeisters Sohn! Wer war er?«

John Rex wunderte sich über das besondere Interesse, mit welchem die Frage gestellt wurde und beeilte sich diese neue Quelle der Unterhaltung zu benutzen.

»Eine merkwürdige Geschichte! Ein sehr wohlbekannter Mann zu meiner Zeit — Sir Richard Devine. Ein geiziger alter Kerl mit einem liederlichen Sohn.«

Rufus Dawes biß sich in die Lippen, um seine Erregung nicht zu zeigen. Dies war das zweite Mal, daß der Name seines Vaters vor seinen Ohren genannt wurde.

»Ich glaube, ich weiß etwas von ihm,« sagte er mit Einer Stimme, die merkwürdig ruhig in seine eigenen Ohren klang.

»Eine sonderbare Geschichte,« sagte Rex und versenkte sich in alte Erinnerungen. »Unter anderen Dingen machte ich mir auch etwas mit Ausforschen von Privatangelegenheiten zu thun, und der alte Mann am zu mir. Er hatte einen Sohn, der auf Reisen war, einen wilden jungen Kerl auf alle Fälle — und er wünschte Nachrichten von ihm zu haben.«

»Fandest Du etwas aus?«

»In gewisser Weise. Ich folgte ihm nach Paris, von dort nach Brüssel, von Brüssel nach Antwerpen, von Antwerpen zurück nach Paris. Dort verlor ich ihn. Ein elendes Ende, nach langem, kostbarem Suchen. Ich bekam nichts in die Hände, als einen Reisesack mit vielen Briefen von seiner Mutter. Ich schickte alle die Einzelheiten dessen, was ich ausfindig gemacht, an den Schiffbauer und jedenfalls tödtete ihn diese Nachricht, denn er starb gleich nachher.«

»Und der Sohn?«

»Fand das schrecklichste Ende. Der alte Mann hatte ihm sein Vermögen hinterlassen, — ein sehr großes — glaube ich, aber er hatte Europa verlassen; wie es scheint, war er nach Indien gegangen und mit dem Hydaspes verloren. Frere war sein Vetter.«

»So.«

»Bei Gott, es ärgert mich, wenn ich daran denke,« fuhr Rex fort, der durch die aufgefrischten Erinnerungen wieder in die Zeit seiner eleganten Abenteuer sich versetzt glaubte, — es ärgert mich zu sehr, daß bei allen Hilfsmitteln, die ich hatte, ich doch nichts erreichte. Was für Tage und Nächte habe ich zugebracht nach Mr. Richard Devine zu suchen und nie bekam ich ihn zu Gesicht. Der alte Mann gab mir seines Sohnes Bild und erzählte mir alle Einzelheiten von dessen früherem Leben. Ich trug das Elfenbeinbild drei Monate lang in meiner Brusttasche und zog es jede halbe Stunde heraus, um mein Gedächtniß aufzufrischen. Bei Gott, wenn der junge Herr seinem Bilde wirklich glich, so würde ich auf ihn haben schwören können, selbst wenn ich ihn in Timbuctoo getroffen hätte.

»Glaubst Du, Du würdest ihn wieder erkennen?« fragte Rufus

Dawes leise, mit abgewandtem Gesicht.

Es mag etwas in der Stellung gewesen sein, in welcher der Sprecher sich befand, das die Erinnerung wach rief oder war es der eifrige Ton, den Rufus zu verstecken suchte und der in so merkwürdigem Gegensatz zu der Gleichgültigkeit des Themas stand, — genug in John Rexens Hirn wurde es plötzlich hell wie von einem Blitz. Der verlorene Sohn, die Aehnlichkeit mit dem Portrait, das Geheimniß von Dawes' Leben! Dies waren die Glieder der galvanischen Kette. Er schloß den Ring und ein lebhafter Blitz enthüllte ihm, — den Gesuchten. — Dies war der Mann!

Der Aufseher Troke kam herein und legte seine Hand auf die Schulter von Rex. »Dawes,« sagte er, »Ihr sollt in den Hof kommen.« Dann aber seinen Irrthum bemerkend, fügte er lachend hinzu: »Verdammte Kerls, Ihr Beiden; Ihr seid einander so ähnlich, daß man Keinen vom Andern unterscheiden kann.«

Rufus Dawes ging nachdenklich davon.

John's Gesicht wurde ganz blaß und eine wilde Hoffnung stieg in ihm auf.

»Ja, Troke. Wir sind uns sehr ähnlich.« »Ich will ihn nicht mehr drängen mit mir zu entfliehen,« sprach er leise für sich hin.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Spießruten laufen.

Die »hübsche Marie,« ein so häßliches, schlecht riechendes Schiff, wie nur je Eins auf der Südsee segelte, hatte nun seit beinahe zwei Wochen auf der Höhe von Cap Surville gelegen. Kapitain Blunt wurde ganz müde. Er machte die größten Anstrengungen der Welt, um die Austernbänke zu finden, welche er — als Vorwand suchte, — doch kein Erfolg krönte seine Bemühungen. Vergebens nahm er ein Boot und lief in jede Bucht und in jeden Winkel zwischen Hippolyte Reef und Schontens Island ein. Vergebens legte er die »Hübsche Marie« so nahe an die Lippen, als er es ohne Gefahr thun konnte; — vergebens machte er unablässig Ausflüge an die Küste. In seinem Eifer Mrs. Purfoy zu dienen, kletterte er die Felsen hinauf und brachte einsame Stunden in Blackman's Bai zu. Er fand niemals eine Auster. »Wenn ich in drei oder vier Tagen nichts finde,« sagte er zu seinem Steuermann, »so gehe ich zurück. Es ist gefährlich, hier zu kreuzen.«

* * *

An demselben Abende, als Kapitain Blunt diesen Entschluß faßte, sah die Wache auf dem Signalhügel die Arme des Semaphor in der Niederlassung drei Bewegungen machen. Der Semaphor oder Telegraph hatte drei bewegliche Arme, welche Einer über dem Andern befestigt waren. Der obere bedeutete die Einheiten und konnte sechs Bewegungen machen, von eins bis sechs. Der mittlere bedeutete die Zehner — zehn bis sechzig. Der Unterste bezeichnete die Hunderte, von ein hundert bis sechs hundert.

Der obere und untere Arm sprang vor. Das bedeutete drei hundert und sechs.

Eine Kugel lief nach der Spitze des Pfahles hinauf. Das bedeutete

ein tausend.

Also 1306 oder in Worten:

»Gefangene entflohen!«

»Bei George, Harry,« rief Jones, der Signalwärter — »es sind welche ausgerissen.«

Der Telegraph signalisierte weitere »Nummer 1411.«

»Mit Waffen!« sagte Jones, übersetzend, indem er las. »Komm her, Harry, hier ist was los.«

Aber Harry antwortete nicht und aufblickend, sah der Wächter eine dunkle Gestalt plötzlich die Thür ausfüllen. Der berühmte Semaphor hatte dies Mal seine Schuldigkeit nicht gethan oder vielmehr zu spät. Die Ausreißer waren eben so schnell da, wie das Signal.

Der Mann sprang, nach seinem Karabiner, aber der Eindringling hatte sich desselben schon bemächtigt. »Mache keinen Lärm, Jones, es sind unsrer acht! Sei so gut und bleibe bei Deinen Signalen.«

Jones kannte die Stimme. Es war die von John Rex.

»Antworte,« sagte John Rex kalt. »Kapitain Burgeß ist eilig.« Die Arme des Semaphors in der Kolonie gaben fortwährend Zeichen und schienen wirklich in komischer Eile zu ein.

Jones nahm die Stricke in die Hand und mit dem offenen Signalbuch vor sich, wollte er antworten, als Rex ihn zurückhielt.

»Schicke diese Botschaft,« sagte er. »Nicht gesehen! Signal nach Eaglehawk geschickt.«

John hielt unentschlossen inne.

Er war selbst ein Deportierter und fürchtete die unvermeidliche Katze, welche auf diese falsche Botschaft folgen mußte. »Wenn sie es ausfindig machen,« sagte er.

Rex spannte den Karabiner, mit so entschiedener Geberde und einem Ausdruck in seinen schwarzen Augen, daß Jones — wer konnte auch bei solcher Gelegenheit tapfer sein — jedes Zögern überwand und eifrig zu Signalisieren anfang. Von unten hörte man Klirren und Murmeln.

»Was hält Dich so lange auf, Dandy?«

»Alles in Ordnung. Nehmt die Eisen ab, Jungens und dann wollen wir weiter sprechen. Ich streue nur etwas Salz auf Burgeß' Schwanz.«

Dieser Scherz wurde mit brüllendem Gelächter aufgenommen und Jones, der einen Augenblick von seinem Fenster weg und auf die Treppe blickte, sah in dem schwachen Licht, wie die Männer sich von ihren Ringen und Ketten mit einem Hammer befreiten, den er aus dem Wachthause geholt hätten, während zwei, welche schon frei waren, einige Eimer Wasser an das zum Alarmsignal aufgehäufte Holz gossen. Die Schildwache lag gebunden in einiger Entfernung an der Erde.

»Jetzt,« rief der Anführer der Entflohenen, »signalisiere nach Woody Island.« Jones mußte der Gewalt gehorchen. »Sage: »Flucht von den Minen! Bewacht One-Tree Point! Schickt nach Eaglehawk!« Schnell, schnell.«

Jones, welcher verstand, wie dies Manöver die Aufmerksamkeit und Verfolgung zerstreuen mußte, sagte grinsend:

»Du weißt Bescheid, Dandy Jack!«

John Rex antwortete auf diese Schmeichelei, indem er den Hahn des Karabiners in Ruhe setzte. »Halte deine Hände her. — Vetch!« Ja, ja,« rief die Krähe von unten. Komm herauf und binde unsern Freund Jones. Gabbett, hast Du die Aexte?«

»Hier ist nur Eine,« sagte Gabbett fluchend. »Dann bringe sie her und alles Eßbare, das Ihr findet. Habt Ihr ihn gebunden? Nun fort!«

Und fünf Minuten nachdem der nichts ahnende Harry von zwei Gestalten gepackt worden, die aus dem Schatten der Hütte heraus, ihn plötzlich überfallen hatten, war die Station auf dem Signalhügel verlassen.

* * *

In der Kolonie wüthete Burgeß. Neun Mann hatten sich des Langbootes bemächtigt. Eine halbe Stunde Vorsprung vor dem Alarmsignal war ein unerhörtes Ereignis. Was konnte der Aufseher

Troke nur gemacht haben? Der Aufseher Troke aber wurde acht Stunden später entwaffnet, geknebelt und gebunden in einem Busch gefunden. Er hatte sich keine Nachlässigkeit zu Schulden kommen lassen. Wie konnte er denken, daß auf ein vom Dandy Rex gegebenes Zeichen die neun Männer, welche er nach der Stewarts Bai mitgenommen hatte, sich auf ihn stürzen würden, um ihn, ehe er noch seine Pistole ziehen konnte, wie ein junges Huhn zu würgen. Der Schlimmste der Bande, Rufus Dawes hatte sich freiwillig zum Pfählerammen gemeldet, der gehäßtesten Arbeit, und so hatte sich Troke ganz sicher gefühlt. Wie konnte er auch denken, daß es eine Verschwörung gäbe, an welcher von allen andern Leuten Rufus Dawes nicht Theil nahm!

Constabler zu Fuß und zu Pferde wurden ausgeschickt, um den Busch rings um die Kolonie abzusuchen. Burgeß, der durch die Antwort vom Signalhügel, daß man nach Eaglehawk Isthmus telegraphiert habe, sich beruhigt fühlte, war überzeugt, die Leute würden, ehe einige Stunden vergangen, schon gefaßt sein. Er ging ruhig an sein Mittagessen. Sein Diener hatte kaum die Suppe abgetragen, als die Wirkung von John Rexen's Schlaueit bekannt wurde. Der Semaphor auf dem Signalhügel arbeitete nicht mehr. —

»Vielleicht kann der Kerl nicht mehr sehen,« sagte Burgeß. Steckt die Signalhaufen an und sattelt mein Pferd.«

Die Signale wurden angesteckt. Alles war in Ordnung in Mount Athur, Mount Communication und den Kohlenminen. Nach Westen war die Linie rein. Aber vom Signalhügel antwortete kein Feuer. Burgeß stampfte vor Wuth. »Mein Boot soll bereit gemacht werden und die Minen sollen nach Woody Island signalisieren!«

Als er auf dem Hafendamm stand, brachte ein athemloser Bote die Nachricht:

»Eine Bootsmannschaft nach One-Tree Point! Fünf Mann nach Eaglehawk geschickt, in Folge des Befehls.«

Burgeß verstand jetzt Alles. Die Burschen hatten die Eaglehawk-Wache getäuscht.

»Fort, Ihr Leute!« —

Und das Boot, in die Dunkelheit hinausschießend, nahm die

Richtung nach Lonybay.

»Ich werde nicht weit hinter ihnen zurück sein,« sagte der Kommandant, — »auf jeden Fall nicht.«

* *
*

Zwischen Eaglehawk und dem Signalhügel gab es aber für die Flüchtlinge andre Gefahren. Längs der vielfach eingebuchteten Küste von Port Bunche waren vier Konstabler-Stationen. Diese Stationen, — bloße Hütten, in Signal-Entfernung von einander, besetzten die Küste und um sie zu vermeiden, war es nöthig, einen großen Umweg durch den Busch zu machen.

So ungern er Zeit verlor, so sah John Rex doch ein, daß der Versuch, bei diesen vier Stationen vorüber Spießruthen zu laufen, völliges Mißlingen in sich schließen konnte. Die Sicherheit der Bande hing davon ab, den Neck u erreichen, während die dortige Wache durch die Abwesenheit einiger Männer nach der Südküste hin geschwächt war und ehe das Alarmsignal von dem Ostarm der Halbinsel gegeben war. Mit dieser Idee ließ er die Leute einzeln hinter einander gehen und den Weg nahe der Norfolk-Bai aufgebend, marschierten sie gerade aus nach dem Neck. Die Nacht war mit starkem Westwinde gekommen und der Regen drohte. Es war stockfinster und die Flüchtlinge waren nur von dem dumpfen Brüllen der See geleitet, welche sich auf dem Strande der Descent Bai brach. Wenn nicht gerade der Westwind wehte, hätten sie nicht einmal diese wichtige Hilfe gehabt.

Die Krähe ging voran, als Führer und trug die Muskete, die man Harry abgenommen. Dann kam Gabbett mit der Axt; hinter ihm die sechs Andern, so viel von Lebensmitteln tragend, als sie auf der Signalhügel-Station hatten finden können. John Rex mit dem Karabiner und Troke's Pistolen ging zuletzt. Man war übereingekommen, daß, wenn sie angegriffen würden, Jeder sich zu retten suchen sollte. In ihrer verzweifelten Lage war eine Auflösung ihre einzige Hoffnung. In Zwischenräumen glänzten zu ihrer Rechten die Lichter der Constabler Stationen und als sie weiter und weiter

stolperten, hörten sie immer deutlicher das düstere Murmeln der See, jenseits derer Freiheit oder Tod lag. Nach zwei Stunden mühsamen Wanderns stand Jemmy Vetch still und flüsterte ihnen zu, näher zu kommen. Sie waren grade auf einer sandigen Anhöhe. Zur Linken war ein dunkler Gegenstand, eines Constablers Hütte; zur Rechten konnte man eine matte weiße Linie unterscheiden. Es war der Ocean. Vor ihnen war eine Reihe von Lichtern und zwischen Jedem sprang und lief ein undeutlicher Körper hin und her.

Jemmy Vetch zeigte mit seinem mageren Finger.

»Die Hunde!«

Instinktmäßig hockten Alle nieder, daß die beiden Schildwachen, die selbst in dieser Entfernung deutlich in dem rothen Lichte des Wachtfeuers zu sehen waren, sie nicht erblickten.

»Nun, Jungen,« sagte Gabbett, »was sollen wir thun?«

Während er noch sprach, brach einer der angeketteten Bunde in ein tiefes Geheul aus, dem sogleich die ganze Reihe in den wütendsten Tönen antwortete.

John Rex, der vielleicht der Tapferste von Allen war, schauderte.

»Sie haben uns gerochen,« sagte er. »Wir müssen vorwärts!«

Gabbett spie in seine Hand und faßte die Axt fester.

»Du hast Recht,« sagte er. »Aber ich will Einigen von ihnen heute noch mein Zeichen aufdrücken.

An der gegenüberliegenden Küste bewegten sich jetzt Lichter hin und her und die Flüchtlinge konnten das Geräusch der Fußstritte hören.

»Noch rechts hin, nach dem Hasendamm. Ich glaube, ich sehe dort ein Boot. Das ist jetzt unsere einzige Rettung. Wir können nie durch die Station durchbrechen. Seid Ihr fertig? Vorwärts, — jetzt Alle vorwärts!«

Gabbett war den Andern wohl um drei Fuß voraus. Es waren da elf Hunde, wovon zwei auf kleinen Brücken fast draußen im Wasser standen. Sie waren so angekettet, daß ihre Schnauzen einander fast berührten. Der Riese sprang in die Linie hinein und zermalmte mit einem Schlage seiner Axt den Schädel des Thieres zu seiner

Rechten. Dies brachte ihn unglücklicher Weise in den Bereich des anderen Hundes, der ihn am Schenkel packte.

»Feuer!« schrie Mac Nab von der anderen Seite des Wachtfeuers. Der Riese stieß einen Schmerzens- und Wuthschrei aus und fiel, den Hund unter sich. Indeß war es der Hund, der ihn herabzog und die Flintenkugel, welche ihm galt, traf Travers gerade in die Kinnlade. Der unglückliche Schurke fiel und spie wie Virgil's Dares »Blut, Flüche und Zähne« aus. Gabbett packte die Kehle des Hundes mit eiserner Hand und zwang ihn, loszulassen. Dann, brüllend vor Wuth, verwundet, wie er war, warf er sich mit seiner Axt auf den nächsten Soldaten. Jemmy Vetch war ihm zuvor, gekommen. Ein leises Zischen des Hasses ausstoßend, feuerte er und schoß die Schildwache durch die Brust. Die Andern stürzten durch die Bresche in der Linie nach dem Boot hin.

»Narren,« rief Rex hinter ihnen. »Ihr habt einen Schuß verschwendet. Seht nach links!«

Burgeß, von seinen Leuten den Schienenweg hinabgezogen, hatte nur so lange auf dem Signalhügel verweilt, um die überraschten Wächter von ihren Banden zu befreien, hatte dann das Woody Islands Boot genommen und war mit frischer Mannschaft nach dem Neck gerudert.

Die Verstärkung war nicht zehn Ellen von dem Hafendamm entfernt.

Die Krähe sah die Gefahr und sich in's Wasser stürzend, ergriff er in Verzweiflung Mac Nab's Boot.

»Hinein, — es gilt das Leben!« rief er.

Ein anderer Schuß von der Wache ließ das Wasser rings um das Boot der Flüchtlinge hoch aufspritzen, aber in er Dunkelheit trafen die schlecht gezielten Schüsse nicht. Gabbett schwang sich hinein und ergriff ein Ruder. »Cox, Bodenham, Greenhill Fort, stoßt ab! Tom hinein, hinein!« Und als der wüthende Burgeß an Bord sprang, wurde Cornelius noch in's Boot gezogen und das Boot schwamm in tiefem Wasser.

Mac Nab, der dies sah, lief hinab an's Wasser, um dem Kommandanten zu helfen.

»Hebt das Boot über das Riff,« kommandierte er.

„So, — so — gut!«

Und von zwölf starken Armen gehoben, glitt das Boot über den Isthmus.

»Wir haben fünf Minuten voraus,« sagte Vetch kühl, als er den Kommandanten hinten im Boot Platz nehmen sah. »Nun gerudert, meine Jungen und wir wollen sie ausstechen!«

Die Soldaten aus dem »Neck« feuerten in's wilde Blaue, aber die Blitze ihrer Schüsse dienten nur dazu, zu zeigen, daß das Boot des Kommandanten hundert Ellen hinter dem der Meuterer war, das bereits im tiefen Wasser schwamm.

Jetzt zum ersten Mal sahen die sechs Gefangenen, daß John Rex nicht unter ihnen war.

Vierundzwanzigstes Capitel.

In der Nacht.

John Rex hatte den ersten Theil seines Planes ausgeführt. In dem Augenblick, da er das Boot mit Burgeß darin nahe dem sandigen Ufer sah, hatte er den warnenden Ruf ausgestoßen, den Vetch hörte, wandte sich um in die Finsterniß hinein und lief nach dem Ufer auf einen Punkt zu, in einiger Entfernung von dem Neck. Seine verzweifelte Hoffnung war, daß, da die Aufmerksamkeit der Wachen nur auf das entkommende Boot gerichtet, es ihm gelingen würde, von der Finsterniß und Verwirrung begünstigt, nach der Halbinsel hinüber zu schwimmen. Es war gerade kein wunderbares Unternehmen und er hatte Vertrauen in seine eigene Kraft. Einmal sicher auf der Halbinsel standen seine Pläne fest. Doch wegen des starken Westwindes, welcher eine Art von Fluth verursachte, die sich auf dem Isthmus brach, war es nöthig für ihn, einen Punkt zu gewinnen, der genügend weit im Süden lag, um ihn in Stand zu setzen, den Strom zu benutzen, statt davon gehindert zu werden. Mit dieser Absicht eilte er über die sandigen Stellen am Eingange nach dem Neck und lief nach der See zu. In wenigen Sprüngen hatte er die harte, sandige Küste erreicht und still stehend, um zu horchen, hörte er den Ton von Fußritten hinter sich. Er wurde verfolgt. Die Fußritte hielten an und dann schrie eine Stimme:

»Ergebt Euch!« Es war Mac Nab, der, die Flucht von Rex bemerkend, ihm kühn gefolgt war. John Rex zog Troke's Pistole aus seiner Brust und wartete.

»Ergebt Euch!« rief die Stimme wieder und die Fußritte kamen um zwei Schritte näher. In dem Augenblick, als Rex die Waffe hob, um zu feuern, zeigte ihm ein heller Blitz zu seiner Rechten eine Art von Pfad.

Auf dem bleichen, düstern Ocean bemerkte er zwei Boote; das hintere augenscheinlich nur wenige Ellen von ihm entfernt. Die

Männer sahen aus wie Leichen. In der Entfernung erhob sich Kap Surville und unter Kap Surville brüllte die hungrige See. Die Scene verschwand augenblicklich wieder, in Dunkelheit verschlungen, bevor er es recht gesehen. Aber die Erschütterung, welche er fühlte, ließ ihn sein Ziel verfehlen und mit einem Fluch die Pistole wegwerfend, wandte er sich dem Pfade zu und floh.

Mac Nab folgte ihm.

Der Pfad hatte sich durch die häufige Benutzung von der Station aus gebildet und Rex fand, daß er ziemlich leicht fortkam. Er hatte — wie die Leute, welche viel im Dunkeln leben — eine katzenartige Fähigkeit, die Hindernisse zu bemerken. Diese Fähigkeit verdankte er mehr dem erhöhten Tastsinn, als dem ausgebildeteren Gesichtssinn. Seine Füße schienen sich den Unebenheiten des Bodens völlig anzupassen; seine Hände streckten sich aus, um die überhängenden Zweige zurückzustoßen; sein Kopf bückte sich unwillkürlich, um dem Aste auszuweichen, der sein Weiterkommen hinderte. Sein Verfolger war nicht so glücklich. Zwei Mal lachte Rex innerlich, als er einen Schlag und ein Schuffeln hörte, das einen Fall verrieth und einmal in einem Thale, durch das ein Bach floß, den er ohne Mühe übersprungen hatte, lachte er laut auf, als er ein Plätschern hörte. Jetzt führte die Spur den Hügel hinauf und Rex verdoppelte seine Anstrengungen, seinen überlegenen Muskelkräften vertrauend, um schließlich den Gegner doch hinter sich zu lassen. Er gelangte auf die Höhe und hielt an, um zu horchen. Das krachen der Zweige hinter ihm hatte aufgehört und es schien ihm, als sei er allein.

Er hatte den Gipfel der Klippe fast erreicht. Die Lichter des Neck waren jetzt unsichtbar. Unter ihm lag die See. Aus der schwarzen Oede herauf kamen Stöße scharfen Seewindes. Die Spitzen der großen Wellen, welche sich unten brachen, wurden aufgewirbelt und in die Nacht hinein geweht, — weiße Flecken, die sogleich wieder von der schwarzen Finsterniß verschlungen wurden. Von der Nordseite der Bai hörte man das heisere Brüllen der Wellen, wie sie sich gegen die senkrechten Felsen brachen, welche Forrestier's Halbinsel begrenzten. Zu seinen Füßen stieg ein entsetzliches

Pfeifen und Kreischen auf, in Zwischenräumen von einem dumpfen Rollen unterbrochen, das wie Donner klang.

Wo war er? Erschöpft und athemlos warf er sich zwischen den rauhen Büschen hin und horchte. Plötzlich hörte er auf dem Pfade, den er gekommen, einen Ton, welcher ihn in tödtlichem Entsetzen aufspringen ließ — das Bellen eines Hundes! Er steckte seine Hand in die Brust, um die zweite Pistole zu greifen und stieß einen Schrei der Verzweiflung aus. Er hatte sie verloren. Er fühlte um sich herum in der Dunkelheit, ob er nicht einen Stock oder einen Stein fassen könnte, der ihm als Waffe diene. Vergebens. Seine Finger faßten nichts, als das stachlige Gebüsch und das harte Gras. Der Schweiß lief ihm vom Gesicht. Mit starren Augen und gestäubtem Haar blickte er in die Finsterniß, als wolle er sie durch die Kraft seines Blickes allein bannen. Das Geräusch wiederholte sich und das Geheul des Windes und das Gebrüll der Wogen durchdringend, schien es ihm ganz nahe zu sein. Er hörte eines Mannes Stimme, welche den Hund in Worten aufmunterte, die der Wind verwehte, ehe er sie verstehen konnte. Wahrscheinlich war Einer der Soldaten zu Mac Nab's Hilfe ausgeschickt. So war die Gefangennahme unvermeidlich. In seiner Todesangst gelobte der Unglückliche sogar Besserung, sollte er davon kommen.

Der Hund, durch die Büsche des Unterholzes brechend, gab einen kurzen scharfen Ton von sich und lief dann stumm weiter.

Die Finsterniß hatte sich mit dem Winde vermehrt. Der Sturm über den zerrissenen Himmel hinfahrend, hatte wischen die Blitze und das Meer einen undurchdringlichen Vorhang von schwarzen Wolken gezogen. Sie waren so dicht daß es schien, als könne man sie fassen. Die weißen, wüthenden Wellen waren unsichtbar und selbst der Blitz schien nicht mehr diese intensive Finsterniß durchdringen zu können. Ein großer, warmer Regentropfen fiel auf die ausgestreckte Hand von Rex und hoch über ihm grollte der zornige Donner. Das Kreischen und Pfeifen, das er noch vor wenigen Augenblicken gehört, hatte ein Ende, aber hin und wieder hörte er mächtige Schläge, als ob ein ungeheurer Vogel mit riesenhaften Flügeln gegen die Klippe schlug. Alles hallte rings um ihn davon

wieder und die Erde zitterte unter seinen Füßen. Er blickte nach dem Ocean und sah eine neblige hohe Gestalt aussteigen, welche, sich weiß abhebend gegen die tiefschwarze, Alles verhüllende Finsternis, beugte und ihm zu winken schien. Er sah sie ganz deutlich einen Augenblick lang und dann mit gräßlichem Aufschrei wie in wütender Verzweiflung sank die Gestalt und verschwand. Wahnsinnig vor Entsetzen, das er sich nicht erklären konnte, wandte sich der Verfolgte, um der nächsten Gefahr zu begegnen. Mit wildem Geheul stürzte der Hund sich, auf ihn. John Rex wurde durch den Stoß zurückgeschleudert, packte aber in seiner Verzweiflung die Bestie so glücklich an Kehle und Bauch, da er mit Aufbietung aller Kräfte ihn zurückwarf. Das Thier stieß ein Geheul aus und schien liegen zu bleiben, an der Stelle wo es verschwunden, aber über ihm stieg wieder die weiße Nebelsäule empor. Es war wunderbar, aß Mac Nab und der Soldat den Vortheil nicht verfolgten, den sie gewonnen. — Muth! — Vielleicht konnte er sie noch zurückschlagen. Er hatte Glück gehabt, dem Hunde so leicht zu entgehen. Mit einem Aufzittern neuer Hoffnung lief er vorwärts, als zu seinen Füßen wiederum jene Angstgestalt aufstieg, kühlen Hauch ihm entgegen blasend, als wenn sie ihn zurücktreiben wollte. Aber der Feind, der ihm aus den Fersen saß, trieb ihn vorwärts. Wenige Schritte noch und er mußte den Gipfel der Klippe erreicht haben. Er konnte die See fühlen wie sie vor ihm in der Finsterniß brüllte. Die Säule verschwand und in einer Pause, welche der Wind gerade machte, erscholl an der Stelle, wo sie erschienen, ein so scheußliches Gemisch von Kreischen, Lachen und Wüthen, daß John Rex gebannt vor Grauen stehen blieb. Zu spät — Der Boden unter seinen Füßen gab nach. — Er fiel — er griff um sich — vergebens! Er faßte nach den Felsen, Büschen nach dem Gras! Die Wolken hoben sich ein wenig und bei dem Leuchten, das über den Ocean flog und auf den Wellen spielte, fand John Rex eine Erklärung seines Entsetzens, viel entsetzlicher, als er geglaubt. Der Pfad, den er verfolgt, führte zu dem Theil der Klippe, in welchem die See jenen tunnelartigen Schacht ausgehöhlt hatte, der unter dem Namen des Teufels Blasebalg bekannt ist.

An einen Baum sich anklammernd, der auf halbem Wege den Abgrund hinab wuchs und seinen Fall aufgehalten hatte, starrte er in den Schlund. Vor ihm — nein schon hoch über seinem Kopfe, hob sich ein riesenhafter Felsenbogen. Durch diesen Felsenbogen sah er in unendlicher Entfernung den wüthenden, schäumenden Ocean unter sich. Grade hinab öffnete sich ein Abgrund von zersplitterten, schwarzen Felsen umgeben, — tief unten das schäumende, brausende, tobende Wasser. Plötzlich hob sich der Grund dieser Tiefe und kam ihm näher und näher oder vielmehr der schwarze Schlund that sich auf und spie eine Masse von gurgelndem, springendem Wasser aus, das ihn fassen und ertränken zu wollen schien. War es Einbildung da der zerschmetterte Körper des Hundes auf der Oberfläche des steigenden Wassers schwamm? Der Schlund, in den John Rex gefallen, hatte die Form eines umgekehrten Trichters, dessen enges Ende nach oben gerichtet ist. Die Seiten dieses Trichters bestanden aus zerrissenen Felsen, in dessen Spalten sich wohl etwas Erde gesammelt hatte, worin eine spärliche Vegetation Wurzel gefaßt. Dieser karge Pflanzenwuchs hörte auf der Hälfte des Schlundes auf und die Felsen unten waren fortwährend feucht von dem aufsteigenden Gisch. Zufall — wäre der Deportierte ein Meekin gewesen — so sagten wir — die Vorsehung hatte ihn auf den untersten Vorsprung geworfen, der noch Pflanzen trug. In ruhigem Wetter würde er außer Gefahr gewesen sein, aber der nächste Blitz zeigte seinen entsetzten Sinnen wohl zehn Fuß über seinem Kopf einen Felsenvorsprung, der von Wasser tropfte. Es war augenscheinlich, daß bei dem nächsten Aufsteigen des Wassers in dem Trichter der Platz, auf welchem er stand, auch unter Wasser gesetzt würde.

Die brüllende Wassermasse kam mit entsetzlicher Schnelligkeit. Rex fühlte sich gepackt und aufgehoben.

Mit beiden Armen den Baum umfassend griff er mit jeder Hand in die Aermel seiner Jacke. Vielleicht wenn er fest hielt, konnte er den Angriff des erstickenden Stromes überleben. Er fühlte wie seine Füße wie von der Hand eines Riesen aufgehoben und nach oben geschleudert wurden. Wasser gurgelte in seinen Ohren. Seine Arme

schielen aus ihren Gelenken gerissen zu werden. Hätte der Strom noch einen Augenblick länger angehalten, so mußte er loslassen; aber mit einem schrillen Geheul, als ob ein Seeungeheuer seinen Raub loslassen muß, sank die Säule und ließ ihn, nach Athem ringend, blutend, halb erstickt aber lebend zurück. Es war unmöglich, daß er den nächsten Anprall überleben konnte und in seiner Todesangst öffnete er die steifen Finger und wollte sich seinem Schicksal überlassen. Doch in diesem Moment sah er an der Felsenmauer, welche sich zu seiner Rechten ein wenig aushöhlte, ein rothes flackerndes Licht, in dessen Mitte der gigantische Schatten eines Mannes phantastisch auf und nieder tauchte. Rex blickte hinauf und sah einen brennenden Busch, der an ein Tau gebunden war, langsam in den Schlund sich hinabsenken. Mac Nab benutzte die Pause in dem Trichter, um die Seiten desselben zu untersuchen.

John Rex faßte eine neue Hoffnung. Im nächsten Augenblick mußte das Licht denen dort oben seine Gestalt zeigen, wie dieselbe gleich einer Muschel an dem Felsen klebte. Er mußte auf jeden Fall entdeckt werden, aber wenn sie das Tau schnell herunterließen, konnte er es vielleicht fassen und sich retten. Seine Furcht vor dem entsetzlichen Tode, der ihn dort unten erwartete, überwog die Angst vor der neuen Gefangennahme. Das langsame Hinabgurgeln des Wassers, wie es in die Tiefe der Spalte zurücktrat, hatte aufgehört und er wußte, daß das nächste Pulsieren der See wiederum das ungewisse Verderben für ihn heraufsprudeln würde. Die riesige Fackel stieg langsam und stetig herab und er hatte schon seinen Athem angehalten, um einen lauten Ruf auszustoßen, der oben gehört werden sollte, trotz Wind und Wellen, als eine sonderbare Erscheinung als dem Rande der Klippe ihn in neues Staunen setzte. Ungefähr sechs Fuß von ihm, glühend wie geschmolzenes Gold in dem rothen Licht des brennenden Busches, sah er einen runden, schnellen Strom Wassers aus dem Felsen herausfließen und in die Dunkelheit stürzen. Es war, als ob eine Schlange aus ihrem Loche käme. Ueber diesem Strom lag ein schwarzes Loch, das sich nicht von der Fackel erleuchten; ließ und John Rex fühlte sein Herz von

einer letzten, verzweiflungsvollen Hoffnung bewegt, als er begriff, das dicht neben ihm sich einer dieser wunderbaren Gänge befand, welche die ewig bohrende Arbeit des Wassers so oft in dieser Art von Höhlen ausführt. Der Gang wahrscheinlich zuerst bei der vulkanischen Erhebung des Felsens gebildet, dehnte sich vermuthlich bis in die Tiefen des Berges aus. Der Strom hörte jetzt auf zu fließen; war es also ziemlich wahrscheinlich, daß die steigende Wassersäule nicht allzuweit in diesen wundervollen Versteck eindrang.

Mit großer Klugheit, die in anderer Lage an Wahnsinn gegrenzt hätte, rief John Rex seinen Verfolgern zu: »Das Tau, das Tau!«

Die Worte, an den engen Felsenwänden widerhallend, wurden hinaufgeführt und klangen in vielfachem Echo an das Ohr derer dort oben.

»Er lebt!« rief Mac Nab und blickte in den Abgrund. »Ich sehe ihn! Seht!«

Der Soldat schlang das Ende des Taus von Ochsenhaut um den Baum, an dem er sich hielt und schwang nun das Tau so, daß es den Felsenvorsprung erreichen konnte, aus welchem der kühne Gefangene sich hielt. Das Stöhnen und Brüllen, welches dem neuen Aufsteigen des Wassers voranging, ließ sich jetzt von unten hören.

»Gott sei dem armen Kerl gnädig,« sagte der fromme, junge Schotte, athemlos lauschend.

Ein weißer Schaum ließ sich unten im Grunde sehen und das Stöhnen und Brausen ging schnell in ein immer stärker werdendes Pfeifen über. John Rex blickte nach dem brennenden Pendel, das sich mit größeren Schwingungen ihm immer mehr näherte und blickte zum letzten Male mit gemurmeltem Gebet zu dem dunkeln Himmel auf. Der Busch mit heller brennender Flamme, welche die Bewegung neu anfachte, warf eine rothe Gluth auf seine düstern Züge, welche den Ausdruck des Triumphs annahmen, als er jetzt das Tau faßte.

»Laßt nach, laßt nach,« schrie er und dann zog er den brennenden Busch an sich und versuchte, die Flamme mit den Füßen auszutreten. Der Soldat stemmte seinen Körper gegen den

Baum, faßte das Tau fester, wandte seinen Kopf von dem fürchterlichen Loche ab und sagte zu Mac Nab: »Halten Sie fest, Euer Gnaden, das Wasser kommt!«

Das Kreischen und Bellen verwandelte sich wieder in fürchterliches Gebrüll, das Gebrüll in Pfeifen und Zischen und mit einem Windstoß und Schäumen flog die wüthende See in dem Schlunde hinauf John Rex, unfähig, die Flamme zu ersticken, schlang seinen Arm um das Tau und in dem Augenblick als das steigende Wasser bis an den Mund der Höhle trat, stieß er sich fest von dem Felsen ab und schwang sich über den Abgrund. Er hatte schon den Felsen gefaßt und warf sich vorwärts, als die fürchterliche Wassersäule ihn traf.

Mac Nab und der Soldat fühlten den plötzlichen Ruck an dem Tau und sahen, wie das Licht durch den Raum flog. Dann brach die Wuth der Wassersäule in brüllendes Triumphgeschrei aus, die Anspannung des Taus hörte auf, das Licht war ausgelöscht und als das Wasser sank, hing an dem Ende des Strickes nichts als das nasse schwarzgebrannte Skelett des Eichenastes.

Unter krachendem Donner stürzte jetzt der lang verhaltene Regen herab und ein plötzlicher Riß in den Wolken zeigte ihnen weit hinaus den wogenden Ocean, hoch hinauf die zerrissenen glänzenden Felsen und zu ihren Füßen den schwarzen, mörderischen Abgrund des teuflischen Loches — leer!« Sie zogen schweigend das nutzlose Tau heraus, — dann steckten sie eine andere Fackel an, ließen sie hinab, aber sie sahen nichts.

»Gott lasse seine arme Seele in Frieden ruhen,« sagte Mac Nab schauernd. »Er ist ans unsrer Hand genommen.«

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Die Flucht.

Gabbett, von der Krähe geführt, hatte beschlossen, das genommene Boot an dem südlichen Punkte von Kap Surville zu landen. Diejenigen, welche sich die Mühe gegeben haben, der Schilderung der Topographie von Van Diemens zu folgen, werden einsehen, daß nichts als die Natur des Unternehmens eine so verzweifelte Maßregel rechtfertigen konnte. Die senkrechten Klippen schienen Jedem sicheres Verderben zu bringen, aber Vetch, der bei dem Bau der Landungsbrücke am Neck geholfen hatte, wußte, daß auf dem südlichen Punkt des Vorsprunges sich eine Art kleiner Bai befand, in welcher die Gesellschaft möglicher Weise glücklich landen könnte. Etwas von der Entschlossenheit ihres Führers Rex war auf die Krähe übergegangen und er stimmte sogleich dafür, da dies in ihrer gegenwärtigen Lage die einzige Möglichkeit einer Rettung für sie sei. Er biß die Zähne zusammen, als er das Ruder ergriff, das als Steuer diente und richtete die Spitze des Bootes grade aus den ungeheuren Felsen, welcher das nördliche Horn der Piraten-Bay bildete.

Außer dem phosphorescirenden Lichte der schäumenden Wellen war die Dunkelheit vollkommen und der verfolgende Burgeß ließ das Boot auf gut Glück vorgehen. Derselbe furchtbare Blitz, welcher Mac Nabs Leben gerettet hatte, weil Rex das Ziel verfehlte, zeigte dem Kommandanten das Boot auf der Spitze einer ungeheuren Welle und augenscheinlich grade in dem Augenblick, wo es gegen die Felsenmauer geworfen zu werden schien, die in unmittelbarer Nähe aufstieg.

Im nächsten Augenblick sah Burgeß, während sein Boot von den schnell aufsteigenden Wellen gehoben wurde, zu seinen Füßen eine Art von Panorama. Auf der Höhe einer Welle hängend, schien es dem Kommandanten, als wäre er auf einer Klippe, von welcher aus er eine wüthenden See unter sich sah, in tiefe Abgründe sich

spaltend, die selbst einen Leviathan verschlingen konnten. Tief unten in einem dieser Wasserthäler lag das Boot der Meuterer, das, mit seinen sechs ausgespreizten Rudern, wie ein sechsfüßiges Insekt aussah, welches in einem Pfuhl von Tinte schwamm. Die große Klippe, welche in jeder Spalte und Narbe deutlich zu sehen war, als ob sie nur eine Elle entfernt wäre, schien von seinem Fuß aus einen breiten, flachen Strohhalm — einen Streifen trocknen Landes, — nach diesem Insekt auszustrecken. Den nächsten Augenblick rauschte das Wasser, mit dem sechsbeinigen Atom über diesen Strand. Die riesige Klippe schien während des fürchterlichen Donners, der auf den Blitz folgte, sich vorn über, den rasenden Wellen entgegen zu beugen und die Wellen rollten zurück, das Boot glitt in die Tiefe und die ganze Phantasmagorie war verschlungen in dem Tumult des Sturmes.

Burgeß, dessen Haar sich vor Entsetzen sträubte, rief den Leuten zu, das Boot abzuhalten, aber er hätte eben so gut zu einer Lawine sprechen können.

Der Wind verwehte seine Stimme und ließ sie verhallen.

Eine gierige Welle riß ihm das Ruder aus der Hand. Trotz der verzweifelten Anstrengungen der Soldaten wurde das Boot einen Wasserberg hinauf gewirbelt, wie ein Blatt mit dem Strahl eines Springbrunnens in die Höhe steigt und ein zweiter Lichtstrahl zeigte ihnen eine Gruppe von Menschen, groß wie Puppen, während ein umgekehrtes Boot, wie eine Walnussschale, den Kiel aufwärts, von den zurückwogenden Wellen mit fortgenommen wurde. Einen Augenblick dachten Alle, daß sie das Schicksal der unglücklichen Deportierten theilen müßten, aber es gelang Burgeß, dem Boot Richtung zu geben und entsetzt durch die furchtbare Gefahr, der sie mit genauer Noth entkommen, gab er den Befehl, zurück zu wenden. Als die Männer das Boot nach der Richtung der freundlich blickenden Lichter wandten, sahen sie einen schwarzen Fleck sich auf den Wellen schaukeln, an ihrem Stern vorüber und in die See hinaus schwimmen. Als er an ihnen vorüber kam, hörten sie einen Schrei und wußten, daß Einer von der verunglückten Schaar an einem Ruder hing.

»Er war der einzige Ueberlebende,« sagte Burgeß, seine verrenkte Hand zwei Stunden später am Neck verbindend, »und er ist jetzt auch schon Futter für die Fische!«

Doch täuschte er sich. Das Schicksal hatte die Gefangenen für einen weniger gnädigen Tod als den des Ertrinkens aufgespart.

Mit Hilfe des Blitzes und des »Glückes,« das so oft die Schurken in ihr ferneres Verderben führt, hatte Vetch das Boot auf den Strand gebracht und die Leute erreichten, geschunden, blutend und erschöpft, die obere Küste. Von der ganzen Zahl war nur Cox verloren.

Er war, als sie sich retteten, der Krähe im Wege; dieser riß ihn am Hals zurück, da er die Wichtigkeit fühlte, seine eigne Haut in Sicherheit zu bringen und stürzte sich über den zappelnden Cox fort, an's Ufer. Cox in der Todesangst, ergriff nach einem Ruder und war im nächsten Augenblick schon wieder von den rückschlagenden Wellen in die See mit hinausgenommen. Er wurde an seiner einzigen Hoffnung auf Rettung, dem Wach-Boote, vorüber getrieben und zwar mit einer Schnelligkeit, die jeden Gedanken an Auffischen unmöglich machte und die Prophezeiung seiner Kameraden, daß er nicht gehängt werden würde, zu Schanden zu machen schien. Er war ein starker, kräftiger Mann und hielt sich fest an dem Ruder, ja er löste sogar seinen Lederriemen, schlang ihn um das Stück Holz und band sich so fest daran, als er konnte.

In dieser Lage, — aus einer Ohnmacht vor Erschöpfung war er wieder erwacht, entdeckte ihn der Mann am Ruder auf der »Hübschen Marie« am nächsten Morgen, wenige Meilen von Cap Surville entfernt. Blunt, in der Hoffnung, daß dieser Mensch vielleicht sich als der todt Liebhaber von Sara Purfoy ausweisen möchte, ließ ein Boot hinab und fischte den Mann auf.

Fast zerschnitten von dem Riemen, erstickt vom Salzwasser, erstarrt vor Kälte, mit zwei zerbrochenen Rippen, hatte das unglückliche Opfer von dem mörderischen Angriff der Krähe doch noch so viel Lebenskraft, um die Mittel Kapitain Blunt's zwei Stunden zu überleben. Während dieser Zeit sagte er aus, daß sein Name Cox sei, daß er mit acht andern Gefangenen unter der Führung von John

Rex entflohen sei, daß die Andern Alle ertrunken, John Rex aber wahrscheinlich wieder gefaßt sei.

Nachdem er Blunt alle diese Einzelheiten mitgeteilt hatte, sagte er weiter, es stäche ihn, wenn er athme, versuchte Jemmy Vetch, die Kolonie, die See und starb ohne Reue.

Blunt rauchte drei Pfeifen, dann änderte er den Kurs der »Hübschen Marie« um zwei Striche nach Osten und näherte sich der Küste. Es war möglich, daß der Mann nach dem er suchte, nicht wieder gefangen war und seine Ankunft erwartete. Es war seine Pflicht, da er von der ausgeführten Flucht jetzt wußte, sein Unternehmen nicht aufzugeben, so lange noch Hoffnung war.

»Ich will noch einmal die Küste absuchen,« sagte er zu sich selbst.

Die »Hübsche Marie« kroch an der Küste so nahe entlang, als sie es nur immer wagen konnte und sah nichts. Es wäre Wahnsinn gewesen bei Cap Surville zu landen, denn wahrscheinlich war die ganze Station in Bewegung. Also hielt Blunt, als die Nacht kam, ein wenig von der Piratenbai ab. Er wanderte auf dem Deck aus und ab, brummte über die Thorheit der Expedition, als eine merkwürdige Erscheinung an dem südlichen Horn der Bai ihn in höchstes Staunen setzte.

Im Innern des Berges glühte es wie ein feuriger Ofen! Blunt rieb sich die Augen und starrte dahin. Er sah auf den Mann am Steuer.

»Seht Ihr dort etwas, Jem?«

Jem, ein Mann aus Sydney, der niemals an dieser Küste gewesen, antwortete kurz: »Leuchtturm.«

Blunt ging in seine Kajüte und holte seine Karten. Kein Leuchtturm in dieser Gegend, nur ein Zeichen wie ein Anker und die Worte: »Merkwürdige Höhle an diesem Punkt;« in der That »merkwürdiger Kalkofen,« wäre richtiger gewesen.

Blunt rief seinen Steuermann, William Staples herauf, einen Burschen, dessen Leib und Seele Sara mit ihrem Golde erkauft hatte. William Staples blickte auf den bald wachsenden, bald sinkenden Feuerschein und sagte dann, zitternd vor Gier. »Das ist ein Feuer. Legt bei und laßt die Jolle herab. Alter, das ist unser Vogel

für tausend Pfund!«

Die Hübsche Marie reffte die Segel und Blunt und Staples bestiegen die Jolle.

»Austern suchen, Sir?« fragte Einer von der Mannschaft grinsend, als Blunt ein Bündel in den Kahn warf.

Staple steckte seine Zunge in die Backe. Der Zweck der Reise war genügend erkannt unter der sorgfältig gewählten Mannschaft. Blunt hatte Leute gewählt, welche ihn nicht wohl verrathen würden, doch hatte der vorsorgliche Rex ein Mittel angegeben, das einen Verrath fast unmöglich machte.

»Was ist in dem Bündel, Alter?« fragte William Staples, nachdem sie vom Schiffe abgestoßen.

»Kleider,« erwiderte Blunt.

»Wir können ihn nicht als Kanarienvogel mitnehmen. Er legt dies an, versenkt Ihrer Majestät Livree und kommt als ein schiffbrüchiger Matrose.«

»Das ist ganz gut. Wer hat das ausgedacht. Madam, darauf will ich wetten.«

»Ja.«

»Sie ist eine Schlaue!«

Das widrige Lachen der Beiden klang über das Meer hin.

»Langsam, Mann,« sagte Blunt, als sie sich der Küste näherten. Sie sind Alle wach in Eaglehawk und wenn die verfluchten Hunde einen Ton von sich geben, geht im Augenblick ein Boot aus. Glücklicher Weise haben wir Landwind.«

Staples ließ das Ruder hängen und horchte. Die Nacht war mondlos und das Riff war schon außer Sicht. Sie näherten sich dem Vorgebirge von Südosten und der Isthmus des bewachten Neck war von der vorspringenden Klippe verdeckt. In dem südwestlichen Winkel dieser Klippe ungefähr auf der Hälfte zwischen dem Gipfel und der See war ein Bogen, welcher ein rothes, flackerndes Licht ausströmte, das einen schwachen Widerschein auf die See und auf das Boot warf. Das Licht war unsicher und flüchtig; jetzt ganz zusammensinkend, dann auflodernd mit plötzlicher Wildheit, als ob

das Herz des Berges in lauter Gluthen klopfte. Zuweilen deckte eine schwarze Gestalt diesen riesenhaften Ofenschlund, sich bückend und beugend, als ob sie das Feuer schürte.

Man hätte sagen mögen, es sei eine Thür zu Vulcan's Schmiede, die zufällig offen gelassen war und man sah den alten Helden Waffen schmieden für die Halbgötter.

Der abergläubige Blunt wurde ganz bleich. »Er ist kein Sterblicher,« flüsterte er, »wir wollen zurück!«

»Und was wird Madam sagen?« erwiderte Will Staples, der sich weder vor Gott noch vor dem Teufel fürchtete und der in den Erebus gegangen wäre, hätte man ihn dafür bezahlt. So von seiner ihn beherrschenden Leidenschaft aufgerufen, wandte Blunt den Kopf und das Boot ging vorwärts.

Sechszwanzigstes Capitel.

Die Arbeit der See.

Der steigende Wasserstrahl hatte das Leben von John Rex gerettet. In dem Augenblick, als er ihn traf, war er auf seinen Händen und Knien am Eingang der Höhle. Die Welle, aufwärts strebend, dehnte sich zu gleicher Zeit nach der Seite aus und dieser Seitendruck trieb den Deportierten in den Eingang der Felsenhöhle hinein. Der Gang schien, sich hinab zu ziehen und er wurde kopfüber weiter gerollt, bis der Wasserstrom ihn endlich in eine Spalte zwischen zwei ungeheure Felsenblöcke warf, welche über einem fürchterlichen Abgrunde zu hängen schienen. Glücklicher Weise für die Erhaltung seines Lebens, um das er so hart kämpfte, hinderte grade die Wuth des hereinstürzenden Wassers, daß er wieder mit hinausgewaschen wurde, als die Welle zurückströmte. Er konnte hören, wie das Wasser in fürchterlichen Echos weit hinunter in die Tiefen stürzte und es war augenscheinlich, daß die zwei Steine, gegen die er geworfen, als Wasserbrecher für den Strom dienten, der von außen kam und die Hauptmasse des Wassers wieder zurücktrieb, was er von seiner Stellung aus auf dem Felsenvorsprung vorhin bemerkt hatte. In wenigen Sekunden war die Höhle leer.

Sich mühsam aufrichtend mit dem unsicheren Gefühl halber Sicherheit versuchte John Rex die großen Felsenblöcke zu erklettern, welche die ungekannte Tiefe unter ihm versperrten. Bei der ersten Bewegung, welche er machte, schrie er laut auf. Sein linker Arm, mit dem er das Tau gehalten, hing kraftlos herunter. Gegen den scharfen Eingang der Höhle gestoßen, war er augenblicklich wie gelähmt. Einen Augenblick sank der Unglückliche verzweifelnd auf den nassen, rauhen Boden der Höhle zurück; — dann warnte ihn ein gurgelnder Ton unter seinen Füßen vor der neu drohenden Gefahr und alle seine Kräfte zusammenfassend, kletterte er den Block hinauf. Obgleich fast ohnmächtig vor Schmerz und

Erschöpfung drang er höher und höher hinauf. Er hörte das gräßliche Zischen des Wirbels unter ihm lauter und lauter werden. Er fühlte die Dunkelheit noch dunkler werden, als die aufsteigende Wassersäule den Eingang zur Höhle bedeckte. Er fühlte den Schaum des Salzwassers bis an sein Gesicht spritzen und die wüthende Flut seine Hand lecken, welche von seinem Sitz herunterhing. Aber das war Alles! Er war endlich außer Gefahr. Und als dieser Gedanke seine Sinne beruhigte, schloß er die Augen und der wunderbare Muth und die außergewöhnliche Kraft, welche den Schurken so lange aufrecht gehalten, gingen in völlige Betäubung über. Als er daraus erwachte, war die Höhle mit dem sanften Licht der Dämmerung erfüllt. Seine Augen aufschlagend, sah er hoch über sich ein Felsendach, auf welchem der Widerschein der Sonnenstrahlen, der sich durch das Wasser unten brach, in tausend Farben spielte. Zu seiner Rechten lag der Eingang der Höhle, zu seiner Linken der fürchterliche Abgrund, in dessen Tiefe er die See murmeln und spülen horte. Er richtete sich auf und streckte seine steifen Glieder. Trotz seiner verletzten Schulter war es unumgänglich nothwendig, sich zu rühren. Er wußte nicht, ob sein Entkommen bemerkt worden war, ob die Höhle einen andern Ausgang hatte, durch den Mac Nab eindringen konnte. Ueberdies war er durchnäßt und ausgehungert. Um sein Leben zu bewahren, das er der See abgerungen, mußte er jetzt Nahrung und Feuer haben. Zuerst prüfte er den Spalt, durch den er hereingekommen. Er war wie ein unregelmäßiges Dreieck gebildet, von der Arbeit der See ausgehöhlt, die bei solchem Sturm, wie derjenige der letzten Nacht, bis hoch hinein getrieben wurde. John Rex wagte nicht, zu nahe an den Rand zu kriechen, um nicht von dem schlüpfrigen, nassen Eingang hinunter in die Tiefe zu stürzen. Seinen Hals ansteckend, konnte er hundert Fuß unter sich das düster grollende Wasser sehen, das spritzte und schäumte und in spielen Wirbeln rauschte und bald sich aufbäumte, als ob es einen neuen Sturm erwartete, um bis zu dem Mann hinaufzulecken, der seiner Wuth entgangen war. Es war unmöglich, dort hinunter zu gelangen. Er wandte sich zurück in die Höhle und fing an, diese zu untersuchen.

Die beiden Felsblöcke, gegen die er geschleudert, waren in der That Pfeiler, welche das Dach der Höhle trugen. Jenseits derselben lag ein breiter, grauer Schatten, dessen Leere schwach von dem Schein erleuchtet war, der durch das Wasser von unten herauf kam. Mitten hinein fiel ein wunderbarer Strahl von mattem Glanz, der sein unsicheres Licht auf eine Wildniß von Seetang warf. Selbst in der verzweifelten Lage, in der er sich befand, lebte doch genügend Poesie in der Brust des Elenden, um ihn dies Wunder der Natur schätzen zu lassen, das sich ihm hier in so eigenthümlicher Weise enthüllte.

Das ungeheure Vorgebirge, welches von außen gesehen, fest wie ein Berg erschien, war in der That nur ein ausgehöhlter Kegel, zerrissen und zersplittert in tausend Spalten und Klüfte durch die unausgesetzte Arbeit der See während vieler Jahrtausende. Des Teufels Blasebalg war nur ein unbedeutendes Loch im Vergleich zu dieser ungeheuren Höhle. Mit Mühe den steilen Abhang hinab kletternd, fand er sich bald am Rande einer Felsengalerie, welche über die Tiefe hinausragend auf ihren feuchten, mit Kraut bewachsenen Rändern Zeichen häufiger Überschwemmung trug. Es mußte außen ganz niedrige Ebbe sein. Sich an den rauhen wurzelgleichen Algen der feuchten Wände festhaltend, schwang sich John Rex um den Vorsprung der Galerie und befand sich plötzlich aus der Dämmerung kommend, in vollem Tageslichte. In der Seite der zerrissenen und durchlöcherten Klippe befand sich eine große Oeffnung. Der wolkenlose Himmel spannte sich über ihm; eine frische Brise fächelte seine Wange und sechzig Fuß unter ihm schillerte die See und kräuselte sich in Myriaden von kleinen Wellen in dem hellen Morgenlichte. Kein Zeichen des letzten Sturmes störte die vollendete Harmonie des Bildes. Kein Zeichen menschlichen Daseins gab Zeugniß von der grausen Nähe des Gefängnisses. Von dem Versteck, in dem er sich befand, war nichts zu sehen, als der lachende blaue Himmel und die grünlich schillernde See. Diese Ruhe in der Natur war aber für den verfolgten Deportierten eine neue Quelle der Unruhe. Es war Grund vorhanden, anzunehmen, daß des Teufels Blasebalg und dessen Umgegend genau untersucht

werden würde. Er vermuthete, daß das günstige Wetter Burgeß und Mac Nab veranlassen würden, sich über das Schicksal ihres früheren Gefangenen Gewißheit zu verschaffen. Er wandte sich von der Oeffnung ab und bereitete sich vor, noch weiter den felsigen Pfad hinab zu steigen. Der Sonnenschein hatte ihn getrocknet und neu belebt und der Instinkt sagte ihm, daß die oben durchlöchernte Klippe auch unten irgend einen Gang haben würde, welcher ihm bei Ebbe einen Ausgang auf den Strand gewähren würde. Es wurde immer dunkler als er hinab kletterte und zwei Mal wandte er sich in Entsetzen zurück von den Abgründen, die ihm aus beiden Seiten entgegen starrten. Es schien ihm jetzt, als ob der Gang mit seinen düstern Felsenwänden, den er jetzt durchkroch, sich zurück wand und ihn in die Eingeweide des Berges hinein führte.

Von Hunger gepeinigt, mit dem Bewußtsein, daß in wenigen Stunden die steigende Fluth die unterirdischen Gänge; wieder füllen würde und ihm den Rückzug abschneiden, drang er kühn vorwärts. Er war wohl neunzig Fuß hinabgestiegen und hatte in den vielfachen Windungen kein andres als das reflektierte Licht von jener Galerie gehabt. Da belohnte ihn ein Sonnenstrahl, der von unten herauf fiel. Er theilte zwei ungeheure Massen Seegras, dessen samenbesetzte Gehänge wie ein Vorhang sich vor seinen Weg legten und befand sich nun in der Mitte der engen Felsenspalte, durch welche das Wasser in den Blasebalg getrieben wurde. In ungeheurer Entfernung über sich sah er den Felsenbogen. Jenseits des Bogen konnte er noch ein Stückchen von dem Ausschnitt des kreisförmigen Loches sehen, durch das er hinein gefallen. Er blickte vergebens nach dem Trichterloche, das ihn so freundlich aufgenommen. Es war von hier aus nicht zu unterscheiden. Zu seinen Füßen lag ein langer Spalt in dem festen Gestein, so eng, daß er fast hinüber springen konnte. Dieser Spalt war der Kanal eines schnellen, dunkeln Stromes, der von der See aus wohl fünfzig Ellen unter einem Bogengange von acht Fuß Höhe hineinlief, bis er sich an den zerrissenen Felsen brach, welche glitzernd im Sonnenscheine am Fuße der kreisrunden Oeffnung des oberen Felsens lag. Ein Zittern machte die Glieder des abenteuerlichen Deportierten erbeben. Er sah ein, daß zur Fluthzeit

der Platz, auf welchem er stand, unter Wasser gesetzt werden mußte und daß die enge Höhle eine unter Wasser liegende Röhre in dem festen Felsen war, von vierzig Fuß Länge, durch welche die Meilen langen Wellen der Südsee hinein drangen.

Der schmale Felsenstrich an dem Fuß der Klippe war so flach wie ein Tisch. Hier und da waren ungeheure Aushöhlungen wie Pfannen, welche die zurücktretende Fluth voll klaren, ruhigen Wassers gelassen hatte. Die Spalten der Felsen waren von kleinen, weißen Krabben bewohnt und John Rex fand zu seinem Entzücken, daß es hier eine große Menge von Mießmuscheln gab, die zwar etwas mager und herbe, doch seinem ausgehungerten Magen sehr willkommen waren. Außerdem saßen auch an den flachen Felsenwänden viele gewöhnliche Tellermuscheln. Doch fand sie John Rex zu salzig, um eßbar zu sein und war genöthigt, sie wieder fort zu werfen. Aber eine größere Art, die einen saftigen Körper hatte, von der Größe eines Mannesdaumens in langen, messerscheidenartigen Schalen waren besser und er sammelte bald so viel, als er zu einem Mahl brauchte.

Als er gegessen und sich geformt hatte, fing er an, den merkwürdigen Felsen genauer zu untersuchen, bis zu dessen Fuß er nun vorgedrungen war. Zerfetzt und abgebraucht, streckte dieser seine breite Brust dem Winde und den Wellen entgegen, sicher und fest auf breitem Fuße stehend, der sich wahrscheinlich eben so tief unter die See erstreckte, als die ungeheure Säule nach oben hin ragte. So aufsteigend mit seinem zottigen Behang von Seetang um die Knie, schien er ein bewegungsloses, aber bewußtes Wesen zu sein, ein Ungeheuer der Tiefe, ein Titan des Oceans, verdammt, schweigend der Wuth des unbegrenzten und so selten befahrenen Oceans die Stirn zu bieten.

Still und bewegungslos, wie er war, gab der greise Alte doch eine Andeutung seiner Racheheimnisse. Als er so da stand auf der breiten, meerumgürteten Plattform, wo gewiß noch kein menschlicher Fuß vor ihm gerastet, sah er hoch über sich, in einen Spalt hinein gezwängt, einen Gegenstand, den sein Seemannsauge sogleich für einen Theil des oberen Mastkorbes eines großen

Schiffes erkannte. Mit Muscheln bedeckt und überwuchert von dem Epheu des Meeres, daß die Stricke kaum noch von dem Kraut unterschieden werden konnten, welche es umschlungen hielten, bezeugte dies Ueberbleibsel menschlicher Arbeit den Triumph der Natur über menschlichen Verstand. Unten durchlöchert durch die unbarmherzige See, der vollen Wuth der Stürme ausgesetzt, in einsamer Wacht den Wellen preisgegeben, welche von den Eis-Vulkanen der Südsee aus ihre gemeinsame Gewalt ungemindert seiner eisernen Stirn entgegen schleuderten, nahm der grimme Felsen aus den täglichen Kämpfen das Material zu seiner schweigenden Rache. Wie mit eisernen Armen umschlungen, hielt er seinen Raub fest, den er den allverzehrenden Klauen der See abgejagt hatte.

Man konnte sich einbilden, daß, als das verlorene Schiff mit allen den verzweifelten Seelen darauf, zerbrach und unterging, der taube und blinde Riese dies Fragment gepackt und an sich gerissen hatte aus den brausenden Wellen mit tausend brüllenden Tönen der wilden, entsetzlichen Freude.

John Rex, auf dies Denkmal vergessener Todespein blickend, hatte ein Gefühl der gewöhnlichsten Freude. »Da ist Holz zu meinem Feuer!« dachte er und nach dem Platz hinauf kletternd, versuchte er die Splitter der Spieren auf die Plattform hinunter zu werfen. Lange der Sonne ausgesetzt und hoch über die Fluthmarke hinauf geworfen, war das Holz so trocken geworden, daß es wie Zunder brennen mußte. Es war grade, was er brauchte. Ein wunderbarer Zufall, der diese Fragmente eines verschwundenen und längst vergessenen Schiffes auf diesem öden Felsen aufbewahrt, um endlich damit die Glieder eines Schurken zu wärmen, welcher der Gerechtigkeit entging!

John Rex schlug mit seinen eisenbeschlagenen Hacken gegen diese Holzmasse und löste so passende Theile ab. Er machte von seinem Hemd einen Sack, indem er die Aermel und das Halstuch zusammen band und bald brachte er mühsam, unter der Last fast taumelnd, genug Holz in die Höhle. Er machte zwei Reisen, warf das Holz auf den Boden der Galerie, welche über die See blickte und

wollte grade ein drittes Mal zurück kehren, als sein scharfes Ohr Ruderschlag hörte. Er hatte grade nur Zeit den Seekraut-Vorhang aufzuheben, der den Eingang des Spaltes verdeckte, als das Boot von Eaglehawk um die Ecke kam.

Burgeß saß im Stern und schien Signale nach dem Gipfel der Klippe hinauf zu machen. Rex hinter dem Schutze des Seetangs für sich lachend, errieth die Manöver. Mac Nab und seine Leute mußten oben suchen, während der Kommandant den Golf unten untersuchte. Das Boot fuhr gerade auf den Eingang los und einen Augenblick zitterte der furchtlose Rex bei dem Gedanken, daß vielleicht nach Allem seine Verfolger doch wohl das Dasein der Höhle kannten. Es war allerdings unwahrscheinlich. Er blieb fest stehen und das Boot glitt schweigend, etwa in der Entfernung von einem Fuß an ihm vorüber in den Schlund hinein. Er bemerkte, daß Burgeß, der sonst so blühend, heute ganz blaß war, daß sein rechter Aermel ausgeschnitten und der Arm im Verbande lag. Es war also ein Kampf vor sich gegangen und es war nicht unwahrscheinlich, daß seine Gefährten wieder gefaßt waren! Er lachte innerlich über seine Schlaueit und über seinen Verstand. Das Boot aus dem Felsenthor hinausgehend, glitt in den Pfuhl des Blasebalges hinein und durch die Kraft aller Ruderer gehalten, blieb es stehen. John Rex sah, wie Burgeß die Felsen und Klippen genau mit dem Blick untersuchte, sah ihn ein Signal nach Mac Nab hinaufgeben und dann sah er mit vieler Erleichterung, wie das Boot nach der See zu gewandt wurde. Er war so verloren in dem Anblick dieser schwierigen und gefährlichen Operation, daß er eine sehr wesentliche Veränderung gar nicht bemerkte, welche indeß im Innern der Höhle vor sich gegangen war. Das Wasser, welches noch vor einer Stunde ein langes Riff von schwarzen, runden Felsen leer gelassen, sprühte jetzt in einer Schaumlinie über die zerfetzten, rauhen Stufen der Naturtreppe, auf welcher er herabgestiegen. Die Fluth kehrte zurück und die See, welche wahrscheinlich durch einen tiefer gelegenen Tunnel schon in einen Theil der Klippe eingedrungen war, drängte sich mit einer Schnelligkeit in das Gewölbe, die zeigte, daß in der kürzesten Frist schon der Eingang

zur Höhle unter Wasser stehen würde. Des Deportierten Füße waren schon genäßt von den herein strömenden Wogen und als er sich umwandte, um einen letzten Blick auf das Boot zu werfen, sah er eine ungeheure, grüne Welle sich erheben gegen den Eingang der Kluft und fast das Tageslicht gänzlich ausschließend, majestätisch durch das Gewölbe einströmen. Es war hohe Zeit für Burgeß, sich zu empfehlen, wenn er nicht sein Boot dem Schicksal aussetzen wollte, wie eine Nuß gegen das Dach des Tunnels zerdrückt zu werden.

Der Gefahr sich bewußt, gab der Kommandant die Nachsuchung nach dem Körper des Gefangenen auf, und eilte, die offene See zu erreichen. Das Boot, das auf dem Rücken einer ungeheuren Welle auf und ab geschleudert wurde, entging nur mit genauer Noth der Zerstörung und John Rex, auf die Galerie kletternd, sah mit großer Genugthuung den breiten Rücken seines getäuschten Kerkermeisters hinter dem schützenden Vorgebirge verschwinden. Die letzten Anstrengungen seiner Verfolger waren vergeblich gewesen und in der nächsten Stunde war der einzig mögliche Zugang zu dem Zufluchtsorte des Deportierten unter drei Fuß wüthend schäumenden Seewassers verborgen.

Seine Gefangenenwärter waren von seinem Tode überzeugt und würden nun nicht mehr nach ihm suchen. So weit war das ganz gut. — Nun aber das letzte, verzweifelte Unternehmen, das Entkommen aus dieser wundervollen Höhle, welche zugleich sein Schutz und sein Gefängnis war. Sein Holz zusammenschleppend, gelang es ihm auch nach vieler Mühe, mit Hilfe von Feuerstein und einem eisernen Ringe, der noch an seinem Fuße sich befand, ein Feuer anzuzünden und seine erstarrten Glieder an dem lustigen Flackern zu erwärmen. Nun saß er da und dachte über das nach, was nun zu thun sei. Er war für den Augenblick sicher und die Nahrung, welche ihm der Felsen gewährte, war ganz genügend ihn manchen Tag am Leben zu erhalten, doch war es unmöglich, daß er lange unentdeckt bleiben würde. Er hatte kein frisches Wasser und wenn er auch, weil so gründlich durchnäßt, bis jetzt noch kein übermäßiges Verlangen danach trug, so mußten die bittersalzigen Muscheln bald einen

wüthenden Durst bei ihm hervorrufen, den er nicht löschen konnte. Es war völlig nothwendig, daß er binnen achtundvierzig Stunden auf dem Wege nach der Halbinsel sein mußte. Er erinnerte sich des kleinen Baches, in den er beinahe gefallen, — bei seiner Flucht am vorigen Abend und hoffte, im Stande zu sein, unter dem Dunkel der Nacht sich um das Riff zu stehlen und ihn unbemerkt zu erreichen. Nun mußte sein tollkühner Plan ausgeführt werden. Er mußte vor den Hunden und Wachen Spießruthen laufen, die Halbinsel erreichen und das rückkehrende Schiff erwarten. Er mußte sich sagen, daß die Wahrscheinlichkeit sehr gering für ihn war. Wenn Gabbett und die Andern wieder gefangen waren, mußte die Küste verhältnißmäßig klar sein, — wie er von Herzen wünschte. Wenn sie aber entkommen waren, so kannte er Burgeß zu gut, um nicht zu wissen, daß er die Jagd nicht aufgeben würde, so lange noch eine Hoffnung auf Wiedergefangennahme der Ausreißer war. Wenn in der That Alles so aussieht wie er es wünschte, so mußte er doch immer noch sein Leben erhalten bis Blunt ihn fand, — wenn etwa Blunt nicht zurückgekehrt war, müde des nutzlosen, gefährlichen Wartens.

Als die Nacht kam und das Licht des Feuers wunderbare Schatten auf die Winkel der ungeheuren Gewölbe warf, während es unter ihm in dem fürchterlichen Abgrunde in grauenhaften Tönen unzusammenhängend und geisterhaft murrte und stöhnte, — da überfiel den verlassenen Mann das Entsetzen der Einsamkeit. War dies wunderbare Gewölbe, das er entdeckt, bestimmt, sein Gefängnis zu werden? Sollte er — ein Ungeheuer unter seinen Mitmenschen, irgend einen schrecklichen Tod sterben, begraben in dieser geheimnißvollen, schrecklichen Meereshöhle? Er versuchte, diese schrecklichen Gedanken fortzutreiben, indem er sich einen Plan zum Handeln machte, — aber vergebens. Vergebens versuchte er, sich eine zusammenhängende Vorstellung von dem Plane zu machen, wie er den Namen und das Vermögen des verschwundenen Sohnes des reichen Schiffbauers an sich bringen könne.

Sein Gehirn, von schattenhaften Vorstellungen des Grauens und Schreckens erfüllt, konnte dem Gegenstande nicht die ruhige

Betrachtung widmen, die es brauchte. Mitten in seinen Gedanken an das Zurückweisen der eifersüchtigen Liebe jener Frau, die ihn rettete und an die Reise nach England, wo er in fremder Kleidung als Schiffbrüchiger erscheinen wollte, als der verloren geglaubte Erbe Sir Richard Devine's, — kamen ihm die fürchterlichsten Träume von Tod und Grauen, mit deren schattenhaften Gestalten er in diesen öden Höhlen zu kämpfen hatte. Er häufte frisches Holz auf sein Feuer, damit die Helle jene gräulichen Gestalten vertreiben möchte, die unter, über und neben ihm hausten. Er fürchtete sich umzuschauen, denn vielleicht mochte eine formlose Masse, vom Meere gezeugt, ein gefräßiger Polyp mit weit reichenden Armen und schleimigem Maule, das Fels zum Verschlingen geöffnet war, über die Ränder der Klippen gleiten und ihn in der Dunkelheit fassen. Seine Einbildungskraft, noch immer heftig erregt durch die unnatürliche Wirkung der Ereignisse der vorigen Nacht, malte sich jeden Fleck auf der feuchten Felsenwand, der wie eine Fledermaus dort hing, als eine dicke, scheußliche Seespinnne aus, welche mit ihrem klebrigen und feucht kalten Körper auf ihn fallen würde, ihm das erstarrte Blut auszusaugen und ihn mit den rauhen, haarigen Armen zu umfassen. Jedes Klatschen im Wasser unter ihm, jeder Seufzer der unendlichen, melancholischen See schien ihm das Kommen irgend eines Scheusals aus dem Schlamm da unten zu verkünden. Alle die Töne, welche das anschlagende und zurücktretende Wasser hervorbrachte, nahmen materielle Gestalt und Fassung an. Alle Geschöpfe, welche je aus der salzigen Fluth aufgetaucht waren, krochen heran an das Feuer und starrten ihn mit glasigen Augen an. Rothe Flecke und Punkte auf dem Boden, lebende Wesen, welche ein eigenthümliches phosphorisches Licht besaßen, glühten in derer unsicheren Schein. Die bleichen Inkrustationen, welche seit Jahrhunderten an den feuchten Wänden gesessen, glitten von den Wänden herab und ihre pilzartige Oberfläche glitzerte in dem Leuchten. Der glühende Schein des seltenen Feuers röthete die feuchten Seiten der Höhle und schien zahllose, körperlose Schattengestalten zu beleben, die Alle nach ihm sich dehnten und streckten. Blutlose, blasenhafte Geschöpfe liefen geräuschlos hierhin und dahin. Sonderbare Thiere krochen aus den Felsspalten.

All das schreckliche, unsichtbare Leben des Oceans schien aufzutauchen und ihn zu umgeben. Er trat zurück bis an den Rand des Schlundes und sah aus dem Wasser einen runden, schwarzen Felsen hervorragen, der mit langem Tang bedeckt, wie der Kopf eines Ertrunkenen aussah. Er stürzte nach dem Eingang der Galerie und sein Schatten, in die Oeffnung fallend, schien die Form eines rachesprühenden Geschöpfes anzunehmen, das ihn mit aufgehobenen Armen zurückscheuchte.

Der Naturforscher, der Entdeckungsreisende oder der schiffbrüchige Seemann würden nichts Schreckliches in diesem harmlosen Thiergewimmel gefunden haben und in dieser Wunderwelt des australischen Oceans. Aber das schlechte Gewissen des Deportierten, lange unterdrückt und durch Spott und Hohn im Zaum gehalten, quälte ihn jetzt in dieser Stunde, als er mit der Macht und der Natur allein war. Sein Verstand, der ihn bisher aufrecht erhalten, mußte jetzt vor der Einbildungskraft die Segel streichen, vor der unbewußten Religion der Seele. Wenn überhaupt jemals, so war er jetzt der Reue nahe. Es war ihm, als ob alle die Phantome seiner früheren Verbrechen aufständen, um ihn anzugrinsen und schauernd fiel er auf seine Knie und bedeckte seine Augen mit den Händen. Der Brand, den er in der Hand gehalten, fiel zischend in das Wasser hinab und erlosch mit häßlichem Geräusch. Als ob der Ton einen Geist wach gerufen, der unten lauerte, so lief jetzt ein unheimliches Flüstern durch die Höhle: »John Rex!«

Das Haar auf seinem Haupte sträubte sich und er kauerte sich noch mehr zusammen.

»John Rex!«

Es war eine menschliche Stimme! Ob von Freund oder Feind, konnte er nicht ausdenken. Sein Entsetzen überwältigte jedes andere Bedenken.

»Hier! Hier!« rief er und sprang nach der Oeffnung der Höhle.

Als Blunt und Staples am Fuß der Klippe angekommen waren, befanden sie sich in der vollständigsten Finsterniß, denn das Licht des geheimnißvollen Feuers, welches sie bisher geführt, war

natürlich geschwunden. Die Nacht war ruhig und der Ocean still und dennoch strömte die See mit gefahrbringender Kraft durch den Kanal, welcher nach dem Blasebalg führte. Blunt, welcher fühlte, wie das Boot fortgezogen wurde, hielt instinktmäßig ab, um der unbekanntenen Gefahr, die von den Felsen in der Strömung drohte, zu entgehen.

Ein plötzlicher Lichtstrahl, wie von einem hochgeschwungenen Brande herrührend, brach sich über ihnen und durch die Dunkelheit flog in runden Schwingungen ein brennendes Stück Holz herab. Gewiß, Niemand als ein Verfolgter konnte solchen wilden Aufenthalt wählen.

Blunt in seiner Angst war entschlossen, Alles zu wagen. »John Rex,« schrie er durch seine hohl gehaltene Hand. Das Licht blitzte wieder in der Augenhöhle des Berges und hoch über ihnen erschien eine wilde Gestalt, in den Händen einen brennenden Spahn haltend, dessen glühender Schein ein Antlitz erhellte, so verzerrt von tödtlicher Furcht und angstvoller Erwartung, daß es kaum noch menschlich erschien.

»Hier Hier!«

»Der arme Teufel scheint halb verrückt zu sein,« sagte Will Staples leise und fügte dann laut hinzu: »Wir sind Freunde!«

Einige Augenblicke genügten, um die Sache zu erklären. Das Entsetzen, dem John Rex unterworfen gewesen, verschwand in der Gegenwart von Menschen und der Schufft fand seine Geistesgegenwart wieder. Auf der Plattform kniend, hielt er ein Zwiegespräch.

»Es ist unmöglich für mich, jetzt herunter zu kommen,« sagte er. »Die Fluth bedeckt den einzigen Weg, der aus der Höhle führt.«

»Könnt Ihr nicht durchtauchen?« fragte Will Staples.

»Nein, das kann Niemand,« sagte Rex, schauernd bei dem Gedanken, durch diesen höllischen Wirbel zu dringen.

»Was kann geschehen? Ihr könnt nicht diese Wand herunter kommen?«

»Wartet bis morgen früh,« sagte Rex kühl. »Um sieben Uhr wird

niedrige Ebbe sein. Ihr müßt um sechs ein Boot schicken. Es wird dann schon niedrig genug für mich sein, um durchzukommen.

»Aber die Wache?«

»Wird hier nicht herkommen, Mann. Sie haben ihre Arbeit, um den Neck zu bewachen und meine Gefährten aufzusuchen. Sie kommen hier nicht her, Ueberdies bin ich todt.«

»Todt?«

»Sie halten mich dafür, was eben so gut oder besser für mich ist. Wenn sie Euer Schiff oder Euer Boot nicht sehen, seid Ihr ganz sicher.«

»Ich möchte es nicht wagen,« sagte Blunt. Es gilt unser Leben, wenn wir gefaßt werden.«

»Für mich ist's der Tod, wenn ich gefaßt werde,« erwiderte der Andre mit düsterem Lachen. »Aber es ist keine Gefahr, wenn Ihr vorsichtig seid. Niemand sucht Ratten in einem Hundestall und von hier bis Kap Pillar ist keine Station. Haltet Euer Schiff außer Gesichtweite vom Neck und bringt das Boot nach der Descent Bai und dann ist's geschehen.«

»Gut,« sagte Blunt, »ich will's versuchen.«

»Möchtet Ihr nicht bis morgen früh hier bleiben? Es ist recht einsam hier,« sagte Rex und scherzte so über seine eigene Furcht.

Will Staples lachte.

»Ihr seid ein kühner Geselle!« sagte er.

»Wir wollen bei Tagesanbruch kommen.« »Habt Ihr die Kleider, wie ich bestimmt habe?«

»Ja.«

»Dann gute Nacht. Ich will mein Feuer ausmachen, sonst könnte es Jemand anders sehen, der nicht so freundlich ist, wie Ihr.«

»Gute Nacht.«

»Kein Wort für Madame,« sagte Staples, als sie das Schiff erreichten.

»Kein Wort, der undankbare Hund,« fügte Blunt etwas heftig hinzu. »So ist es immer mit den Weibern. Sie gehen durch Feuer und Wasser für einen Mann, der sich einen Deut um sie kümmert,

aber für einen armen Kerl, der seinen Hals für sie wagt, haben sie nur Hohn und Spott! Ich wünschte, ich hätte mich nie auf die Sache eingelassen.«

»Keine größeren Narren, als alte Narren!« dachte Will Staples, durch die Finsterniß nach dem Platz hinblickend, wo das Feuer gewesen war. Aber er sagte es nicht laut.

Um acht Uhr am nächsten Morgen ging die »Hübsche Marie« mit vollen Segeln in die hohe See. Des Schiffers Fischen war zu Ende. Er hatte einen schiffbrüchigen Seemann aufgefischt, welcher bei Tageslicht an Bord gebracht war und nun in der Kajüte frühstückte. Die Mannschaft winkte einander zu, als der hagere Seemann in wunderbar gut erhaltenen Kleidern an Bord stieg. Aber Keiner von ihnen war in der Lage, des Schiffers Aussage zu widersprechen.

»Wohin gehen wir?« fragte John Rex, mit angenehmem Wohlgefühl große Wolken Rauch aus Staples' Pfeife blasend. »Ich bin ganz in Ihren Händen, mein würdiger Blunt.«

»Meine Befehle lauteten, so lange in der Wallfischgegend zu kreuzen, bis ich meinen Gefährten träfe,« erwiderte Blunt mürrisch, »um Euch da an Bord zu geben. Er wird Euch nach Sydney dringen. Ich habe Lebensmittel auf zwölf Monate.«

»Recht,« rief Rex und klopfte seinen Befreier aus den Rücken. »Ich muß nach Sydney zurück, aber da die Philister hinter mir sind, ist es sehr gut, wenn ich in Jericho warte, bis mein Bart gewachsen ist. Wundern Sie sich nicht über meine Bibelkenntnis, Mr. Staples?« fügte er hinzu, ganz belebt durch das Behagen und die Sicherheit unter erkaufte[n] Freunden.

»Ich versichere Sie, ich habe den besten Religions-Unterricht genossen. Ich verdanke es hauptsächlich meinem würdigen Seelsorger und Lehrer, daß ich im Stande bin, diesen niederträchtigen Tabak in diesem Augenblick zu rauchen.«

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Das Thal der Todesschatten.

Als die Flüchtlinge das Ufer der Bai hinauf gekrochen und ganz in Sicherheit waren, bemerkten sie erst, daß noch Einer ihrer Gefährten fehlte. Als sie auf dem Trocknen standen und das Wasser aus ihren Kleidern rangen, zählte Gabbett's kleines Auge die Leute und vermißte den Verlorenen.

»Wo ist Cox?«

»Der Narr fiel über Bord,« sagte Jemmy Vetch kurz. »Er hatte niemals soviel Verstand in seinem Kopf, um ihn gesund auf seinen Schultern zu erhalten.«

Gabbett grunzte. »So sind schon drei fort,« sagte er mit einem Ton, als ob man ihn persönlich beleidigt hätte.

Sie sahen nach, was sie an Vertheidigungsmitteln aufzuweisen hatten. Sanders und Greenhill hatten Messer. Gabbett trug noch die Axt in seinem Gürtel. Vetch hatte seine Muskete an dem Neck verloren und Bodenham und Cornelius waren unbewaffnet.

»Laßt uns die Lebensmittel durchsehen,« sagte Vetch.

Es war nur ein Sack mit Lebensmitteln da. Er enthielt etwas Salzfleisch, zwei Brode und einige ungekochte Kartoffeln. Die Signalhügel-Station war nicht reich an Vorräthen.

»Das ist nicht viel,« sagte die Krähe mit bestürztem Gesicht. »Wie Gabbett?«

»Es muß reichen,« erwiderte der Riese gleichgültig.

Nachdem die Inspektion vorüber war, gingen die sechs Leute die Küste hinauf und lagerten im Schutze eines Felsens. Bodenham wollte ein Feuer anzünden, aber Vetch, der jetzt stillschweigend als der Führer des Zuges galt, meinte, das Licht könne sie verrathen.

»Sie werden denken, wir sind ertrunken und werden uns nicht verfolgen,« sagte er.

So lagerten denn die elenden Menschen dicht bei einander.

Der Morgen bricht hell und klar an und seit zehn Jahren zum ersten Male frei, begreifen sie, daß ihre fürchterliche Reise jetzt beginnt.

»Wohin gehen wir? — Wie wollen wir leben?« fragt Bodenham, die dürren Büsche betrachtend, welche sich bis an den öden Strand herabziehen. »Gabbett, Du bist schon früher geflohen. Wie macht man es?«

»Wir wollen uns an die Schäferhütten machen und von ihren Vorräthen leben bis wir andre Kleider finden,« sagte Gabbett, die Hauptfrage vermeidend. »Wir müssen immer der Küste folgen.«

»Nun fort Jungen,« sagte Vetch. »Wir müssen um die Sandhügel herum kriechen und dann in den Busch hinein. Wenn sie am Neck ein gutes Glas haben, können sie uns sehen.«

»Es scheint so nahe zu sein,« sagte Bodenham. »Ich könnte einen Stein auf das Waschhaus werfen. Leb wohl, Du blutiger Ort,« sagte er mit plötzlich ausbrechender Wuth seine Fäuste schüttelnd. »Ich will Dich nicht wiedersehen bis zum Tage des Gerichts.«

Vetch vertheilt die Vorräthe und sie wandern den ganzen Tag bis zur Nacht. Der Busch ist dicht und stachlig. Ihre Kleider waren zerrissen, ihre Hände und Gesichter bluteten. Schon sind sie fast erschöpft. Da Niemand sie zu verfolgen scheint, zünden sie ein Feuer an und schlafen daran. Am zweiten Tage kommen sie an einen sandigen Platz, der sich bis zur See hinzieht und sehen, daß sie zu weit nach Osten gegangen sind und jetzt der Küste nach Castbay Neck folgen müssen. So schleppen sie ihre müden Füße zurück durch den Busch. In dieser Nacht essen sie ihr letztes Stückchen Brod auf. Am dritten Tage um Mittag erreichen sie nach mühevолlem Wandern einen großen Hügel, jetzt Collins Berg genannt und sehen das obere Glied des Ohrringes vor sich, den Isthmus von Eastbay Neck zu ihren Füßen. Wenige Felsen liegen zu ihrer Rechten und in der fernen Bläue liegt das verhaßte Maria Island.

»Wir müssen uns stets nach Osten halten,« sagte Greenhill, »oder wir treffen auf Ansiedler und werden gefaßt.« So überschreiten sie

den Isthmus und gehen in den Busch längs der Küste hinein und ihre Gürtel fester über ihre leere Magen schnallend, schlafen sie unterhalb einiger niedriger Hügel.

Am vierten Tage wird Bodenham, der ein schlechter Fußgänger ist, krank und zurückbleibend, hält er die Gesellschaft durch häufiges Rufen auf. Gabbett droht ihm mit einem schlimmeren Schicksal, als wunden Füßen, wenn er zurück bleibt.

Glücklicherweise entdeckt Greenhill am Abend eine Hütte, aber da sie sich deren Bewohner nicht anvertrauen wollen, so warten sie, bis derselbe sie am Morgen verläßt und schicken dann Vetch aus, um nach Lebensmitteln zu sehen. Vetch, der sich im Stillen gratuliert, daß er durch seinen guten Rath Gewaltthätigkeiten verhindert habe, kommt mit einem halben Sack Mehl zurück.

»Du mußt das Mehl tragen,« sagt er zu Gabbett »und mir die Axt geben.« Gabbett sieht ihn eine Weile erstaunt an, als wenn er seine kleine Gestalt noch nie gesehen und gibt dann die Axt an seinen Gefährten Sanders. An dem Wage kriechen sie vorsichtig zwischen der See und den Hügeln entlang und bringen die Nacht neben einem Creek zu. Vetch findet nach vielem Suchen eine Hand voll Beeren und fügt sie dem Hauptvorrath hinzu. Die Hälfte davon essen sie sogleich und die andre Hälfte wird für den nächsten Tag aufbewahrt. Den folgenden Tag kommen sie an einen Seearm und nach Norden weiter wandernd, verschwindet Maria Island und sie sind außer Gefahr, von den Teleskopen gesehen zu werden. An demselben Abende erreichen sie das Lager zu Zweien und Dreien und Jeder wundert sich in seinem Hungerparoxysmus, ob sein Gesicht auch so eingefallen und seine Augen auch so blutunterlaufen sind, wie die des Andern.

Am siebenten Tage sagt Bodenham, daß seine Füße so wund sind, daß er nicht mehr gehen kann und Greenhill, mit gierigem Blick auf die Beeren, rath ihm zurück zu bleiben. Da er sehr schwach ist, folgt er dem Rath des Gefährten und bleibt am Mittag des nächsten Tages zurück. Gabbett, der dies entdeckt, geht indeß zurück und erscheint etwa nach einer Stunde wieder, den Unglücklichen mit Stößen und Schlägen vor sich hertreibend, als wenn man ein Schaf

zur Schlachtbank treibt. Greenhill spricht sich dagegen aus, daß wieder ein Mund mehr gefüttert werden solle, aber Gabbett bringt ihn zum Schweigen, indem er ihm einen scheußlichen Blick zuwirft. Jemmy Vetch erinnert sich, daß Greenhill schon ein Mal Gabbett begleitet hat und fühlt sich bei diesem Gedanken sehr unbehaglich. Er deutet seinen Argwohn gegen Sanders an, aber Sanders lacht nur. Es ist entsetzlich klar, daß die Drei ein Einverständnis mit einander haben.

Die neunte Sonne, welche auf ihre Freiheit scheint, findet die Elenden zwischen trocknen Büschen, öden Felsen, sandigen Strecken, fast dem Hunger erliegend und Gott fluchend, aber doch in der Furcht vor dem Tode.

Alles ist ringsum oede, todt, verlassen, — nichts als schattenloser Busch. Darüber der erbarmungslose Himmel. In der Entfernung die lieblose See. Etwas Fürchterliches muß geschehen. Die graue Wildniß, darüber der graue Himmel, der sich auf das düstere Meer senkt — Alles das verschweigt die scheußlichsten Geheimnisse. Vetch meint, die Austerbai könne nicht weit ab nach Osten liegen, — der Ocean erscheint so täuschend nahe und obgleich dieser Kurs sie ganz aus ihrer Richtung fortführen wird, so beschließen sie doch, dahin zu gehen. Nachdem sie fünf Meilen weiter gestolpert sind, scheinen sie der Küste nicht näher als zuvor, zu sein. Halb todt vor Ermüdung und Hunger sinken sie verzweifelnd auf den Boden. Vetch meint in Gabbett's Augen einen wölfischen Ausdruck zu sehen und zieht sich instinktiv von ihm zurück. Im Laufe der trostlosen Unterhaltung sagt Greenhill: »Ich bin so schwach, daß ich ein Stück von einem Menschen essen könnte.«

Am zehnten Tage weigert sich Bodenham weiter zu gehen und die Andern, welche kaum im Stande sind, ihre Glieder weiter zu ziehen, setzen sich bei ihm nieder. Greenhill, den erschöpften Mann betrachtend, sagt langsam: »Ich habe dasselbe schon früher thun sehen und es schmeckte wie Schweinefleisch.«

Vetch, der hörte, wie sein Kamerad einen Gedanken aussprach, den Alle schon im Geheimen gehabt hatten, ruft: »Es wäre Mord und vielleicht kann es hernach Niemand essen.«

»O,« sagte Gabbett, »dafür will ich stehen, aber Alle; müssen dabei sein.«

Gabbett, Sanders und Greenhill gehen bei Seite. Dann kommt Sanders zu der Krähe zurück und sagt: »Er hat sich zum Peitschen hergegeben, also verdient er es.«

»Das hat Gabbett auch gethan,« sagt Vetch schauernd.

»Ja, aber Bodenham's Fuße sind wund und es ist schade, ihn zurück zu lassen.«

Da sie kein Feuer haben, machen sie einen kleinen Windschirm und Vetch, der etwa um drei ein wenig dahinter schlummert, hört Jemand schreien »Christus!« und erwacht, in kalten Schweiß gebadet.

Niemand als Gabbett und Greenhill können an dem Tage essen. Das wilde Paar macht ein Feuer und wirft scheußliche Stücke auf den Brand und ißt davon, ehe es noch gebraten. Am Morgen ist der entsetzliche Leichnam zertheilt.

Der Tagesmarsch geht schweigend vor sich und um Mittag bietet sich Cornelius an, den Vorrath zu tragen, weil er sich von der Nahrung sehr gestärkt fühle. Vetch gibt es ihm und nach einer halben Stunde wird Cornelius vermißt. Gabbett und Greenhill verfolgen ihn vergebens und kommen fluchend zurück. »Er wird wie ein Hund sterben,« sagt Greenhill, »ganz allein im Busch.«

Jemmy Vetch, dessen Verstand noch eben so klar wie sonst war, meint in seinem Sinn, daß Cornelius solchen Tod dem vorzöge, der ihm bei den Kameraden bevorstände, schweigt aber still.

Der zwölfte Morgen ist feucht und neblig, aber Vetch, der die Vorräthe wieder abnehmen sieht, versucht heiter zu sein und erzählt Geschichten von Leuten, welche noch größern Gefahren entronnen sind.

Vetch fühlt mit Unbehagen, daß er der schwächste der Gesellschaft ist, findet aber eine gewisse Genugthuung in dem Gedanken, daß er auch der magerste ist. Sie kommen Nachmittags an einen Creek und suchen bis zum Abend nach einem Uebergange. Am nächsten Tage schwimmen Gabbett und Vetch hinüber und Vetch weist Gabbett an, einen jungen Baum abzuhauen,

der über das Wasser gelegt, von Greenhill und dem Schnüffler gefaßt werden. So zieht man sie Beide hinüber.

»Was wolltet ihr ohne mich machen?« sagt die Krähe mit geisterhaftem Lachen.

Sie können kein Feuer machen, denn Greenhill, der den Zunder trägt, hat ihn naß werden lassen. Der Riese schwingt seine Axt in wilder Wuth, um sich warm zu machen und Vetch nimmt die Gelegenheit wahr, ihm leise zu sagen, was doch Greenhill für ein starker Mann sei.

Am vierzehnten Tage können sie kaum kriechen und ihre Glieder schmerzen. Greenhill, welcher der Schwächste ist, sieht Gabbett und den Schnüffler zur Seite gehen, um sich zu berathen und sich zur Krähe hinschleppend, wimmert er: »Um Gotteswillen, Jemmy, gib nicht zu, daß sie mich morden.«

»Ich kann Dir nicht helfen,« sagt Vetch, in Entsetzen um sich blickend. »Denke an den armen Tom Bodenham.«

»Aber er war kein Mörder. Wenn sie mich tödten, muß ich in die Hölle fahren mit Tom's Blut aus meiner Seele.«

Er windet sich auf dem Boden in tödtlicher Angst und Gabbett, der herbei kommt, bittet Vetch, Holz zum Feuer zu holen. Vetch geht und sieht, wie Greenhill des Wolfes Gabbett Kniee umfaßt und Sanders ruft ihm nach: »Du wirst es gleich hören.«

Da galt sich der nervöse Vetch die Hände dicht vor die Ohren und dennoch vernimmt er einen dumpfen Krach und ein Stöhnen.

Als er zurückkommt, zieht sich Gabbett des todten Mannes Schuhe an, weil sie besser sind als seine eignen.

»Wir wollen hier einen oder zwei Tage ruhen,« sagt er, »jetzt, nun wir Vorrath haben.«

Zwei Tage vergehen und die Drei, einander argwöhnisch anblickend, setzen ihren Marsch fort. Am dritten Tage, dem sechzehnten ihres Marsches, sind die Reste des Leichnams, welche sie noch mit sich führen, nicht mehr zu essen. Sie sehen einander in die von Hunger spitz gewordenen Gesichter und denken: »Wer wird der nächste fein?«

»Wir müssen Alle zusammen sterben,« sagte Sanders schnell, »ehe noch etwas vorfällt.«

Vetch bemerkt das Entsetzen, das in seinen Worten liegt und als der gefürchtete Riese außer Hörweite ist, sagt er: »Um Gottes willen, Vetch, laß uns allein weiter gehen. Du siehst, was für ein Scheusal Gabbett ist. Er würde seinen eignen Vater tödten, ehe er einen Tag fastete.«

Sie eilen ein Busche zu, als der Riese sich umwendet und ihnen nachstürzt. Vetch springt eilig auf die Seite, aber Gabbett versetzt dem Schnüffler einen Schlag auf die Stirn.

»Hilfe, Jem, Hilfe!« schreit das Opfer, das zwar getroffen ist, aber nicht tödtlich und in der Angst seiner Verzweiflung entreißt er die Axt dem Ungeheuer, welches sie trägt und wirft sie Vetch zu.

»Behalte sie, Vetch,« schrie er. »Laß keinen Mord mehr geschehen.«

Sie wandern wieder durch den schrecklichen Busch, als Vetch mit veränderter Stimme plötzlich dem Riesen zuruft:

»Er muß sterben.«

Entweder er oder ich,« lacht Gabbett. »Gib mir die Axt.«

»Nein, nein,« sagt die Krähe, sein schmales, boshaftes Gesicht von entsetzlichem Entschluß verzerrt. »Ich will die Axt behalten. Zurück! Du sollst ihn halten und ich werde es besorgen!«

Sanders sah sie kommen und wußte, daß es mit ihm aus war. Er ergiebt sich und ruft: »Gebt mir nur eine halbe Stunde, um zu beten.« Sie willigen ein und der verstörte Elende kniet nieder und faltet seine Hände wie ein Kind. Sein dickes, dummes Gesicht arbeitet in tiefer, Bewegung, Seine großen, geborstenen Lippen bewegen sich in verzweifelter Todesangst. Er schüttelt seinen Kopf von einer Seite zur andern in fürchterlicher Verwirrung seiner entmenschten Sinne. »Ich kann die Worte nicht finden, Jem!«

»Ach,« schnarrt der Kleine, seine Axt hebend, »wir können hier nicht die ganze Nacht hungern.«

Vier Tage sind vergangen und die beiden Ueberlebenden sitzen und bewachen einander. Der lange Riese mit Augen voll Hunger und

Haß bewacht den Zwerg. Der Zwerg, sich über seine überlegene Klugheit freudig, hält die unheilvolle Axt fest. Zwei Tage lang haben sie nicht mit einander gesprochen. Zwei Tage lang hat Jeder sich gesagt, daß der Gefährte nun einschlafen und dann sterben müsse. Vetch versteht jetzt den teuflischen Plan des Ungeheuers, das fünf seiner Kameraden betrogen hat, um sich durch ihren Tod am Leben zu erhalten und hält sich vorsichtig zurück. Gabbett paßt auf, um dem Gefährten die Waffe zu entreißen und die Sache für immer zu Ende zu bringen. Am Tage reisen sie weiter, Jeder einen Vorwand suchend, um hinter dem Andern zu gehen. Nachts heucheln sie Schlaf und Jeder hebt verstohlen den Kopf und trifft auf den lauernden Blick des Gefährten. Vetch fühlt, daß seine Kraft ihn verläßt und sein Hirn überwältigt ist von Müdigkeit. Der Riese, murmelnd, viele Geberden machend, am Munde schäumend, ist sicher auf dem Wege, wahnsinnig zu werden. Wird das Ungeheuer sich auf ihn stürzen, der blutigen Axt trotzend und ihn durch seine überlegene Stärke tödten? Oder wird er einschlafen und dann sein Opfer werden? Unglücklicher Vetch! Es ist das gräßliche Vorrecht des Wahnsinns, schlaflos zu sein.

Am fünften Tage kriecht Vetch hinter einen Baum, nimmt seinen Gürtel ab und macht eine Schlinge. Er will sich aufhängen. Er schlingt ein Ende über einen Ast, dann läßt ihn seine Feigheit inne halten. Gabbett nähert sich. Er versucht ihm zu entgehen und sich in den Busch zu stellen. Vergebens! Der unersättliche Riese, rasend vor Hunger und aufrecht erhalten durch diese Raserei, ist nicht abzuschütteln. Vetch versucht zu laufen, aber seine Beine knicken unter ihm zusammen. Die Axt, welche schon so viel Blut getrunken, hängt schwer wie Blei in seinem Gürtel. Er will sie fortwerfen, doch wagt er es nicht. Die Nacht kommt. Er muß ruhen oder wahnsinnig werden. Seine Glieder sind machtlos. Seine Augenlider kleben zusammen. Er schläft im Stehen. Dies Entsetzliche muß ein Traum sein. Er ist in Port Arthur oder wacht auf seinem elenden Lager auf, wo er als Knabe schlief. Soll er jetzt wieder zu der Qual des Lebens geweckt werden? Es ist nicht Zeit, gewiß noch nicht Zeit. Er schläft und der Riese, in wilder Freude grinsend, nähert sich schwerfällig

und ergreift die begehrte Axt.

An der Nordküste von Van Diemens Land ist ein Punkt, St. Helen's Punkt genannt und ein gewisser Schiffer, dem es an frischem Wasser fehlte, landete dort. Seine Boots-Mannschaft findet einen hageren, blutbefleckten Mann in zerrissenen gelben Kleidern, der eine Axt und ein Bündel auf der Schulter trägt. Als die Schiffer ihm in Sicht kommen, macht er viele Zeichen und mit großen Umständen öffnet er sein Bündel und bietet ihnen den Inhalt an. Von Entsetzen ergriffen über den scheußlichen Inhalt, packen sie den Wahnsinnigen und binden ihn.

In Hobart Town wird er als der einzige Ueberlebende der neun Flüchtlinge erkannt, welche von Hort Arthur dem »Natürlichen StrafGefängnis« entflohen sind.

Buch 4.

Erstes Capitel.

Auszug aus dem Tagebuch des Ehrwürdigen James North.

Bathurst den 11ten Februar 1846.

»Indem ich die Seiten meines Tagebuches aufschlage, um das Glück zu verzeichnen, das mir gerade jetzt geworden ist, fällt mir die unendliche Leere meines Lebens seit den sieben letzten Jahren auf. Kann es möglich sein, daß James North, der Held der Universität, der Dichter, der Gewinner der Preise, der — nun der Himmel weiß, was sonst noch — daß ich zufrieden gewesen bin, an diesem trostlosen Orte zu leben; — ein Tier — nur Essen und Trinken, denn morgen sterbe ich vielleicht? Und doch ist es so. Meine Welt, die Welt, von der ich einst so viel träumte, ist hier gewesen. Mein Ruhm — einst die Enden der Welt zu erreichen, hat sich wenigstens bis zu den letzten Stationen erstreckt. Man hält mich für einen guten Prediger; — meine Schafe züchtenden Freunde halten mich dafür. Es ist freundlich von ihnen. Nun am Vorabende meines Abschiedes von diesem Leben, muß ich sagen, — es ist nicht ohne Reiz gewesen. Ich habe meine Bücher gehabt und meine Gedanken, obgleich die Letzteren mitunter grimme Gefährten waren. Ich habe mit meinem Laster gekämpft und bin nicht immer geschlagen worden. Trauriger Gedanke! Nicht immer. »Aber doch« gleicht dem Gefangenenwärter, der irgend einen fürchterlichen Bösewicht um Vorschein bringt. Ich habe mir aber geschworen, mich in meinem Tagebuche nicht zu betrügen und ich will es nicht. Keine Ausflüchte! Kein Beschönigen der eigenen Sünde. Dies Tagebuch ist mein

Beichtiger und ich öffne ihm mein Herz. Es ist merkwürdig, welches Vergnügen ich dabei fühle, hier schwarz auf weiß niederzuschreiben, welche Qualen und geheimen Schmerzen ich erduldet, die ich nie auszusprechen wagte.

Aus diesem Grunde Taube ich, machen auch Mörder ihre Bekenntnisse Katzen und Hunden, sprechen Leute, welche etwas auf dem Herzen haben, laut und deshalb flüstert die Königin des Midas das Geheimniß ihres Mannes dem Schilfe zu. Aeußerlich bin ich ein Mann Gottes, fromm, ernst und ruhig. — Inwendig? — was? Der niedrige, feige, schwache Sünder, als welchen dies Buch mich kennt. — — Bösewicht, — ich möchte dich in Stücke reißen! — — Eines Tages will ich es thun. Inzwischen will ich dich unter Schloß und Riegel halten und du sollst meine Geheimnisse fest bewahren. Nein, alter Freund, mit dem ich so lange Umgang gepflogen, vergieb mir, vergieb mir. Du bist für mich Weib und Priester. Ich erzähle deinen kalten, blauen Seiten, — wie viel bezahlte ich doch für dich in Paramatta du Schurke? — — alle diese Geschichten, dieses Sehnen, diese Gewissensbisse, die ich keinem menschlichen Ohr anvertrauen möchte, denn Keiner ist so verschwiegen wie du. Es ist gesagt worden, daß ein Mensch nicht alle seine Gedanken und Thaten niederschreiben kann, daß die Worte das Papier verbrennen würden. Und doch sind deine Blätter glatt genug, du Schuft! Unsere Nachbarn von Rom kennen die menschliche Natur. Ein Mensch muß bekennen. Man liest von Leuten, welche Jahre lang ihre Geheimnisse in ihrer Brust verschlossen und sie dann doch endlich verrathen haben. Ich bin hier ausgestoßen, lebe ohne Gefährten, ohne Sympathie, ohne Briefe, kann nicht meine Seele verschließen und von meinen eigenen Gedanken zehren. Sie wollen heraus und ich flüstere ihnen zu:

»Was bist du, du verhängnißvolle Macht, die in uns wohnt und wir wissen es nicht. Ein anderes Selbst in unserer Seelennacht. Ein Herrscher Selbst, das einzig strebt nach Licht.«

Was? Gewissen? Mit dem Wort schreckt man die Kinder. Das Gewissen jedes Mannes ist aus seiner eigenen Fabrik. Mein Freund mit den Hai-Zähnen, den Staples auf seinem Wallfischfahrer nach

Sydney brachte, würde sich Gewissensvorwürfe machen, wenn er nicht an dem Mahle Theil nähme, das durch die Sitten seiner Voreltern schon geheiligt war. — Ein Funken der Göttlichkeit? Die Göttlichkeit, welche nach hergebrachter Lehre besonders sitzt auf einem Throne, mitten unter süßer Musik und die arme Menschheit zusehen läßt, wie sie ihre eigene Verdauung sich erwerben mag. Davon will ich nichts wissen, obgleich ich sie predige. Man muß die untergeordneten Sinne der Menge beruhigen. Die Priester haben ihren frommen Betrug. Der Herr sprach in Parabeln. — Witz? Der Witz sieht wie schlecht unsre Handlungen mit unserm Streben überein stimmen. Der teuflische Witz, aus unserm eigenen Hirn gezeugt, spottet über unsre Fehlritte? Vielleicht Wahnsinn? Viel wahrscheinlicher, denn es gibt wenig Menschen, welche nicht eine von den zwölf Stunden, während welcher sie wachen, in Wahnsinn zubringen. Wenn Wahnsinn ist ganz anders zu denken, wie die Majorität der Menschen über bekannte Dinge, — dann glaube ich, — bin ich wahnsinnig — oder zu weise. Die Spekulation gibt sich damit ab, ein Haar zu theilen. — James North, denke an deinen früheren Leichtsin, deinen Ruin und deine Erlösung, bring deine Gedanken wieder zur Erde zurück. Die Umstände haben dich zu dem gemacht, was du bist und werden ein Geschick gestalten, ohne dein Eingreifen.

Das ist ganz in Ordnung.

Nun vorausgesetzt, — um einen andern Ritt aus meinem nächsten Tiere zu machen, — vorausgesetzt, daß der Mensch der Sklave der Umstände ist (eine Doktrin, welche ich nicht ungern glaube, obgleich ich sie ungern bekenne) — was für ein Umstand kann es herbeigeführt haben, daß die jetzigen Machthaber plötzlich finden, James North sei passend, irgend eine Stelle auszufüllen?

Hobart Town, 12. Januar.

»Lieber North, Es ist mir sehr angenehm, Ihnen sagen zu können, daß Sie zum Kaplan aus Norfolk Insel ernannt werden können, wenn Sie es wünschen. Es scheint, daß der letzte Mann nicht gut paßte und als man mich um Rath fragte, empfahl ich Sie für die Stelle. Das Gehalt ist klein, aber Sie haben ein Haus dabei und so weiter. Es ist

jedenfalls besser als Bathurst und wird als ein besonderer Preis in der Lotterie der geistlichen Stellen betrachtet. Es soll eine Untersuchung dort geführt werden. Der alte Pratt, der aus die dringende Bitte der Regierung hinging, scheint ganz unverständig nachsichtig mit den Gefangenen gewesen zu sein und die Insel soll sich in schrecklichem Zustande befinden. Sir Cardley sieht sich nach irgend einem Beamten um, der die Sache in die Hand nimmt. Indessen ist die Kaplanstelle frei und ich dachte an Sie.« —

Ich muß dies als ein besonderes Glück betrachten.

19. Februar. — Ich nehme an. Es ist genug Arbeit zu thun unter diesen unglücklichen Menschen, die für mich ein wahres Fegefeuer sein wird.

Doch die Behörden müssen mich noch hören — obgleich die Untersuchung in Port Arthur unterdrückt wurde.

Uebrigens hat doch ein Pharaon, wie man weiß, den Joseph erhört. Es ist augenscheinlich, daß der störende Prediger, welcher klagte, daß man Gefangene zu Tode peitschte, vergessen ist.

So sind die Menschen! Wie viele Geister müssen um gehen auf jener fürchterlich einsamen Gefängnisküste! Der arme Burgeß ist den Weg alles Fleisches gegangen. Obwohl sein Geist noch die Scenen seiner Gewaltthätigkeiten wieder aufsucht? Ich habe geschrieben »der arme« Burgeß. Es ist sonderbar, daß wir einen Mann bemitleiden, der das Leben verlassen hat. Die Feindschaft erlischt, wenn man sich nur noch der Feindseligkeiten erinnert. Wenn mich ein Mann beleidigt hätte, würde die Thatsache allein, daß er lebte, schon genügender Grund sein für mich, ihn zu hassen, und hätte ich ihn beleidigt, so würde ich ihn noch mehr hassen. Ist der Grund, daß ich mich selbst hasse, — meinen größten Feind, den ich beleidigt habe, ohne Hoffnung auf Vergebung? Es gibt Verbrechen gegen unsre eigne Natur, die man sich nicht vergeben kann. Ist es nicht Tacitus, welcher sagt: »Der Haß Derjenigen, welche einander nahe verwandt sind, ist der am meisten eingefleischte?« — Aber, — ich fliege schon wieder zu weit.

27. Februar. 11: 30 M. Vormittags.

Nine Creek's Station.

Ich liebe es genau zu sein in Namen und Daten. Genauigkeit ist eine Tugend. Also will ich sie ausüben. Die Station ist neunzig Meilen von Bathurst. Es sind etwa 4000 Kopf Vieh hier. Luxus ohne Feinheit. Viel zu essen, zu trinken und, — Ja — auch zu lesen. Der Name der Wirthin ist Carr. Sie ist sehr wohl erhalten, etwa vierunddreißig Jahre alt und ist eine kluge Person, nicht in Byron's weitem Sinne, sondern in der vollen, weltlichen Bedeutung des Wortes.

Zu gleicher Zeit thut mir ihr Mann leid. Frauen sollten nicht solchen Verstand haben wie sie, das heißt, wenn sie Frauen sein wollen und keine Ungeheuer ihres Geschlechts.

Mrs. Carr ist keine Dame, obgleich sie eine sein könnte. Ich glaube auch nicht, daß sie eine gute Frau war. Es ist sogar möglich, daß sie früher das Spinnhaus gekannt hat. Es ist ein Geheimniß dabei, denn man sagte mir, sie sei eine Mrs. Purfoy, die Wittwe des Kapitäns eines Wallfischfahrers und hätte einen ihrer ihr zugetheilten Diener geheirathet, der sie aber, sobald er frei geworden, vor fünf Jahren verlassen habe. Ein Wort oder das andere bei Tische brachte mich auf allerlei Gedanken. Sie hatte einige englische Zeitungen erhalten und um ihr zerstreutes Wesen zu entschuldigen, sagte sie finster: »Ich habe Nachrichten von meinem Manne.« Ich möchte nicht in Carr's Haut stecken, wenn sie Nachrichten von ihm hat! Ich glaube nicht, daß sie eine Beleidigung ruhig hinnimmt. — Aber, was geht es mich an? Ich wurde verführt, mehr Wein bei Tisch zu trinken, als ich überhaupt nöthig hatte. —

Beichtiger! — Hörst du? Aber ich will mich nicht wieder fortreißen lassen. Du böser, fetter Vertrauter! Ich habe gut reden, aber morgen bin ich fast verzehrt von Gewissensbissen!

3. März. Ein Ort, Jerrilang genannt. Hier habe ich Kopf- und Herzweh.

»Du hast Deinen Stab und Deine Stütze verloren und bist ein Raub aller Versuchungen.«

20. März. Sydney. Bei Kapitain Frere.

Siebzehn Tage seit ich dich nicht geöffnet habe, du geliebter und

verabscheuter Gefährte. Ich habe fast Lust, dich niemals wieder zu öffnen! Dich lesen, heißt, mir Alles wieder zurückrufen, was ich gern vergessen möchte und dich nicht lesen, heißt Alles vergessen, was ich meiner Sünden wegen im Gedächtniß behalten müßte.

Die letzte Woche hat einen neuen Mann aus mir gemacht. Ich bin nicht länger mürrisch, verzweifelt und bitter, sondern heiter und ans gutem Fuß mit dem Glück. Es ist wunderbar, daß ein bloßer Zufall mich veranlaßt hat, eine ganze Woche unter demselben Dache mit dieser Vision des Lichtes zu leben, welche mich so lange verfolgt hat. Ein Begegnen auf der Straße, eine Vorstellung, eine Einladung — die Sache ist gemacht.

Die Umstände, die unser Schicksal herbeiführen, sind merkwürdige Dinge. Ich glaubte, daß ich niemals wieder das liebliche, junge Gesicht sehen würde, das mich so wunderbar angezogen hat — und siehe! jetzt lächelt es mich täglich an. Kapitain Frere sollte ein glücklicher Mann sein. Doch scheint in dem Hause ein Skelett zu sein. Dies junge Weib, von Natur so heiter, so liebenswerth, dürfte nicht diesen traurigen Ausdruck in ihrem Gesicht haben, der heute zwei Mal darüber hingezogen ist. Er scheint eine leidenschaftliche, rohe Natur zu sein, dieser außerordentliche Sträflingskenner.

Seine Deportierten, arme Teufel — sind unzweifelhaft in guter Zucht. Reizende, kleine Sylvia, mit Deinem feinen Witz und Deiner zauberischen Schönheit, — er ist nicht gut genug für Dich und doch — sagt man — war es eine Neigungsheirath.

21. März. Ich habe jeden Abend die Familienandacht gehalten, seit ich hier bin — mein schwarzer Rock und meine weiße Kravatte gaben mir die nöthige Würde; — ich fühle mich schuldig, Jedes Mal, wenn ich lese. Ich mochte wissen, was die junge Dame mit den frommen Augen sagen würde, wenn sie wüßte, daß ich ein Heuchler bin, daß ich predige, was ich nicht ausübe, daß ich Andere ermahne, an die Wunder zu glauben, die mein eigenes Herz verwirft? Bin ich nicht ein Feigling, daß ich die Maske; nicht abwerfe und bekenne, ein Freidenker zu sein. Und doch, bin ich ein Feigling? Ich rede mir vor, daß ich zum Ruhme Gottes handle, wenn ich schweige.

Der Scandal, wenn ein Priester sich als Ungläubiger bekennt, ist größer, als das Reich der Vernunft Gutes thun könnte. Ich denke an diese vertrauende Seele; sie würde schwer bei dem Gedanken an solche Sünde leiden, wenn auch der Sünder ein Anderer ist.

»Wenn Jemand Einem dieser Kleinen Böses thut, so wäre es besser, man hänge ihm einen Mühlenstein um den Hals und werfe ihn in's Wasser.« Doch Wahrheit ist Wahrheit und sollte gesprochen werden, — nicht wahr, du boshafter Mahner, der du mich so oft erinnerst, wie ich darin fehle?

Gewiß ist es gut, wenn unser würdiger Bischof unter seiner Armee von Schwarzröcken einige Männer hat wie mich, die ihre Vernunft nicht dazu bringen können, Dinge zu glauben, welche der Erfahrung und den Gesetzen der Natur zuwider laufen.

22. März. Dieser unromantische Kapitain Frere hat einige romantische Dinge in seinem Leben erlebt und er mag gern darüber sprechen.

Es scheint, daß er in seiner Jugend die Hoffnung gehabt hat, ein großes Vermögen von einem Onkel zu erben, welcher mit seinem Erben zerfallen war. Aber der Onkel stirbt an dem Tage, an dem er sein Testament ändern will, der Sohn verschwindet und man glaubt, er sei ertrunken. Die Wittwe indeß weigert sich, an den Tod des Sohnes zu glauben, und da sie den Genuß des Vermögens hat, werden Alle Ansprüche abgewiesen. Mein armer Wirth lebt in Folge dessen hier von seinem Solde und vor drei Jahren, als er hoffte, daß der Tod seiner Tante ihm einigen Anspruch auf einen Theil des Vermögens geben wird, kehrt der verlorene Sohn zurück, wird von seiner Mutter und den Testaments-Vollstreckern anerkannt, und in seine Rechte eingesetzt. Die andre romantische Geschichte hängt mit seiner Heirath zusammen. Er erzählte mir heute nach Tische, daß seine Frau als Kind Schiffbruch erlitt, daß ihr Leben gerettet und sie aus den rohen Händen eines entflohenen Deportierten befreit habe, — einem von diesen Ungeheuern, welche unser ungeheuerliches System aufzieht.

»So verliebten wir uns in einander,« sagte er und trank sein Glas wohlgefällig aus.

»Eure günstige Gelegenheit!« sagte ich. Er nickte. Ich glaube, er ist nicht überlastet mit Verstand.

Ich will sehen, ob ich diesen lieblichen Ort und seine Bewohner ein wenig genauer beschreiben kann.

Ein langes, weißes Haus, umgeben von blühenden Gärten. Große Fenster, die sich auf einen Rasenplatz öffnen. Die ewig herrliche, ewig wechselnde See zu Füßen. Es ist Abend. Ich spreche mit Mrs. Frere von socialen Reformen, von Gemäldegalerien, von Sonnenuntergang und von neuen Büchern. Da höre ich Wagenrollen aus dem Kies. Es ist Kapitain, der von seinem Gefängnisbesuche zurückkommt. Wir hören ihn schnell die Treppe heraufkommen, aber wir reden ruhig weiter.

(Ich glaube, es muß doch eine Zeit gegeben haben, wo die Dame ihm entgegen lief.) Er tritt ein, küßt seine Frau ziemlich kühl und stört augenblicklich unsern Gedankengang.

»Es ist heute heiß gewesen. Was, noch kein Brief aus dem Hauptquartier, Mr. North! — Ich sah Mrs. Golightly in der Stadt, Sylvia und sie fragte nach Dir. Es soll ein Ball sein beim Gouverneur. Wir müssen hingehen, Sylvia.«

Dann geht er hinaus und wir hören ihn von fern fluchen, weil das Wasser nicht heiß genug gewesen ist oder sein Diener, — ein Sträfling, seine Hosen nicht genug gebürstet hat. Wir nehmen unser Geplauder wieder auf, aber er kommt hungrig, gewaschen und gebürstet zurück.

»Mittag! — Ich bin bereit. North, geben Sie Mrs. Frere den Arm.« — Dann heißt es wohl: »North, etwas Sherry? — Sylvia, die Suppe ist wieder ganz schlecht. Bist Du heute ausgegangen? Nein?« — Seine Brauen ziehen sich etwas zusammen und ich weiß, daß er bei sich sagt: »Gewiß irgend einen dummen Roman gelesen.«

Aber er lächelt und erzählt auf die angenehmste Weise, daß die Polizei den Kakadu-Bill gefangen hat, den bekannten Buschräuber.

Nach dem Essen plaudern er und ich zusammen, — von Hunden und Pferden, Wetthähnen, Deportierten und Unfällen zu Wasser und zu Lande. Ich denke an alte Streiche aus der Universität und suche mit ihm Schritt zu halten, indem ich von athletischen Thaten erzähle.

— Was für Heuchler sind wir! — Denn die ganze Zeit über sehne ich mich danach, in's Wohnzimmer zu gehen und meine Kritik über den neuen Dichter Tennyson mit Mrs. Frere weiter durchzugehen.

Frere liest Tennyson nicht, auch sonst weiter nichts.

Im Besuchszimmer plaudern Mrs. Frere und ich bis zum Abendessen. (Er ißt Abendbrod.) Sie ist eine reizende Gesellschafterin und wenn ich gut spreche, — ich *kann* gut sprechen, — dann, — o Himmel, — leuchtet ein Interesse in ihrem Gesicht, das ich sonst selten sehe. Ich fühle mich erfrischt und beruhigt durch die Gesellschaft. Die ruhige Feinheit des Hauses gleicht dem Schatten eines hohen Felsen auf glühender Ebene.

Mrs. Frere scheint etwa fünfundzwanzig Jahre alt zu sein. Sie ist etwas unter Mittelgröße und hat eine zarte, mädchenhafte Gestalt. Das Mädchenhafte in ihrer Erscheinung wird dadurch vermehrt, daß sie blondes Haar und blaue Augen hat. Wenn man mit ihr spricht, so sieht man, daß das Gesicht die natürliche Rundung verloren hat, welche es wohl früher besessen. Sie hat ein Kind gehabt, das bei der Geburt gestorben ist. Ihre Wangen sind durchsichtig, ihre Augen blicken traurig und verrathen seelischen und körperlichen Kummer und Schmerz. Diese Magerkeit läßt die Augen größer erscheinen und die Stirn als sie in Wirklichkeit sind. Ihre Hände sind weiß und ängstlich hager. Sie müssen früher rund und hübsch gewesen sein. Ihre Lippen sind roth von fortwährendem Fieber.

Es scheint, als habe Kapitain Frere alle Lebenskraft seiner Frau an sich *gerissen*.

Wer erzählt doch die Geschichte von Lucius Claudius Hermippus, der sehr alt wurde, weil er sich fortwährend von jungen Mädchen anhauchen ließ?

Ich glaube — Burton, — denn der führt Alles an.

In dem Verhältniß, als sie Kraft und Jugend verloren, hat er an Stärke und Frische gewonnen. Obgleich er wenigstens vierzig Jahre alt ist, sieht er nur ans wie dreißig. Sein Gesicht ist roth, seine Augen klar, seine Stimme fest und durchdringend. Er muß ein Mann von bedeutender Stärke sein und auch ein Mann von mehr als gewöhnlichem physischem Muth und Tierischen Gelüsten. Kein Nerv

in seinem Körper, der nicht die Stärke eines Klavierdrathes haben mag. Aeußerlich ist er groß, breit und stark mit röthlichem Bart und Haar, leicht mit Grau untermischt. Seine Manier ist laut, roh und anmaßend; — seine Unterhaltung beschränkt sich auf Hunde, Pferde, Hähne und Gefangene. — Was für ein merkwürdiges Paar!

30. März. Ein Brief von Van Diemens Land. »Es ist ein Zank in der Küchenstube,« sagte de la Vere in seiner gewöhnlichen Art. Der General-Controleur der Gefängnisanstalten hat einen Mr. Pounce bestimmt, um nach Norfolk Island zu gehen und einen Bericht darüber zu machen. Ich soll mit ihm gehen und zu dem Ende meine Instruktionen vom General-Controleur bekommen.

Ich habe Frere das gesagt und er hat an Pounce geschrieben, er möge auf dem Wege dahin bei ihm einsprechen. Seit der Zeit gaben wir nur von Gefangenen-Disciplin sprechen hören. Frere ist groß darin und ermüdet mich vollständig mit seinen Erklärungen von Streichen und Bosheiten der Sträflinge.

Er ist berühmt wegen seiner Kenntniss in diesen Dingen. Abscheuliche Weisheit! Seine Diener hassen ihn und doch gehorchen sie ihm ohne Murren.

Ich habe bemerkt, daß professionelle Verbrecher — wie alle wilden Tiere — vor dem Manne kriechen, der sie ein Mal bezwungen hat. Ich würde mich nicht wundern, wenn die Regierung von Van Diemens Land Frere als ihren Disziplinars-Beamten wählte. Ich hoffe, sie werden es nicht thun.

4. April. Nichts heute, das werth wäre, eingetragen zu werden. Essen, Trinken, Schlafen. Trotz meiner siebenundvierzig Jahre fühle ich mich beinahe wie der James North, welcher im Fechten die goldne Medaille gewann. Was für ein Getränk ist doch Wasser! Die *fous Bandusiae splendidior vitro* war besser, als alles Andre, Meister Horaz. Ich zweifle, ob Euer berühmtes Getränk, das zur Zeit, da Manlius Consul war, auf Flaschen gefüllt wurde, sich damit vergleichen konnte.

Aber zu den bemerkenswerthen Thatsachen! Ich habe heute Abend zwei Dinge ausfindig gemacht, die mich überraschen. Eins ist, daß der Deportierte, welcher Mrs. Frere's eben bedrohte, kein

Andrer ist, als der unglückliche Mann, der meiner unheilvollen Schwäche wegen in Port Arthur gepeitscht wurde und dessen Gesicht mir immer wieder vor Augen kommt, um mir Vorwürfe zu machen. Die andre Thatsache ist, daß Mrs. Carr eine alte Bekannte von Frere ist. Das Letztere erfuhr ich auf sehr sonderbare Weise. Wir saßen zusammen, nachdem Mrs. Frere uns verlassen hatte, und sprachen von klugen Frauen. Ich setzte meine Theorie auseinander, daß scharfer Verstand häufig die weibliche Natur in den Frauen zerstöre.

Streben beim Manne muß Willensthätigkeit bei der Frau sein; Vernunft, Eingebung; Verehrung, Frömmigkeit; Leidenschaft, Liebe. Die Frau soll eine niedrigere Taste anschlagen, aber einen stärkeren Ton geben. Der Mann hat Verstandeskraft, die Frau schnelles und richtiges Gefühl. Die Frau, welche männlichen Verstand besitzt, ist abnorm. Er verstand mich nur halb, das konnte ich bemerken, aber er stimmte mir im Ganzen bei.

»Ich kannte nur eine Frau, welche wirklich starken Geistes war, wie man es nennt,« sagte er »und sie war eine ganz schlechte Person.«

»Daraus folgt nicht, daß sie wirklich schlecht war,« sagte ich.

»Ja, aber diese war es, von Grund auf. Aber scharf wie eine Nadel, Starr und starr wie ein Felsen. Ein schönes Weib.«

Ich sah an dem Ausdruck des Mannes, daß er schlechte Erinnerungen beherbergte und trieb ihn, weiter zu sprechen. »Sie wohnt im Innern irgendwo,« sagte er. »Sie heirathete einen ihr zugewiesenen Diener, sagte man mir, Namens Carr. Ich habe sie seit Jahren nicht gesehen und weiß nicht, wie sie jetzt aussieht, aber damals war sie grade so, wie Sie sie beschrieben. (Ich hatte sie gar nicht beschrieben.) Sie kam mit mir in demselben Schiff her als Mädchen von der Mutter meiner Frau.«

Ich hatte es schon auf meiner Zungenspitze zu sagen, daß ich sie kannte, aber ich weiß nicht, was mich bewog, zu schweigen. Es gibt Seiten in der Lebensgeschichte solcher Männer wie Frere ist, welche es nicht vertragen, vorgetragen zu werden. Wahrscheinlich war es so mit dieser Angelegenheit, denn er brach die Unterhaltung darüber

schnell ab, als seine Frau hereinkam. Ist es möglich, daß diese zwei Geschöpfe, der bekannte Sträflingskenner und die Frau des Straflingsdieners, einander früher mehr als Freunde gewesen waren? Sehr möglich. Er ist der Mann dazu, solche Liebschaften gehabt zu haben. (Eine schöne Art, meinen Wirth schlecht zu machen.) Und die volle, dunkeläugige Person ist grade das Geschöpf, das ihn umspinnen könnte. Vielleicht ist irgend eine Angelegenheit dieser Art die Ursache von Mrs. Frere's traurigen Blicken. — Warum gebe ich mich mit Gedanken über solche Sachen ab? Ich scheine mir selbst Gewalt anthun zu wollen und sie zu beleidigen durch solchen Argwohn. Wenn ich jetzt ein Büsser wäre, würde ich ein härenes Gewand anlegen und mich geißeln. »Denn solch Wesen treibt man nur aus durch Gebet und Fasten.«

7. April. Mrs. Pounce ist angekommen, voll von Wichtigkeit über seine Mission. Er geht einher mit der Miene eines Staatsministers, wenn ein Hosenbands-Orden frei ist, — hoffend, staunend, zweifelnd, aber selbst in diesem Zweifel seine Würde nicht vergessend. Ich bin so geneigt, ihn zu verspotten, wie ein leichtsinniges Schulmädchen, aber doch fühle ich, wie wichtig die Aufgabe ist, die er vor sich hat. Man erleichtert sein Gehirn, wenn man tüchtig arbeiten läßt. Ich erinnere mich, daß ein Gefangener in Hobart Town, zwei Mal verurtheilt und zwei Mal zurückgestellt, sprang und jubelte, als er sein Todesurtheil endlich aussprechen hörte. Er sagte mir, wenn er nicht geschrien hätte, wäre er wahnsinnig geworden.

10. April. Wir hatten gestern Abend ein Staatsdiner. Die Unterhaltung drehte sich uni nichts als um Sträflinge. Ich sah niemals Mrs. Frere so zu ihrem Nachtheil. Schweigend, zerstreut und traurig. Sie sagte mir nach Tische, daß sie das Wort »Deportierter« selbst verabscheue. Es knüpften sich für sie so schreckliche Erinnerungen daran.

»Ich habe mein ganzes Leben lang unter ihnen gelebt,« sagte sie, »aber das macht es nicht besser. Ich habe zuweilen schreckliche Vorstellungen, Mr. North, die mir wie halbe Erinnerungen vorkommen. Ich fürchte mich, wieder mit Gefangenen in Berührung

zu kommen. Ich bin sicher, daß mir noch Böses von ihnen geschieht.« Ich lachte natürlich, aber es half nichts. Sie bleibt bei ihrer Meinung und sieht mich mit Augen an, die ein geheimes Entsetzen in sich haben. Dieses ungeborene Grauen in den Augen ist störend.

»Sie sind nervös,« sagte ich. »Sie müssen Ruhe haben.«

»Ich in nervös,« erwiderte sie mit einer Offenheit in Stimme und Manier, die ich früher schon in ihr bemerkte, »und ich habe üble Vorahnungen.«

Wir saßen eine Weile schweigend da, dann richtete sie plötzlich ihre ruhigen Augen auf mich und sagte: »Mr. North, welches Todes werde ich sterben?«

Die Frage war ein Echo meiner eignen Gedanken, — ich habe so einige thörichte Ideen von Physiognomie — und ich fuhr zusammen. Welches Todes? Ja, welches Todes wird Einer sterben mit weit offenen Augen, halb offenen Lippen und Brauen, die gesenkt sind, als wollten sie den schnell fliehenden Muth fest halten? Keines friedlichen Todes, — sicher nicht. Ich nahm meinen schwarzen Rock zu Hilfe.

»Meine liebe Mrs. Frere. Sie müssen an solche Dinge nicht denken. Sie wissen: Tod ist Schlaf. Warum einen Traum vorher träumen?« Sie seufzte, langsam wie aus augenblicklicher Betäubung erwachend. Sich vor ausbrechenden Thränen zusammen fassend, änderte sie die Unterhaltung und suchte einen Vorwand, um zum Piano zu gehen und einen Walzer zu spielen. Diese unnatürliche Lustigkeit endete in einem hysterischen Anfall. Ich hörte, wie ihr Mann hernach *sal volatile* anempfahl. Er ist solche Art Mann, die selbst der pythischen Priesterin *sal volatile* empfehlen würde, wenn sie ihn um Rath fragte.

26. April. Alles ist abgemacht und wir reisen morgen früh ab. Mr. Pounce ist in einer Stellung peinlicher Würde. Er fürchtet sich vor jeder Bewegung, denn die Bewegung könnte seiner Würde schaden und sein offizielles Eis aufthauen. Da er ausfindig gemacht hat, daß ich der Kaplan bin, so enthält er sich jeder Vertraulichkeit. Meine Eigenliebe ist verwundet, aber meine Geduld nicht mehr so hart auf

die Probe gestellt.

Frage: Würde die Majorität der Leute nicht lieber von Hochgestellten gekränkt werden, als gar nicht beachtet?

James North seinerseits antwortet nicht darauf.

Ich habe meinen Freunden Lebewohl gesagt und bin traurig, wenn ich auf alle die angenehmen Stunden zurückblicke. Es ist nicht wahrscheinlich, daß noch viele solche angenehme Stunden erleben werde. Ich fühle mich wie ein Vagabund, dem gestattet war, am Feuer zu sitzen und der nun wieder in die nasse, windige Straße hinaus muß und sie kälter, als vorher findet. Wie waren die Verse, die ich in ihr Album schrieb?

»Wie ein armer Verlassener, der in berauschem Wein
Seinen Kummer ertränkt und stolpernd jetzt durch die Straßen,
Die so kalt und naß sind, ein Licht erblickt durch den Regen,
Von dem häuslichen Herd ihm leuchtend, durch helle Scheiben
ihm winkend.

Er hält einen Augenblick an, vor dem röhlichen Fenster
Und blickt auf den freundlichen Kreis, vereint in Liebe und Pflicht.
Dann wendet er um in die Nacht, hinein in Regen und Sturm
Durch die Trübniß und Pein, nicht zu stören das Glück.«

Ja, das waren die Zeilen! Mit mehr Wahrheit darin, als sie denkt. Aber wie kommt es mir zu, sentimental zu sein? Mein Gefährte denkt: »Was für ein winselnder Narr ist dieser North?« So, das ist vorbei. Nun nach Norfolk und seinem Fegefeuer!

Zweites Capitel.

Der verlorene Erbe.

Der verlorene Sohn von Sir Richard Devine war nach England zurückgekehrt und nahm seinen Namen und sein Vermögen in Anspruch. Das heißt, John Rex hatte seinen Plan ausgeführt, wodurch er die Rechte seines alten Gefängnis-Kameraden sich angemaßt hatte. Wenn er seine Cigarre in seiner Junggesellenwohnung rauchte, oder in seiner Wetten-Rechnung inne hielt, staunte John Rex oft selbst, mit welcher wunderbaren Leichtigkeit er einen so ungeheuren und scheinbar so schweren Betrug ausgeübt hatte. Als er in Sydney mit dem Schiff landete, das Sara Purfoy ausgeschickt hatte, fand er sich in eine Sklaverei verstrickt, die ihn nicht geringer drückte als diejenige, welcher er so eben entgangen, — die Sklaverei gezwungenen Zusammenlebens mit einem ungeliebten Weibe. Der sehr gelegene Tod eines ihrer Diener hatte Sara Purfoy die Gelegenheit gegeben, den Entflohenen in dessen Zimmer unterzubringen. In der höchst merkwürdigen Gesellschaft, welche nothwendiger Weise damals in Neu-Süd-Wales herrschte, war es nicht ungewöhnlich, daß Sträflingsdiener unter den freien Ansiedlern sich verheirathen und als man hörte, daß Mrs. Purfoy, die Wittwe eines Kapitäns von einem Wallfischfahrer, sich mit Carr, ihrem Hofmeier, der wegen Fälschungen Deportiert worden und nur noch zwei Jahre hatte, verheirathete, wunderte sich Niemand darüber. Wenn John Carr dann frei würde und als Besitzer eines schönen Weibes und eines Vermögens dastünde, dann würde es Viele rings umher gegeben haben, die sein Leben in Australien zu einem sehr angenehmen gemacht hätten.

Aber John Rex wollte nicht länger bleiben, als notwendig war und suchte unablässig nach Mitteln zur Flucht aus diesem zweiten Gefängnis. Lange Zeit war sein Suchen erfolglos. So sehr sie den Schuft auch liebte, so machte sich Sara Purfoy doch kein Gewissen

daraus, ihm zu sagen, daß sie ihn gekauft habe und ihn als ihr Eigentum ansähe. Er wußte, daß, wenn er eine Anstrengung machte, aus seinen Ehesesseln loszukommen, die Frau, die so viel gewagt hatte, ihn zu retten, nicht zögern würde, ihn den Behörden auszuliefern und auszusagen, wie der gelegene Tod des fieberbefallenen John Carr sie in den Stand gesetzt hatte, Namen und Arbeit dem entflohenen John Rex zu überweisen.

Er hatte sich eingebildet, daß die Thatsache, daß sie seine Frau war, sie verhindern würde, gegen ihn auszusagen, und daß er ihr aus diese Weise trotzen könne. Aber sie erinnerte ihn, daß ein Wort an Blunt ganz genügend wäre.

»Ich weiß, Du machst Dir nichts mehr aus mir, John,« sagte sie mit grimmer Freundlichkeit; »aber Dein Leben ist in meinen Händen und wenn Du mich verläßt, so bringe ich Dich an den Galgen.«

Vergebens ras'te er und empörte sich in seiner geheimen Angst, von ihr loszukommen. Er war mit Händen und Füßen gebunden. Sie hatte sein Geld und ihre Schlaueit hatte es mehr als verdoppelt. Sie war allmächtig und er mußte warten, bis ihr Tod oder irgend ein glücklicher Zufall ihn von ihr befreite und ihn frei machte, um dann den Plan, der er in sich hatte reifen lassen, auszuführen. »Ein Mal befreit von ihr,« dachte er bei sich, als er einsam über seine Station ritt, die ihm dem Namen nach gehörte, — »und das Uebrige ist leicht. Ich werde nach England mit einer glaubwürdigen Geschichte von Schiffbruch zurückkehren und werde unzweifelhaft mit offenen Armen von der theuren Mutter empfangen werden, die so lange von mir getrennt gewesen ist. Richard Devine soll wieder zu dem Seinigen kommen.«

Sie loszuwerden war nicht leicht. Zwei Mal versuchte er ihren Krallen zu entfliehen und zwei Mal wurde er zurückgebracht. »Ich habe Dich gekauft, John,« hatte sie ihm lachend gesagt »und Du sollst nicht fort von mir. Gewiß kannst Du zufrieden sein mit diesem Comfort. Du warst früher mit weniger zufrieden. Ich bin doch nicht so häßlich und abschreckend?«

»Ich habe Heimweh,« erwiderte John Carr. »Laß uns nach England gehen, Sara.«

Sie schlug mit ihren starken, weißen Fingern auf den Tisch.

»Nach England gehen? Nein, nein. Das würdest Du gern sehen? Dort würdest Du der Herr sein. Du würdest mein Geld nehmen und mich Hungers sterben lassen. Ich kenne Dich, Jack. Wir bleiben hier, mein Lieber. Hier, wo ich Dich dem ersten Constabler übergeben kann, wenn Du nicht gut zu mir bist.«

»Teufel.«

»O, das ist mir gleich, was Du sagst. Schimpfe die ganze Nacht auf mich, Jack. Schlage mich, wenn Du willst, aber verlaß mich nicht, oder es wird Dir schlecht gehen.«

»Du bist ein merkwürdiges Weib,« ruft er in plötzlich ausbrechender Bewunderung.

»Solchen Schurken zu lieben? Das weiß ich nicht. Ich liebe Dich, weil Du ein Schurke bist. Ein besserer Mann als Du, wäre mir langweilig.«

»Ich wünschte, beim Himmel, ich hätte nie Port Arthur verlassen. Besser dort, als dies Hundeleben!«

»So geh zurück. Du hast nur ein Wort zu sagen.«

So stritten sie sich und kämpften mit einander, — sie, stolz auf die Macht über den Mann, der so lange über sie triumphiert hatte und er, sich mit der Hoffnung tröstend, daß der Tag nicht fern sei, der ihm Glück und Freiheit bringen sollte. Eines Tages kam die Gelegenheit. Seine Frau war krank und der undankbare Schuft stahl fünfhundert Pfund und zwei Pferde, erreichte Sydney und nahm seine Überfahrt auf einem Schiff, das nach Rio ging.

Einmal von seinen Fesseln erlöst, spielte er um den großen Lebenseinsatz mit der äußersten Vorsicht. Er ging nach dem Continent und lebte Wochen lang in den Städten, wo Richard Devine möglicher Weise gelebt hatte, sich mit den Straßen vertraut machend, alte Einwohner aussuchend, — genug alle die losen Maschen des Netzes in seiner Hand vereinigend, das er nun zuziehen wollte. Solche lose Maschen waren nicht zahlreich; der verlorene Sohn war zu arm gewesen, zu unbedeutend, um bedeutende Erinnerungen zurückzulassen. Aber Rex wußte zu gut, durch welche Zufälle mitunter der Betrug entdeckt wird.

Irgend ein alter Kamerad oder Gefährte des verlorenen Erben könnte ja plötzlich erscheinen und genaue Fragen nach Kleinigkeiten thun, die das leichte Gewebe gleich in Stücke reißen würde, so schnell wie Saladin mit seinem Schwert die fliegende Seide zerschnitt. Er mußte auch die geringsten Umstände kennen. Mit ausgesuchter Geschicklichkeit, Stück für Stück baute er die Geschichte auf, welche die arme Mutter täuschen und ihn zum Besitzer eines der größten Privatvermögen Englands machen sollte.

Dies war die Geschichte, die er erfand. Er war aus dem brennenden Hydaspes von einem Schiffe gerettet worden, das nach Rio ging. Nichts wissend von dem Tode Sir Richards und aufgestachelt von dem Stolze, der wie man wußte, ein hervorstechender Zug seines Charakters war, hatte er sich entschlossen, nicht eher zurückzukehren, als bis er sich ein Vermögen erworben, das wenigstens ebenso groß war wie das, was ihm in Aussicht stand. Im spanischen Amerika hatte er vergeblich versucht, solchen Reichthum zu gewinnen. Als *vaquero*, Reisender, Spekulator, Schiffer hatte er sich vierzehn Jahre lang gemüht und er hatte keinen Erfolg gehabt. Erschöpft und bereuend, war er nach Hause zurückgekehrt, um seine müden Glieder aus einem Fleckchen heimischer Erde auszuruhen.

Die Erzählung war wahrscheinlich genug und er war dafür reichlich gewaffnet. Es war nicht zu fürchten, daß der Schiffer, welcher den gekaperten Osprey genommen, daß der, welcher in Chili gelebt, welcher Vieh auf den Carrum-Ebenen ausgezeichnet, in der Wissenschaft der Schiffsführung, des Reitens oder in Kenntnis der spanischen Sitten unwissend sein sollte. Ueberdies hatte er sich ein Verfahren vorgezeichnet, das auf seiner Kenntnis der menschlichen Natur beruhte.

Das Testament, nach welchem Richard Devine erben sollte, war datiert vom Jahre 1807 und war augenscheinlich verfaßt, als der Verfasser sich in der ersten Freude seiner Vaterwürde befand. Nach seinen Bestimmungen sollte Lady Devine ein lebenslängliches Einkommen von 3000 Pfund Sterling jährlich haben, aus ihres Mannes Eigenthum, das in die Hände von zwei

Testamentsvollstreckern gelegt wurde, bis der älteste Sohn entweder starb, oder ein Alter von fünfundzwanzig Jahren erreicht hatte. Wenn Eins von diesen Ereignissen eintrat, sollte das Eigenthum umgesetzt werden und Lady Ellinor eine Summe von 100,000 Pfund empfangen, in Consols angelegt. Nach Sir Richards kluger Berechnung würde dies ihre Rente vollkommen decken. Der Rest des Vermögens sollte an den lebenden Sohn übergehen, oder wenn er gestorben, an seine Kinder oder nächsten Verwandten. Die Vollstrecker waren Lady Ellinors Vater, Oberst Wotton Wade und Mr. Silas Quaid von der Firma Purkiß und Quaid, Thavies Inn, Sir Richards Advokaten.

Als Oberst Wade im Sterben lag, ernannte er mit Quaid's Einwilligung seinen eignen Sohn Mr. Francis Wade um zweiten Vollstrecker. Als der alte Junggeselle Quaid starb, verweigerte die Firma Quaid und Purkiß, deren Repräsentant jetzt ein feiner Londoner Neffe war, die fernere Verantwortlichkeit und mit der Einwilligung Lady Ellinors blieb ihr Bruder Mr. Francis Wade alleiniger Vollstrecker. Sir Richards Schwester und ihr Gatte Anthony Frere von Bristol waren schon lange todt und wie wir wissen, war ihr Sohn Maurice Frere endlich zufriedengestellt mit seinem Loose und hatte jeden Gedanken daran aufgegeben, sich noch mit seines Onkels Angelegenheiten zu beschäftigen. John Ren hatte also, in der Person des zurückgekehrten Richard Devine, nur zwei Menschen zufriedenzustellen, seinen vermeintlichen Onkel Mr. Francis Wade und seine vermeintliche Mutter Lady Ellinor Devine.

Dies war ihm die leichteste Aufgabe von Allen. Francis Wade war ein Invalide, verabscheute alles Geschäftliche und hatte nur einen Ehrgeiz, für einen Mann von Geschmack zu gelten. Als Besitzer eines kleinen unabhängigen Einkommens, hatte er immer in North End gewohnt seit seines Vaters Tode und hatte aus dem Platz ein Strawbury Hill in Miniatur gemacht. Als er seiner Schwester dringenden Bitten nachgab und die alleinige Verantwortlichkeit für das Vermögen übernahm, legte er alles baare Vermögen zu drei Prozent an und ließ die Zinsen anwachsen.

Lady Ellinor, welche niemals den schrecklichen Schlag

überwinden konnte, den sie bei ihres Gatten plötzlichem Tode erhalten, klammerte sich an die Hoffnung, daß ihr Sohn noch lebe und sah sich nur als Verwalterin seiner Interessen an, jeden Augenblick bereit, die Herrschaft ihm zu überlassen, sollte er zurückkehren.

Das zurückgezogene Paar lebte so zusammen und verbrauchte in Mildthätigkeit und in bric à brac den vierten Theil ihres gemeinsamen Einkommens. Von Beiden wurde die Rückkehr des Wandrers mit wirklichem Entzücken begrüßt. Für Lady Ellinor bedeutete es die Verwirklichung einer lebenslangen Hoffnung, die ein Theil ihres Wesens geworden war. Für Francis Wade bedeutete es die Erlösung von einer Verantwortlichkeit, welche seine Einfalt stets verwünscht hatte, nämlich die, sich um anderer Leute Geld zu kümmern.

»Ich denke nicht daran mich, in die Einrichtung zu mischen, die Sie gemacht haben, lieber Onkel,« sagte John Rex am ersten Abend nach seinem Empfange. »Es würde sehr undankbar von mir sein, das zu thun. Meine Bedürfnisse sind gering und können leicht befriedigt werden. Ich werde ihre Geschäftsleute eines Tages sprechen und Alles mit ihnen abmachen.

»Geh gleich hin, Richard, — so bald wie möglich. Ich bin kein Geschäftsmann, aber es wird Alles in Ordnung sein.«

Doch verschob Richard den Besuch von Tage zu Tage. Er wünschte so wenig wie möglich mit Männern des Gesetzes zu thun zu haben. Er hatte sich schon seine handlungsweise zurechtgelegt. Er ließ sich von seiner Mutter Geld für seine unmittelbaren Bedürfnisse geben und wenn die Mutter starb, wollte er seine Rechte geltend machen.

»Mein rauhes Leben hat mich ganz scheu gemacht. Ich passe nicht in die Gesellschaft. Mache kein Wesens von meiner Rückkehr. gib mir einen Winkel, wo ich meine Pfeife rauchen kann und ich bin glücklich.«

Lady Devine mit zärtlichem Mitleid, das sich John Rex nicht recht erklären konnte, willigte ein und »Mr. Richard« wurde bald als ein Märtyrer des Schicksals angesehen, als ein Mann, der seine eignen Unvollkommenheiten kannte und mit denen man dem zu Folge leicht

abrechnete. So hatte der verlorene Sohn seine eigenes Zimmer, seine eigne Dienerschaft seine eigne Rechnung bei der Bank und trank und rauchte und lebte lustig.

Fünf oder sechs Monate lang lebte er wie im Paradiese. Dann fing er an, dieses Lebens überdrüssig zu werden. Die Last der Heuchelei ist sehr schwer zu tragen, und Rex war genöthigt, sie fortwährend zu tragen. Seine Mutter nahm seine ganze Zeit in Anspruch. Sie hing an seinem Munde; sie ließ sich fünfzig Mal die Geschichte seiner Wanderungen erzählen. Sie wurde nie müde, ihn zu küssen, über ihn zu weinen, ihm zu danken für das Opfer, das er ihr gebracht.

»Wir versprachen einander, Richard, nie wieder davon zu sprechen,« sagte die arme Dame eines Tages, »aber wenn meine lebenslängliche Liebe das Unrecht gut machen kann, das ich Dir angethan habe — —«

»Still, liebste Mutter,« sagte John Rex, welcher nicht im Geringsten verstand, wovon die Rede war, »laß uns nichts mehr darüber sagen!«

Lady Ellinor weinte still und ging dann fort, den Mann, der ihr Sohn zu sein vorgab, in großer Bestürzung zurücklassend. Er war wirklich in Sorge. Augenscheinlich bestand ein Geheimniß zwischen Lady Devine und ihrem Sohne, das er nicht errathen konnte. Die Mutter kam nicht wieder darauf zurück und neuen Muth mit der Zeit gewinnend, wurde Rex kühn genug, alle Angst zu vergessen.

In den ersten Stadien seines Betruges war er schüchtern und vorsichtig gewesen. Dann kam der beruhigende Einfluß des Comforts, der Achtung und der Sicherheit und verfeinerte seine Sitten sogar etwas. Er fühlte, wie er gefühlt hatte, als Mr. Lionel Crofton noch am Leben war. Das Gefühl, von einer liebenden Frau gepflegt, Abends und Morgens als ihr »Sohn« geküßt zu werden, von den Landleuten geachtet, von achtbaren Leuten beneidet zu werden, war neu und sehr angenehm.

Sie waren so gut zu ihm, daß er zu Zeiten halb geneigt war, Alles zu bekennen und seine Sache in die Hände der Leute zu geben, die er beleidigt hatte. Doch, dachte er, solch Handeln würde toll sein. Es würde für Niemand etwas Gutes dabei herauskommen, nur Elend für

ihn selbst. Der wahre Richard Devine war völlig verloren und begraben unter der Strafliste der Deportierten. Ueber ihm schlugen schon seit langer Zeit die Wogen der unzähligen Bestrafungen zusammen. John Rex schmeichelte sich damit, daß er den Namen eines Mannes sich angemaßt, der wirklich nicht mehr zu den Lebenden gehörte und daß, wenn er nicht von den Todten auferstande, Richard Devine niemals kommen würde um ihn anzuklagen. So sich selbst schmeichelnd, wurde er allmählich kühner und langsam kam seine wahre Natur wieder zum Vorschein. Er war heftig gegen die Diener, grausam gegen die Hunde und Pferde, oft roh und unanständig in seiner Rede und gänzlich rücksichtslos gegen die Gefühle Anderer. Wie fast alle Frauen, beherrscht von ihrem Gefühl, hatte Lady Devine denjenigen, den sie für ihren tief gekränkten Sohn hielt, mit Liebe überschüttet. Aber seine selbstsüchtige Art, seine Rohheit und Nachlässigkeit beleidigten sie bald auf's Empfindlichste. Eine Zeit lang kämpfte die arme Frau dagegen und bemühte sich, ihre Gefühle der Abneigung zu überwinden und sagte sich, es sei so verbrecherisch, dieser Verabscheuung ihres unglücklichen Sohnes nachzugeben; — aber — endlich unterlag sie doch.

Im ersten Jahr betrug sich Mr. Richard mit genügendem Anstande, aber als sein Bekanntenkreis sich vergrößerte und sein Vertrauen in sich wuchs, vergaß er nach und nach die Rolle, die er zu spielen hatte. Eines Tages ging Mr. Richard aus, um den Tag mit einem Jagdfreunde zuzubringen, der nur zu stolz war, einen so außerordentlichen Mann an seinem Tische zu haben. Richard trank viel mehr, als ihm gut war und am in einem Zustande ekelhafter Trunkenheit nach Hause. Ich sage ekelhaft, denn manche Leute haben die Kunst, auf humoristische Art betrunken zu werden, so daß die halbe Rohheit der Sache verschwindet. Ein Mann von wahrhaft edlen Gesinnungen, dessen Gehirn nicht geschwächt ist, durch Nachsicht mit seinen Fehlern, zeigt sich nie zu seinem größeren Vortheil, als wenn er beim Glase Wein sitzt. Wenn John Rex trank, so wurde er — er selbst — das heißt roh und grausam.

Francis Wade war nicht zu Hause und Lady Devine hatte sich in

ihr Schlafzimmer zurückgezogen, als ein Wagen »Mr. Richard« an der Thür absetzte. Der tugendhafte Haushofmeister, welcher die Thür öffnete, bekam einen Stoß gegen die Brust und wurde angebrüllt: »Branntwein her!« Der Reitknecht wurde verdammt und sollte sich wegscheeren. Mr. Richard taumelte in's Eßzimmer das in der halben Erleuchtung sich befand, welche die Dienerschaft für nöthig hält, wenn man auf den Herrn wartet. Er schrie: »Mehr Licht!« Die Lichter wurden gebracht und Mr. Richard vergnügte sich damit, das schmelzende Wachs auf den Teppich laufen zu lassen. »Hört, — es muß hell werden! Beleuchtung her!« schrie er und kletterte mit seinen schmutzigen Stiefeln auf die kostbaren Stühle, zerkratzte den glänzend polierten Tisch, versuchte die Wachslichter in den silbernen Leuchtern zu befestigen, mit denen der seine antiquarische Geschmack von Mr. Francis Wade das Zimmer geschmückt hatte.

»Sie werden den Tisch zerbrechen, Herr,« sagte der Diener.

»Verdammt Tisch,« schrie Rex. »Kauft einen andern Tisch. Was geht Euch der Tisch an!«

»O gewiß, Sir,« erwiderte der Mann.

»Gewiß, gewiß, — warum gewiß? Was wißt Ihr davon?«

»Gewiß nichts, Sir,« sagte der Mann.

»Wenn ich nur meine Reit — Reit — Peitsche hätte, ich wollte Euch — — Wo ist Branntwein?«

»Hier, Mr. Richard.«

»Da trinkt! Guter Branntwein. Laßt die Mädchen kommen, — sie sollen tanzen! Tanzt Ihr, Tomkins?«

»Nein Mr. Richard.«

»Dann sollt Ihr tanzen. Tomkins. Ihr sollt eines Tages auf nichts tanzen! Tomkins! Hallo! Mariel Susanne! Jane! William! Hallo!«

Und er fing an, zu brüllen und zu fluchen.

»Ist es nicht Zeit zu Bett zu gehen, Mr. Richard?« fragte einer der Diener.

»Nein,« brüllte der Ex-Sträfling mit Nachdruck. »Ich gehe nicht zu Bett! Ich bin viel zu lange bei Tageslicht zu Bett gegangen. Wir

wollen Illumination haben. Ich bin der Herr hier! Der Herr von Allem. Richard Devine ist mein Name. Nicht wahr, Tomkins, Du Schurke!«

»O ja, ja, Mr. Richard.«

»Natürlich ist's mein Name und daß Ihr's wißt! Ich bin kein Gemalter, — keine Porzellanpuppe! Ein Gentleman! Hab' die Welt gesehen! Es gibt nicht viel, das ich nicht kenne. Wartet nur, bis die Alte todt ist, Tomkins, dann sollt Ihr sehen!«

Immer neue Flüche und Schwüre, was der Trunkenbold thun würde, wenn er erst im Besitz wäre.

»Bringt mehr Branntwein herbei!« Krack! Fliegt die Flasche in den Kamin.,Licht nach dem Saal! Wir wollen tanzen! Ich bin betrunken, — wer sagt das? — Wenn Ihr erlebt hättet, was ich erlebt habe, würdet Ihr froh sein, wenn Ihr betrunken wäret. Ich sehe wie ein Narr aus,« — dies sagt er zu seinem Bilde im Spiegel. »Aber ich bins nicht, oder ich wäre nicht hier! — Verdammt, Du grinsender Narr!«

Krack, — geht seine Faust in den Spiegel! »Grinst mich nicht an! Spielt auf! Wo ist die Alte! Holt sie, wie wollen tanzen!«

»Lady Devine ist im Bett, Mr. Richard,« schreit Tomkins! entsetzt, und versucht, sich ihm in den Weg zu stellen.

,Dann soll sie aufstehen!« schreit John Rex und stürzt nach der Thür.

Tomkins, der ihn zurückhalten will, wird sogleich in ein Schränkchen mit seltenem Porzellan geworfen und die Bestie versucht die Treppen hinauf zu dringen. Die andern Diener ergreifen ihn. Er flucht und kämpft wie ein Teufel. Die Thüren werden geworfen, Lichter blitzen, die Mädchen laufen zusammen, entsetzt und fragen, ob Feuer sei und wollen aus dem Hause. Das ganze Haus ist in Aufruhr? Mitten in dem Lärm erscheint Lady Devine und sieht auf die Scene herab. Rex erblickt sie und bricht in neues Fluchen aus. Sie zieht sich, tief erschreckt, zurück und das Tier, hin und her gerissen, blutend und dabei fluchend, wird endlich in seine Zimmer gebracht. Der Reitknecht, dessen Gesicht ernstlich Schaden gelitten bei dem Kampfe, gibt der trunkenen Bestie noch einen tüchtigen Fußstoß, ehe er geht. Am nächsten Morgen weigert sich Lady Devine, ihren Sohn zu sehen, obgleich er eine besondere

Entschuldigung an sie schickt.

»Ich fürchte, ich habe gestern Abend zu viel Wein getrunken,« sagte er zu Tomkins.

»Ja, Sir,« sagt Tomkins.

»Ach ein wenig Wein macht mich gleich krank, Tomkins. Habe ich irgend etwas Schlimmes gethan?«

»Sie waren ziemlich heftig, Mr. Richard.«

»Hier ist ein Goldstück, Tomkins. Sagte ich auch etwas?«

»Sie fluchten viel, Mr. Richard. Die weisen Herren tätigt dies, wenn — wenn sie auswärts gespeist haben, Mr. Richard.«

»Was für ein Narr bin ich,« dachte John Rex, als er sich anzog. »Ich werde Alles verderben, wenn ich mich nicht in Acht nehme.«

Er hatte Recht. Er ging ordentlich darauf aus, Alles zu verderben. Doch machte er diese Scene wieder gut. Geld an die Dienerschaft und Entschuldigungen und die Zeit ließen Lady Devine die Sache vergeben.

»Ich kann mich nicht wieder in englische Gewohnheiten finden,« sagte Rex, »ich fühle oft, daß ich hier nicht an meinem Platz bin, hier in diesem ruhigen Hause. Ich denke — wenn Du etwas Geld für mich hast — möchte ich ein wenig reisen.«

Lady Ellinor mit einem Gefühl der Erleichterung, über das sie sich viele Gewissensbisse machte,« willigte ein und mit guten Creditbriefen versehen, ging John Rex nach Paris.

In der Welt der Verschwendung und des leichtfertigen Lebens eingeführt, wurde er ganz unordentlich. Als junger Mann war er fast ganz frei von dem Laster der Trunksucht gewesen; er hatte von seiner Nüchternheit, wie von seinen Tugenden bösen Gebrauch gemacht. In der Wildniß und Einsamkeit des Busches hatte er zu trinken angefangen. Als Herr einer großen Summe Geldes, beabsichtigte er, dieselbe zu verbringen, wie er es in seinen jungen Jahren gethan hatte. Er hatte vergessen, daß seit seinem Sterben die Welt nicht jünger geworden war. Es war möglich, daß Mr. Lionel Crofton einige seiner alten Gefährten, mit denen er sich einst herumgetrieben, auffinden möchte. Viele von ihnen lebten und es

ging ihnen gut.

Mr. Lemoine zum Beispiel, war gut verheirathet auf seiner Insel Jersey und hatte schon gedroht, einen Neffen zu enterben, der unordentlich lebte.

Aber Mr. Lemoine machte sich früher nichts daraus, Mr. Lionel Crofton, den Spieler und Herumtreiber wieder zu treffen und gewiß war es nicht gerathen, ihn denselben in der Person von Richard Devine wiederfinden zu lassen, denn durch irgend einen unglücklichen Zufall konnte dieser den Betrüger ja erkennen.

So war also der arme Lionel Crofton genöthigt, still in seinem Grabe zu liegen und Mr. Richard Devine, sich auf seinen großen Bart und seine breit gewordenen Schultern verlassend, mußte sein Geheimniß für sich behalten und Freundschaft unter solchen Menschen anknüpfen, wie sie auch zu Zeiten Mr. Croftons Freunde gewesen waren. Aber in Paris und in London gab es unendlich viele Menschen, die gern und schnell mit Jedem Bekanntschaft machten, der Geld besaß. Mr. Richard Devine's Geschichte wurde in manchem Ball- und Klubzimmer heimlich und laut erzählt. Doch wurde sie nicht immer auf dieselbe Art erzählt. Es war allgemein bekannt, daß Lady Devine einen Sohn hatte, der, lange Zeit für todt gehalten, plötzlich zur Bestürzung seiner Familie zurückgekehrt war. Aber die Art seiner Rückkehr wurde verschieden erzählt.

Mr. Francis Wade, so wohlbekannt er auch war, bewegte sich nicht in den glänzenden Kreisen, in denen sein Neffe in der letzten Zeit aufgenommen war. Es gibt in England viele Leute, von eben so großem Vermögen wie das, welches der alte Schiffbauer hinterlassen und die doch völlig unbekannt in der kleinen Welt sind, in der alle Leute sich bewegen sollen, welche des Kennens werth sind. Francis Wade war ein Mann von Bedeutung in seinem kleinen Kreise. Unter Künstlern, Antiquitäten-Händlern und Schriftstellern war er als Patron und als Mann von Geschmack bekannt. Seine Banquiers und Advokaten wußten, daß er ein unabhängiges Vermögen besaß, daß er sich aber nicht mit Politik befaßte, nicht in Gesellschaft ging, nicht wettete oder in Waaren spekulierte, und doch gab es viele Kreise der Gesellschaft, welche nie seinen Namen

gehört hatten. Manche achtbare Geldverleiher würden »weitere Empfehlung« gewünscht haben, ehe sie seine Wechsel einlösten und Klub-Mitglieder besonders — außer einigen alten *Quid nunc's*, welche die ganze Welt von Adam herab kannten — wußten wenig oder nichts von ihm.

Die Ankunft von Mr. Richard Devine, eines rohen Menschen von unbegrenzten Mitteln, hatte sonach einen bedeutenden Einfluß auf den unheimlichen Kreis von männlichen und weiblichen Schufften, welche die demi-monde bildeten. Sie fragten nach feinem früheren Leben und da sei keine genügende Antwort erhielten, erfanden sie Lügen über ihn.

Man meinte, er sei ein schwarzes Schaf, ein Mann, dessen Familie ihn ein wenig aus dem Wege schickte, aber der in pekuniärer Beziehung »gut« war für recht hohen Betrag.

So auf Vertrauen hin angenommen, bewegte sich Mr.

Richard Devine in den besten Kreisen der schlechten Gesellschaft und es fehlte ihm nicht an angenehmen Freunden, welche ihm halfen, sein Geld durchzubringen. Er brachte es auf so bewundernswerth schnelle Weise durch, daß Mr. Francis Wade unruhig wurde über die vielen Ansprüche und seinen Neffen drängte, seine Geschäfte zum Abschluß zu bringen.

Richard Devine — in Paris oder Hamburg, London oder anderswo, konnte niemals dazu gebracht werden, sich an die Geschäfte zu machen und Mr. Francis Wade wurde immer ängstlicher.

Der arme Mann wurde wirklich krank aus Sorge über seines Neffen Verschwendung. »Ich wünschte, lieber Richard,« schrieb er an ihn, »daß Du mich wissen ließeest, was geschehen soll.«

»Ich wünschte, lieber Onkel, daß Du thun möchtest, was das Beste ist,« war des Neffen Antwort.

»Willst Du Quaid und Purkiß die Sache besorgen lassen?« fragte der in die Enge getriebene Francis Wade.

»Ich hasse Advokaten,« sagte Richard. »Thun Sie was Ihnen Recht dünkt.«

Mr. Wade bereute, daß er die Sache im Anfange zu leicht

genommen. Nicht daß er einen Argwohn wegen Rex hatte, sondern er erinnerte sich daran, daß ich stets ein loser Vogel gewesen. Der sanfte Lauf seines Lebens wurde gestört. Er wurde bleich und seine Augen fielen ein. Seine Verdauung war schlecht. Er hatte nicht mehr das Interesse an Porzellan, das die Wichtigkeit des Gegenstandes erheischte. Mit einem Wort, er wurde zweifelhaft an seiner Mission. Lady Ellinor bemerkte eine große Veränderung an ihrem Bruder. Er wurde mürrisch, reizbar und erregt. Sie ging heimlich zu dem Familienarzt, welcher die Achseln zuckte.

»Es ist keine Gefahr,« sagte er, »aber er muß ruhig gehalten werden; halten Sie ihn ruhig, und er kann noch viele Jahre leben, — doch sein Vater starb an Herzkrankheit, wissen Sie.«

Lady Ellinor schrieb hierauf einen langen Brief an Richard, der in Paris war, theilte ihm des Doktors Meinung mit und bat ihn, sogleich herüber zu kommen.

Mr. Richard erwiderte, daß eine sehr wichtige Wettrennen-Angelegenheit ihn noch in Anspruch nähme, daß er aber in seiner Wohnung in Clarges Street (er hatte schon seit langer Zeit ein eigenes Haus in der Stadt) am 14. eintreffen und dann die Geschäfte besorgen werde. »Ich habe in der letzten Zeit viel Geld verloren, liebe Mutter,« sagte Mr. Richard, »und jetzt wird es Zeit sein, Alles abzuschließen.« Die Thatsache war, daß John Rex, jetzt seit drei Jahren in ungestörtem Besitz, den Augenblick für günstig hielt, um seinen großen Coup auszuführen. Er wollte mit einem Schlage das ganze Vermögen einstecken, um das er gespielt hatte.

Drittes Capitel.

Auszug aus dem Tagebuche des Ehrwürdigen James North.

12. Mai. Heute in Norfolk Island gelandet und bin in meine neue Heimath eingeführt worden, die etwa tausend ein hundert Meilen von Sydney entfernt liegt. Ein einsamer Felsen im tropischen Ocean scheint die Insel in der That ein passender Verbannungsort zu sein. Sie ist etwa sieben Meilen lang und vier breit. Die größte natürliche Merkwürdigkeit ist die Norfolk-Tanne, welche ihr stattliches Haupt wohl hundert Fuß über die sie umgebenden Bäume erhebt. Der Anblick des Platzes ist sehr wild und schön und bringt mir die Schilderungen der romantischen Inseln des großen Oceans in's Gedächtniß bei welchen die alten Geographen mit so vieler Vorliebe weilen. Citronen, Limonen und Guavenbäume wachsen in Massen hier, auch Orangen, Weintrauben, Feigen, Bananen, Pfirsiche, Granatäpfel und Ananas. Das Klima ist grade jetzt heiß und drückend. Die Annäherung von Kingstown, so heißen die Kasernen und Hütten, ist ziemlich schwierig. Ein langes, niedriges Riff wahrscheinlich ursprünglich ein Theil der kahlen Felsen den Nepeau und Phillipp's Inseln, welche sich östlich und westlich von der Niederlassung erheben, zieht sich grade vor der Bai entlang und versperrt den Schiffen den Eingang. Wir wurden in Booten an Land gebracht, gingen durch eine Oeffnung in dem Riff und unser Schiff bleibt auf der Außenrhede in Signal-Entfernung. Die Brandung spült fast bis an die Mauern des Militairweges der nach den Kasernen führt. Der sociale Anblick des Ortes erfüllt mich mit Entsetzen. Es scheint weder Disziplin noch Ordnung zu herrschen. Auf unserm Wege nach dem Hause des Kommandanten kamen wir an einem niedrigen Hause vorbei, in welchem die Leute Mais mahlten und sobald sie uns sahen, fingen sie an zu pfeifen, zu schreien und zu brüllen und brauchten die schauderhaftesten Wörter dabei. Drei

Aufseher waren zugegen, machten aber keinen Versuch, diesen unpassenden Ausbruch zu verhindern.

14. Mai. Ich setze mich zum Schreiben mit eben so viel Widerwillen hin, als wenn ich meine Erfahrung einer Reise durch einen Abzugskanal schildern sollte.

Zuerst zu den Kasernen der Gefangenen, welche auf einem Platz von etwa drei Acker Landes stehen, welche von einer Mauer umgeben sind. Ein Weg, läuft zwischen See und Mauer hin. Die Kasernen sind drei Stockwerke hoch und halten 790 Mann. Hierbei will ich bemerken, daß auf der ganzen Insel mehr als 2000 Mann sind. Es sind 22 Säle in diesen Gebäuden. Jeder Saal hat die Tiefe des Gebäudes, nämlich achtzehn Fuß und ist natürlich nur ein Trichter, durch den heiße oder kalte Luft bläst. Wenn der Saal gefüllt ist, liegen die Köpfe der Männer grade unter den Fenstern. Der größte Saal enthält hundert Mann, der kleinste fünfzehn. Sie schlafen in Hängematten, welche dicht neben einander angehängt sind, wie an Bord der Schiffe, und zwei Reihen mit einem Gang in der Mitte. Jeder Saal hat einen Aufseher. Er wird von den Gefangenen gewählt, ist also stets der schlechteste Charakter. Er soll Ordnung halten, thut es aber natürlich nie, denn, da er jede Nacht von Abends sechs Uhr bis Sonnen-Aufgang eingeschlossen ist — ohne Dicht — so könnte er sehr leicht mißhandelt werden, wenn er sich unbeliebt machte.

Die Kasernen sehen au den Kasernenplatz hinaus, welcher mit herumlungern den Gefangenen angefüllt ist. Die Fenster des Hospitalsaales gehen auch auf diesen Platz und die Gefangenen sind in fortwährender Verbindung mit den Patienten. Das Hospital ist ein niedriges Steingebäude, kann etwa zwanzig Mann enthalten und geht auf die Bai hinaus. Ich legte meine Hand an die Mauer und fand sie feucht. Ein Gefangener, der eine Art Aussatz hatte, sagte mir, es käme daher, weil die Brandung beständig an die Mauern schlug. Es gibt zwei Gefängnisse, das alte und das neue. Das alte Gefängnis steht dicht an der See, hart am Landungsplatze. Außen vor dessen Thür steht der Galgen. Ich berührte ihn, als ich eintrat. Diese Maschine ist das Erste, was dem neu ankommenden Gefangenen in

die Augen fällt. Das neue Gefängnis ist kaum vollendet. Es hat eine pentagonale Form und hat achtzehn strahlenförmige Zellen, nach einem Muster gebaut, das irgend ein weiser Mann in England ausfindig gemacht hat, welcher glaubt, daß wenn man einen Mann verhindert, seine Mitmenschen zu sehen, er nicht wahnsinnig wird. Im alten Gefängnis sind vierundzwanzig Gefangene, Alle in schweren Eisen, welche auf ihr Urtheil warten, das die nächste Kommission, welche aus Hobart Town eintrifft, sprechen soll. Einige von diesen armen Kerls, welche ihre bösen Thaten grade begangen haben, als die letzte Sitzung der Kommission vorüber war, sind bereits über elf Monate im Gefängnis gewesen!

Um sechs sahen wir, wie die Leute gemustert wurden. Ich las die Gebete vor der Musterung und war erstaunt, daß einige der Gefangenen aufmerkten, während Andre über den Hof gingen und piffen, sangen und spaßten. Die Musterung ist ein Unsinn. Die Gefangenen werden nicht draußen gemustert und gehen dann in ihre Säle sondern sie stürzen ohne Ordnung in die Säle und werfen sich angekleidet oder entkleidet in ihre Hängematten. Ein Unteraufseher ruft die Namen auf und Jemand antwortet. Wenn eine Antwort auf jeden Namen gegeben wird, so ist es gut. Die Lichter werden fortgenommen und außer während einiger Minuten um acht Uhr, wenn die »Gebesserten«, das heißt,, die sich gut betragen haben, hineingelassen werden, sind die Schufte sich selbst und ihrem höllischen Treiben bis zum Morgen überlassen. Ich, der ich manches von den Gewohnheiten der Deportierten weiß, habe Herzweh, wenn ich mich an die Stelle eines neu angekommenen Sträflinge versetze, der von sechs Uhr Abends bis zu Tagesanbruch in dieser schmutzigen Höhle von wilden Tieren zubringen muß.

15. Mai. Ein Platz, zwischen hohen Mauern eingeschlossen, dicht an die Kasernen der Gefangenen anstoßend, heißt der Plunderhof. Hier speisen die Gefangenen. Er ist an zwei Seiten mit Dächern versehen und enthält Tische und Bänke. Sechshundert Mann können hier essen, aber da immer siebenhundert hineingetrieben werden, so folgt daraus, daß die Schwächsten immer auf dem Boden sitzen müssen. Einen unordentlicheren Anblick als diesen Hof

zur Zeit der Mahlzeit habe ich nie gesehen. Die Küchen stoßen daran und die Männer backen dort ihr Brod. Außerhalb der Küche liegt das Brennholz und nach allen Richtungen hin werden Feuer angemacht, an welchen sich die Leute ihr frisches Schweinefleisch rösten, ihre Brodkuchen backen und schwatzen, ja sogar rauchen. Der Plunderhof ist eine Art von Alsatia, in das sich der verfolgte Gefangene zurückzieht. Ich glaube nicht, daß der kühnste Constabler in den Hof; hineinging, um einen Mann aus den siebenhundert heraus zu holen; wenigstens, wenn er es thäte, würde er wohl lebendig nicht wieder herauskommen.

16. Mai. Ein Unteraufseher, ein Mann Namens Hankey, hat mit mir gesprochen. Er sagt, daß etwa vierzig der ältesten und schlimmsten Gefangenen den sogenannten »Ring« bilden. Sie haben sie durch einen Eid verpflichtet, einander beizustehen und die Bestrafung eines Jeden unter ihnen zu rächen.

Zum Beweise seiner Behauptungen führte er zwei Fälle von englischen Gefangenen an, welche sich geweigert hatten, an irgend einem Verbrechen sich zu betheiligen und dem Kommandanten Mittheilungen über die Pläne des Ringes gemacht hatten.

Am nächsten Morgen fand man sie erwürgt in ihren Hängematten. Eine Untersuchung wurde vorgenommen, aber kein Mann unter den Neunzigen wollte ein Wort gestehen.

Ich fürchte mich vor der Aufgabe, die vor mir liegt. Wie kann ich versuchen, diesen Menschen Frömmigkeit und Moral zu predigen? Wie kann ich auch nur versuchen, die weniger Schlimmen zu retten?

17. Mai. Ich habe heute die Säle besucht und bin in Verzweiflung zurückgekehrt. Die Lage ist viel schlimmer, als ich erwartete. Es ist nicht zu sagen. Die neu-angekommenen englischen Gefangenen — Einige von ihnen haben eine ergreifende Lebensgeschichte — sind tief beleidigt von der Sprache und dem Betragen der verhärteten Bösewichter, welche der Auswurf von Port Arthur und Kakuda-Insel sind. Die scheußlichsten Verbrechen werden als Scherz behandelt. Es sind Geschöpfe dabei, welche offen jeder Autorität widerstehen, deren Sprache und Betragen so ist, wie man es außerhalb Bedlam nie gesehen. Da sind Männer, welche ihre Kameraden gemordet

haben und sich dessen rühmen. Mit diesen ist der englische Landmann, der unwissende Arbeiter, das Opfer des Meineides und des Irrtums ohne Weiteres zusammengesperrt. Mit diesen sind Chinesen aus Honkong, Ureinwohner von Neu-Holland, Schwarze von West-Indien, Griechen, Kaffern und Malayen, desertierte Soldaten, Blödsinnige, Wahnsinnige, Schweinediebe und Taschendiebe gemischt. Der schreckliche Ort ist besonders hergerichtet für Alles, das besonders niedrig und gemein in unserer Natur ist. Mit seiner Ruchlosigkeit, seiner Insubordination, seinem Schmutz und seiner Verzweiflung verwirklicht sich hier für meine Gedanken die gewöhnliche Vorstellung der Hölle.

21. Mai. Heute habe ich offiziell meine Pflichten als Religions-Lehrer der Kolonie übernommen. Ein Ereignis fand diesen Morgen statt, welches die Gefährlichkeit des Ringes zeigt. Ich begleitete Mr. Pounce in den Plunder-Hof und wir bemerkten bei unserm Eintritt, daß ein Mann in dem Haufen vor der Küche ganz offen rauchte. Der Haupt-Constabler der Insel, — mein alter Freund Troke aus Port Arthur — welcher bemerkte, daß dies Pounce's Aufmerksamkeit aus sich zog, zeigte einem Gehilfen den Mann. Dieser Gehilfe — Jakob Gimblett, trat vor und forderte den Gefangenen auf, die Pfeife abzugeben. Der Mann steckte seine Hände in die Taschen und mit einer Bewegung der tiefsten Verachtung ging er nach dem Platz unter dem Speisezelt hin, wo der Ring immer zusammenkommt.

»Führt den Schurken in's Gefängnis!« schrie Troke.

Niemand rührte sich, aber der Mann am Thor, welches durch die Zimmerwerkstätte nach den Kasernen führt, rief uns zu, herauszukommen, denn die Gefangenen würden nie dulden, daß der Mann abgeführt werde.

Pounce indeß, mit mehr Entschlossenheit, als ich ihm zugetraut hatte, blieb standhaft und wollte nicht, daß eine so unverhüllte Widersetzlichkeit ungeahndet bliebe. So gedrängt, machte sich Troke durch die enge Platz und eilte nach dem Ort, wo der Mann stand.

Der Hof summte, als ob man sich in einem Bienenkorb befände und ich erwartete jeden Augenblick, daß sie sich auf uns stürzen

würden.

In wenigen Augenblicken erschien der Gefangene, begleitet von dem Haupt-Constabler der Insel. Man konnte nicht sagen, daß er unter dessen Aussicht war. Er schritt zu dem unglücklichen Gehilfen des Constabler, der dicht neben mir stand und fragte: »Warum wollt Ihr mich in's Gefängnis stecken?«

Der Mann gab ihm eine Antwort und rieth ihm, sich ruhig zu verhalten. Da hob der Deportierte die Faust und schlug den Mann einfach zu Boden.

»Sie sollten sich lieber zurückziehen, meine Herren,« sagte Troke. »Ich sehe, sie haben ihre Messer herausgenommen.«

Wir gingen nach dem Thor hin und der Haufe schloß sich wie ein Meer um die beiden Constabler. Ich erwartete Mord, aber in wenigen Augenblicken erschienen Troke und Gimblett, von einer großen Menschenmenge begleitet, zwar staubig, aber unversehrt und hatten den Deportierten zwischen sich. Er hob eine Hand in die Höhe, als er an mir vorüberging, entweder um seinen Strohhut zurechtzurücken, oder um eine verspätete Entschuldigung zu machen. Eine leichtsinnigere, schändlichere Herausforderung und Beleidigung als diejenige, deren dieser Mann sich schuldig gemacht, hatte ich nie erlebt. Es ist den »alten Hunden,« wie die erfahrenen Deportierten genannt werden, eigen, die schmachvollste Sprache gegen ihre Vorgesetzten zu führen und dem leiht man ein taubes Ohr, aber nie zuvor sah ich einen Mann, der nur aus Prahlerei einen Constabler niederschlug. Troke sagte mir, daß des Mannes Name Rufus Dawes und daß er der Anführer des Ringes sei, übrigens der schlimmste Mann auf der ganzen Insel. Um ihn festzumachen, hatte Troke ihn überreden müssen und nur die Gegenwart eines Bevollmächtigten des Gouverneurs hatte ihn von weiterer Schandthat zurückgehalten.

Dies ist derselbe Mann also, dem ich in Port Arthur solch Unrecht zugefügt habe. Sieben Jahre »Zucht« haben ihm, wie es scheint, nicht gut gethan.

Seine Verurtheilung ist lebenslänglich, — eine Lebenszeit an diesem Platz! Troke sagt, daß er der Schrecken von Port Arthur war

und daß sie ihn hierher schickten, als sie dort aufräumten. Er ist vier Jahre hier gewesen. Armer Kerl!

24. Mai. Nach dem Gebet sah ich Dawes. Er war in das alte Gefängnis eingesperrt und sieben Andre mit ihm. Er kam auf mein Verlangen heraus und lehnte am Thürpfosten. Er hatte sich sehr verändert, so viel ich mich erinnere. Vor sieben Jahren war er ein starker, grader, hübscher Mann. Er ist jetzt ein düsterer, heimtückisch aussehender Schuft. Sein Haar ist grau, obgleich er noch nicht über vierzig Jahre sein kann und seine Gestalt hat die guten Verhältnisse verloren, die sie einst so anmuthig machten. Sein Gesicht ist jetzt wie das Gesicht von andern Deportierten, — wie gräßlich ähnlich sind sie sich Alle! Wären nicht seine schwarzen Augen und eine gewisse Art, die Lippen zusammenzudrücken, ich hätte ihn nicht erkannt. Wie sehr wird das göttliche Menschenantlitz vertieft durch Gewohnheits-Laster und Sünde!

Ich sagte nur wenig, da die andern Gefangenen eifrig horchten, wie es schien, um meiner Niederlage beizuwohnen. Es ist augenscheinlich, daß Rufus Dawes die Ermahnungen meines Vorgängers mit Unverschämtheit aufgenommen hat. Ich sprach nur einige Worte mit ihm und sagte, wie thöricht es sei, gegen eine Autorität sich aufzulehnen, die mächtiger sei als er selbst. Er antwortete nicht und die einzige Bewegung, die er zeigte, war, als ich ihn daran erinnerte, daß wir einander schon früher begegnet waren. Er zuckte mit den Achseln wie in Schmerz oder Aerger und schien sprechen zu wollen, aber als er seine Augen auf die Gruppe in seiner Zelle warf, blieb er in Schweigen versunken. Ich muß ihn allein sprechen. Man kann nichts mit einem Mann thun, wenn sieben Teufel, schlimmer als er, mit ihm zusammen eingesperrt sind. Ich schickte nach Hankey und fragte nach den Zellen. Er sagt, das Gefängnis sei zum Ersticken voll. »Einzelhaft« ist ein bloßer Name. Da sind sechs Leute, Jeder zu Einzelhaft verurtheilt, — Alle in einer Zelle zusammen. Diese Zelle heißt »das Nonnenkloster.« Es ist klein und die sechs Mann waren nackt bis auf den Gürtel und der Schweiß strömte von ihrem Körper. Es ist ekelhaft, solche Sachen zu schreiben!

26. Juni. Pounce ist in der Lady Franklin nach Hobart Town abgereist und es heißt, wir werden einen neuen Kommandanten bekommen. Die Lady Franklin wird von einem alten Manne, Namens Blunt, einem Schützlinge Frere's kommandiert, einem Menschen, gegen den ich einen unerklärlichen und unvernünftigen Widerwillen gefaßt habe.

Ich sah Rufus Dawes heute Morgen. Er ist immer noch mürrisch und düster. Seine Papiere sind sehr schlecht. Er scheint fortwährend bestraft zu werden. Man sagt mir, daß er und ein Mann, Namens Eastwood, mit seinem Spottnamen Jacky genannt, sich offen als die Führer des Ringes bekennen und zugleich aussprechen, daß sie des Lebens müde sind. Ist vielleicht die unverdiente Strafe, zu welcher ich ihm in Port Arthur verholpen habe, nebst andern Leiden die Ursache, die ihn in diesen fürchterlichen Gemüthszustand versetzt hat? Es ist wohl möglich. O James North, denke an Dein eigenes Verbrechen und bitte den Himmel, daß er Dich wenigstens eine Seele retten läßt, damit sie für Dich am Tage des Gerichts spreche.

30. Juni. Gestern Nachmittag machte ich mir einen Feiertag und wanderte in der Richtung von Mount Pitt. Das Eiland lag zu meinen Füßen, wie Mrs. Frere's Lieblingsdichter sagt: »eine Sommer-Insel Eden's im tiefsten Blau des Meeres.« Sophokles hat denselben Gedanken im Philoctetes, aber ich kann die Stelle nicht anführen.

Notiz. Ich maß eine Fichte; sie hatte dreiundzwanzig Fuß im Umfang.

Ich folgte einem kleinen Bache, der von den Hügeln läuft und durch dichtes Gebüsch von Hängekraut und Blüthen dringt, bis er ein liebliches Thal erreicht, von hohen Bäumen bestanden, deren Zweige verbunden sind durch den üppigen wilden Wein, der ganze Gewölbe blühenden Grüns bildet. Hier steht die Ruine einer alten Hütte, früher von Ansiedlern bewohnt; Lemonen, Feigen und Guaven stehen dicht umher, während mitten in dem Buschwerk und Rohr eine große Winde ausgewachsen ist, die das Grün durch ihre purpurrothen Blüthen unterbricht.

Ich setzte mich und rauchte. Es scheint, daß der frühere Bewohner meiner Zimmer französisch las, denn als ich nach einem

Buch suchte, um es mitzunehmen — ich gehe nie ohne ein Buch spazieren — fand ich einen Band von Balzac und steckte ihn ein. Es war ein Theil aus seiner Serie der »Vie privée« und ich traf auf eine Geschichte, betitelt: La fausse maitresse. Mit dem ruhigen Glauben an das Paris seiner Einbildung, — wo Marcas ein Politiker war, Nucingen ein Bankier, Gobseck ein Geldverleiher und Vautrin ein Kandidat für solchen Ort wie dieser ist, führt Balzac einen Polen ein, mit Namen Paz, der die Frau seines Freundes liebt und sich opfert, um über ihr Glück und ihres Mannes Interesse zu wachen. Der Mann spielt und lebt unordentlich. Paz sagt der Frau, daß nur er an den schlechten Verhältnissen, in denen sich der Mann befindet, schuldig sei. Der Mann habe ihm Geld geliehen, um seine Schulden zu decken. Sie glaubt es nicht und Paz heuchelt eine Intrigue mit einer Circustänzerin, um ihren Argwohn einzuschläfern. Sie sagt zu ihrem angebeteten Gatten: »Suche diesen verschwenderischen Freund loszuwerden! Fort mit ihm! Er ist unordentlich, er ist ein Spieler! Ein Trunkenbold!« Paz reist endlich ab und als er fort ist, entdeckt die Dame den Werth des armen Polen. Die Geschichte endigt nicht befriedigend. Balzac war dazu ein zu großer Meister in seiner Kunst. Im wirklichen eben fällt der Vorhang nie vor einem behaglichen Drama. Das Spiel geht ewig weiter.

Ich habe den ganzen Abend an die Geschichte gedacht. Ein Mann, welcher seines Freundes Frau liebt und seine Thatkraft dazu anwendet, um ihr Glück zu vermehren, indem er seine Thorheiten zu verdecken sucht. Gewiß — Niemand als Balzac konnte auf solche Ideen kommen. »Ein Mann, welcher seines Freundes Frau liebt.« — *Asmodeus*, ich schreibe nicht mehr! Ich habe so lange aufgehört, mit dir zu plaudern, daß ich erröthe, — Alles zu bekennen, was in meinem Herzen ist. — Ich will es nicht bekennen; — so, dies muß genügen!

Viertes Capitel.

Auszug aus dem Tagebuche des Ehrwürdigen James North.

24 August. Ich habe nur ein Mal seit dem 30sten Juni etwas in mein Tagebuch eingeschrieben, und das war, um die Ankunft unseres neuen Kommandanten zu melden, der, wie ich erwartete, Kapitain Maurice Frere ist.

So groß ist die Veränderung, welche seitdem stattgefunden hat, daß ich kaum weiß, wie ich über sie berichten soll. Kapitain Frere hat meine schlimmsten Befürchtungen übertroffen. Er ist brutal, rach- und herrschsüchtig. Seine Kenntnis von Gefängnissen und Gefangenen gibt ihm einen Vortheil über Burgeß sonst gleicht er jenem mörderischen Tier. Er hat nur einen Gedanken, die Gefangenen zu unterdrücken. Wenn nur die Insel ruhig ist, bleibt es ihm gleich, ob die Gefangenen leben oder sterben. »Ich bin hierher geschickt, um Ordnung zu halten,« sagte er einige Tage nach seiner Ankunft zu mir, »und bei Gott, Herr, ich will es thun.« Er hat es gethan, das muß ich zugeben, aber auf Kosten einer Erbschaft von Haß, die er eines Tages bedauern wird, sich zugezogen zu haben. Er hat drei Grade der Polizei geschaffen. Die eine Art sucht die Felder ab, — die andre bewacht die Vorräthe und die dritte wird als Spion gebraucht. Es sind zweihundert Soldaten auf der Insel und Frere hat den Befehlshaber Kapitain Mac Nab bewogen, ihre Pflichten in mancher Art zu verdoppeln. Die Züge der Disziplin sind plötzlich sehr straff angezogen. Statt der Unordnung, welche hier herrschte, als ich kam, hat Frere plötzlich eine übermäßige Strenge eingeführt. Jeder Beamte, der einem Gefangenen das kleinste Stückchen Tabak gibt, muß die Insel verlassen. Der Tabak, welcher hier wild wächst, wird ausgerottet und zerstört, damit die Leute nicht ein Blatt davon erhalten. Das Vorrecht, einen Becher heißen Wassers zu bekommen, wenn die Abtheilungen von der Feldarbeit hereinkommen, ist aufgehoben.

Die Schäfer, Hüttenbewohner und alle andern Gefangenen in Longridge und an den Kaskaden (wo die englischen Deportierten stationiert sind) dürfen keinen Papagei oder irgend einen andern Vogel mehr halten.

Das Flechten von Strohhüten in den Mußestunden ist den Gefangenen ebenfalls verboten. In der Niederlassung, wo »die Alten« wohnen, sind eiserne Zäune als Grenzen aufgerichtet, über die sie nicht hinaus dürfen, außer wenn sie zur Arbeit geführt werden. Vor zwei Tagen ließ Job Dodd, ein Neger, seine Jacke über die Latten fallen, stieg hinüber, um sie zu holen und wurde fürchterlich ausgepeitscht. Das Peitschen kommt jetzt entsetzlich häufig vor. An den Tagen, wo gepeitscht wird, ist der Boden, auf dem die Männer stehen, buchstäblich mit Blut getränkt, als wenn ein Eimer mit Blut ausgegossen ist, das einen Raum von drei Fuß im Durchmesser bedeckt und nach allen Seiten hin in kleinen Strömen von zwei bis drei Fuß lang, fortläuft.

In gleicher Zeit muß ich, in strenger Gerechtigkeit gegen diejenigen, welche ich nicht leiden kann, sagen, daß die Insel in einem Zustande völliger Unterwerfung ist. Es ist nicht viel Möglichkeit da zur Meuterei. Die Männer gehen ohne Murren an ihre Arbeit und schleichen in ihre Schlafsäle, wie die geschlagenen Hunde in ihre Hütte.

Die Kerker und Einzelzellen sind mit Gefangenen überfüllt und jeder Tag sieht neue Strafurtheile wegen neuer Verbrechen vollziehen.

Hier ist es ein Verbrechen, irgend etwas Andres zu thun, als grade nur zu leben.

Die Methode, durch welche Kapitain Frere diese trostlose Ruhe hervorgebracht hat, ist charakteristisch für ihn. Er macht jeden Mann zum Spion bei seinem Nachbarn, schüchtert die Kühnsten unter ihnen durch seine kalte Grausamkeit und seine Härte ein, die Alles überflügelt, was sie je thun könnten und erhebt die Schlimmsten unter ihnen auf Posten, wo sie Gelegenheit haben, Fälle zur Bestrafung ausfindig: zu machen. Die Treulosigkeit wird belohnt. Es ist ein heil der Pflichten eines Sträflings-Polizisten, daß er einen

Sträflings-Kameraden zu jeder Zeit und an jedem Ort einer Untersuchung unterwerfen kann. Dies Untersuchen ist oft auf die rohste und ekelhaftesten Art ausgeführt und wenn dem Widerstand entgegengesetzt wird, so hat der Untersuchende das Recht, ihn herunterzuschlagen. Ausforschende Wachsamkeit und rücksichtslose Härte herrschen überall vor und Hunderte von Gefangenen sind zu einer ewigen Qual und Schrecken und Lebensüberdruß gebracht.

»Es ist unmöglich, Kapitain Frere,« sagte ich eines Tages, als er mich in sein System eingeweiht hatte, »daß diese Schurken, welche Sie zu Constablern gemacht haben, ihre Pflicht thun.«

Er erwiderte: »Sie *müssen* ihre Pflicht thun. Wenn Sie nachsichtig gegen die Gefangenen sind, wissen sie, daß ich sie peitschen lassen werde. Wenn sie thun, was ich ihnen sage, so machen sie sich so verhaßt, daß sie lieber ihren eigenen Vater an die Triangel binden würden, statt wieder in die Reihen der Gefangenen einzutreten.«

»Sie behandeln sie, wie Sklavenhalter die wilden Tiere. Sie müssen die Tiere prügeln, um nicht *selbst* von ihnen geprügelt zu werden.«

»Ja,« sagte er mit rohem Lachen, »und wenn sie sie ein Mal gepeitscht haben, würden sie alles Andre lieber thun, als wieder mit ihnen zusammen in den Käfig zu gehen.«

Es ist fürchterlich, diese Art Logik von einem Manne zu hören, der Frau, Freunde und Feinde hat. Es ist die Logik, die der Höllenhüter anwenden würde, glaube ich. Ich bin dieses Ortes zum Sterben überdrüssig. Es macht mich ungläubig an aller menschlichen Barmherzigkeit. Es nimmt der Wissenschaft von den Strafen Alles, was sie noch von Würde oder Adel besitzt. Es ist grausam, erniedrigen und unmenschlich.

26. August. Ich sah heute wieder Rufus Dawes. Sein gewöhnliches Betragen ist prahlerisch roh und brutal. Er scheint zu der Stufe der Selbsterniedrigung herabgesunken zu sein, in der man sich seiner eigenen Gesunkenheit rühmt. Diese Stimmung ist mir sehr vertraut! —

Er arbeitet in der Abtheilung, in welcher Hankey Unter-Aufseher ist. Der blinde Mooney, ein augenleidender Gefangener, der in das Hospital gebracht ist, sagte mir, man wolle Hankey ermorden, aber Dawes, dem er einst einige Freundlichkeiten erwiesen, wolle es nicht dulden. Ich suchte Hankey auf und sagte es ihm, indem ich ihn fragte, ob er von der Verschwörung wisse. Er sagte zitternd: »Nein.« »Major Pratt versprach mir, mich zu versetzen,« sagte er. Ich wußte wohl, daß es dazu kommen würde. — Ich fragte ihn, warum ihn Dawes vertheidige und nach einiger Unruhe sagte er mir, daß wenn ich ihm verspräche, dem Kommandanten nichts davon zu verrathen, er es mir sagen wolle. Eines Morgens in der letzten Woche war Hankey mit einer Botschaft von Troke an Kapitain Frere geschickt worden und hatte dort, durch den Garten zurückkommend, eine Blume gepflückt. Dawes hatte ihn um diese Blume gebeten und ihm zwei Tagesrationen dafür geboten. Hankey, der kein schlechter Mensch ist, gab ihm die Blume. »Es waren Thränen in seinen Augen, als er sie nahm,« sagte er.

Es muß also ein Weg geben, zu dieses Mannes Herz zu gelangen.

28. August. Hankey wurde gestern ermordet. Er bat, daß man ihn aus dem Gefängnis versetze, aber Frere schlug es ab.

»Ich erlaube niemals, daß meine Leute so davon schleichen,« sagte er. »Wenn sie gedroht haben Euch zu ermorden, sollt Ihr grade noch einen Monat lang dort bleiben.«

Jemand, der dies hörte, berichtete es der Rotte und sie überfielen gestern den Unglücklichen und schlugen ihm mit ihren Schaufeln den Schädel ein. Troke sagt, daß der Erste schrie: »Da, das ist für Dich und wenn Dein Herr sich nicht in Acht nimmt, wird es ihm eines Tages grade so gehen!« Die Bande baute gerade einen Damm in die See hinaus und standen sie bis unter die Arme im Wasser. Hankey fiel bei dem ersten Schlage in's Wasser und bewegte ich nicht mehr. Ich sah die Bande und Dawes sagte:

»Es war Frere's Fehler, er hätte den Mann gehen lassen sollen.«

»Ich wundre mich, daß Ihr es nicht verhindertet?« sagte ich.

»Ich that Alles, was ich konnte,« war des Mannes Antwort. »Was

bedeutet ein Leben mehr oder weniger hier?«

Dieser Vorfall hat unter den Aufsehern große Bestürzung verbreitet und sie haben eine Bitte an den Kommandanten gerichtet, von ihren Stellungen entbunden zu werden.

Die Art, wie Frere diese Petition aufgenommen, ist charakteristisch für ihn und erfüllt mich zugleich mit Bewunderung und Abscheu. Er kam herunter, das Papier in seiner Hand, ging, in den Hof hinein, schloß das Thor und sagte: »Ich habe dies von meinen Aufsehern bekommen. Sie sagen, sie fürchten sich, daß Ihr sie ermorden wollt, wie Ihr Hankey ermordet habt. Nun, wenn Ihr Jemand morden wollt, mordet mich. Hier bin ich! Kommt her, — Einer von Euch!« Alles dies, im Tone der bittersten Verachtung gesprochen, rührte sie nicht. Ich sah, viele Augen in Haß erglühen, aber der Bulldoggen-Muth dieses Mannes schüchterte sie ein, wie er es schon früher in Sydney gethan hatte. Es würde leicht gewesen sein, ihn zu tödten und wie ich weiß, haben sie geschworen, den Mann zu tödten, aber Niemand hob einen Finger. Der einzige Mann, welcher sich bewegte, war Rufus Dawes und er hielt sich sogleich wieder zurück. Frere mit einer Kühnheit, der ich ihn nicht für fähig gehalten hätte, trat zu diesem Schrecken der Gefängnisse heran und ließ seine Hände langsam an seinen Seiten heruntergleiten, wie die Constabler thun, wenn sie die Gefangenen untersuchen. Dawes, der heftiger Natur ist, wurde dunkelroth bei dieser Prahlerei und ich dachte, er würde ihn niederschlagen, — aber er that es nicht. Frere, unbewaffnet und allein, fuhr fort, den Mann zu höhnen und sagte:

»Wie geht's Dawes? Wollt Ihr wieder ausreißen? Habt Ihr noch mehr Boote gemacht?«

»Teufel!« sagte der Mann in Ketten, mit einer Stimme, die solche Drohung unausgeführten Mordes in sich trug, daß die ganze Horde in Bewegung gerieth.

»Als solcher sollst Du mich kennen lernen,« sagte Frere lachend und sich zu mir wendend, fuhr er in demselben scherzenden Tone fort: »Das ist ein Bereuender für Sie, Mr. North — versuchen Sie Ihr Heil bei ihm.«

Ich war sprachlos über seine Waghalsigkeit und muß meinen

Abscheu in meinen Mienen gezeigt haben, denn er erröthete ein wenig und als wir den Hof verließen, versuchte er, sich zu entschuldigen, indem er sagte, es sei nicht werth, den Steinen zu predigen und solch doppelt gefärbter Schurke, wie dieser Dawes, sei ganz hoffnungslos.

»Ich kenne den Burschen von früher,« sagte er. »Er kam in demselben Schiff von England mit mir und versuchte, eine Meuterei anzustiften. Er war derselbe Mann, der beinahe meine Frau mordete. Er ist niemals ohne Ketten gewesen, ausgenommen damals und als er entfloh, — seit vollen achtzehn Jahren; da er drei Mal auf lebenslänglich verurtheilt ist, so wird er auch wohl darin sterben.«

Ein fürchterlicher Mensch und Verbrecher, wie es scheint und doch fühle ich eine merkwürdige Sympathie für diesen Ausgestoßenen.

Fünftes Capitel.

Mr. Richard Devine wird überrascht.

Das Stadthaus von Mr. Richard Devine war in Clarges Street. Nicht daß dies die einzige Wohnung war, welche Richard Devine hatte. Mr. John Rex hatte sehr kostbaren Geschmack. Er schoß weder, noch jagte er; also hatte er kein Kapital in schottische Moore gesteckt oder in Leicestershire Jagdgründe. Doch waren seine Ställe das Wunder von London. Ihm gehörte fast ein ganzes Wettrennendorf bei Doncaster. Er hielt eine Yacht bei Cowes, dazu ein Haus in Paris und bezahlte die Miethe einer Cilla in Brompton.

Er war Mitglied mehrerer Klubs der elegantesten Art und konnte wie ein Prinz leben in einem dieser Klubs, wenn es ihm behagt hätte, aber eine gewisse, leise Furcht vor Entdeckung, eine Furcht, welche drei Jahre ungestörter Ruhe und ungezügelter Genußsucht nicht hatten zerstören können, ließ ihn das Privatleben im eignen Hause vorziehen. Hier konnte er ganz seine eigene Gesellschaft wählen.

Das Haus in Clarges Street war in Uebereinstimmung mit dem Geschmack seines Eigenthümers eingerichtet. Die Bilder waren Bilder von Pferden, die Bücher waren Berichte von Wettrennen oder Romane, welche den Sport schilderten. Mr. Francis Wade, der am Morgen des 20ten April 1846 ans seinen Neffen bei einem Besuch dort, wartete, dachte mit einem Seufzer an die vornehme Ruhe von Northend Haus.

Mr. Richard erschien im Schlafrock, wie Männer jener Zeit des Morgens gewohnt waren, zu erscheinen. Drei Jahre guten Lebens und harten Trinkens hatten seiner Gestalt ihre athletische Schönheit geraubt. Er war über vierzig Jahre alt, ein Lebensalter, in dem die meisten Männer sich einen Bauch zulegen. Das plötzliche Aufhören schwerer, körperlicher Arbeit, an die das Sträflings- und Squatter Leben ihn gewöhnt hatte, hatten seine natürliche Neigung zu dieser Stärke noch vermehrt und statt breit und stattlich zu werden, war er

dick geworden. Seine Wangen waren entflammt von häufigem Trinken. Seine Hände waren geschwollen und nicht mehr so sicher wie früher. Sein Bart war mit ungesundem Grau gemischt. Seine Augen, glänzend und schwarz wie immer, waren von vielen Krähenfüßen umgeben. Er war frühzeitig kahl geworden, — ein sicheres Zeichen körperlicher oder geistiger Ausschweifung. Er sprach mit angenommener Heiterkeit und in dem lauten Ton, der dies geheuchelte Behagen verräth.

»Ha, ha, mein lieber Onkel! Setzen Sie sich. Ich bin entzückt Sie zu sehen. Haben Sie gefrühstückt? — Natürlich schon. Ich war gestern Abend ziemlich spät auf. — Ganz gewiß wollen Sie nichts nehmen? Ein Glas Wein? — Nein, Bitte, dann setzen sie sich und sagen Sie mir, was es Neues in Hampstead gibt.«

»Danke, Richard,« sagte der alte Herr ein wenig steif. »Ich möchte gern ein ernstes Wort mit Dir reden. Was beabsichtigst Du mit Deinem Eigenthum zu thun? Diese Unentschlossenheit quält mich. Entweder nimm mir meine Verantwortlichkeit ab, oder laß Dich von meinem Rathe führen.«

»Gut. Die Thatsache ist,« sagte Mr. Richard mit einem sehr häßlichen Ausdruck in seinem Gesicht, — »die Thatsache ist, Sie mögen es sogleich hören, ich bin sehr um Geld benöthigt.«

»Geld benöthigt!« rief Mr. Wade entsetzt. »Was, Purkiß sagt, das Vermögen bringe 20.000 jährlich.«

»Das mag sein; vielleicht war es so vor fünf Jahren, aber meine Rennpferde und andere Freuden, die Sie nicht genau zu untersuchen brauchen, haben den Werth beträchtlich vermindert.«

Er sprach leichtfertig und roh. Es war augenscheinlich, daß der Erfolg seine Schurkerei noch mehr entwickelt hatte. Sein »Dandythum« war jetzt nur noch verhältnißmäßig zu verstehen. Anmuth und Schlaueit, die ihn den Gentleman spielen ließen, hatten ausgespielt und die natürliche Brutalität seiner Natur zeigte sich jetzt in ihrer ganzen ungestalteten Form.

Mr. Francis Wade nahm eine Prise Tabak mit einem scharfer Gefühl von Unbehaglichkeit. »Ich will auch gar nichts von Deinen Ausschweifungen hören,« sagte er. »Unser Name ist genügend

beschimpft dadurch.«

»Was über des Teufels Rücken läuft, geht auch in seinen Bauch,« erwiderte Richard roh. »Mein alter Vater hat sein Geld auf schmutzigere Weise erworben, als ich es ausgabe. Das war ein so schurkischer alter Geizhals, als je Einer einen Matrosen vergiftet hat. — Darauf will ich Gift nehmen!«

Mr. Francis stand auf.

»Du brauchst Deinen Vater nicht zu schmähen, Richard, — er hinterließ Dir Alles!«

»Ja, nur aus Zufall Er wollte es gar nicht. Wenn er nicht grade zur Zeit gestorben wäre, so würde der ungehangene Mörder, der Maurice Frere Alles bekommen haben. Uebrigens,« fügte er mit verändertem Tone hinzu, »hören Sie jetzt etwas von Maurice Frere?«

»Ich habe seit einigen Jahren nichts von ihm gehört,« sagte Mr. Wade.

Er ist in dem Deportierten-Departement in Sydney angestellt, glaube ich.«

»So,« sagte Mr. Richard mit einer Art Schauer. — »Hoffentlich bleibt er da. Nun aber zu den Geschäften. Die Tatsache ist, daß ich daran denke, Alles zu verkaufen.«

»Alles verkaufen?«

»Ja, bei meiner Seele! Hampstead und Alles!«

»Northend Haus verkaufen!« rief der arme Mr. Wade in der größten Bestürzung. »Was, die Schnitzereien von Grinling Gibbons sind die schönsten in England.«

»Ich kann nichts dafür,« lachte Mr. Richard, an der Klingel reißend. »Ich brauche Geld, Geld, ich muß es haben. — Frühstück, Smithers. — Ich will reisen.«

Francis Wade war sprachlos vor Erstaunen. Erzogen und gebildet wie er war, würde er eben so gut daran gedacht haben, St. Paul's Kathedrale zu verkaufen, als den Schrein, der seine Schätze enthielt: seine Münzen, seine Tassen, seine Bilder und seine »Abdrücke vor der Schrift.«

»Gewiß, Richard, — Du sprichst nicht im Ernst?« stotterte er.

»Doch, das thue ich.«

»Aber, aber, wer wird es kaufen?«

»Viele Leute. Ich werde es als Bauplätze verkaufen. Uebrigens spricht man auch von einer Vorstadts-Eisenbahn, welche den Garten halb durchschneiden wird, und eine Station bei St. Johns Wood anzulegen. Sie haben also gefrühstückt, dann verzeihen Sie mir.«

»Richard, Du erlaubst Dir einen Scherz mit mir. Du wirst so etwas nie zulassen.«

»Ich denke nach Amerika zu gehen. Ich bin Europamüde, « sagte Mr. Richard, ein Ei aufbrechend. »Uebrigens, was soll ein Mann wie ich mit einer »alten Familie,« einem Sitz und all dem Unsinn. Geld ist die Sache, lieber Onkel. Baares Geld. Das ist's, womit man Suppenmarken kauft.«

»Was denkst Du denn zu thun?«

»Meiner Mutter Rente auszuzahlen, Alles zu verkaufen und zu reisen,« sagte Mr. Richard und nahm sich ein Stück Pastete.

»Du setzest mich in Erstaunen, Richard Du bestürzest mich. Natürlich kannst Du ja thun, was Dir gefällt. Aber solch ein plötzlicher Entschluß. — Das alte Haus! Alles zerstreut. Vasen, Münzen, Bilder, — ich weiß wirklich nicht — — Aber es gehört Dir, natürlich — ja — ich wünsche guten Morgen!«

»Ich will thun, wie es mir gefällt,« sagte Rex, als er sich wieder zum Frühstück setzte. »Er mag seinen Plunder auf einer Auktion verkaufen und dann auf dem Continent leben — in Deutschland oder Jerusalem, — wo er mag, je weiter ab, desto besser.

Ich will alles Eigenthum verkaufen und mich unsichtbar machen. Ein Ausflug nach Amerika wird meiner Gesundheit gut thun.

Ein klopfen an der Thür ließ ihn in die Höhe fahren. »Herein! — — Verdammt, wie nervös bin ich geworden. Was ist das? Briefe? Gebt her. Warum zum Teufel ist kein Branntwein auf dem Tisch, Smithers?« Er trank gierig etwas Branntwein und fing an, seine Briefe zu öffnen.

»Verfluchtes Tier,« sagte Smithers draußen. »Er könnte nicht mehr

schimpfen, wenn er ein Herzog wäre. — Verflucht!«

»Ja, Sir,« antwortete er schnell, als ein Brüllen seines Herrn ihn zurückruft.

»Wann kam dies?« fragt Mr. Richard und hält einen Brief in die Höhe, der mehr als gewöhnlich mit Stempeln bedruckt ist.

»Gestern Abend, Herr. Er ist nach Hampstead gegangen und von da mit den andern hierher geschickt worden.« Der wüthende Blick der schwarzen Augen ließ ihn noch hinzu fügen: »Ich hoffe, es ist nichts Schlimmes, Herr?«

»Nichts, du höllischer Esel und Dummkopf,« brüllte Mr. Richard, ganz weiß vor Wuth, — »ausgenommen, das ich dies sogleich hätte haben müssen. Kannst Du nicht sehen, daß »eilig« darauf steht? Kannst Du nicht lesen? — Da, fort. Keine Lügen! Hinaus!«

Sich selbst überlassen, ging Richard auf und ab im Zimmer, wischte seine Stirn, trank ein Glas Branntwein und setzte sich endlich, um den Brief noch ein Mal zu lesen. Er war kurz, aber entsetzlich klar und deutlich.

George Hotel.

Plymouth 17. April 1846.

»Mein lieber Jack,

ich habe Dich ausfindig gemacht, wie Du siehst. Es kommt jetzt nicht darauf an, wie. Ich weiß Alles von Deinem Ergehen und wenn Mr. Richard Devine nicht seine Frau mit gehöriger Rücksicht empfängt, so wird er bald im Gewahrsam der Polizei sein. Telegraphiere, mein Lieber, an Mrs. Richard Devine an die obige Adresse.

Immer die Deinige

Sara.

An Richard Devine, Esquire.
Northend Haus
Hampstead.

Der Schlag war unerwartet und schrecklich. Es war hart, auf der Höhe des sichern Erfolges so zurückgezogen zu werden in die alten

Fesseln. Trotz des liebevollen Tones in dem Briefe, kannte er die Frau, mit der er zu thun hatte. Einige Minuten lang saß er bewegungslos da und starrte den Brief an. Er sprach nicht — Männer sprechen selten unter solchen Umständen, — aber seine Gedanken waren folgende: »Hier ist das verdammte Weib wieder! Grade, als ich mir zu meiner Freiheit gratuliere. Wie entdeckte sie mich's Ueberflüssig, danach zu fragen. Was soll ich thun? — Ich kann nichts thun. Es ist albern, fortzulaufen, denn ich werde gefaßt. Ueberdies habe ich kein Geld. Mein Guthaben bei Mastermann ist schon um zwei tausend Pfund überschritten. Wenn ich fort gehe, muß ich sofort abgehen, — binnen vierundzwanzig Stunden. Reich wie ich bin, glaube ich doch nicht, daß ich mehr als 5000 Pfund augenblicklich erheben kann. Dazu brauche ich einen oder zwei Tage, — also will ich sagen, achtundvierzig Stunden. In achtundvierzig Stunden könnte ich 20.000 Pfund erheben, aber das ist zu lange. Verfluchtes Weib! Ich kenne sie. Wie in des Teufels Namen hat sie mich ausfindig gemacht? Es ist ein schlechter Streich. Aber sie ist nicht umsonst unangenehm. Wie gut, daß ich nicht wieder geheirathet habe. Ich werde ihr Bedingungen stellen und meinem Glück vertrauen. Im Ganzen war sie immer ein guter Freund für mich. Arme Sally! Ich hätte können auf dem höllischen Eaglehawk verrotten, wenn sie nicht gewesen wäre. Sie ist nicht von der schlechten Sorte. Hübsches Weib! Ich kann vielleicht ein Abkommen treffen! Ich verkaufe Alles und gehe fort. — Es könnte noch schlimmer sein. — Das Eigenthum ist gewiß 300.000 Pfund werth. Keine schlechte Sache für Amerika. Und vielleicht werde ich sie noch los. — Ja, — ich muß jetzt nachgeben. — Verdammt.«

(Er klingelt) Smithers kommt.

»Ein Telegrammformular und eine Droschke. — Bleib. Packe mir einen Nachtsack. Ich bleibe einen oder zwei Tage fort.«

(sotta voce:) Ich will sie lieber selbst sprechen. (Laut:) »Bring mir ein Cursbuch.«

»— Verdammtes Weib!«

Sechstes Capitel.

In welchem der Kaplan krank wird.

Obgleich das Haus des Kommandanten von Norfolk-Insel behaglich und schön ausgestattet und Alles, was an die schauerhafte Disziplin erinnerte, verborgen war, so schauerte Sylvia doch, wenn sie daran dachte, daß sie nun an den gefürchtetsten und schrecklichsten Platz gekommen, den das Deportationssystem aufzuweisen hatte. Es war ihr Unglück gewesen, ihr Leben an solchen Orten zuzubringen. Der Anblick und das Geräusch von Qualen umgab sie. Sie konnte nicht aus dem Fenster sehen, ohne Entsetzen. Sie fürchtete jeden Abend, wenn ihr Gatte zurückkam, er möchte irgend eine neue Scheußlichkeit vorbringen. Sie fürchtete sich, ihn des Morgens zu fragen, wohin er ging, damit er sie nicht etwa mit der Erzählung einer neuen Bestrafung erschrecken möchte.

»Ich wünschte, Maurice, wir wären nie hierher gekommen,« sagte sie traurig, als er ihr die Scene von der Gefängnisbande erzählte. »Diese unglücklichen Menschen werden Dir eines Tages etwas Schreckliches anthun.«

»Unsinn!« sagte der Gatte. »Sie haben nicht den Muth. Ich möchte den besten Mann herausnehmen und er wird nicht wagen, mich anzurühren.«

»Ich kann es mir nicht vorstellen, wie Du so viel Elend und Schlechtigkeit ansehen kannst. Es ist für mich fürchterlich, nur daran zu denken.«

»Unser Geschmack ist verschieden, meine Liebe. — Jenkins! — Verdammt, — Jenkins — sage ich.« Der Sträflingsdiener trat ein. »Wo ist das Klagebuch? — Ich habe Dir gesagt, es soll immer für mich bereit sein. Warum thust Du nicht, was ich sage? Du fauler, schlechter Kerl! Ich glaube, Du hast dich in der Küche herumgetrieben, oder — —«

»Bitte, Herr — —«

»Keine Antwort! Her das Buch!«

Er lief mit dem Finger die Reihen herunter und las die Klagen, über die er den nächsten Morgen Strafe bestimmen sollte.

»Mer-a-Seek hat eine Pfeife.«

»Der verdammte Hindu.«

»Benjamin Pellett hat Fett in seinem Besitz.«

»Miles Byrne geht nicht schnell genug.«

»Wir müssen Miles Byrne Beine machen.«

»Thomas Twist hat eine Pfeife und steckt Licht an.«

»W. Barnes nicht an seinen Platz beim Mustern; sagt, er hat sich gewaschen!«

»Ich will ihn waschen.«

»John Richards, nicht beim Mustern und Unverschämtheit.«

»John Goteby, Unverschämtheit und Ungehorsam.«

»James Hopkins, Unverschämtheit und freche Reden.«

»Rufus Dawes, grobe Unverschämtheit, weigert sich zu arbeiten — —«

»Ah, da müssen wir doch sehen — Was, ein Pfaffenkerl, ich will Dich zwingen — oder — Sylvia!«

»Ja.«

»Dein Freund Dawes macht seiner Erziehung alle Ehre.«

»Was meinst Du?«

»Der höllische Schuft, der freche Bursche, der Dawes, — der wird bald reif sein für — —«

Sie unterbrach ihn. »Maurice, ich wünsche, daß Du nicht solche Sprache führst. Du weißt, ich mag es nicht.« Sie sprach kalt und traurig, wie Einer, der weiß, daß Ermahnung vergebens ist und der doch gezwungen ist, zu erinnern.

»O Himmel! Lady Proper; sie kann nicht hören, wie ihr Mann flucht. Wie vornehm wir werden!«

»O, ich wollte Dich nicht ärgern,« sagte sie müde. »Laß uns nicht streiten, um's Himmels willen nicht.«

Er ging mit lauten Schritten davon und sie saß und blickte auf den

Teppich und wartete auf seine Rückkehr. Ein Geräusch rüttelte sie auf. Sie blickte auf und sah North. Ihr Antlitz strahlte sogleich.

»Ach, Mr. North, ich erwartete Sie nicht. Was führt Sie her? Sie bleiben doch zu Mittag? — Sie klingelte, ohne auf eine Antwort zu warten. »Mr. North speist mit uns, setzen Sie einen Stuhl für ihn hin. — Haben Sie mir das Buch gebracht? Ich habe schon danach ausgesehen.«

»Hier ist es,« sagte North, einen Band von Monte Christo aus der Tasche ziehend. »Ich beneide Sie.«

Sie ergriff das Buch mit Eifer und nachdem sie ihre Augen über die Seiten schweifen ließ, schlug sie das Titelblatt auf.

»Es gehört meinem Vorgänger,« sagte North, wie auf ihre Gedanken antwortend. »Er muß viel französisch gelesen haben. Ich habe manche französischen Romane vorgefunden.«

»Ich dachte, Geistliche lesen nie französische Romane,« sagte Sylvia lächelnd.

»Es gibt französische Romane und französische Romane,« sagte North. »Dumme Leute verwechseln die guten mit den schlechten. Ich erinnere mich an einen würdigen Freund in Sydney, der mich tüchtig ausschalt, weil ich Rabelais las und als ich ihn fragte, ob er es gelesen habe, sagte er, er würde sich eher die Hand abschneiden, als solch Buch öffnen. Ein schöner Richter der Verdienste!«

»Aber ist es wirklich gut? Papa sagte, es sei nichts wert.«

»Es ist ein Roman, aber meiner Meinung nach ein sehr guter. Die Idee, daß ein Matrose im Kerker von einem Priester unterrichtet und dann in die Welt zurückgeschickt wird als vollendeter Gentleman, um seine Rache zu üben, ist prächtig.«

»Ach, nun erzählen Sie es mir,« lachte sie und dann mit weiblicher Hartnäckigkeit fuhr sie fort: »Weiter, weiter, was ist's für eine Geschichte?«

»Nur, daß ein ungerecht eingesperrter Mann, der entflieht und fast durch ein Wunder reich wird, — wie Johnson sagt, »über die Träume des Geizes hinaus, sein Leben und sein Vermögen seiner Rache

widmet.«

»Und er rächt sich?«

»Ja, an allen seinen Feinden, nur an Einem nicht.«

»Und dieser?«

»Diese — war die Frau seines größten Feindes und Dantes schont sie, weil er sie liebt.«

Sylvia wandte ihr Gesicht ab. Es scheint ganz gewöhnlich zu sein,« sagte sie kalt.

Es herrschte ein ängstliches Schweigen, daß Jeder sich zu brechen fürchtete. North biß sich auf die Lippen, als ob er bereute, das gesagt zu haben. Mrs. Frere klopfte mit dem Fuß auf den Boden und als sie endlich ihren Blick wieder erhob, traf er auf den des Geistlichen, der fest auf sie gerichtet war. Sie stand schnell auf und ging ihrem zurückkehrenden Gatten entgegen.

»Zum Essen gekommen,« sagte Frere, der zwar anfang, einen ihm selbst unerklärlichen Widerwillen gegen den Geistlichen zu empfinden, aber doch froh war, wenn ihm Jemand half, den Abend heiter zu verbringen.

»Ich kam, um Mrs. Frere ein Buch zu bringen.«

»Ach, sie liest zu viel. Sie liest immer Bücher. Es ist nicht gut, ewig über den Buchstaben zu hocken, nicht wahr, North? Sie haben Einfluß auf meine Frau. Sagen Sie es ihr. — Kommen Sie, ich bin hungrig.«

Er sprach mit der geheuchelten Lustigkeit, unter der Männer seines Schlages ihre üble Laune verbergen. Die schnelle Sylvia hatte sich sogleich gerüstet.

»Natürlich werden die zwei Männer gegen mich sein; Wann sind zwei Männer je uneinig gewesen, wenn es sich um ihre Ansicht über häusliche Pflichten handelte? Aber ich will Ihnen zum Trotz doch lesen. Wissen Sie, Mr. North, als ich heirathete, traf ich ein besonderes Abkommen mit Kapitain Frere, daß ich nicht Knöpfe für ihn anzunähen brauchte.«

»So,« sagte der blinde North, der diesen Wechsel in ihrer Laune nicht recht verstand.

»Und sie hat es auch nie gethan,« sagte Frere, seine Sprache bei dem Anblick der Nahrung wieder gewinnend. »Ich habe nie ein Hemde, das ich anziehen kann. Auf mein Wort, — da liegen jetzt ein Dutzend in meiner Schublade.«

North fühlte sich unbehaglich. Ein Wort des weisen Balzac fiel ihm ein. »Le grand écuail est le ridicule« und in seinem Sinn jagten sich allerlei philosophische Gedanken von nicht sehr geistlichem Charakter.

Nach dem Mittagessen verfiel Maurice wieder auf sein gewöhnliches Thema — Deportierten-Disciplin. Es war ihm angenehm, einen Zuhörer zu haben, denn seine Frau, kalt, starr und ohne Sympathie, weigerte sich schweigend, in seine Pläne, — wie die widersetzlichen Gefangenen zu zwingen seien, — einzugehen. »Du bestandest darauf, hierher zu kommen,« pflegte sie zu sagen. »Ich wollte nicht her. Ich mag nicht von diesen Dingen sprechen. Laß uns von etwas Anderem sprechen.« Wenn sie so sprach, hatte er keine Wahl, als nachzugehen, denn er fürchtete sie in gewisser Art. In dieser unpassenden Ehe war er nur dem Scheine nach der Herr. Er war ein Tyrann. Für ihn mußte ein Wesen schwach sein und er verachtete es. Seine grobe Natur schien über die feinere seiner Frau zu triumphieren. Es war wohl längst alle Liebe zwischen ihnen ausgelöscht. Das junge, ungestüme, zarte Mädchen, das sich ihm vor sieben Jahren hingegeben hatte, war in eine müde, leidende Frau verwandelt worden. Die Frau ist das, wozu sie ihr Mann macht und sein rohes Wesen hatte sie zu der nervösen Person gemacht, die sie jetzt war. Statt Liebe hatte er in ihr eine Abneigung geweckt, die sich fast bis zum Abscheu steigerte. Wir haben weder die Geschicklichkeit noch die Kühnheit jenes tiefen Philosophen, dessen Autopsie des menschlichen Herzens Mr. North's Betrachtung erweckte und wir können in unserer rauhen Sprache nicht den seinen Wendungen folgen, welche die Geschichte dieser Ehe zeichnet. Genug, Sylvia liebte ihren Mann am wenigsten, wenn er sie am meisten liebte. In dieser Zurückweisung lag ihre Macht über ihn. Wenn die Tierischen und geistigen Eigenschaften einander entgegen stehen, siegen immer die edleren in der That, wenn auch

nicht dem Scheine nach. Maurice Frere wußte, daß, wenn auch seine Frau ihm gehorchte, er unter ihr stand und er fürchtete die Statue, die er geschaffen. Sie war wie von Eis, — aber dies war das künstliche Eis, das die Chemiker mitten in einem glühenden Ofen machen. Ihre Kälte war zugleich ihre Stärke und ihre Schwäche. Wenn sie ihn ganz eisig anblickte, herrschte sie über ihn.

Ohne Ahnung der Gedanken, die seinen Gast bewegten, plauderte Frere ganz fröhlich weiter. North sagte wenig, aber trank viel. er Wein machte ihn aber schweigsam statt gesprächig. Er schien zu trinken, als ob er unangenehme — Erinnerungen bannen wollte und trank, ohne diesen Zweck zu erreichen. Als die Beiden in das Zimmer traten, wo Sylvia sie erwartete, war Frere lustig und laut, North aber schweigsam und menschenfeindlich.

»Singe etwas, Sylvia,« sagte Frere mit der Sicherheit, mit der Jemand zu einer Musikdose sagt: Spiele.

»O, Mr. North macht sich nichts aus Musik und ich mag heute nicht singen. Singen paßt gar nicht hierher.«

»Unsinn,« sagte Frere. Warum sollte es hier weniger herpassen, als anderswohin?«

»Mrs. Frere meint, daß Fröhlichkeit gewissermaßen unpassend ist in diesen melancholischen Umgebungen,« sagte North mit seinem feineren Verständnis.

»Melancholische Umgebungen!« rief Frere und starrte auf das Piano, die Sopha's, die Spiegel. »Ja, das Haus ist nicht so gut wie das in Sydney, aber es ist behaglich genug.«

»Du verstehst mich nicht, Maurice,« sagte Sylvia. »Dieser Ort ist fürchterlich für mich. Der Gedanke an die unglücklichen, mit Ketten beladenen Gefangenen, die überall rings um uns sind, macht mich elend.«

»Was für Unsinn,« sage Frere jetzt ganz aufgeregt. »Die Schurken verdienen ihr Schicksal und noch Schlimmeres. Warum willst Du Dich um ihretwillen krank machen?«

»Arme Menschen! Wir wissen nichts von der Stärke ihrer Versuchungen und der Bitterkeit ihrer Reue.«

»Bösewichter ernten ihre Strafe,« sagte North mit harter Stimme und nahm plötzlich ein Buch in die Hand. »Sie müssen lernen, es zu ertragen. Keine Reue kann ihre Sünde ungeschehen machen.«

»Aber es gibt doch Gnade selbst für die schlimmsten Bösewichter,« wirft Sylvia ein.

North scheint keine Neigung zum Antworten zu haben und nickt nur.

»Gnade!« ruft Frere. »Ich bin aber nicht hier, um Gnade zu üben. Ich bin hier, um die Schurken in Ordnung zu halten und beim Herrn, das werde ich thun.«

»Maurice, sprich nicht so. Denke nur, wie leicht uns irgend ein geringer Zufall gleich Einem von ihnen hätte machen können. — Was fehlt Ihnen, Mr. North?«

Mr. North war ganz blaß geworden. »Nichts,« erwiderte der Geistliche nach Athem ringend, — »eine plötzliche Ohnmacht!« Die Fenster wurden schnell geöffnet und der Kaplan erholte sich allmählich, ganz in derselben Art, wie vor sieben Jahren in Port Arthur bei Burgeß im Hause. »Ich bin solchen Anfällen ausgesetzt. Eine Herzkrankheit glaube ich. Ich muß einen oder zwei Tage ausruhen.«

»Ja, erholen Sie sich,« sagte Frere, »Sie überarbeiten sich.«

North saß da, bleich und schwer athmend, mit geisterhaftem Lächeln. »Ja, ich will. Wenn ich eine Woche lang nicht komme, Mrs. Frere, so wissen Sie den Grund.«

»Eine Woche! So lange wird es doch nicht dauern,« rief Sylvia.

Das zweideutige »es« schien ihn zu ärgern, denn er erröthete schmerzlich und erwiderte:

»Zuweilen länger. Es ist ganz unsicher.« Seine Manier dabei war ganz verwirrt und beschämt und der Eintritt von Jenkins lenkte glücklicherweise die Aufmerksamkeit von ihm ab.

»Eine Botschaft von Mr. Troke, Sir.«

»Troke? Was gibt es denn?«

»Dawes, Sir, ist heftig gewesen und hat Troke angegriffen. Mr. Troke sagt, Sie hätten befohlen, man solle Ihnen sogleich melden,

wenn etwas mit den Gefangenen vorfiele.«

»Ganz recht, Wo ist er?«

»In der Zelle Herr. Sie mußten tüchtig kämpfen, ehe sie ihn hineinbringen konnten, sagt man.«

»So. Dann sage meine Empfehlung an Mr. Troke, ich werde morgen früh, genau um neun Uhr, das Vergnügen haben, Mr. Dawes zu bändigen.«

»Maurice,« sagte Sylvia, welche der Unterhaltung in unverstellter Angst zugehört hatte. »Erweise mir eine Gunst. Quäle diesen Mann nicht.«

»Warum hast Du solche Vorliebe für ihn?« fragte ihr Gatte mit großer Heftigkeit.

»Weil er Einer von denen ist, dessen Name seit meiner Kindheit gleichbedeutend gewesen ist mit Leiden und Qualen, weil, — was er auch immer für Unrecht gethan haben mag, — seine lebenslange Strafe schon genug Buße dafür ist.«

Sie sprach mit so eifrigem Mitleiden in ihren Zügen, daß sie völlig verklärt aussah. North, sie mit seinen Blicken fast verschlingend, sah eine Thräne in ihren Augen.

»Sieht das aus, als ob er Buße thäte?« fragte Frere roh und schlug auf den Brief, den er in der Hand hielt.

»Ja, ich weiß wohl, er ist ein schlechter Mann, — aber —« sie strich mit der Hand über die Stirn und hatte dabei wieder den früheren wirren Ausdruck — »er kann nicht immer schlecht gewesen sein. Ich habe mal etwas Gutes von ihm gehört.«

»Unsinn,« schrie Frere wieder, entschlossen aufstehend. »Deine Phantasien führen Dich irre. Laß mich das nicht wieder hören. Der Mann ist rebellisch und muß wieder zu seiner Pflicht zurückgebracht werden. Kommen Sie, North, wir wollen einen Schluck zusammen trinken, ehe Sie fortgehen?«

»Mr. North, wollen Sie nicht für mich sprechen?« ruft die arme Sylvia, ihre Fassung gänzlich verlierend. »Sie haben doch ein Herz, um diese Unglücklichen zu bemitleiden.«

Aber North, der seine Seele von irgend einer Wanderung

zurückgerufen hatte, tritt zurück und spricht mit trocknen Lippen:
»Ich kann mich nicht in die Angelegenheiten Ihres Herrn Gemahls
mischen.«

Damit verläßt er schnell das Zimmer.

»Du hast den alten North ganz krank gemacht,« sagte Frere, als
er nach einiger Zeit zurückkam. Frere hoffte, durch ganz einfaches
Unbeachtet lassen dessen, was vorgefallen, jedem etwaigen
Vorwürfe vorzubeugen. »Er trank eine halbe Flasche Branntwein, um
seine Nerven zu stärken, ehe er nach Hause ging und schwankte
aus dem Hause wie ein Besessener.«

Aber Sylvia, welche mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt zu
sein schien, antwortete nicht.

Siebentes Capitel.

Ein Mann gebändigt.

Die Insubordination, deren sich Rufus Dawes dies Mal schuldig gemacht hatte, war im Ganzen sehr unbedeutend. Es war die Gewohnheit der von Frere neu geschaffenen Constabler, des Nachts in die Säle zu kommen, mit Säbeln bewaffnet, umherzustampfen und einen großen Lärm zu machen. An den Bericht von Pounce anknüpfend, mußten sie die Leute aus ihren Hängematten reißen, ihre Person nach verstecktem Tabak untersuchen, ja ihren Mund öffnen, ob Tabak darin sei. Die Männer, zu deren Abtheilung Dawes gehörte und gegen die Troke eine besondere Abneigung hatte, wurden öfter als die Andern untersucht, mehr als ein Mal in der Nacht, ehe sie an die Arbeit gingen, bei den Mahlzeiten, wenn sie zur Andacht gingen, wenn sie heraus kamen und stets auf die rohste Art. Ihr Schlaf wurde unterbrochen und was sie noch an Selbstachtung besaßen, wurde ihnen der Art ausgetrieben, daß sie jeden Augenblick bereit waren, ihre Quäler zu tödten.

Der große Zweck Troke's war, Dawes zu fassen, aber der Anführer des Ringes war zu schlau. Vergebens war Troke, um seinen Ruf der Klugheit aufrecht zu erhalten, zu jedem Augenblick und jeder Tageszeit über ihn hergefallen. Er hatte nichts gefunden. Vergebens hatte er ihm Fallen gelegt. Vergebens hatte er Stückchen Tabak, an seine Fäden gebunden, ihm in den Weg gelegt und hinter einem Busch in der Nähe darauf gewartet, ob ein Riß in der Leine ihm anzeigen würde, daß der Fisch angebissen habe. Der erfahrene »Alte« war zu scharf für ihn. Troke aber von Ehrgeiz erfüllt, beschloß, einen besonders schlaun Streich zu spielen. Er war gewiß, das Dawes Tabak besaß. Die Sache war nur, denselben ausfindig zu machen.

Rufus Dawes hielt sich, wie seine Gewohnheit war, von der Majorität zurück und hatte nur einen Freund, — wenn man eine so

elende, verkommene, alte Ruine, wie der blinde Mooney war, einen Freund nennen kann. Vielleicht hatte diese sonderbare Freundschaft zwei Gründe: ein Grund war, daß der Blinde mehr als irgend ein Mann auf der ganzen Insel von den Gräueln des Sträflingslebens wußte, ja mehr als der Führer des Ringes selbst, und der andre Grund, daß für einen Mann wie Dawes, der so launenhaft, düster, argwöhnisch gegen alle Menschen war, ein blinder Gefährte besser paßte, als ein scharfsichtiger.

Mooney war einer der ältesten Sträflinge. Er war vor siebenundfünfzig Jahren in Sydney angekommen, im Jahre 1789 und war, als er deportiert wurde, vierzehn Jahre alt. Er hatte den ganzen Kreis der Knechtschaft durchgemacht, hatte als Diener gearbeitet, hatte geheirathet, war auf dem Lande gewesen, war wieder verurtheilt und war eine Art von trauriger Patriarch auf der Norfolk Insel, wo er auch schon früher gewesen. Er hatte keine Freunde. Seine Frau war schon lange todt und er sagte, ohne daß dem widersprochen wurde, sein Herr habe ein Auge auf sie geworfen und ihn deshalb in's Gefängnis bringen lassen. Solche Fälle waren nicht ungewöhnlich.

Rufus Dawes hatte unter Andern auch auf folgende Art die Freundschaft des Blinden sich erworben. Er hatte ihm solche Stückchen Tabak zugesteckt, die er selbst erhalten. Das wußte Troke und an dem bezeichneten Abend hatte er einen ausgezeichneten Plan ausfindig gemacht. Er stahl sich leise in den Schuppen, wo die Bande schlief und bis nahe an den schlafenden Dawes herankriechend, machte er die flüsternde Stimme Mooney's nach und bat um etwas Tabak.

Rufus Dawes war noch halb im Schlaf und als Troke seine Bitte wiederholte, fühlte er, wie Dawes ihm etwas in die Hand steckte. Er ergriff den Arm von Dawes und machte Licht an. Jetzt hatte er einen Mann gefaßt. Dawes hatte seinem vermeintlichen Freunde ein Stück Tabak übergeben, so groß wie das obere Glied seines kleinen Fingers. Man kann die Gefühle eines Mannes begreifen, der auf solche niedrige Weise betrogen wird. Rufus Dawes sah nicht sobald das verhaßte Gesicht von Troke über den Rand seiner Hängematte

blicken, als er heraussprang und, seine Muskeln auf's Aeüßerste anspannend, Mr. Troke sogleich zu Boden schlug, so daß er noch grade von den Armen der herbeieilenden Constabler aufgefangen werden konnte. Ein verzweifelter Kampf fand statt und das Ende davon war, daß der Deportierte von der Ueberzahl bewältigt, besinnungslos in eine Zelle geschleppt und an einen Ring auf den flachen Steinen liegend, festgemacht wurde. Während er da lag, wurde er von fünf oder sechs Constablern geschlagen.

Zu diesem verstümmelten, gefesselten Rebellen trat der Kommandant, von Troke am nächsten Morgen hereingeführt.

»Ha, ha, mein Freund,« sagte er, »hier bist Du wieder! Wie liebst Du das?«

Dawes gab keine Antwort, doch funkelten seine Augen«

»Du sollst fünfzig Hiebe haben, mein Mann,« sagte Frere. »Wir wollen sehen, wie Dir dann zu Muthe ist!«

Die fünfzig Hiebe wurden richtig angebracht und der Kommandant kam den nächsten Tag wieder. Der Rebell war ganz still.

»Gebt ihm noch fünfzig, Mr. Troke. Wir wollen doch sehen woraus er gemacht ist.«

Hundert und zwanzig Hiebe wurden ihm im Laufe des Morgens aufgezählt, aber der düstere Gefangene sagte nichts. Dann wurde er zu vierzehn Tagen Einzelhaft in einer der Zellen des neuen Gefängnisses verurtheilt. Als er herausgebracht wurde und seinen Quälern gegenüber stand, lachte er nur. Deßhalb steckten sie ihn wieder auf vierzehn Tage ein und als er noch hartnäckig schwieg, wurde er wieder gepeitscht und bekam vierzehn Tage mehr. Hätte der Kaplan ihn damals besucht, so würde er ihn für Trost empfänglich gefunden haben, aber der Kaplan — hieß es — sei krank. Als er nach der dritten Einsperrung herauskam, fand ihn der Doktor in einem Zustande solcher Erschöpfung, daß er ihn in's Hospital schickte. Sobald er genügend hergestellt war, besuchte ihn Frere und da er ihn noch nicht genug, gedemüthigt fand, so wurde er angestellt, um Mais zu mahlen. Dawes weigerte sich zu arbeiten. Sie ketteten eine seiner Hände an den Mahlstein und stellten einen andern Gefangenen an seinen andern Arm. Sobald der zweite

Gefangene drehte, mußte natürlich der Arm von Dawes sich auch wenden.

»Du bist doch nicht solch' Kiesel, wie die Leute denken,« grinste Frere und zeigte auf das sich drehende Rad. Darauf spannte der unbezwingliche arme Teufel eine schwer geprüften Muskeln an und verhinderte das Rad sich überhaupt zu drehen. Frere gab ihn noch fünfzig Hiebe und schickte ihn den nächsten Tag hin, Cayenne-Pfeffer zu stoßen. Dies war eine Strafe, welche mehr von den Gefangenen gefürchtet war, als irgend eine andere. Der beißende Staub füllte ihre Augen und Lungen und verursachte ihnen die entsetzlichsten Qualen. Für einen Mann mit rohem Rücken war diese Arbeit eine unausgesetzte Qual.

Nach vier Tagen brach Rufus Dawes zusammen. Er war erschöpft, voll Blassen, halb blind.

»Um's Himmelswillen, Kapitain Frere, tödten sie mich lieber gleich,« sagte er.

»Keine Sorge,« sagte der Andre und freute sich über diesen Beweis seiner Macht. »Du hast nachgegeben, weiter wollte ich nichts. Troke bringen sie ihn in's Hospital.«

Als er im Hospital war, besuchte ihn North.

»Ich würde eher gekommen sein,« sagte der Geistliche, »aber ich war sehr krank.«

Er sah auch so aus, Er hatte Fieber gehabt und sie hatten seinen Bart und sein Haar geschoren. Dawes sah, daß der eingefallene, alt gewordene Mann vielleicht größere Qualen gelitten, als er. Den nächsten Tag besuchte Frere ihn, bewunderte seinen Muth und bot ihm an, Constabler zu werden. Dawes wandte seinen wunden Rücken dem Quäler zu und weigerte sich, zu antworten.

»Ich fürchte, Sie haben sich an dem Kommandanten einen Feind gemacht,« sagte North am nächsten Tage. »Warum nicht sein Anerbieten annehmen?« Dawes warf ihm einen verächtlichen Blick zu: »Und soll ich meine Kameraden betrügen und verrathen — Nein, das thue ich nicht.«

Der Geistliche sprach zu ihm von Hoffnung. Reue, Erlösung. Der Gefangene lachte.

»Wer soll mich erlösen?« sagte er und drückte seine Gedanken so aus, daß gewöhnliche Leute nur Gotteslästerung darin gesehen hätten. »Es müßte ein Christus noch ein Mal sterben, um so Einen, wie ich bin, zu erlösen.«

North sprach zu ihm von der Unsterblichkeit. »Es gibt ein anderes Leben,« sagte er. »Geben Sie Ihre Ansprüche darin nicht auf. Sie haben noch ein künftiges Leben durchzumachen.«

»Ich hoffe, nein! sagte das Opfer des Systems. »Ich möchte ruhen, ruhen und niemals wieder gestört werden.«

Sein Geist war endlich gebrochen. Und doch hatte er noch Kraft genug, Frere's wiederholte Anerbietungen zurückzuweisen. Ich will niemals da hinein,« sagte er zu North, »du lasse ich mich lieber halb zerschneiden!«

North flehte den eigenwilligen Geist an, doch Mitleid mit dem gemarterten Körper zu haben, aber ohne allen Erfolg. Sein eigenes sonderbares Herz gab ihm den Schlüssel zu dieses armes Leben.

»Eine edle Natur ruiniert,« sagte er zu sich selbst. »Was mag das Geheimniß seiner Geschichte sein?«

Dawes, seinerseits, welcher sah, wie verschieden dieser Geistliche von den andern Schwarzröcken war, fing an, sich über dessen eingesunkene Wangen, heiße Augen und zerstreute Art zu wundern und dachte viel darüber nach, welcher Kummer diese qualvollen Gebete, diese beredten und kühnen Anrufungen eingehen möchte, die täglich an seinem rauhen Lager ausgesprochen wurden. So war ein sympathisches Band angeknüpft zwischen diese Beiden, dem Geistlichen und dem Sünder. Eines Tages wurde dieses Band so eng zwischen ihnen gezogen, daß es Beider Herzen tief traf. Der Kaplan hatte eine Blume in seinem Knopfloch. Dawes blickte mit gierigen Augen darauf und als der Geistliche das Zimmer verlassen wollte, sagte er: »Mr. North, wollen Sie mir die Rosenknospe geben?«

North stand unentschlossen still und endlich, wie nach einem langen Kampfe mit sich selbst, nahm er sie sorgfältig aus seinem Knopfloch und legte sie in des Gefangenen braune, narbige Hand. Im nächsten Augenblick, da Dawes sich allein glaubte, preßte er die

Blume an seine Lippen. North hatte sich plötzlich umgedreht und die Blicke der Beiden trafen sich. Dawes erröthete heftig, aber North wurde leichenblaß. Keiner sprach, aber jeder schien sich zu dem Andern näher hingezogen, seit jeder von ihnen die Rosenknospe geküßt, die Sylvia gepflückt hatte.

Achtes Capitel.

Auszug aus dem Tagebuch des Ehrwürdigen James North.

21. October. Jetzt bin ich wieder auf sechs Monate in Sicherheit, denn meine letzte Pause dauerte länger, als ich erwartete. Ich denke eines Tages einen Paroxysmus zu bekommen, der mich tödtet. Ich werde mich nicht darum grämen.

Obwohl dieser mein Vertrauter, — ich verabscheue jetzt diesen Ausdruck, mich der leichtsinnigen Bemühung anklagen wird, eine Entschuldigung ausfindig zu machen, wenn ich sage, daß ich meinen Wahnsinn für eine Krankheit halte? — Ich glaube es wirklich. So wenig wie ein Wahnsinniger das Schreien und Toben lassen kann, so wenig kann ich es lassen, mich zu betrinken. Es würde vielleicht anders sein, wenn ich ein zufriedener Mann wäre, glücklich verheirathet, mit Kindern um mich her und Familiensorgen, um mich zu zerstreuen. Aber so wie ich bin, ein düsterer, phantastischer Mensch, von aller Liebe ausgeschlossen, verzehrt vom Spleen, gequält von unerfüllbaren Wünschen, — so bin ich für mich selbst eine lebende Qual. Ich denke an glücklichere Männer, mit schönen Frauen, zärtlichen Kindern, die lieben und geliebt werden, — an Frere zum Beispiel und dann fühle ich etwas Fürchterliches in mir regen, ein Ungeheuer, dessen Gier nicht zu befriedigen ist, — das nur in Branntwein ertränkt werden kann.

Büßend und zerschlagen gelobe ich, ein neues Leben zu führen, dem Branntwein abzuschwören und nur Wasser zu trinken.

Gewiß, der Anblick und der Geruch von Branntwein macht mich allein schon krank. Alles geht gut während ein paar Wochen; dann werde ich nervös, unzufrieden und mißmüthig. Ich rauche, das beruhigt mich ein wenig. Aber ich kann mich nicht mäßigen; nach und nach vermehre ich die Dosis Tabak. Auf fünf Pfeifen täglich werden sechs bis sieben. Dann zähle ich sogar zehn bis zwölf, dann gehe ich wieder zu drei und vier zurück, steige in einem Sprung bis

elf, — und verliere dann ganz und gar die Uebersicht. Vieles Rauchen erregt das Gehirn. Ich fühle mich klar, hell und heiter. Meine Zunge klebt des Morgens am Gaumen und muß etwas trinken, um buchstäblich die Kehle anzufeuchten. Ich trinke mäßig Wein oder Bier und Alles geht gut. Meine Glieder bekommen ihre Geschmeidigkeit wieder, meine Hände ihre Kühle, mein Gehirn seine Ruhe und Klarheit. Ich fange an zu fühlen, daß ich einen Willen habe. Ich bin vertrauend, voll Hoffnung und ruhig. Dieser Stimmung folgt aber sogleich die tiefste Melancholie. Ich bleibe eine Stunde oder länger in völlige Starrheit versunken. Die Erde, Luft, Meer, Alles erscheint kahl und farblos. Das Leben ist eine Last. Ich sehne mich zu schlafen und wenn ich schlafe, kämpfe ich, um zu erwachen, weil schreckliche Träume mich umschwirren. In der Nacht rufe ich: O Gott, wäre es doch Morgen! Und am Morgen: Wollte Gott, es wäre Abend! Ich fluche mir und Allem um mich her. Ich bin kraftlos, willenlos, von einer Last niedergedrückt, wie die Last Sauls. Ich weiß wohl, was mich wieder herstellt und dem Leben und Behagen zurück gibt, aber nur, um mich in tiefere Verzweiflung zu stürzen. Ich trinke. Ein Glas — mein Blut erwärmt sich, — mein Herz schlägt voller, — meine Hand zittert nicht länger. Drei Gläser — ich erhebe mich, mit Hoffnung im Herzen, — der böse Geist verläßt mich. Ich fahre fort, — liebliche Bilder füllen mein Gehirn, die Felder fangen an zu blühen, die Vögel zu singen, das Meer schimmert wie Sapphire, der warme Himmel lächelt. Großer Gott! Welcher Mensch könnte solcher Versuchung widerstehen?

Mit Anstrengung bekämpfe ich den Wunsch zum Trinken, indem ich meine Gedanken auf meine Pflichten richte, auf meine Bücher, auf die unglücklichen Gefangenen. Es gelingt mir für eine kurze Zeit, aber mein Blut, von dem Wein erhitzt, der Gift für mich ist und zugleich mein Leben, kocht in meinen Adern. Ich trinke wieder und träume. Das Tier in mir rührt sich. Tages wandern meine Gedanken allen möglichen, ungeheuerlichen Dingen. Die vertrautesten Dinge flößen mir entsetzliche Gedanken ein. Schändliche und schmutzige Bilder umgeben mich. Am Tage fühle ich mich, wie ein Wolf in Schafskleidern, wie ein Mann vom Teufel besessen, der jeden

Augenblick bereit, auszubrechen und sich selbst zu zerreißen. Nachts werde ich ein Satyr. Während dieser Qualen hasse ich und fürchte mich zugleich. Ein helles Gesicht ist immer vor mir, durch alle heißen Träume scheinend, wie ein dahinfliehender Mond in glühender Mitternacht eines tropischen Sturmes. Ich wage mich nicht in die Gegenwart derer, die ich liebe und achte, denn meine wilden Gedanken könnten in wilderen Worten Ausdruck finden. Ich verliere meine Menschlichkeit. Ich bin ein Tier. Aus dieser Tiefe ist nur ein Ausweg. Hinunter. Ich muß das Ungeheuer ertränken, damit es wieder schläft. Ich trinke und vergesse. In diesen letzten Paroxysmen muß ich Brantwein haben. Ich schließe mich allein ein und schütte lange Züge des fürchterlichen Getränks hinunter. Es steigt in meinen Kopf. Ich bin wieder ein Mann. Und wenn ich meine Männlichkeit wieder erlangt habe, dann falle ich um, sinnlos trunken!

Aber das Erwachen! Ich will es nicht schildern. Das Delirium, das Fieber, der Abscheu vor mir selbst, die Erschöpfung, die Verzweiflung. Ich sehe im Spiegel ein hohlhäugiges Gesicht mit rothen Augen. Ich sehe herunter auf zitternde Hände, welke Muskeln und verschrumpfte Glieder. Ich denke darüber nach, ob ich wohl auch bald eins dieser halb lächerlichen, halb melancholischen Geschöpfe sein werde, welche mit blöden Augen und fließenden Nasen, geschwollenen Bäuchen und verschrumpften einen einhergehen. O, — es ist nur zu wahrscheinlich.

22. October. Ich habe den Tag mit Mrs. Frere zugebracht. Sie wünscht augenscheinlich, den Ort zu verlassen — eben so sehr, wie ich es wünsche. Frere freut sich über seine mörderische Gewalt und lacht über ihre Ermahnungen. Ich glaube, die Männer werden ihrer Frauen überdrüssig. In meiner gegenwärtigen Gemüthsstimmung ist es mir unbegreiflich, wie ein Mann wohl seiner Frau irgend etwas abschlagen kann. Ich glaube nicht, daß sie sich überhaupt etwas aus ihm macht. Ich bin kein selbstsüchtiger Gefühlsmensch, wie die meisten Verführer. Ich würde nie eine Frau ihrem Manne fortnehmen aus bloßem Gefallen an ihr. Ich glaube, es gibt Fälle, in denen ein Mann, der liebt, gerechtfertigt sein kann ein Frau glücklich zu machen, wenn er auch sein eigenes Seelenheil dabei aufs Spiel

setzt.

Sie glücklich machen! Das ist der Punkt. Würde sie glücklich sein? Es gibt wenig Menschen, welche es ertragen können, übersehen zu werden, beleidigt, gekränkt! Frauen leiden unter diesen Dingen noch mehr als Männer. Ich, ein grau gewordener Mann in den Vierzigern, bin nicht solch eingebildeter Narr, zu denken, daß ein Jahr schuldvollen Glückstaumels eine sein erzogene, gefühlvolle Frau entschädigen könnte für den Verlust sozialer Würde, der doch ihr festes Glück ausmacht. Ich bin nicht so blödsinnig, zu vergessen, daß eine Zeit kommen kann, wenn die Frau, welche ich liebe, aufhört, mich zu lieben und dann, ohne Selbstachtung ohne soziale Stellung oder Familienpflichten, um sie zu halten, ihren Verführer die Todesqual fühlen läßt, welche er sie gelehrt hat, ihrem Gatten zu bereiten.

Ganz abgesehen von der Sünde gegen das sechste Gebot, erwäge ich die Frage, ob der schlimmste Gatte, die traurigste Häuslichkeit nicht in unseren gesellschaftlichen Verhältnissen besser ist, als der ergebenste Liebhaber!

Ein sonderbarer Gedankengang für einen Geistlichen. Wenn dies Tagebuch je in die Hände eines gottesfürchtigen rechtschaffenen Menschen fiel, der nie zu der Sünde versucht wurde, in mittlerem Alter die Frau eines Anderen zu lieben, — wie würde er mich verdammen und mit Recht!

4. November. In einem Zimmer eines der Kerkermeister des neuen Gefängnisses kann man eine Art Zaum sehen, der zuerst in demjenigen, der ihn sieht, eine große Ueberraschung hervorruft. Man kann sich gar nicht denken, was für ein Tier der Schöpfung einen so kleinen Zaum braucht. Auf Anfrage erfährt man, daß es ein Zaum ist, vollkommen mit Stirnband, Gebiß und Allem für ein menschliches Wesen. An dem Zügel ist ein rundes Stück gekreuztes Holz befestigt, von fast vier Zoll Länge und ein und ein halben Zoll im Durchmesser. In dem Holz ist ein kleines Loch und wenn es gebraucht wird, steckt man das Holz in den Mund und das kleine Loch ist das einzige Mittel zum Athmen. Dies mit allen den verschiedenen Riemen und Schnallen versehen, könnte nicht besser

ausgedacht werden.

Ich war gestern Abend um acht Uhr im Gefängnis. Ich hatte Rufus Dawes besucht und als ich hinaus ging, fragte ich nach Hailey.

Gimblett, welcher Mr. Vane zwei hundert Pfund geraubt, war gegenwärtig. Er war jetzt ein Schließer mit einem Passe dritter Klasse und einem Einkommen von zwei Schilling täglich. Alles war ganz still. Ich konnte nicht umhin, mich zu wundern, wie still das Gefängnis war, als Gimblett sagte: »Da spricht Jemand. Ich weiß, wer das ist.«

Und sogleich nahm er von dem Haken einen der Zäume, den ich soeben beschrieben und ein paar Handschellen. Ich folgte ihm nach einer der Zellen, welche er öffnete und in welcher ein Mann auf Stroh lag, unangekleidet und allem Anschein nach fest im Schlaf. Gimblett befahl ihm, aufzustehen und sich anzukleiden. Der Mann that es und kam in den Hof, wo Gimblett den Zaum in seinen Mund legte.

Der Ton des Athmens durch dieses Holz, welches mit großer Schwierigkeit verbunden zu sein schien, glich einer leisen, undeutlichen Pfeife.

Gimblett führte den Mann nach dem Laternenpfahl im Hofe und ich sah, aß das Opfer seiner leichtfertigen Tyrannei der alte, blinde Mooney war. Er wurde mit dem Rücken an den Laternenpfahl gestellt, seine Arme herumgenommen und mit Handschellen versehen, an den Pfosten befestigt. Man sagte mir, daß der alte Mann drei Stunden in dieser Lage bleiben müsse. Ich ging sogleich zu dem Kommandanten. Er wollte mich im Besuchszimmer empfangen, aber ich hatte so viel Bestand, das zurückzuweisen. Er wollte auf keine Bitte um Gnade eingehen.

»Der alte Betrüger macht seine Blindheit immer zu einem Vorwande für Ungehorsam,« sagte er.

— Und dies ist ihr Gatte! —

Neuntes Capitel.

Der längste Strohalm.

Als Rufus Dawes am nächsten Tage an die »Kette« ging, hörte er von der schändlichen Quälerei seines Freundes. Er stieß keine Rachedrohung aus, sondern stöhnte nur.

»Ich bin nicht so stark, wie ich war,« sagte er, als ob er sich wegen seines Mangels an Geist entschuldigen wolle. »Sie haben mich entnervt!« Und er blickte traurig auf seine schmal gewordene Gestalt und auf seine zitternden Hände.

»Ich kann es nicht länger ertragen,« sagte Mooney grimmig. »Ich habe mit Bland gesprochen und er will es auch thun. Du weißt, was wir beschlossen haben. Laß es uns jetzt thun!« Rufus Dawes starrte aus die leblosen Augenhöhlen, welche sich zu ihm wandten. Seine Finger fühlten nach Etwas, das er in seiner Brust verborgen hielt. Ein Schauer durchzitterte ihn. »Nein, nein, setzt nicht,« sagte er.

»Du fürchtest Dich doch nicht, Mann?« fragte Mooney, seine Hand in der Richtung der Stimme ausstreckend. »Du willst doch nicht zurücktreten?«

Der Andere vermied die Berührung und trat zurück, den Blinden noch immer anstarrend.

»Du wirst uns doch nun nicht verlassen, nachdem Du — geschworen hast, Dawes? So bist Du doch nicht? Sprich, Mann, sprich.«

»Will Bland?« fragte Dawes, umherblickend, als ob er diesen Augen entgehen wollte.

»Ja, er ist bereit. Sie haben ihn gestern wieder gepeitscht.«

»Laß es Alles bis morgen,« sagte Dawes endlich.

»Nein, laß es jetzt bald vorüber sein,« sagte der alte Mann mit Eifer. »Ich bin zu müde.«

Rufus Dawes warf einen durchdringenden Blick nach der

Himmelsrichtung in der das Haus des Kommandanten lag und wiederholte, die Hand in die Brust gesteckt: »Laß es bis morgen!«

Sie waren so vertieft in ihre Unterhaltung, daß Keiner von ihnen die Annäherung ihres gemeinsamen Feindes bemerkte.

»Was verbirgst Du da,« rief Frere, Dawes am Handgelenk packend. »Mehr Tabak, Du Hund?«

Die Hand des Deportierten, die so plötzlich ergriffen wurde, öffnete sich unwillkürlich und eine verwelkte Rose fiel heraus. Frere, zugleich erstaunt und ärgerlich, bückte sich und nahm sie auf.

»Hallo! Was zum Teufel ist das? Du hast doch aus meinem Garten keinen Strauß geholt, Jack?«

Der Kommandant nannte alle Deportierten Jack, wenn er witzig war. Es war seine Art von Humor.

Rufus Dawes stieß einen traurigen Ruf aus und stand dann zitternd und gebeugt da. Seine Gefährten, welche diesen Ausruf der Wuth und des Kummers hörten, blickten Alle hin, um zu sehen, ob er die Blume zurücknehmen oder irgend etwas Gewalttätiges beginnen würde. Vielleicht war es seine Absicht, aber er führte dieselbe nicht aus. Man mußte denken, daß in der Blume ein Zauber stecke, denn Dawes blickte urverwandt darauf hin, als Kapitain Frere's starke Finger sie herum drehten.

»Du bist ein hübscher Kerl, mußt eine Blume für Dein Knopfloch haben. Gehst Du nächsten Sonntag mit Deinem Schatz aus?«

Die Bande lachte.

»Wo hast Du die Blume her?«

Dawes schwieg.

»Du solltest es lieber sagen.«

Keine Antwort.

»Troke, wir wollen sehen, ob Mr. Dawes nicht die — Sprache findet. Ziehe Dein Hemde herunter. — Ich denke, das ist der Weg zu Deinem Herzen, was Jungen?«

Bei dieser feinen Anspielung auf die Peitsche lachte die Bande wieder und sah einander erstaunt an. War es möglich, daß der Anführer des Ringes feige geworden? So schien es wirklich zu sein,

denn Dawes rief zitternd und bleich:

»O Herr, lassen Sie mich nicht wieder peitschen! Ich habe sie gestern aus dem Hofe gefunden. Sie fiel aus Ihrem Knopfloch eines Tages.«

Frere lächelte mit innerer Genugthuung über die Wirkung feiner Bestrafungen. Die Erklärung klang sehr wahrscheinlich. Er pflegte Blumen in seinem Rock zu tragen und es war unmöglich, daß der Gefangene sie auf andere Weise erlangt hatte. Wenn es ein Stück Tabak gewesen wäre, so mußte sich der gewitzte Kommandant sagen, daß viele Leute es ins Gefängnis gebracht haben konnten. Aber wer würde die Peitsche riskieren, wegen einer so werthlosen Sache wie eine Blume? «

»Künftig hebe Du keine Blumen mehr auf, Jack.« sagte er. »Wir ziehen die Blumen nicht zu Eurer Unterhaltung.«

Und verächtlich die Rose über die Mauer werfend, ging er davon.

Die Bande einen Augenblick sich selbst überlassend, richtete ihre Aufmerksamkeit auf Dawes. Große Thränen rollten über seine Wangen und er stand da und starrte auf die Mauer, wie im Traum. Sie sahen ihn verächtlich an. Ein Kerl, mitleidiger als die Andern, zeigte auf seine Stirn und blinzelte. »Er wird toll,« sagte der gutmüthige Mensch, welcher nicht verstehen konnte, was ein gesunder Mann mit Blumen zu thun haben konnte. Dawes erholte sich und die verächtlichen Blicke seiner Gefährten schienen die Farbe wieder in seine Wangen zu bringen. »Wir wollen es diese Nacht thun,« flüsterte er Mooney zu und Mooney lächelte vergnügt.

Seit der Tabakgeschichte waren Dawes und Mooney in das neue Gefängnis gebracht worden, mit einem Manne zusammen, mit Namen Bland, der schon zwei Mal versucht hatte, sich zu tödten. Als der alte Mooney von der Zaumtortur zurückkam und über sein hartes Schicksal klagte, schlug Bland vor, daß die Drei nun einen Plan in Ausführung rächten, bei welchem wenigstens zwei von ihnen Erfolg haben mußten.

Der Plan war ein sehr verzweifelter und wurde dazu nur in der äußersten Noth gegriffen. Es war Sitte bei den Mitgliedern des Ringes, das jeder schwören mußte, nach besten Kräften das

auszuführen, was sie erdacht, wenn zwei andere Mitglieder seinen Beistand forderten.

Die Sache war — gleich allen großen Ideen — ganz einfach.

Am Abend, als die Zellentür fest verschlossen war und man wenigstens auf eine freie Stunde ohne den Besuch des revidierenden Gefängniswärters rechnen konnte, brachte Bland einen Strohhalm zum Vorschein und hielt ihn seinen Kameraden hin. Dawes nahm ihn, zerriß ihn in drei ungleiche Enden und gab sie Mooney. »Der längste ist's,« sagte der blinde Mann, »kommt Jungen und greift in den Glückstopf.«

Es war augenscheinlich, daß Loose gezogen wurden, um zu bestimmen, wem die Freiheit werden sollte. Die Männer zogen schweigend, dann sahen Bland und Dawes einander an. Der Preis war zurückgeblieben. Mooney, der Glückliche, hatte den längsten Halm in der Hand behalten. Bland's Hand zitterte, als er die Halme mit seinem Gefährten verglich. Einen Augenblick waren Alle still, während die armen Augen des Blinden die Finsterniß zu durchdringen suchten, als ob es ihnen in diesem erhabenen Augenblick gelingen könne.«

»Ich habe den kürzesten Halm,« sagte Dawes zu Bland. »Du mußt es thun.«

»Das freut mich,« sagte Mooney.

Bland schien entsetzt über die Gefahr, welche das Schicksal ihm vorbehalten hatte und zerriß den unheilvollen Halm zwischen seinen Fingern, einen Schwur ausstoßend und dann saß er in verzweifelter Angst, an seinen Nägeln kauend. Mooney streckte sich auf seinem Lager aus.

»Komm, Kamerad,« sagte er.

Bland streckte eine Zitternde Hand aus und faßte Rufus Dawes am Aermel. »Du hast mehr Muth als ich, thue Du es.«

»Nein, nein,« sagte Dawes, fast so bleich wie sein Gefährte. »Ich habe auch gezogen und es war Dein Vorschlag.«

Der Feigling, der auf sein eigenes Glück vertraut hatte und nun in die Grube gefallen, die er Andern gegraben, saß da und wiegte sich

hin und her, seinen Kopf in die Hände gelegt.

»Beim Himmel, ich kann es nicht thun,« flüsterte er, sein weißes, thränennasses Gesicht erhebend.

»Worauf wartet Ihr,« sagte der glückliche Mooney. — »Kommt, ich bin bereit!«

»Ich, ich dachte — Du würdest vielleicht erst beten wollen,« sagte Bland.

Dieser Gedanke schien den Alten ein wenig aus der Aufregung zu wecken, in die ihn sein Glück versetzt. »Ja, ja,« sagte er; »Beten, das ist ein guter Gedanke!« Er kniete nieder, schloß seine Augen, — es war, als ob ihn ein starkes Licht blendete, — von dem seine Kameraden nichts sahen und seine Lippen bewegten sich.

Das Schweigen wurde endlich durch die Tritte des Wärters unterbrochen. Bland begrüßte sie wie eine Erlösung von dem, was er fürchtete. »Wir müssen warten, bis er fort ist,« flüsterte er eifrig. »Er könnte herein sehen.«

Dawes nickte und Mooney, dessen scharfes Ohr ihn genau die Entfernung des sich nähernden Aufsehers beurtheilen ließ, stand von seinen Knien auf und sah strahlend aus. Das saure Gesicht von Gimblett erschien an dem Fensterchen der Zellentür. »Alles in Ordnung?« fragte er, wie es den Dreien er schien, weniger mürrisch.

»Alles in Ordnung,« war die Antwort und Mooney fügte hinzu: »Gute Nacht, Mr. Gimblett.« »Ich möchte wissen, was den alten Mann so vergnügt macht,« dachte Gimblett, als er in den nächsten Korridor ging.

Der Ton der sich entfernenden Tritte war kaum an den Ohren der beiden weniger glücklichen Looszieher verhallt, als sie den dumpfen Ton des Zerreißens von Wolle hörten. Der glückliche Gewinner riß einen Streifen von seiner wollenen Decke ab. »Ich denke, das wird's thun,« sagte er und probierte in seinen Händen die Stärke. »Ich bin ein alter Mann.«

Es war möglich, daß er die Stärke des Deckenstreifens prüfte der ihn etwa in einen Abgrund hinunter lassen sollte.

»Hier, Bland, fasse an. Wo bist Du? Sei nicht schwachherzig

Mann. Es dauert nicht lange.«

Es war jetzt ganz dunkel in der Zelle, aber als Bland vortrat, schien eine weiße Maske durch die Dunkelheit zu scheinen, so geisterhaft blaß war er. Dawes drückte die Hand seines glücklichen Kameraden und zog sich in den äußersten Winkel zurück. Bland und Mooney schienen einige Augenblicke sich mit dem Strick zu beschäftigen, — gewiß die Flucht vorbereitend. Das Schweigen war nur durch das krampfhaft Klirren von Blands Eisen unterbrochen. Er zitterte heftig.

Endlich sprach Mooney wieder in leisem, sanftem Ton:

»Dawes, mein Junge, glaubst Du, daß es einen Himmel gibt?«

»Ich weiß, daß hier eine Hölle ist,« sagte Dawes, ohne sich umzuwenden.

»Ja, und einen Himmel. Ich werde in den Himmel gehen. Du auch, mein Kind, — Du auch, denn Du bist gut gewesen gegen mich, sehr gut. Gott segne Dich, Du ist sehr gut zu mir gewesen!«

* *
*

Als Troke des Morgens hereinkam, sah er mit einem Blick, was geschehen war und beeilte sich, den Körper des erwürgten Mooney herauszunehmen.

»Wir haben Loose gezogen,« sagte Rufus Dawes, auf Bland zeigend der in der fernsten Ecke kauerte, so weit von seinem Opfer ab, als möglich. »Es fiel ihm zu, es zu thun. Ich war Zeuge.«

»Sie werden Dich dafür hängen « sagte Troke.

»Das hoffe ich,« sagte Dawes.

Der Plan der Deportierten, den ihr verzweifelt Hirn ausgedacht, war Folgender. Drei Mann waren zusammen. Sie zogen Loose, um zu wissen, wer gemordet werden sollte. Derjenige, der den längsten Halm zog, war der »Glückliche«. Er wurde getötet. Derjenige welcher den nächst langen Halm zog, war der Mörder. Er wurde gehangen. Der »Unglückliche« war der Zeuge. Er hatte natürlich auch die Aussicht gehangen zu werden, doch war das nicht so

gewiß und deshalb sah er sich als den »Unglücklichen« an.

Zehntes Capitel.

Eine Zusammenkunft.

John Rex fand, daß das Hotel George ganz ausnehmend auf seine hohe Ankunft vorbereitet war. Aufmerksame Wärter flogen herbei, um ihm seinen Nachtsack und Ueberrock abzunehmen; der Wirth selbst erwartete ihn an der Thür. Zwei Seeoffiziere kamen bis an die Thür und starrten ihn an. »Haben Sie noch mehr Gepäck, Mr. Devine?« fragte der Wirth, als er die Thür des besten Zimmers aufriß. Es war ganz augenscheinlich, daß seine Frau ihm nicht gestatten würde, sein geborgtes Licht unter den Scheffel zu stellen. Ein Tisch war für zwei Personen gedeckt und lockte aus der behaglichsten Ecke. Ein Feuer knisterte in dem Marmorkamin. Die letzte Abendzeitung lag aus einem Stuhl und sie nachlässig mit ihrem kostbaren seidenen Kleide herunterwischend, kam die Frau, die er so schändlich verlassen, ihm lächelnd entgegen.

»Nun, Mr. Richard Devine,« sagte sie, »Du erwartetest nicht, mich wieder zu sehen?«

Obgleich er sich auf seiner Fahrt hierher eine schöne Rede einstudiert hatte, um sie zu begrüßen, so brachte ihn ihre unnatürliche Höflichkeit ganz außer Fassung. »Sara, ich hatte nie die Absicht — —«

»Still, mein lieber Richard, es muß jetzt Richard heißen, nicht wahr? Jetzt ist keine Zeit zu Erklärungen. Uebrigens könnte uns der Kellner hören. Wir wollen jetzt essen, denn Du mußt hungrig sein.« Er ging mechanisch an den Tisch.

»Wie fett Du geworden bist!« fuhr sie fort. »Zu Gutes Leben, sicher. Du warst nicht so dick in Port — — O, ich vergaß, mein Lieber! Komm und setze Dich! Das ist Recht. Ich habe Allen gesagt, daß ich Deine Frau bin, nach der Du besonders geschickt hast. Sie sehen mich nun natürlich mit Achtung und Interesse an. Verdirb nicht ihre gute Meinung von mir.«

Er wollte einen Fluch ausstoßen, aber sie hielt ihn mit einem Blick zurück. »Keine schlechte Sprache, John, oder ich klinge nach einem Konstabler. Wir wollen uns über Alles mit einander verständigen, mein Lieber. Du magst ein sehr großer Mann für andre Leute sein, — für mich bist Du nur mein weggelaufener Mann, ein entflohener Sträfling. Wenn Du jetzt nicht anständig Dein Abendbrod ißt, muß ich wirklich nach der Polizei schicken.«

»Sara,« rief er. »Ich dachte nie daran, Dich zu verlassen. Auf mein Wort. Es ist ein Mißverständnis. Laß es Dir erklären.«

»Dazu sind keine Erklärungen nöthig, Richard. Hier, iß. Ach, ich weiß, was Du brauchst.«

Sie goß einen halben Becher Brantwein ein und gab ihn ihm.

Er nahm das Glas aus ihrer Hand und trank den Inhalt und dann, als ob er endlich erwärmt worden, lachte er: »Was für ein Weib bist Du, Sara. Ich bin ein rechter Esel, das muß ich sagen.«

»Du bist ein ganz undankbarer Schuft,« sagte sie mit plötzlicher Leidenschaft, »ein verhärteter, selbstsüchtiger Schuft.«

»Aber Sara — —«

»Rühre mich nicht an!«

»Auf mein Wort, Du bist ein schönes Geschöpf und ich war ein rechter Narr, Dich zu verlassen.«

Die Schmeichelei schien sie etwas zu beruhigen, denn sie änderte ihren Ton. »Es war eine böse, grausame That, Jack. Du, den ich vom Tode gerettet habe, den ich gepflegt, reich gemacht habe! Es war die That eines Feiglings.«

»Das gebe ich zu. So war es!«

»Du **gibst** es zu! Hast Du denn keine Scham? Hast Du kein Mitleid mit mir, die ich so viele Jahre um ich gelitten habe?«

»Ich dachte nicht, daß Du Dir etwas aus mir machtest.«

»Dachtest Du das? Du dachtest überhaupt gar nicht an mich. Ich habe Dich so lieb gehabt, John Rex — die Thür ist fest zu — da ich ein Vermögen daran gewandt habe, ich aufzusuchen und nun ich Dich gefunden habe, nun will ich Dich auch leiden lassen.«

Er lachte, aber etwas unbehaglich.

»Wie hast Du mich ausfindig gemacht?«

Mit einer Bereitwilligkeit, die zeigte, daß sie schon aus diese Frage vorbereitet war, schloß sie einen Schreibkasten auf, der auf dem Seitentische stand und nahm eine Zeitung heraus. »Durch einen Zufall, der immer das Verderben von Leuten ist, wie Du. Unter den Papieren, die der Ober-Aufseher von seinen Freunden erhielt war dies.«

Sie hielt ihm eine illustrierte Zeitung hin, irgend ein Sonntags-Organ des Sport und wies an ein Bild auf der ersten Seite. Es stellte einen breitschultrigen bärtigen Mann dar, der gekleidet war wie die richtigen Sportsmänner und Pferdeliebhaber. Er stand neben einer Säule, auf welcher allerlei Becher und Trophäen vom Rennplatz aufgestellt waren. John Rex las unter diesem Kunstwerk den Namen:

Mr. Richard Devine,
der Leviathan des Rennplatzes.

»Und Du erkanntest mich?«

»Das Portrait hatte genügende Aehnlichkeit, um mich zu veranlassen, Nachforschungen anzustellen und als ich fand, daß Mr. Richard Devine plötzlich nach einer geheimnißvollen Abwesenheit von vierzehn Jahren zurückgekehrt war, machte ich mich im Ernst an die Arbeit. Ich habe viel Geld darauf verwandt, Jack, aber ich habe Dich gefunden.«

»Du bist sehr schlau gewesen, mich ausfindig zu machen. Das muß man Dir lassen.«

»Es ist nicht ein einziger Akt in Deinem Leben, John Rex, den ich nicht kenne,« fuhr sie mit Wärme fort. Ich habe Dich von dem Tage an aufgespürt, als Du Dich aus meinem Hause stahlst. Ich kenne Deine Reisen auf den Continent, Deine Nachforschungen nach irgend einem Geheimniß. Ich habe das Alles zusammengestellt, wie Du es auch gethan hast und ich weiß, daß durch irgend ein schlechtes Mittel Du das Geheimniß eines todten Mannes gestohlen hast, um eine unschuldige, tugendhafte Familie in's Verderben zu stürzen.«

»Hallo, hallo!!« sagte John Rex, »seit wann hast Du gelernt, von

Tugend zu sprechen?«

»Es ist leicht zu spotten, aber Du bist jetzt am Ende Deiner Bahn angekommen, Jack. Ich habe an die Frau geschrieben, deren Sohnes Vermögen Du gestohlen hast. Ich erwarte in ein oder zwei Tagen Antwort von Lady Devine.«

»Nun, und wenn Du sie hast?«

»Dann gebe ich ihr das Vermögen zurück, um den Preis ihres Schweigens!«

»Ho ho, das willst Du?«

»Ja, und wenn mein Gatte nicht zurückkommt und ruhig mit mir lebt, rufe ich die Polizei auf.«

John Rex sprang auf. »Wer wird Dir glauben, Du Blödsinnige,« rief er. »Ich will Dich als Betrügerin in's Gefängnis setzen lassen.«

»Du vergißt, mein Lieber,« erwiderte sie, kokett mit ihren Ringen spielend und nach der Seite blickend, als sie sprach, — »daß Du mich schon als Deine Frau vor dem Wirthe und den Leuten anerkannt hast. Dazu ist es zu spät. O, mein lieber Jack, Du denkst, Du Bist klug, aber ich bin eben so klug wie Du.«

Einen Fluch unterdrückend, setzte er sich neben sie. »Höre, Sara. Warum kämpfen wir, wie ein paar Kinder? Ich bin reich —«

»Das bin ich auch.«

»Um so besser. Wir wollen unsern Reichthum zusammenthun. Ich gebe zu, daß ich ein Narr war und ein Hund, Dich zu verlassen. Aber ich spielte um einen großen Preis. Der Name Richard Devine ist eine halbe Million werth. Sie ist mein. Ich habe sie gewonnen Theile sie mit mir. Sara, Du und ich haben die Welt vor Jahren getäuscht. Laß uns jetzt nicht streiten. Ich war undankbar. Vergiß es. Wir wissen jetzt, daß wir Beide keine Engel sind. Wir sind zusammen in's Leben gegangen. Weißt Du wohl noch, Sara, als ich Dich zuerst traf? Ich wollte damals Geld machen. Es ist uns gelungen. Warum wollen wir uns nun in's Verderben stürzen? Du bist noch eben so schön wie sonst. Ich habe meinen Verstand nicht verloren. Ist es denn nöthig, da Du der Welt sagst, daß ich ein fortgelaufener Sträfling bin und daß Du, — nein — gewiß — es ist nicht nöthig. Küsse mich und laß uns Freunde sein, Sara. Ich würde Dir fortgelaufen sein, wenn ich gekonnt hätte. Du hast mich ausfindig gemacht. Ich nehme die Stellung an. Du nimmst mich als Gatten wieder in Anspruch. Du sagst, Du bist Mrs. Richard Devine. Sehr gut, — ich gebe Alles zu. Du hast immer gern eine große Dame sein wollen. — Jetzt kannst Du es werden!«

So viel Ursache sie auch hatte, ihn zu hassen, so gut sie seinen undankbaren und verrätherischen Charakter kannte, so wenig Grund sie hatte, ihm zu trauen, — dennoch tauchte der Schatten ihrer merkwürdigen Neigung für dem Schurken wieder auf und diese Neigung wuchs bald wieder zu ihrer alten Stärke.

Als er so neben ihr saß und sie den vertrauten Tönen seiner

Stimme lauschte, die sie sonst so liebte, sog sie gierig sein Versprechen künftiger Treue ein, obgleich sie wußte, das es gemacht war, um gebrochen zu werden und ihre Erinnerung weilte bei den vergangenen Tagen des Vertrauens und des Glückes. Ihre weibliche Phantasie bekleidete den selbstsüchtigen Schuft, den sie sich nun wieder gewann, mit allen den Eigenschaften, die einst ihre eigenwillige Liebe gewonnen hatten. Die selbstlose Hingabe, welche ihr Betragen gegen den Schwindler bezeichnete, war das in ihr, was vieles gut machen mußte. Vielleicht hatte sie auch — die Aermste — das Gefühl, fest daran zu halten, wenn sie auch sonst Alles in der Welt verlöre. Ihr Wunsch nach Rache schmolz unter dem Einfluß dieser Gedanken dahin. Die Bitterkeit verschmähter Liebe, die Scham und die Angst der Verlassenheit, die Undankbarkeit und der Verrath, — Alles — Alles verschwand. Die Thränen süßen Vergebens zitterten in ihren Augen, die unvernünftige Liebe ihres Geschlechts, — die Treue, die sie nur allein dieser Liebe bewahrt, machte ihre Stimme erbeben. Sie nahm seine feige Hand und küßte sie und vergab alle seine Niedrigkeit in dem einzigen Vorwurf: »O John, John, Du hättest mir doch trauen sollen!«

John Rex fühlte, daß er gesiegt hatte und lächelte, als er sie umarmte.

»Ich wünschte, ich hätte es gethan,« sagte er, »es würde mir viel Bedauern erspart haben. Aber, laß gut sein. Setze Dich; jetzt wollen wir Abendbrod essen.«

»Dein Erscheinen hat nur etwas sehr Schlimmes, Sara,« -sagte er, als sie nach dem Essen beisammen saßen, um über ihr Handeln zu berathen. »Es verdoppelt die Gefahr der Entdeckung.«

»Wie so?«

»Die Leute haben mich ohne weitere Nachforschungen aufgenommen, aber ich fürchte, nicht ohne Mißfallen. Mr. Francis Wade, mein Onkel, kann mich nicht leiden und ich fürchte, ich habe meine Karten nicht sehr gut bei Lady Ellinor gespielt. Wenn sie erfahren, daß ich eine geheimnißvolle Frau habe, wird ihr Mißfallen in Argwohn übergehen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß ich seit so vielen Jahren verheirathet bin, ohne davon etwas gesagt zu haben.

»Seht unwahrscheinlich,« sagte Sara ruhig, »und das ist gerade der Grund, warum Du alle diese Jahre nicht geheirathet hast. Wirklich,« fügte sie lachend hinzu, — »der männliche Verstand ist sehr schwach. Du hast nun schon zehntausend Lügen in dieser Sache erzählt und weißt nicht, wie Du noch eine finden sollst.«

»Was meinst Du?«

»Nun, mein lieber Richard, Du kannst sicher nicht vergessen haben, daß Du mich im vorigen Jahre auf dem Continent heirathetest? Du warst doch im vorigen Jahr auf dem Continent? Ich bin die Tochter eines armen Geistlichen der englischen Kirche; — der Name — wie Du willst und Du trafst mich in Baden, Aachen, Brüssel? Oder gehe über die Alpen und sage in Rom.«

John Rex legte seine Hand an die Stirn. »Natürlich, ich bin sehr dumm,« sagte er. »Ich bin in der letzten Zeit nicht ganz wohl gewesen. Zu viel Branntwein und zu viel Unruhe.«

»Ja, das müssen wir ändern,« antwortete sie lachend, aber ein angstvoller Blick auf ihn strafte dies Lachen Lügen. »Du mußt nun häuslich sein, Jack, ich meine Dich.«

»Weiter,« sagte er ungeduldig. »Was dann?«

»Dann, wenn diese kleinen Präliminarien fertig sind, gehen wir nach London und Du stellst mich Deinen Freunden und Verwandten vor.«

Er fuhr auf. »Ein kühnes Spiel!«

»Kühn? Unsinn! Das einzige sichere Spiel. Die Leute argwöhnen gewöhnlich nichts, wenn man nicht geheimnißvoll ist. Du mußt es thun; ich habe Alles dazu vorbereitet. Die Kellner hier wissen Alle, daß ich Deine Frau bin. Es ist nicht die geringste Gefahr dabei, wenn Du nicht etwa schon verheirathet bist,« fügte sie mit schnellem, bitterem Argwohn hinzu.

»Darüber brauchst Du Dich nicht zu beunruhigen. Ich war kein solch Narr, eine andere Frau zu heirathen, während Du lebstest, — selbst wenn ich Eine gesehen, die mir gefallen hätte. Aber was ist mit Lady Ellinor? Du sagst, Du hast ihr etwas gesagt?

»Ich habe ihr geschrieben, sie möchte sich mit Mrs. John Carr,

Postbureau zu Torquay in Verbindung setzen, wenn sie etwas Vortheilhaftes hören wolle. Wenn Du widersetzlich gewesen wärest, John, so wäre das »etwas« ein Brief von mir gewesen, der ihr sagte, wer Du wirklich bist. Nun Du Dich gehorsam gezeigt hast, wird das »etwas« nur ein Bettelbrief sein, wie sie deren Hunderte erhält und sie wahrscheinlich gar nicht beantwortet. Was sagst Du dazu, Richard.«

»Du verdienst Erfolg, Sara,« sagte der alte Ränkeschmied in offener Bewunderung. Bei Zeus, das schmeckt nach an alten Tagen, wo wir Mr. und Mrs. Crofton waren.«

»Oder Mr. und Mrs. Skinner, was John?« sagte sie mit so viel Zärtlichkeit in der Stimme, als ob sie eine tugendhafte Matrone gewesen wäre, die sich ihres Honigmondes erinnert. »Das war ein unglücklicher Name, nicht wahr? Damals hättest Du auf mich hören sollen.« Und verloren in dankbarer Erinnerung an ihre vergangenen Schurkereien blieb das würdige Paar einen Augenblick in Gedanken versunken.

Rex raffte sich zuerst wieder aus. »Ich will mich von Dir leiten lassen, — aber was nun?«

»Zunächst, denn wie Du sagst, verdoppelt meine Gegenwart die Gefahr, wollen wir sehen, daß wir uns ganz still aus England zurückziehen. Wenn die Vorstellung bei Deiner Mutter vorüber und Dein Onkel Mr. Francis besorgt ist, dann wollen wir nach Hampstead gehen und dort eine Weile leben. Während der Zeit mußt Du so viel Eigenthum als möglich zu Gelde machen. Dann wollen wir während der Saison reisen und auf Reisen bleiben. Nach einem Jahr oder so auf dem Continent kannst Du an unsern Agenten schreiben, daß er mehr Eigenthum verkauft und endlich, wenn wir als permanent Abwesende angesehen werden, drei oder vier Jahre bringen das zu Wege — wollen wir Alles losschlagen und nach Amerika gehen. Dann kannst Du irgend eine Wohlthätigkeitsanstalt gründen oder eine Kirche bauen zum Andenken an den Mann, den Du entthront hast.«

John Rex brach in Lachen aus.

»Ein ausgezeichneter Plan. Ich liebe den Gedanken an die

Wohlthätigkeitsanstalt, — das Devine-Hospital! Was?»

»Uebrigens, wie machtest Du denn die Einzelheiten von dieses Mannes Leben ausfindig? Er verbrannte im Hydaspes, nicht wahr?»

»Nein,« sagte Rex mit Stolz. »Er wurde im Malabar unter dem Namen Rufus Dawes transportiert. Du erinnerst Dich seiner? Es ist eine lange Geschichte. Die Vorfälle sind zur nicht so sehr zahlreich und verwickelt und wenn die alte Dame nur halb so scharf gewesen wäre, so hätte sie mich ausfindig gemacht. Aber die Thatsache ist, sie *wollte* den Sohn am Leben finden und nahm Alles auf Treu' und Glauben an. Ich will Dir das ein andermal erzählen. Ich will jetzt zu Bett gehen, ich bin müde und mein Kopf thut weh, als ob er platzen wolle.«

»So ist es also gewiß? Du willst meinen Vorschlägen folgen?»

»Ja.«

Sie stand auf und klingelte.

»Was willst Du thun?» fragte er unruhig.

»Ich will nichts thun. Du sollst an Deine Leute nach London telegraphieren, daß sie das Haus in London für Deine Frau bereit halten, bis übermorgen.«

John Rex hielt ihre Hand mit ärgerlicher Geberde zurück. »Das ist Alles sehr schön,« sagte er, »aber wenn es nun mißlingt?»

»Das ist Deine Sache, John. Du brauchst nicht mit dieser Angelegenheit vorzugehen, wenn Du nicht magst. Ich möchte lieber, Du thätest es nicht.«

»Was zum Teufel soll ich denn thun?»

»Ich bin nicht so reich wie Du, aber mit meiner Station und Allem habe ich etwa Siebentausend jährlich. Komm mit mir zurück nach Australien und laß diese armen Leute sich wieder ihres Lebens freuen. Ach, John, es ist das Beste, glaube es mir. Wir können es jetzt thun, wir können ehrlich sein.«

»Ein schöner Plan!« rief er. »Eine halbe Million aufgeben und nach Australien zurückgehen! Du mußt toll sein!«

»Dann telegraphiere!«

»Aber — Liebe — —«

»Still, hier ist der Kellner.«

Als er schrieb, fühlte Rex, daß, wenn er auch ihre Neigung wieder wachgerufen hatte, sie doch ebenso herrschsüchtig war als früher.

Elftes Capitel.

Auszug aus dem Tagebuche des Ehrwürdigen James North.

7. Dezember. Ich habe mich entschlossen, diesen Ort zu verlassen, um mich wieder in den Busch zu begraben, glaube ich und das Ende abzuwarten. Ich versuche zu denken, daß der Grund zu diesem Entschluß die fürchterliche Lage der Gefangenen ist, — daß, weil ich täglich empört und gekränkt bin durch Scenen der Tortur und der Schmach, ich mich entschließe, fortzugehen. Da ich mich für ganz unfähig halte, Andern zu nützen, wünsche ich, mich wenigstens zu schonen. Aber in diesem Tagebuch, in dem ich mir zugeschworen habe, die Wahrheit zu sagen und nur die Wahrheit, bin ich gezwungen zu bekennen, daß dies nicht die Gründe sind. Ich will den Grund deutlich aussprechen: »Ich begehre meines Nächsten Weib.« Es sieht sich nicht gut an, wenn es niedergeschrieben ist. Es sieht scheußlich aus. In meiner eignen Brust finde ich zahllose Entschuldigungen für meine Leidenschaft. Ich sage mir: »Mein Nächster liebt sein Weib nicht und ihr ungeliebtes Leben ist Elend. « Sie ist gezwungen, in der fürchterlichen Abgeschlossenheit dieses verdammten Eilandes zu leben und sie stirbt aus Mangel an Mitgefühl. Sie fühlt, daß ich sie verstehe und schätze, daß ich sie liebe, daß ich sie sehr glücklich machen könnte, wie sie es verdient. Ich fühle, daß ich die einzige Frau getroffen habe, welche die Macht hat, mein Herz zu rühren, mich zurückzuhalten von dem Verderben, in das ich hinein taumle, mich nützlich zu machen für meine Mitmenschen, — damit ich ein Mann sei und kein Trunkenbold.

So spreche ich zu mir selbst und müßte doch der öffentlichen Meinung trotzen und — zwei Leben glücklich machen. Ich sage zu mir, oder vielmehr meine Wünsche sagen zu mir: Was für eine Sünde ist es denn? Ehebruch? Nein, denn eine Ehe ohne Liebe ist der roheste Ehebruch. Was für ein Band bindet Mann und Frau zusammen, — jene Trauungsformel, von dem Priester

ausgesprochen, welche das Gesetz erkannt hat, als gesetzliches Band? — Gewiß doch nicht allein, denn — die Ehe ist ein Uebereinkommen, ein Kontrakt gegenseitiger Treue und in jedem Kontrakt entbindet die Verletzung der Bedingungen von einer Seite die andre Partei ihrer Verpflichtungen. Mrs. Frere ist also durch ihres Mannes Handlungen ihrer Verpflichtungen entbunden. Ich kann nur so denken. Aber würde sie die Schande einer Ehescheidung oder gerichtlichen Klage ertragen? Vielleicht. Ist sie durch ihr Temperament gestählt, solch eine Last von Schmach zu dulden, wie nothwendig auf sie fallen würde? Wird sie nicht Abscheu vor dem Manne empfinden, der sie in solche Schmach gezogen? Entschädigt der Comfort, der sie umgibt, nicht für solchen Mangel an Neigung? Und so dauert der Qualen-Katechismus fort, bis ich ganz wahnsinnig bin vor Zweifel, Liebe und Verzweiflung.

Natürlich habe ich Unrecht; natürlich schmähe ich selbst meine Eigenschaft als Geistlicher, natürlich gefährde ich nach dem Glauben, den ich lehre, meine Seele und die ihre.

Aber Geistliche haben unglücklicher Weise wie alle andern Männer Herzen und Leidenschaften. Gott sei Dank habe ich noch nie diesen Wahnsinn in Worten ausgedrückt. Was für ein Schicksal ist das meine! Wenn ich in ihrer Gegenwart bin, fühle ich furchtbare Qualen; wenn ich nicht bei ihr bin, dann stattet sie meine Einbildungskraft mit all der Anmuth aus, die nicht die ihre ist, sondern auch allen Frauen meiner Träume an gehören, Helenen, Julien, Rosalinden. Wir sind Narren unsrer eignen Sinne. Wenn ich an sie denke, erröthe ich; wenn ich ihren Namen höre, klopft mein Herz und ich erleiche, Liebe! — Was ist die Liebe von zwei reinen Seelen, die sich des Paradieses kaum bewußt sind, in das sie eingetreten, gegen diese wahnsinnige Leidenschaft? Ich kann das Gift von Circe's Becher verstehen; es ist die süße Qual der verbotenen Liebe gleich der meinen. Fort mit dem groben Materialismus, in dem ich mich so lange geschult habe. Ich, der ich lachte über die Leidenschaft, als den Ausbruch des Temperaments und zu bequemen Lebens. Ich, der ich in meinem Sinne glaubte, alle Tiefen und Untiefen des menschlichen Gefühls zu ergründen, ich,

der ich meine eigne Seele untersuchte, er ich spottete über mein Sehnen nach Unsterblichkeit, — ich bin gezwungen, die sinnlose Macht meines Glaubens zu vergöttlichen und an Gott zu glauben, damit ich zu ihm beten kann. Ich weiß, warum die Menschen die kalte Unpersönlichkeit verwerfen, die, wie die Vernunft uns sagt, die Welt regiert, — weil sie lieben. Zu sterben und nichts mehr zu sein, zu sterben und in Staub verwandelt, über die Erde geweht werden, — zu sterben und unsre Liebe hilflos und verloren zurücklassen, bis die lichte Seele, welche der Unsern zulächelte, in die Erde gelegt wird, von der sie gemacht wurde. Nein! Liebe ist unsterblich! Gott, ich glaube an dich! Hilf mir! Habe Erbarmen mit mir! Sündiger Elender, der ich bin, da ich dich verleugnet habe. Sieh mich auf meinen Knien vor dir! Habe Erbarmen oder laß mich sterben!

9. Dezember. Ich habe die zwei verurteilten Gefangenen Dawes und Bland besucht und mit ihnen gebetet. O Herr, aß mich eine Seele retten, die bei dir für mich bieten kann. Laß mich ein lebendes Wesen aus diesem Höllenschlunde retten! Ich weine und ermüde dich mit meinen Thränen, o Herr! Sieh auf mich hernieder. gib mir ein Zeichen! Du tatest es in alten Zeiten. Männern, die nicht so warm in ihren Gebeten waren, wie ich. So sagt dein Buch! Dein Buch — an das ich glaube — ja glaube! gib mir ein Zeichen! ein kleines Zeichen! O Lord! Ich will sie nicht sehen. Ich habe es geschworen. Du kennst meinen Kummer, meine Todesangst, meine Verzweiflung. Ist das nicht ein Opfer? Ich bin so einsam, — ein einsamer Mann und ha e nur ein einziges Wesen, das ich liebe. Aber was ist dir die sterbliche Liebe! Du Grausamer, Unerbittlicher! Du sitztest in dem Himmel, den die Menschen dir auf gebaut und verachtetest sie! Wird nicht das Brennen und Schlachten der Heiligen dir genügen? Bist du nicht von Blut und Thränen gesättigt, o du Gott der Rache, des Zorn es und der Verzweiflung? Barmherziger Christ, erbarme dich mein! Du wirst es thun, denn du warst ein Mensch! Geheiliger Heiland, zu dessen Füßen Magdalena kniete! Göttlichkeit, die du am göttlichsten warst in deiner Verzweiflung, als du nach einem grausamen Gotte riefst, um dich zu retten — bei dem Andenken an den Augenblick, als du dich selbst verlassen wähtest, — verlasse du mich nicht! Süßer

Chris habe Erbarmen mit deinem sündigen Diener!

Ich kann nicht mehr schreiben. Ich will zu dir mit meinen Lippen beten. Ich will mein Flehen zu Dir schicken. Ich will dich so laut anrufen, daß die Welt mich hören soll und sich über dein Schweigen wundern — du unbarmherziger und ungnädiger Gott!

14. Dezember. Was für Lästerungen habe ich in meiner Verzweiflung ausgestoßen? Schrecklicher Wahnsinn, der mich so fühllos gemacht hat, zu welcher Tiefe der Verzweiflung hast du mich gebracht? Wie jener in alter Zeiten, der unter den Gräbern wanderte, schreiend und sich zerreißend, bin ich von einem Teufel besessen gewesen. Eine Woche lang habe ich nichts gefühlt, als Qualen. Ich bin an meine täglichen Geschäfte gegangen, wie Einer, der im Traume die gewohnte Tagesarbeit macht und es nicht weiß. Die Menschen haben mich so sonderbar angesehen. Sie sehen mich immer so sonderbar an. Kann es sein, daß meine Krankheit der Trunkenheit — eine andere — eine Geisteskrankheit geworden ist? O Herr, der du meine Todesangst kennst, laß mir meinen Verstand, — laß mich nicht ein Schauspiel werden, daß man mit Fingern auf mich zeige oder mich bemitleide. Wenigstens verschone mich noch eine kurze Zeit. Laß nicht meine Strafe mich hier treffen. Laß ihre Erinnerung an mich beschattet sein von einem Gedanken an meine Rauheit oder meine Brutalität; laß mich ihr erscheinen als ein undankbarer Schuft, als der ich mich gezeigt habe, — aber daß sie mich nie — so sehe!

Zwölftes Capitel.

Das sonderbare Benehmen von Nr. North.

Um oder um den 8ten Dezember etwa bemerkte Mrs. Frere eine merkwürdige Veränderung im Benehmen des Kaplans. Er kam eines Nachmittags zu ihr und nachdem er einige Zeit mit ihr gesprochen hatte, — in ganz unbestimmter, unzusammenhängender Art, — über das Elend in den Gefängnissen und die fürchterliche Lage der Gefangenen, fragte er sie plötzlich nach Rufus Dawes.

»Ich mag nicht an ihn denken,« sagte sie schauernd. »Ich habe die merkwürdigsten schrecklichsten Träume über ihn. Er ist ein schlechter Mann. Er versuchte mich zu ermorden, als ich ein Kind war und wäre mein Mann nicht gewesen, so hätte er es auch gethan. Ich habe ihn nur ein Mal seit der Zeit gesehen, in Hobart Town, als er gefangen wurde.«

»Er spricht zuweilen von Ihnen,« sagte North, sie anblickend. »Er bat mich ein Mal um eine Rose, die in Ihrem Garten gepflückt war.«

Sylvia wurde blaß. »Und Sie gaben sie ihm?«

»Ja, ich gab sie ihm. Warum nicht?«

»Sie war werthlos, aber dennoch, — einem Gefangenen!«

»Sie sind nicht böse?«

»O nein! Warum sollte ich böse sein?« Sie lachte gezwungen. »Es war eine merkwürdige Idee von dem Mann, sie haben zu wollen, das ist Alles!«

»Würden Sie mir wohl wieder eine Rose geben, wenn ich Sie darum bäte?«

»Warum nicht?« sagte sie, sich unruhig abwendend. »Sie? Sie sind ein Gentleman!«

»Ich nicht, Sie kennen mich nicht.«

»Was meinen Sie?«

»Ich meine, es wäre besser für Sie, wenn Sie mich nie gesehen

hätten.«

»Mr. North!« Entsetzt über den wilden Ausdruck in seinen Augen, sprang sie auf. »Sie sprechen sonderbar.«

»O, beunruhigen Sie sich nicht, Madam, ich bin nicht betrunken!« — Er sprach dies mit einer wilden Energie. »Es ist besser, ich gehe. Ich glaube, je weniger wir von einander sehen, desto besser ist es.«

Tief verwundet und erstaunt über diesen merkwürdigen Ausbruch, ließ Sylvia ihn gehen, ohne daß sie ihn mit einem Wort aufhielt. Sie sah ihn durch den Garten gehen und das kleine Thor hinter sich zuwerfen, aber sie sah nicht die Todesangst auf seinem Gesichte oder die leidenschaftliche Geberde, mit welcher er, — als er außer Sicht war, — diese freiwillige Erniedrigung seiner selbst beklagte. Sie dachte mit wachsender Furcht an sein Betragen. Es war doch nicht möglich, daß er betrunken war; solch ein Laster war das Letzte, dessen sie ihn schuldig geglaubt hätte. Es war viel wahrscheinlicher, daß dies noch Nachwehen des Fiebers waren, an dem er kürzlich krank gelegen. So dachte sie und indem sie das dachte, fiel es ihr ein, von wie großer Wichtigkeit das Wohlsein dieses Mannes ihr war.

Am nächsten Tage begegnete er ihr, und sich verbeugend, ging er schnell vorüber. Das schmerzte sie. Sollte sie ihn durch irgend ein unglückliches Wort verletzt haben? Sie bat Maurice, ihn zum Mittagessen einzuladen, aber zu ihrem Erstaunen schützte er Unwohlsein vor, als eine Entschuldigung seines Nichtkommens. Ihr Stolz war gekränkt und sie schickte ihm seine Bücher und Noten zurück. Eine Neugierde, die ihrer unwürdig war, ließ sie den Diener, der das Packet hin getragen hatte, fragen, was der Geistliche gesagt hätte.

»Nichts — er lachte nur.«

Lachte! Um ihre Thorheit zu verspotten! Sein Betragen war unfein und unpassend. Sie wollte vergessen, so schnell wie möglich, daß es je solch ein Wesen gegeben habe. Als sie diesen Entschluß gefaßt, war sie ungewöhnlich geduldig mit ihrem Gatten.

So verging eine Woche und Mr. North kehrte nicht zurück. Unglücklicher Weise für den armen Kerl brachte das Selbstopfer, welches er gemacht hatte, grade die Lage der Dinge hervor die er

gern vermeiden wollte. Es ist möglich daß, wenn die Bekanntschaft auf demselben Fuße fortgesetzt worden wäre, sie das Schicksal der meisten Bekanntschaften ähnlicher Art gehabt hätte: —andere Ereignisse, Umstände und Scenen hätten die Erinnerung an Alles, außer der gewöhnlichsten Höflichkeit zwischen ihnen, verwischt und Sylvia hätte vielleicht nie entdeckt, daß sie für den Geistlichen andere Gefühle hegte, als die der Achtung.

Aber die Thatsache selbst, daß ihr Seelengefährte so plötzlich ihr entrissen, zeigte ihr, wie öde ihr einsames Leben, zu dem sie verdammt worden war. Ihr Gatte, — das hatte sie sich lange gesagt und zwar mit bitteren Selbstanklagen, war völlig unpassend für sie. Sie konnte in seiner Gesellschaft keine Freude finden und sie war genöthigt, sich um geistiger Sympathie willen anders wohin zu wenden. Sie begriff, daß seine Liebe zu ihr erloschen war, — sie bekannte sich mit dem schärfsten Bewußtsein der Selbsterniedrigung, daß seine anscheinende Neigung zu ihr aus Sinnlichkeit entsprungen und in dem Feuer umgekommen war, in welchem es sich entzündet hatte. Viele Frauen haben unglücklicherweise diese Entdeckung gemacht, aber für die meisten Frauen gibt es dann etwas, das sie abzieht.

Wäre es Sylvia's Schicksal gewesen, mitten in der Gesellschaft und in der Modewelt zu leben, würde sie Erheiterung und Anregung in der Unterhaltung der Geistreichen oder in der Huldigung hervorragender Männer gefunden haben. Hätte das Schicksal sie in eine große Stadt geführt, so würde Mrs. Frere um ihren Abendtisch Alles versammelt haben was es unter dem männlichen Geschlecht an Geist und Verstand gab und sie hätte, wie viele reizende Frauen, ihren Mann sehr nützlich mit Oeffnen seiner Champagnerflaschen beschäftigt.

Die berühmten Frauen, welche aus ihrem häuslichen Kreise herausgetreten sind, um zu bezaubern, die Welt in Erstaunen zu setzen, haben fast immer eine unglückliche Häuslichkeit gehabt. Aber die arme Sylvia war nicht für dies Geschick bestimmt. Auf sich selbst angewiesen, fand sie kein Ende ihrer Leiden in ihrer Einbildungskraft und als sie nun einen Mann traf, der hinreichend

älter war, als sie, um sie um Sprechen zu ermutigen und hinreichend klug, um ihr seine Gesellschaft und seinen Rath anziehend zu machen, lernte sie zum ersten Mal ihren eignen Kummer vergessen und zum ersten Mal blühte ihre Natur unter diesem belebenden Einflusse auf. Als nun diese Sonne ihr plötzlich verhüllt wurde, erzitterte ihre Seele, an Licht und Wärme gewöhnt, in der kalten Finsterniß und sie ah sie sich hilflos um in der Oede und Verlassenheit, die ihr Leben nun aufwies.

Mit einem Wort, sie fand, daß die Gesellschaft von North so weit notwendig für sie geworden, daß es ein Kummer für sie war, dieselbe plötzlich zu verlieren, obgleich ihr doch der Gatte blieb, um sie zu trösten.

Nach einer Woche des Nachdenkens wurde die Oede ihres Lebens ihr völlig unerträglich und sie ging eines Tages zu Maurice und bat ihn, nach Hobart Town zurück zu schicken.

»Ich kann nicht auf dieser schrecklichen Insel leben,« sagte sie; »ich werde krank. Laß mich auf einige Monate zu meinem Vater gehen, Maurice.«

Zuerst hatte Maurice allerlei Einwendungen zu machen, aber endlich willigte er ein. Seine Frau sah krank aus und Major Vickers war ein reicher, alter Mann, der seine Tochter sehr liebte. Es war sogar wünschenswerth, daß Mrs. Frere ihren Vater besuchte und so wenig Sympathie bestand zwischen dem Ehepaar, daß, als das erste Erstaunen über ihren Entschluß vorüber war, Maurice sich ganz zufrieden fühlte, sie mal auf einige Zeit los zu werden.

»Du kannst in der Lady Franklin zurückgehen, wenn Du magst, Liebe,« sagte er. »Ich erwarte sie jeden Tag.«

Bei dieser Entscheidung küßte sie ihn zu seinem Erstaunen mit mehr Herzlichkeit, als sie seit dem Tode ihres Kindes gezeigt hatte.

Die Nachricht ihrer bevorstehenden Abreise verbreitete sich, aber North kam nicht. Wäre es nicht ein Schritt gewesen unter der Würde einer Frau, so würde Mrs. Frere selbst gegangen sein und hätte ihn gefragt, was seine unbegreifliche Unfreundlichkeit bedeute. Doch hielt eine gewisse Bitterkeit in ihrer Sympathie für ihn sie von einer Handlung zurück, die ein junges Mädchen, nicht weniger unschuldig

als sie, ohne Zögern gewagt hätte. Eines Tages besuchte sie die Frau des Arztes und traf dort den Kaplan von Angesicht zu Angesicht und mit der vollendeten Schauspielerkunst, die den meisten Frauen angeboren ist, setzte sie ihn wegen seines Ausbleibens aus ihrem Hause zur Rede. Das Betragen des armen Teufels, der so in's Herz getroffen wurde, war sehr merkwürdig. Er vergaß höfliches Betragen und die Achtung, die er einer Frau schuldig ist, warf ihr einen verzweiflungsvollen Blick zu und zog sich schnell zurück.

Sylvia wurde dunkelroth und versuchte North mit seiner letzten Krankheit zu entschuldigen. Die Frau des Arztes sah sie fragend an und wandte die Unterhaltung. Das nächste Mal, als Sylvia dieser Dame begegnete und sie grüßte, erhielt sie einen eisigen Gruß wieder, der ihr Blut in Wallung brachte.

»Wie im ich nur Mrs. Field beleidigt haben?« fragte sie Maurice. »Sie grüßte mich heute ganz unfreundlich.« »O, die alte Katze,« sagte Maurice, — »was thut das?«

Indessen schien es doch, als ob es ihm am Herzen läge und Frere sprach ernsthaft mit Field darüber. Der Ausfall der Unterhaltung wurde Mrs. Frere mitgetheilt und sie weinte heiße Thränen des verwundeten Stolzes und der Scham. Es schien, daß North, nachdem Mrs. Frere hinausgegangen, in's Haus zurückgekehrt war und in stotternder, ängstlicher Weise zu Mrs. Field gesagt hätte, er könne Mrs. Frere nicht leiden, er wolle sie nicht besuchen und ihr Betragen als verheirathete Frau sei leichtsinnig und tadelnswert.

Diese Handlung der Niedrigkeit oder des höchsten Edelmuthes schien seinem Zwecke vollkommen zu entsprechen. Sylvia vermied den unglücklichen Geistlichen als ob er die Pest habe.

Jetzt entstand zwischen dem Kommandanten und dem Geistlichen eine große Kühle.

Frere verfolgte North mit einer Reihe von kleinen Tyranneien und veranlaßte denselben, um seine Entlassung einzukommen. Die Aufseher in den Gefängnissen bemerkten sehr bald die Veränderung in den Beziehungen zwischen Frere und dem Geistlichen und ihr Betragen änderte sich gänzlich. Statt mit Achtung, begegnete man

ihm mit Unverschämtheit, statt entgegenkommend — unfreundlich, statt schnellen Gehorsams sah er freche Aufdringlichkeit. Die Gefangenen, welche er besonders begünstigte, wurden besonders hart behandelt und sprach er mit Einem, so verfolgte man diesen gewiß auf's Empörendste. Das Resultat war, daß die Seelen, an denen North gearbeitet hatte, wieder hinabsanken in den Abgrund, aus dem er sie kaum errettet. Die Männer, die anfangen, ihn zu lieben, wandten sich jetzt von ihm ab. Nahm er Interesse an einem Gefangenen, so schädigte er ihn dadurch mehr, als er ihm nützte. Der unglückliche Mann wurde dünner und bleicher bei dieser schrecklichen Qual. Er hatte sich der Liebe beraubt, die wenn auch schuldig, die einzige wahre Liebe war, welche er je gekannt und nun er diesen Sieg gewonnen, hatte er dafür den Haß aller lebenden Geschöpfe eingetaucht, welche mit ihm in Berührung kamen. Die Autorität des Kommandanten war so groß, daß die Leute vom Hauch seines Mundes abhingen.

Ihn beleidigen war der Tod und der Mann, den der Kommandant haste, mußte gehaßt werden, auch von Allen denen, die in Frieden leben wollten. Nur ein Wesen ließ sich nicht von ihm abwenden, — der Deportierte Rufus Dawes, — der Mörder, der den Tod erwartete. Viele Tage war er stumm und störrisch geblieben, wie erdrückt von dem Gewicht seiner Sorge und Pein, aber North, der jeder andern Liebe und Sympathie beraubt war, kämpfte mit dieser leidenden Seele, ob er sie nicht dem Frieden zurückgewinnen könne. Es dünkte dem Prediger, dessen Geist aus seinen Fugen zu sein schien, sei es durch seine Unmäßigkeit veranlaßt, sei es durch die Qualen, die er erlitten, daß dieser Sträfling, über den er weinte, ihm als Geißel gegeben sei für seine eigene Rettung.

»Ich muß ihn retten, oder umkommen,« sagte er. »Ich muß ihn retten und wenn ich mein eigenes Blut für ihn s geben sollte.«

Frere, unfähig den Grund zu verstehen, warum der verurtheilte Schurke seinen Hohn und seine Quälereien mit solcher Ruhe hinnahm, dachte, er heuchle Frömmigkeit, um dadurch vielleicht besseres Essen und Trinken zu erlangen und verdoppelte seine Strenge gegen ihn. Er befahl, daß man Dawes zu der Stunde zur

Arbeit schicke, zu der der Kaplan ihn zu besuchen pflegte. Er gab vor, der Mann sei gefährlich und ordnete an, daß ein Gefangenewärter bei allen Unterredungen gegenwärtig sei, damit der Kaplan nicht gemordet werde. Er ließ einen Befehl ergehen, daß alle Civilbeamten den Aufforderungen eines Sträflings nachkommen mußten, der als Wärter angestellt war und North, welcher kam, um mit den Reuigen zu beten, wurde zehn Mal von grinsenden Aufsehern angehalten, welche ihn anriefen: »Wer da?« und dann auf seine Antwort in lautes Lachen ausbrachen. Unter dem Vorwande, sorgfältiger über das Eigenthum des Geistlichen zu wachen, verordnete er, daß jeder Sträfling, der als Constabler diene, zu jeder Zeit »Jeden und Alles« untersuchen könne, nach Eigenthum, das sich etwa im Besitz von Gefangenen befände. Des Kaplans Diener war natürlich ein Sträfling und die Schränke und Schubfächer von North wurden zwei Mal in einer Woche von Troke untersucht. North ertrug alle diese Unverschämtheiten mit großer Ruhe und der bestürzte Frere wußte nicht, wie er sich diese Hartnäckigkeit auslegen sollte, bis die Ankunft der Lady Franklin des Kaplans anscheinende Kälte erklärte. Er hatte vor zwei Monaten seine Entlassung eingereicht und der heilige Meekin war an seiner Stelle ernannt. Frere, unfähig den Geistlichen anzugreifen und empört über die Art, in der er geschlagen war, rächte sich nun an Rufus Dawes.

Dreizehntes Capitel.

Mr. North spricht.

Die Methode und Art seiner Rache wurde ein Gegenstand der heimlichen Mittheilung auf der Insel. Man erzählte sich, daß North der Besuch des Sträflings verboten sei, daß aber North dies Verbot nicht angenommen habe, indem er zugleich schwere Drohungen gegen den Kommandanten ausgestoßen, den er in Hobart Town verklagen wolle. So hatte er Kommandant den Befehl zurückgenommen. Indessen entdeckte der Kommandant bald in Rufus Dawes Zeichen von Insubordination und machte sich daran, den Geist des Mannes, den er schon auf so raffinierte Weise gequält, gänzlich zu vernichten. Dem unglücklichen Gefangenen wurde die Nahrung entzogen, er mußte des Nachts wachen, mußte die härteste Arbeit thun und die schwersten Ketten tragen. Troke, mit teuflischer Bosheit, gab dem Gefangenen zu verstehen, daß, wenn er sich weigern wolle, den Geistlichen zu sehen, eine Erleichterung in seiner Lage eintreten werde, doch waren seine Einflüsterungen vergeblich. Im vollen Glauben, daß sein Tod gewiß sei, hing Dawes an North wie an dem Erlöser seiner gequälten Seele und wies jeden niederträchtigen Antrag zurück. Wüthend gemacht durch diese Hartnäckigkeit, verurtheilte Frere sein Opfer zu dem »Adler« und zum »Ausdehner.«

Nun erreichte auch das Gerücht von dem unzählbaren Sträfling, der ihr durch den Geistlichen bei ihrer sonderbaren Unterredung in's Gedächtniß gerufen war, Sylvia's Ohren. Sie hatte finstere Andeutungen gehört von den Strafen, die dem Unglücklichen auf Befehl ihres Mannes zu Theil geworden und da sie fortwährend an die letzte Unterhaltung mit dem Kaplan dachte und sich über den sonderbaren Wunsch des Gefangenen nach einer Blume wunderte, fing ihr Kopf an, von jenen unbestimmten, schrecklichen Erinnerungen zu schwirren, welche ihre ganze Kindheit ausgefüllt

hatten. Was für ein Band bestand zwischen ihr und dem mörderischen Schurken? Wie kam es, daß sie zuweilen eine so merkwürdige Sympathie für sein Schicksal fühlte und daß er, welcher ihr Leben angegriffen, eine so zärtliche Erinnerung an sie bewahrte, daß er um eine Blume bat, die ihre Hand berührt.

Sie befragte ihren Gatten um die schlechten Thaten von Rufus Dawes, aber mit der Rohheit, mit welcher er stets den Gegenstand behandelte, sobald Dawes Name dabei in's Spiel kam, weigerte er sich, ihr irgend welche Auskunft zu geben. Dies spannte ihre Neugier noch höher. Sie dachte darüber nach, wie bitter stets ihr Mann sich gegen diesen Mann gezeigt, — sie dachte daran, wie im Garten zu Port Arthur dieser verfolgte Unglückliche ihr Kleid gefaßt und Worte des sichern Vertrauens zu ihr gesprochen, — sie erinnerte sich des Stückchens Zeug, das er so leidenschaftlich von sich geworfen und das ihr Verlobter damals mit Verachtung in den Bach gestoßen.

Der Name »Dawes«, so verabscheuungswürdig er ihr auch erschien, trug doch irgend eine Beziehung von Trost oder Hoffnung in sich.

Was für ein Geheimniß schlummerte denn hinter der Dämmerung, welche ihre Kindheit einhüllte? Des Rathes von North beraubt, dem sie noch vor wenigen Wochen alle ihre Zweifel mitgetheilt haben würde, entschloß sie sich zu einem Schritt, der ihr eigentlich entsetzlich zuwider war. Sie wollte selbst das Gefängnis besuchen und urtheilen, in wie weit das Gerücht über ihres Mannes Grausamkeiten wahr sagte.

An einem heißen Nachmittage, als der Kommandant auf einer Inspektionsreise abwesend war, sah Troke, der an der Thür des neuen Gefängnisses lehnte, zu seinem Erstaunen die Gestalt der Frau des Kommandanten sich nähern.

»Was gibts, Madam?« fragte er und wollte seinen Augen nicht trauen.

»Ich will den Gefangenen Dawes sehen.« Troke machte ein langes Gesicht.

»Dawes sehen?« fragte er.

»Ja. Wo ist er?«

Troke wollte eine Lüge sagen. Aber die befehlende Stimme, der klare, feste Blick verwirrten ihn.

»Er ist hier.«

»So lassen Sie mich ihn sehen.«

»Er, — er wird grade bestraft.«

»Was meinen Sie? Peitscht man ihn schon wieder?«

»Nein, aber er ist ein gefährlicher Mensch. Der Kommandant —«

»Wollen Sie die Thür öffnen oder nicht, Mr. Troke?«

Troke wurde immer verwirrten Es war augenscheinlich, daß er durchaus nicht willig war, die Thür zu öffnen.

»Der Kommandant gar strengen Befehl gegeben —«

»Wünschen Sie, da ich mich bei dem Kommandanten beklage?« ruft Sylvia mit einer Spur ihres alten Muthes und in der Idee, daß die Aufseher den Gefangenen vielleicht zu ihrer eignen Unterhaltung quälen. »Oeffnen Sie sogleich die Thür! Sogleich!«

Auf diesen Befehl hin öffnete Troke unter vielen Worten: — daß es nicht seine Sache sei und daß sie dem Kommandanten sagen möge, wie es gekommen — die Thür einer Zelle zur rechten Hand des Thorweges. Zuerst war es so finster, daß Sylvia nichts unterscheiden konnte, als die Umrisse eines Gitterwerkes, auf dem etwas lag, das wie ein menschlicher Körper aussah. Ihr erster Gedanke war, daß der Mann todt sei, — aber nein — er stöhnte. Ihre Augen, sich an die Finsterniß gewöhnend, unterschieden jetzt, worin diese Strafe bestand. Auf dem Boden stand ein eiserner Rahmen, ungefähr sechs Fuß lang und einen halben Fuß breit, mit runden, eisernen Stäben, die kreuzweise in einer Entfernung von zwölf Zoll darüber gelegt waren. Der Mann, den sie suchte, war in horizontaler Lage darauf fest gebunden um sein Hals hing darüber fort.

Wenn er seinen Kopf herunterhängen ließ, so stürzte das Blut ihm in's Gehirn und erstickte ihn, während die Anstrengung ihn in die Höhe zu halten, jede Muskel bis zur Todesqual anspannte.

Sein Gesicht war purpurroth und vor seinem Munde stand Schaum.

Sylvia stieß einen Schrei aus.

»Dies ist keine Strafe, dies ist Mord! Wer hat das befohlen?«

»Der Kommandant,« sagte Troke mürrisch.

»Ich glaube es nicht, bindet ihn los!«

»Ich wage es nicht, Madam,« sagte Troke.

»Bindet ihn los, sage ich, Hailey, — Sie, Herr und Sie!« — Der Lärm führte mehrere Aufseher herbei.

»Hören Sie mich Wissen Sie, wer ich bin? — Binden Sie ihn los, sage ich. In ihrem Eifer und Mitleiden kniete sie neben dem Gefangenen nieder und riß mit ihren zarten Fingern an den Stricken.

»Ihr Schändlichen, Ihr habt in sein Fleisch eingeschnitten! Er stirbt! Hilfe! Ihr habt ihn getötet!«

Der Gefangene, als er seinen Engel der Gnade sich über ihn beugen sah und die Töne der Stimme hörte, die er seit sieben Jahren nur in seinen Träumen gehört, war ohnmächtig geworden. Troke und Hailey, durch ihre Heftigkeit erschreckt, zogen die Maschine hinaus an's Licht und lösten die Riemen. Dawes rollte wie ein Stück Holz herunter und sein Kopf fiel gegen Mrs. Frere. Troke riß ihn roh zur Seite und rief nach Wasser. Sylvia, zittern von Sympathie und bleich von Leidenschaft, wandte sich zu den Umstehenden: Wie lange hat das gedauert?«

»Eine Stunde,« sagte Troke.

»Eine Lüge,« rief eine ernste Stimme an der Thür. »Er ist seit neun Stunden darauf festgebunden gewesen!«

»Ihr Bösen, ihr Elenden!« rief Sylvia. »Dafür sollt Ihr büßen. O, O, — ich sterbe!« — Sie griff nach der Wand. — »Ich — ich — —« North blickte sie verzweiflungsvoll an, bewegte sich aber nicht.

»Ich kann nicht mehr, — ich — «

Sie stieß einen herzerreißenden Schrei aus, der nicht ohne einen Anflug von Zorn war.

»Mr. North, sehen Sie nicht? — O, führen Sie mich nach Hause, — fort!«

Sie würde über den gequälten Gefangenen gefallen sein, wenn North sie nicht in seinen Armen aufgefangen hätte.

Rufus Dawes, aus seiner Ohnmacht erwachend, sah, mitten in einem Sonnenstrahl, der durch ein Fenster im Korridor drang, die Frau, die gekommen war, seinen Körper zu retten, unterstützt von dem Prediger, der seine Seele rettete. Er hob sich mühsam auf seine Knie und streckte mit heiserem Schrei seine Hände aus. Vielleicht lag etwas in dieser Geberde, das in der Frau des Kommandanten eine leise Erinnerung wach rief an eine ähnliche Gestalt, welche ihre Hände gegen ein erschrecktes Kind ausstreckte, — früher, — vor langer, langer Zeit. Sie fuhr zusammen und ihr Haar zurückstreichend, richtete sie einen fragenden, entsetzten Blick auf das Gesicht des knienden Mannes, als ob sie dort eine Erklärung dieses schwachen Schattenbildes ihrer Erinnerung suchte. Vielleicht hätte sie gesprochen, aber North, der fürchtete, daß die Aufregung eine jener hysterischen Krisen herbeiführen würde, denen sie unterworfen war, zog sie sanft fort. Sie blickte immer noch zurück, bis sie aus dem Thor schritt.

Des Sträflings Arme fielen herab und ein unbegreifliches, Vorgefühl von Bösem bemächtigte sich seiner, als er sah, wie der Geistliche, bleich vor tiefer Bewegung, das schöne, junge Geschöpf fortzog aus dem Sonnenschein in den tiefen Schatten des Thorweges. — Für einen Augenblick verschlang sie der düstere Schatten und es schien Dawes, als ob der Mann Gottes in dem Augenblicke ein Mann des Bösen geworden, der die Schönheit und Unschuld des Wesens verdarb, das an seinem Arme hin. — Einen Augenblick, dann traten sie aus dem düsteren Thorweg hinaus unter den freien Himmel und die Sonne glühte golden in ihren Gesichtern.

»Sie sind krank,« sagte North. »Sie werden ohnmächtig werden. Warum sehen Sie so wild um sich?«

»Was ist es,« flüsterte sie, mehr als Antwort auf ihre eignen Gedanken als auf seine Frage, — »was ist es, das mich mit diesem Manne verbindet? Welche That, — welcher Schrecken — welche Erinnerung? Ich zittre und bebe bei allen diesen Gedanken, die da hinsterven, ehe ich sie fasse! — O, das Gefängnis!«

»Sehen Sie um sich; wir sind im Sonnenschein!«

Sie fuhr mit der Hand über die Stirn, seufzte schwer, wie Einer, der

aus wirren Schlummer erwacht, schauderte und zog ihren Arm aus dem Seinen. North legte diese Handlung ganz richtig aus und erröthete. »Verzeihen Sie, Sie können nicht allein gehen, Sie werden fallen. Ich werde Sie am Thor verlassen.«

Wirklich wäre sie gefallen, wenn er ihr nicht beigestanden hätte. Sie blickte ihn an, mit so vorwurfsvollem Kummer, daß er fast Alles bekennen wollte, aber er senkte den Kopf und schwieg. Sie erreichten das Haus und er führte sie voll Sorgfalt nach einem Stuhl.

»Jetzt sind Sie in Sicherheit, Madam. Nun will ich Sie verlassen.«
Sie brach in Thränen aus.

»Warum behandeln Sie mich so, Mr. North? Was habe ich gethan, daß Sie mich hassen?«

»Sie hassen!« rief North mit zitternden Lippen. »O nein, o nein, ich hasse Sie nicht. Ich bin rauh, in meiner Rede, abgerissen in meiner Art.— Sie müssen das vergessen und mich auch.«

Pferdetrappeln ließ sich draußen hören und einen Augenblick nachher stürmte Frere in das Zimmer. Von den Kaskaden zurückkehrend, war er Troke begegnet und hatte von ihm von der Loslösung des Gefangenen gehört.

Wüthend über diese Anmaßung seiner Frau, in seinem Selbstgefühl dadurch verwundet, das sie seine niedrige Rache an dem Manne gesehen, dem er so entsetzliches Unrecht gethan hatte und überdies durch Branntwein in seiner natürlichen Rohheit noch bestärkt, war er in vollem Galopp nach Hause gesprengt, um sogleich seine Autorität wiederherzustellen.

Blind vor Wuth sah er Niemand als seine Frau.

»Was zum Teufel höre ich? Du hast Dich in meine Geschäfte gemischt? Du läßt Gefangene losmachen! — Du — —«

»Kapitain Frere!« rief North und trat vor, um ihm die Gegenwart eines Fremden bemerklich zu machen. Frere fuhr zusammen, erstaunt über die Dreistigkeit des Kaplans. Hier war eine neue Beleidigung seiner Würde, ein neuer Schimpf gegen seine höchste Autorität. In seiner Leidenschaft machte er die größten Schlüsse.

»Sie hier? Was wollen Sie hier bei meiner Frau? Ist das Ihr Zweck,

wie?«

Seine Augen blickten zornig von dem Einem zum Andern und er ging auf North zu.

»Sie höllischen heuchlerischer, lügenhafter Schuft, wenn es nicht um Ihren geistlichen Rock wäre, so — — «

»Maurice,« rief Sylvia in Todesangst- Scham und Schrecken und versuchte, ihre Hand auf seinen Arm zu legen, um ihn zurückzuhalten.

Aber er wandte sich mit so scheußlichem Fluch zu ihr, daß North, bleich vor gerechter Wuth, im Begriff stand, den brutalen Kerl herunter zu schlagen. Einen Augenblick sahen die Beiden einander an und dann stieß Frere die Bittende unter Fluchen und Verwünschungen gegen Alle — Sträflinge, Aufseher, Frau und Priester heftig von sich und stürzte aus dem Zimmer.

Sie fiel gegen die Mauer und als der Kaplan sie aufhob, hörte er den Hufschlag des sich entfernenden Pferdes.

»O,« rief Sylvia und bedeckte ihr Gesicht mit zitternden Händen, — »ich will fort von hier!«

North nahm sie in seine Arme und suchte sie mit unzusammenhängenden Worten zu trösten. Ganz betäubt von dem Schlag, den sie erhalten, hing sie schluchzend an ihm. Zwei Mal versuchte er, sich loszureißen, aber hätte er sie gelassen, so wäre sie gefallen. Er konnte sie — verwundet, leidend, in Thränen, — nicht an seinem Herzen halten, ohne zu reden.

In einem Strom von Beredtsamkeit brach die Geschichte seiner Liebe von seinen Lippen.

»Warum bist Du so gequält,« rief er. »Der Himmel wollte nicht, daß Du diesem Tier zugehören solltest, — Du, deren Leben nur Sonnenschein sein sollte. — Verlaß ihn, verlaß ihn! Er hat Dich fortgewiesen! Wir haben beide gelitten. Wir wollen diesen fürchterlichen Plan verlassen, — Dieses Land zwischen Himmel und Hölle! Ich will Dich glücklich machen!«

»Ich reise,« sagte sie leise. »Es war schon so bestimmt.«

North zitterte. »Das war nicht mein Werk. Das Schicksal will es so.

Wir reisen zusammen!«

Sie sahen einander an; sie fühlte das Fieber in seinem Blut. Sie las die Leidenschaft in seinen Augen; sie verstand den Haß, den er gegen sie geheuchelt hatte und todtenblaß zog sie ihre kalte Hand zurück.

»Gehen Sie,« murmelte sie. »Wenn Sie mich lieben, verlassen Sie mich — verlassen Sie mich! Sehen Sie mich nicht wieder, sprechen Sie nicht mit mir, — bis — — « ihr Schweigen ließ die Worte ahnen, die sie nicht aussprechen konnte, — bis dahin.

Vierzehntes Capitel.

Bereit, in See zu stechen.

Maurice Frere's Leidenschaft hatte in dem letzten heftigen Anfall ausgetobt. Er kehrte nicht in das Gefängnis zurück, wie er sich vorgenommen, sondern schlug den Weg nach den Kaskaden ein. Er bereute seinen Argwohn. Es war nichts Besonderes in der Gegenwart des Kaplans. Sylvia hatte den Mann immer gern gehabt und wahrscheinlich hatte eine Entschuldigung seinerseits Sylvia's Aerger besänftigt. Einen Berg aus einem Maulwurfshügel zu machen, war wirklich die That eines Blödsinnigen. Es war natürlich, daß sie Dawes befreite. Frauen sind so weichherzig. Einige gut gewählte Worte, ruht gesprochene Plattheiten über die Notwendigkeit der Behandlung, welche denen, die nicht an die Bosheit der Sträflinge gewöhnt sind, sie hart erscheinen müssen, — Alles dies hätte besser zum Ziel geführt als Heftigkeit und Wuth.

Ueberdies segelte North in der Lady Franklin und konnte seine Drohung! offizieller Klage wahr machen, wenn er nicht klug behandelt wurde. Wenn er Dawes wieder auf die Tortur gebracht hätte, so würden Troke und alle Andern verstanden geben, daß die Frau des Kommandanten ohne die Erlaubniß des Kommandanten gehandelt hatte und das mußte nicht gezeigt werden. Er wollte nicht zurückkehren und Frieden schließen. Seine Frau segelte in demselben Schiffe wie North und in wenigen Tagen blieb er also allein auf der Insel und konnte seine Disziplin ungestört ausüben. Mit diesen Gedanken kehrte er in das Gefängnis zurück und drückte dem erstaunten Troke sein Mißfallen über dessen Barbarei aus.

»Mrs. Frere, welche glücklicher Weise mich heute Abend im Gefängnis treffen wollte, sagt mir, daß der arme Teufel Dawes seit Morgens sieben Uhr auf dem Rahmen angebunden war.«

»Sie haben es befohlen, Herr,« sagte Troke.

»Ja, ihr Narr, aber ich befahl doch nicht, daß der Mann neun

Stunden darauf bleiben sollte. Was? Ihr Schurke, Ihr hättet ihn ja tödten können!«

Troke kratzte sich bestürzt den Kopf.

»Nehmt seine Eisen ab und bringt ihn in eine Zelle im alten Gefängnis. Wenn ein Mann auch ein Mörder ist, so dürft Ihr doch nicht das Gesetz selbst in die Hand nehmen. Mr. Troke nehmen Sie sich künftig in Acht.«

Auf dem Rückwege begegnet er dem Kaplan, der eiligst einen Seitenpfad einschlagen will.

»Hallo,« schreit Frere, — »he North!«

North bleibt stehen und der Kommandant nähert sich ihm hastig.

»Sehen Sie, Herr, ich war zu heftig vorhin, teuflermäßig heftig. Sehr unpassend. Ich bitte um Entschuldigung.«

North verbeugte sich, ohne zu sprechen und versuchte, vorüber zu gehen.

»Sie müssen meine Heftigkeit entschuldigen,« fuhr Frere fort. »Ich habe ein heftiges Temperament und es war mir unangenehm, daß meine Frau sich eingemischt hatte. Wissen Sie, Frauen sehen die Dinge so anders an, — verstehen diese Schurken gar nicht.«

North verbeugte sich wieder.

»Was verdammt; — Sie sehen ja sehr böse aus. Ganz bleich, bei Gott. Ich muß sehr schlimme Sachen gesagt haben. Vergessen und vergeben, wissen Sie. Kommen Sie mit mir und speisen Sie mit uns.«

»Ich kann nicht wieder Ihr Haus betreten,« sagte North mit bewegterer Stimme, als gerade die Gelegenheit erforderte.

Frere zuckte feine breiten Schultern mit ungeschickt angenommenem Humor und hielt seine Hand hin.

»Nun so wollen wir die Hände schütteln, Pastor. Sie müssen auf der Reise für Mrs. Frere sorgen und wir können uns wohl vor der Abreise vertragen. Hier ist meine Hand.«

»Lassen Sie mich vorbei, Herr,« schrie North mit glühenden Wangen und die ausgestreckte Hand nicht fassend, schritt er wild weiter.

»Ein verdammt heftiger Kerl für einen Prediger,« sagte Frere für sich. »Nun, wenn er nicht will, läßt er es bleiben. Ich soll gehängt werden, wenn ich ihn wieder frage.«

Als er nach Hause kam, gelangen ihm seine Versuche, sich mit seiner Frau zu versöhnen, auch nicht besser. Sylvia trat ihm mit der kalten Stirn der Frauen entgegen, deren Stolz zu tief verletzt ist, als daß sie weinen.

»Sage nichts weiter darüber,« sagte sie. »Ich gehe zu meinem Vater. Wenn Du Dein Betragen entschuldigen willst, so thue es gegen ihn.«

»Komm, Sylvia,« drängte er. »Ich war ein Ungeheuer, ich weiß es. Vergieb mir!«

»Es ist unnöthig mich darum zu bitten. Ich kann nicht. Ich habe Dir schon viel vergeben seit sieben Jahren.«

Er wollte sie umarmen, aber sie entzog sich mit Abscheu seinen Liebkosungen. Er schwor fürchterlich und zu hartnäckig, um noch weiter zu drängen, ging er murrend davon. Blunt kam in Schiffsangelegenheiten und die Beiden tranken Rum zusammen. Sylvia Fug in ihr Zimmer und beschäftigte sich mit Packen. Es ist wunderbar, welche Erleichterung Frauen darin finden, sich mit Haushalts-Angelegenheiten zu beschäftigen. North, der arme Narr, sah ihr Licht in ihrem Fenster und starrte es an, fluchend und betend.

Die unschuldige Ursache von allem diesem Rufus Dawes saß indeß in seiner neuen Zelle und wunderte sich über das Glück, das ihm geworden und segnete die schönen Hände die es ihm gebracht hatten. Er zweifelte nicht, daß Sylvia mit seinem Quäler gekämpft hatte und ihm Erleichterung verschafft.

»Gott segne sie,« murmelte er. »Ich habe ihr alle diese Jahre Unrecht gethan. Sie wußte nicht, da ich so litt.«

Er wartete unruhig auf North, damit dieser ihm seine Annahme bestätigen solle. »Er soll ihr danken in meinem Namen,« dachte er.

Aber North kam zwei ganze Tage nicht. Niemand kam, als seine Aufseher. Aus dem Gefängnisfenster konnte er die See sehen, die fast den Fuß der Mauer bespülte und den Schooner vor Anker, sich

auf den Wogen schaukelnd mit einer Freiheit, die er nicht erreichen konnte. Am dritten Tage kam North. Seine Manier war gezwungen und abgebrochen. Seine Augen wanderten unruhig umher. Es lasteten Gedanken auf ihm, die er nicht auszusprechen wagte.

»Ich wünsche, daß Sie ihr von mir danken, Mr. North,« sagte Dawes.

»Danken, wem?«

»Mrs. Frere.«

Der unglückliche Priester zitterte, als er ihren Namen hörte.

»Ich glaube nicht, daß Sie ihr Dank schuldig sind. Ihre Eisen wurden auf Befehl des Kommandanten abgenommen.«

»Ja, aber auf ihre Fürbitte. Das ist sicher so. Ach, ich hatte Unrecht, zu glauben, daß sie mich vergessen hatte. Bitten Sie sie um Vergebung.«

»Vergabung!« rief North sich der Scene im Gefängnis erinnernd. »Was haben Sie gethan, um ihre Vergebung zu brauchen?«

»Ich zweifelte an ihr,« sagte Rufus Dawes. »Ich hielt sie für undankbar und verrätherisch. Ich glaubte, sie hätte mich wieder dem Kerker übergeben, aus dem ich entflohen. Ich dachte, sie hätte mich betrogen, verrathen an den Schurken, dessen erbärmliches Leben ich um ihretwillen gerettet hatte.«

»Was meinen Sie?« fragte North. »Sie sprachen niemals davon zu mir.«

»Nein, ich hatte geschworen, Alles das in meiner Brust zu begraben; — es war zu bitter, um davon zu sprechen.«

»Sein Leben gerettet?«

»Ja und das ihre auch! Ich machte das Boot, das sie in die Freiheit trug. Ich hielt sie in meinen Armen, ich nahm das Brod von meinem Munde, um sie zu nähren.«

»Das weiß sie nicht,« sagte North leise.

»Vielleicht hat sie es vergessen, denn sie war nur ein Kind. — Aber Sie müssen sie daran erinnern, — wollen Sie? Sie müssen mich in ihren Augen rechtfertigen, ehe ich sterbe? Sie müssen sie um Vergebung für mich bitten?«

North konnte nicht erklären, warum eine solche Unterredung, wie sie der Gefangene wünschte, unmöglich war und versprach deshalb Alles.

»Sie geht in dem Schooner fort,« sagte er und verheimlichte seine eigne Abreise. »Ich werde sie sehen, ehe sie abreist und ihr Alles sagen.«

»Gott segne Sie, Herr,« sagte der arme Dawes. »Jetzt beten sie mit mir.« Der elende Priester wiederholte mechanisch eine der Formeln, welche die Kirche vorschreibt.

Am nächsten Tage sagte er dem Bereuenden, daß Mrs. Frere ihm vergeben habe. Das war eine Lüge. Er hatte sie nicht gesehen, aber was war ihm jetzt gerade eine Lüge? Lügen waren auf dem krummen Wege, den er betreten, nöthig. Doch verursachte ihm die Täuschung, die er jetzt ausübte, bittere Qualen.

Er war seiner Leidenschaft unterlegen und um die Liebe zu gewinnen, nach der er sich sehnte, hatte er freiwillig Wahrheit und Ehre aufgegeben. Aber jetzt, allein mit seiner Sünde, haßte und verachtete er sich selbst. Um die Gewissensbisse zu tödten und jede Ueberlegung zu ersticken, nahm er seine Zuflucht zum Branntwein und obgleich die wilde Erregung seiner Hoffnungen und Befürchtungen ihn gegen den betäubenden Einfluß des Getränkes schützte, so war er doch unfähig zu jeder ruhigen Ueberlegung. Unter gewissen nervösen Bedingungen galten unsere bloßen physischen Kräfte Stand gegen den Einfluß des Alkohols und wenn auch zehn Mal mehr betrunken, als der Zecher, der stammelnd spricht und in die Gosse fällt, können wir aufrecht gehen und geläufig sprechen. In dieser künstlichen Aufregung entfalten Männer oft einen glänzenden Witz und eine Schärfe des Verständnisses, die ihre Freunde in Erstaunen und ihre Aerzte in Schrecken setzt. North hatte diese Stufe der Hirn — Trunkenheit erreicht. In klaren Worten, er taumelte an der Grenze des Wahnsinns hin. Die Tage vergingen schnell und Blunts Vorbereitungen für die Seereise waren fertig. Es waren zwei Kajüten im Stern des Schooners, von denen die eine für Mrs. Frere in Beschlag genommen war, die Andere für Mr. North. Maurice hatte nicht versucht, seine Freundschaftsanerbietungen zu

wiederholen und der Kaplan hatte nichts gesagt.

Eingedenk der letzten Worte Sylvia's, hatte er sich entschlossen, sie nicht eher wieder zu sehen, als bis sie sich eingeschifft hatten. Dann sollte die Reise ihr Schicksal miteinander verbinden. Am Morgen des 19. Dezember erklärte sich Blunt bereit, unter Segel zu gehen und am Nachmittage desselben Tages gingen die beiden Passagiere an Bord.

Rufus Dawes sah nach dem Schooner, der außerhalb des Riffes lag und dachte nichts Besonderes dabei, daß, nachdem ein Boot die Frau des Kommandanten weggeführt hatte, ein anderes Boot mit dem Kaplan abstieß. Es war ganz natürlich, daß Mr. North wünschte, seinen Freunden Lebewohl zu sagen und den langen, heißen Sommer-Nachmittag lang wartete er aus das rückkehrende Boot und hoffte, der Kaplan sollte ihm Botschaft von der Frau bringen, die er nun nie wieder auf Erden sehen würde. Die Stunden schwanden und kein Hauch kräuselte die Oberfläche der See.

Der Tag war ungewöhnlich Heiß und schwül; schwere, dichte Wolken hingen am Horizont und es war sehr wahrscheinlich, daß wenn nicht ein Gewitter die Luft noch vor Abend erfrischt, die Windstille fortdauern würde. Aber Blunt mit er richtigen Seemannshartnäckigkeit, was das Wetter anbetrifft, schwor, es würde eine Brise kommen und hielt in seiner Absicht fest in See zu gehen.

Der heiße Nachmittag ging in einen heißen Abend über und erst, als die tiefen Schatten fielen, sah Rufus Dawes, daß ein Boot sich von der Seite des Schooners loslöste und durch das schwere Wasser nach dem Hafendamm zu ruderte. Der Kaplan kam zurück und in wenigen Stunden mußte er bei ihm sein, um ihm Botschaft zu bringen, nach der seine Seele dürstete. Er streckte eine ungefesselten Glieder aus und warf sich auf sein Lager, sich die Vergangenheit zurückrufend, — das Bootbauen, — die Nachricht von seinem Vermögen, seine Liebe und sein Selbstopfer. North kehrte indessen zurück, ohne für den Gefangenen eine Botschaft des Trostes zu haben, aber er kehrte zurück, um ihn noch ein Mal zu sehen. Der unglückliche Mann, von Gewissensbissen und

Leidenschaft zerrissen, hatte sich zu einer Handlung entschlossen, die ihm als Buße für seinen Betrug galt. Er wollte Dawes bekennen, daß die Botschaft, die er ihm gebracht, völlig erfunden war, daß er selbst die Frau des Kommandanten liebte und daß er mit ihr die Insel für immer verlasse.

»Ich bin kein Heuchler,« sagte er sich in seiner Aufregung. »Wenn ich sündige, will ich offen sündigen und dieser arme Kerl, der auf mich sieht wie aus einem Engel, soll mich in meiner wahren Gestalt kennen.«

Der Gedanke, seinen eigenen Ruf in den Augen dessen zu zerstören, den er gelehrt hatte, ihn zu lieben, war seiner krankhaften Einbildungskraft angenehm. Es war der natürliche Ausbruch dieser kranken Gemüthsverfassung, in der er sich befand und um diese Sache vollkommen auszuführen, bedurfte er einer Schlaueit, die auch so oft das unheilvolle Zeichen eines ungesunden Gehirnzustandes ist.

Es war wünschenswerth, daß der unheilvolle Streich erst im letzten Augenblicke geführt wurde, daß er seine Schlechtigkeit enthüllen wollte und dann abreisen, um nie wieder gesehen zu werden. Zu diesem Zwecke hatte er eine Entschuldigung erfunden, um im letzten Augenblick noch nach der Küste zurückzukehren.

Er hatte absichtlich in seinem Zimmer einen Reisesack gelassen, — ein Ding, das man so leicht vergißt das man aber vermißt, sobald man wirklich auf dem Punkt steht, fortzugehen.

Er hatte von Blunt erfahren, »daß vor der Dunkelheit kein Wind aufspringen würde, daß aber Alles klipp und klar sein müsse. So erinnerte er sich grade, als es dunkel wurde, daß er noch ein Mal an Land gehen müsse und obgleich der nichts ahnende Blunt sehr fluchte, ließ er, da der Kaplan darauf bestand, denselben an Land bringen.«

»In weniger als zwei Stunden ist die Brise da,« sagte er. »Sie haben reichlich Zeit, aber wenn Sie nicht da sind, ehe der erste Windstoß kommt, segle ich ohne Sie, so wahr als ich geboren bin.«

North versicherte ihn seiner Pünktlichkeit. »Warten Sie nicht auf mich, wenn nicht da bin, Kapitän,« sagte North in jenem leichten

Ton, den Leute annehmen, um ihre Aufregung zu verbergen.

»Ich würde ihn beim Wort nehmen, Blunt,« sagte der Kommandant, der seiner Frau ein letztes Lebewohl sagen wollte. »Fort Leute,« rief er der Bootsmannschaft zu, »wartet am Hafendamm. Wenn Mr. North sein Schiff durch Eure Faulheit versäumt, sollt ihr dafür büßen — Das Boot stieß ab. North lachte laut auf, bei dem Gedanken, daß er zu spät kommen würde. Frere sah mit Erstaunen, daß der Kaplan sich in einen großen Mantel hüllte, der schon im Boot lag.

»Will der Kerl ersticken in einer Nacht wie diese?« war seine Bemerkung. Die Wahrheit war, daß seine Hände und Kopf brannten, daß aber seine Zähne wie im Frost zusammenschlugen. Vielleicht war das auch der Grund, daß, als er landete und außer Sehweite vom Boot war, er eine Rumflasche vorzog und gierig trank. Der Spiritus gab ihm Muth für das Vorhaben, das er sich gesetzt und mit festem Schritt erreichte er die Thür des alten Gefängnisses. Zu seiner Ueberraschung verweigerte ihm Gimblett den Eintritt!

»Aber ich komme direkt vom Kommandanten,« sagte North.

»Haben Sie einen Befehl, Herr?«

»Befehl! — Nein!«

»Dann kann ich Sie nicht einlassen, Ehrwürden,« sagte Gimblett.

»Ich will den Gefangenen Dawes sehen. Ich habe einen besonderen Auftrag an ihn. Ich bin zu dem Zweck noch ein Mal an Land gekommen.«

»Es thut mir sehr leid, Herr — — «

»Das Schiff segelt in zwei Stunden, Mann, und ich komme zu spät,« sagte North, empört, so in seinen Absichten gehindert zu werden. »Sie wissen, was Autorität ist, so gut wie ich. Lassen Sie mich vorbei!«

»Auf meine Ehre, Sir, ich darf nicht,« sagte Gimblett, der nicht ohne seine guten Seiten war. »Sie wissen auch, was Autorität heißt.«

North war in Verzweiflung, aber ein heller Gedanke kam ihm plötzlich, ein Gedanke, der in nüchternen Augenblicken ihm nicht

gekommen wäre, — er wollte Zulassung erkaufen. Er brachte die Rumflasche unter dem Mantel zum Vorschein. »Kommen Sie, sprechen Sie keinen Unsinn weiter, Gimblett. Sie denken doch nicht, daß ich ohne Autorisation hierher komme. Hier, nehmen Sie einen Schluck und lassen Sie mich herein.« Gimblett's Züge erheiterten sich ein wenig.,Nun, Herr, ich hoffe, es ist Alles in Ordnung, da Sie es sagen.« Und mit der einen Hand die Rumflasche haltend, öffnete er mit der andern die Thür von Dawes' Zelle.

North trat ein und als die Thür sich hinter ihm schloß, sprang der Gefangene, der auf seinem Bett gelegen hatte, auf und wollte ihm an die Kehle fahren.

Rufus Dawes hatte einen Traum gehabt. Allein in der zunehmenden Dunkelheit, hatte seine Phantasie sich die Vergangenheit zurück gerufen und sie mit vielen Erinnerungen bevölkert. Er sah sich wieder auf dem öden Strand, wo er zuerst das liebe Kind getroffen, das er liebte. Er durchlebte wieder jenes nützliche und ehrenhafte Leben. Er sah sich an dem Boot arbeiten, einschiffen und in See gehen.

Der blonde Kopf des unschuldigen Kindes ruhte wieder an seiner Brust; ihre jungen Lippen murmelten wieder zärtliche Worte in sein begieriges Ohr. Frere war neben ihm und bewachte ihn, wie früher. Wieder breitete sich die düstere See weit um ihn aus, ohne Hilfe zu bringen. Wieder sah er an dem milden, nassen Morgen die Amerikanische Brigg sich ihnen nähern und die bärtigen, braunen Gesichter der Mannschaft blickten erstaunt auf sie nieder. Er sah Frere das Kind aus seinen Armen nehmen und auf Deck steigen; er hörte den freudigen Ruf des Willkommens und drückte die Hände, die sich den Geretteten entgegenstreckten. Das Deck war mit Menschen besetzt. Alle die Leute, die er je gekannt, waren dort. Er sah die weißen Haare und die strengen Züge von Sir Richard Devine und neben ihm stand, die schmalen Hände ringend, seine weinende Mutter. Dann schritt Frere vor, aber hinter ihm John Rex, der Deportierte, der sich durch die Menge der Gefangenen und der Aufseher durchdrängte und den Fleck erreicht haben würde, auf dem Sir Richard Devine stand, wenn nicht der Körper des

gemordeten Lord Bellasis ausgestanden wäre und ihn zurückgeworfen hätte. Wie die Hämmer tönnten auf dem Hof des Schiffsbauers. Machten sie dort einen Sarg? Doch nicht für Sylvia, nein, nicht für Sylvia!

Die Luft wird schwer und glühend und leuchtet von Flammen und ist schwarz von Rauch. Der Hydaspes steht in Feuer! Sylvia hängt sich an ihren Gatten. Elender Wüstling, du schüttelst sie ab von dir!

Sieh, der mitternächtliche Himmel glitzert von Sternen; über dem Rauch scheint der klare Himmel. — Ein Schritt, noch Einer, — richte deine Augen auf mich, — so — an mein Herz! Ach, sie wendet sich ab. — Er greift nach ihrem Kleide. — Was! Ein Priester, — ein Priester — der mit höllischer Freude lächelnd, sie in den flammenden Schlund hineinzieht, der sich für ihn öffnet. Der Träumer springt dem Eintretenden an die Kehle und schreit, »Schurke, habe ich sie gerettet, daß sie solch Schicksal habe?« — Und er erwacht und sieht, daß er mit dem Ungeheuer seiner Träume kämpft, dem Idol seines Wachens — mit Mr. North!

North, nicht weniger gelähmt von der Plötzlichkeit des Anfalles, als von den Worten, von denen er begleitet war, stand zitternd vor der prophetischen Anklage des Mannes, dessen Flüche er sich eben verdienen wollte.

»Ich träumte,« sagte Rufus Dawes. »Einen schrecklichen Traum! Aber es ist nun vorüber. — Die Botschaft, — Sie haben mir doch eine Botschaft gebracht, nicht wahr? Wie, was fehlt Ihnen? Sie sind blaß — Ihre Knie zittern! Hat meine Heftigkeit — —? «

North kam mit großer Anstrengung wieder zu sich. »Es ist nichts. Lassen Sie uns sprechen, denn meine Zeit ist kurz. Sie haben mich für einen guten Mann gehalten, Einen, der von Gott gesegnet, Einen, der zu heiligem Dienst geweiht war; für einen rechtschaffnen, reinen und wahren Mann. Ich bin zurück gekommen, um Ihnen die Wahrheit zu sagen. Ich bin das Alles nicht!«

Rufus Dawes saß erstarrt da, unfähig, diesen Wahnsinn zu begreifen.

»Ich sagte Ihnen, daß die Frau, die Sie lieben, — denn, Sie lieben sie — Ihnen ihre Vergebung schickte. Ich log.«

»Was?«

»Ich habe ihr nie etwas von Ihrem Bekenntnis gesagt. Ich habe nie Ihren Namen genannt.«

»Und sie geht fort, ohne daß sie es weiß? O, Mr. North, was haben Sie gethan?«

»Meine eigene Seele verdammt!« ruft North wild, tief ergriffen von dem verzweifelten Tone seiner Worte. »Hängen Sie sich nicht an mich; meine Aufgabe ist gethan. Sie werden mich jetzt hassen. Das ist mein Wunsch. Ich verdiene es. Lassen Sie mich gehen. Es wird sonst zu spät.«

»Zu spät? Wozu?« — Er sah den Mantel an; durch das offene Fenster hörte er die murmelnden Stimmen der Bootsmänner, — die Erinnerung an die Rose, an die Scene im Gefängnis kam ihm in den Sinn und er verstand Alles! »Großer Gott, Sie reisen zusammen?«

»Lassen Sie mich gehen,« sagte North mit heiserer Stimme.

Rufus Dawes trat zwischen ihn und die Thür. »Nein, Wahnsinniger, ich lasse Sie nicht gehen, um solch großes Unrecht zu thun, — um diese junge, unschuldige Seele zu tödten, die, — Gott helfe ihr — Sie liebt!«

North ganz bestürzt über diese plötzliche Vertauschung ihrer Rollen, lehnte verzweifelt gegen die Mauer.

»Ich sage, Sie *sollen* nicht gehen! Sie sollen nicht Ihre Seele und die ihrige verderben! Sie lieben sie! Ich liebe sie auch und meine Liebe ist mächtiger als die Ihre, denn meine Liebe soll sie retten!«

»In Gottes Namen,« — — schrie der unglückliche Priester und hielt sich die Ohren zu.

»Ja, in Gottes Namen! Im Namen des Gottes, den ich in meinen Qualen vergessen hatte. Im Namen des Gottes, den Sie mich wieder kennen gelehrt haben. Des Gottes, der Sie schickte, um mich von Verzweiflung zu retten, der mir jetzt Kraft gibt, Sie wiederum zu retten! Mr. North, — mein Lehrer, — mein Freund, mein Bruder, — bei der süßen Hoffnung der Gnade, die Sie mir selbst verheißen haben, seien Sie gnädig gegen das arme, irrende Weib!«

North hob seine trostlosen Augen.

»Aber ich liebe sie! — Ich liebe sie, — hörst Du? Was weißt Du von Liebe?«

»Liebe!« rief Rufus Dawes und sein bleiches Gesicht strahlte. »O, — Liebe, — Sie wissen nicht, was Liebe ist, Liebe ist die Aufopferung seiner selbst, der Tod aller Wünsche, die nicht zu des Andern besten dienen. Liebe ist göttlich! — Sie lieben! Nein, nein, Ihre Liebe ist Selbstsucht und wird in Schande enden! Hören Sie, ich will Ihnen die Geschichte einer Liebe wie die Ihre erzählen.«

North bemeistert durch des Andern Willen, fiel zitternd zurück.

»Was meinen Sie?«

»Ich will Ihnen das Geheimniß meines Lebens erzählen, — den Grund, warum ich hier bin. Kommen Sie näher.«

Fünfzehntes Capitel.

Die Entdeckung.

Das Haus in Clarges Street war Mrs. Richard Devine zur Verfügung gestellt. Sie ließ sich dort zu dem höchsten Aerger von Mr. Smithers und der übrigen Dienerschaft häuslich nieder und es fehlte nur noch die offizielle Anerkennung von Lady Ellinor. Der Rest des fein ausgedachten Programmes mußte dann von selbst folgen. John Rex kannte sehr genau die Stellung, welche er, in seiner angemäßen Rolle, in der Gesellschaft ausfüllte.

Er wußte, daß die Welt der Diener, der Aufwärter, derjenigen, mit denen diese sprachen, der Sports-Männer und Herumtreiber, welche etwa noch nach Mr. Devine's häuslichen Angelegenheiten sich erkundigten, kein andres Wort aussprechen würden, als etwa: »Mr. Devine hat sich mit Jemand verheirathet höre ich.« — Oder Ähnliches. Er wußte recht gut, daß die wirkliche große Welt, die Gesellschaft, deren üble Nachrede ihm schaden konnte, sich schon lange nicht mehr um ihn bekümmerte. Wenn es geheißen hätte, der Leviathan der Rennbahn hat seine Waschfrau geheirathet, so würde jeder gesagt haben: — »das ist's gerade, was man von ihm erwarten konnte.« Die Wahrheit zu sagen Mr. Richard hatte gehofft, daß Lady Ellinor, empört über seine Brutalität, gar nichts mehr mit ihm zu thun haben wollte und daß die Prüfung seine Frau vorzustellen, ihm erspart bleiben würde.

Lady Ellinor aber hatte sich ein ganz andres Betragen vorgenommen. Die Nachricht von dem Vorhaben Richards schien ihr die Kraft zu dem Bekenntnis ihrer Abneigung gegen den Sohn zu geben, die schon lange in ihr schlummerte. Ja, ihre Zweifel über ihn, — die Schatten, die auf ihren Glauben an seine Persönlichkeit gefallen waren, schienen jetzt festere Gestalt anzunehmen.

»Sein Betragen ist brutal,« sagte sie zu ihrem Bruder. »Ich kann es nicht verstehen!«

»Es ist mehr als brutal, es ist unnatürlich,« erwiderte Francis Wade und blickte sie verstohlen an. »Ueberdies ist er verheirathet.«

»Verheirathet?« rief Lady Devine.

»So sagt er,« fuhr der Andere fort, den Brief hervorziehend, den Rex nach Sara's Diktat geschrieben hatte.

»Er schreibt mir und sagt, daß seine Frau, die er letztes Jahr auf dem Continent heirathete, nach England gekommen ist und uns vorgestellt zu werden wünscht.

»Ich will sie nicht empfangen,« rief Lady Devine und stand auf und ging aus und ab.

»Aber das würde eine Kriegserklärung sein,« sagte der arme Francis, und drehte einen Onyx, der seine unentschlossene Hand zierte, hin und her. »Ich möchte nicht dazu rathen.«

Lady Devine stand plötzlich still mit der Geberde von Jemand, der zu einem schweren, wohl überlegten Entschluß gekommen ist.

»Richard soll nicht das Haus verkaufen,« sagte sie.

»Aber, liebe Ellinor«, rief ihr Bruder etwas unruhig über diese ungewohnte Entscheidung. »Ich fürchte, daß Du es nicht hindern kannst.«

»Wenn er der Mann ist, der er vorgiebt, zu sein, — dann kann ich es,« erwiderte sie mit Anstrengung.

Francis Wade athmete schwer.

»Wenn er der Mann ist! Es ist wahr, ich habe zuweilen gedacht — O Ellinor, kann es sein, daß wir betrogen sind?«

Sie näherte sich ihm und lehnte sich auf ihn, wie sie sich grade vor neunzehn Jahren im Garten auf ihren Sohn gestützt hatte. »Ich weiß nicht, ich fürchte mich, zu denken. — Aber zwischen mir und Richard besteht ein Geheimniß, — ein schmachvolles Geheimniß, Frank, das kein andres lebendes Wesen kennt. Wenn der Mann, der mir droht, das Geheimniß nicht kennt, so ist er nicht mein Sohn. Wenn er es kennt — —«

»Nun, in Himmels Namen, was dann?«

»So weiß er, daß er keinen Anspruch an das Vermögen des Mannes hat, der mein Gatte war.«

»Ellinor, Du erschreckst mich. — Was bedeutet das?«

»Ich will es Dir sagen, wenn es nöthig ist,« sagte die unglückliche Frau. — »Aber jetzt kann ich nicht. Ich wollte niemals wieder davon sprechen. Denke nur, es ist hart, ein Schweigen zu brechen, das zwanzig Jahre gedauert hat. Schreibe an diesen Mann und sage ihm, daß, ehe ich seine Frau empfangen, ich ihn allein zu sprechen wünsche. Nein, nein, laß ihn nicht wieder hierherkommen, bis die Wahrheit bekannt ist. Ich will zu ihm gehen.«

Mr. Richard, der mit seiner Frau im Besuchszimmer saß, erwartete mit einiger Beklommenheit am Nachmittag des 3. Mai 1846 die Ankunft seiner Mutter. Er war sehr nervös und angegriffen gewesen seit einigen Tagen und die Aussicht auf die baldige Zusammenkunft erfüllte ihn, er wußte selbst nicht warum, mit großer Furcht.

»Warum kommt sie allein? Was kann sie mir zu sagen haben?« fragte er sich selbst. »Sie kann doch nach so vielen Jahren keinen Argwohn haben, — gewiß.« Er bemühte sich, allerlei Gründe zu erdenken, aber vergeblich. Das Klopfen an der Hausthür, welches das Nahen seiner Mutter verkündete, verursachte ihm Herzklopfen.«

»Ich bin ganz zittrig, Sara,« sagte er.

»Gib mir etwas zu trinken.«

»Du hast die letzten fünf Jahre viel zu viel getrunken, Dick.« (Sie hatte ihre Zunge schon ganz an den Namen gewöhnt.) »Dein Zittern ist die Wirkung des Trinkens, fürchte ich.«

»O predige nicht, ich habe nicht die Laune, darauf zu hören.«

»So nimm Dir. — Bist Du ganz sicher mit Deiner Geschichte?«

Der Branntwein belebte ihn und er stand mit angenommener Fröhlichkeit auf. »Liebe Mutter, erlaube mir, Dir — — « Er hielt inne, denn es war etwas in Lady Ellinor's Gesicht, das seine schlimmste Furcht bestätigte.

»Ich wünsche mit Dir allein zu sprechen,« sagte sie und that so, als sähe sie die Frau nicht, welche sie doch eigentlich gekommen war zu sehen.

John Rex zögerte, aber Sara sah die Gefahr und beeilte sich ihr entgegen zu treten.

»Eine Frau ist des Mannes beste Freundin, Madam. Ihr Sohn hat mich aus freiem Willen geheirathet und selbst seine Mutter kann ihm nichts zu sagen haben, das nicht meine Pflicht und mein Vorrecht auch wäre, anzuhören. Ich bin kein junges Mädchen, wie Sie sehen und kann die Nachrichten ertragen, die Sie bringen.«

Lady Devine biß aus ihre bleichen Lippen.

Sie sah sogleich, daß die Frau vor ihr nicht von seinem Herkommen war, aber sie fühlte auch, daß sie ihr an Geisteskraft überlegen war. Obgleich sie auf das Schlimmste vorbereitet war, so erschreckte sie diese plötzliche und offene Erklärung der Feindseligkeiten doch. Darauf hatte Sara gerechnet. Sie fühlte, daß wenn sie die Aufgabe zu Ende bringen wollte, die sie sich gestellt, sie ihre Kraft nicht in solchem Geplänkel verschwenden müsse. Sie blickte nicht auf Richards Weib, sondern redete ihn selbst an. »Mein Bruder wird in einer halben Stunde hier sein,« sagte sie, als ob die Erwähnung seines Namens ihre Lage bessere und sie schütze. »Aber ich bat ihn, er möge mir gestatten, voranzugehen, damit ich erst privatim mit Dir sprechen könne.«

»Gut,« sagte Rex, — »wir sind allein. Was hast Du zu sagen?«

»Ich will Dir sagen, daß ich Dir verbiete, den Plan auszuführen, den Du hast und Sir Richards Eigenthum zu zerstückeln.«

»Mir verbieten!« ruft Rex, ganz erleichtert. — »Ich will ja nur thun, was meines Vaters Testament mir zu thun erlaubt.«

»Deines Vaters Testament berechtigt Dich zu nichts dergleichen und das weißt Du ja.« — Sie sprach, als ob sie eine Reihe von vorher bedachten Sätzen wiederhole. Sara beobachtete sie mit wachsender Unruhe.

»O Unsinn,« ruft John Rex in hellem Erstaunen. »Ich kenne meines Advokaten Meinung darüber.«

»Erinnerst Du Dich, was in Hampstead heute vor neunzehn Jahren stattfand?«

»In Hampstead?« fragte John Rex, plötzlich bleich werdend. »Heute vor neunzehn Jahren! Nein. Was meinst Du?«

»Du erinnerst Dich nicht?« fuhr sie fort, eifrig sich vorbeugend und

ganz heftig sprechend. »Du besinnst Dich nicht auf den Grund, warum Du das Haus verließest, wo Du geboren bist und daß Du nun an Fremde verkaufen willst?«

John Rex stand erstarrt da; das Blut stieg in seine Stirn. Er wußte, daß unter den Geheimnissen des Mannes, dessen Erbe er gestohlen hatte, eins war, dessen er nie habhaft geworden und auf das Lady Ellinor ein Mal hingedeutet hatte. Er fühlte, daß dies Geheimniß ihm jetzt offenbart werden sollte.

Sara, mehr vor Wuth als vor Schrecken zitternd, näherte sich Lady Ellinor. »Sprechen Sie,« sagte sie, »wenn Sie etwas zu sagen haben! Wessen klagen Sie meinen Mann an?«

»Des Betrugers!« rief Lady Ellinor und ihre beleidigte Mutterwürde gab ihr Kraft, dem Feinde entgegen zu treten. »Dieser Mann mag ihr Gatte sein, aber er ist nicht mein Sohn!«

Jetzt, da das Schlimmste ausgesprochen war, fühlte John Rex, von Leidenschaft fast erstickt, den ganzen Teufel in sich gegen solche Niederlage sich empören. »Sie sind wahnsinnig,« sagte er. »Sie haben mich vor drei Jahren anerkannt und jetzt, nun ich das in Anspruch nehme, was mir gehört, nun erfinden Sie diese Lüge. Nehmen Sie sich in Acht, ehe Sie mich reizen. Wenn ich nicht Ihr Sohn bin, — so haben Sie mich doch als solchen anerkannt. Ich habe das Gesetz für mich und meine Rechte.«

Lady Ellinor wandte sich um und beide Hände an ihre Brust gedrückt, stand sie ihm gegenüber.

„Sie sollen Ihr Recht haben! Sie sollen haben, was das Gesetz Ihnen zuspricht! O wie blind bin ich alle diese Jahre gewesen! Nennen Sie sich noch länger Richard Devine und ich werde der Welt das schmachvolle Geheimniß enthüllen, das zu verbergen, mein Sohn starb! Seien Sie Richard Devine! Richard Devine war ein Bastard und das Gesetz spricht ihm *nichts zu*.«

Man konnte die Wahrheit ihrer Worte nicht bezweifeln. Es war nicht möglich, daß eine Frau, deren Haus so entehrt war, eine so sich selbst verurtheilende Lüge erfinden würde.

Doch zwang sich John Rex zum Zweifel und seine heißen Lippen fragten: »Wenn Ihr Gatte also nicht der Vater Ihres Sohnes war, wer

war es denn?«

»Ich schäme mich nicht, ihn zu nennen,« sagte Lady Devine mit verzweifelmtem Stolz, — »es war mein Vetter, Armigell Esmé Wade, Viscount von Bellasis!«

John Rex rang nach Athem. Seine Hand zerrte an seinem Halstuch und er riß es entzwei. Es schien, als ob der ganze Horizont seiner finsternen Vergangenheit durch einen plötzlichen Blitz erleuchtet würde und ihn betäubte. Sein Gehirn, schon geschwächt durch seine Ausschweifungen, konnte diesem letzten Schlage nicht widerstehen. Er schwankte und hätte er sich nicht an den kleinen Schrank gelehnt, neben dem er stand, so wäre er gefallen. Die geheimen Gedanken seines Herzens traten auf seine Lippen und wurden unwillkürlich ausgesprochen. »Viscount Bellasis! Er war auch mein Vater und er hat sich gerächt, — denn ich tödtete ihn!«

Ein fürchterliches Schweigen entstand und dann streckte Lady Devine die Hände nach dem bekennenden Mörder aus und mit furchtbarer Angst sagte sie flüsternd, in einem Tone, der Flehen und Entsetzen ausdrückte: »Was thaten Sie mit meinem Sohn? — Tödteten Sie ihn auch?«

Aber John Rex, mit dem Kopfe in und herwiegend wie ein gefesselttes Tier, das einen Schlag erhalten, antwortete nicht. Sara Purfoy, in Schrecken gejagt durch die dramatische Lage, in der sie sich befanden, erinnerte sich, daß Mr. Wade jeden Augenblick erscheinen könne und wollte ihre letzte Hoffnung auf Sicherheit benutzen.

Sie trat vor, berührte die Mutter an der Schulter und sagte: »Ihr Sohn lebt.«

»Wollen Sie versprechen, uns nicht zu verhindern, dies Haus zu verlassen, wenn ich es Ihnen sage?«

»Ja, ja!«

»Wollen Sie versprechen das Bekenntnis, welches Sie geheim zu halten, bis wir England verlassen haben?«

»Ich verspreche Alles! In Gottes Namen, Frau, wenn Sie ein Herz haben, sprechen Sie! Wo ist mein Sohn?«

Sara Purfoy triumphierte jetzt über den Feind, der sie geschlagen und sagte in schneidendem Tone: »Man nennt ihn Rufus Dawes. Er ist ein Deportierter in Norfolk Island, wohin er wegen des Mordes Deportiert ist, dessen sich mein Mann soeben angeklagt hat. — Ach!«

Lady Devine war ohnmächtig geworden.

Sechzehntes Capitel.

Fünfzehn Stunden.

Sara flog zu Rex. »Auf, ermanne dich, John, um's Himmels willen. Wir haben keinen Augenblick zu verlieren.«

John Rex strich mit der Hand über die Stirn. »Ich kann nicht denken. Ich bin erdrückt. Ich bin krank. Mein Hirn ist todt.«

Mit nervöser Angst die dahingestreckte Gestalt auf dem Boden bewachend, nahm Sara Hut, Mantel und Schleier und in wenigen Sekunden hatte sie John aus dem Hause und saß mit ihm in einem Cab.

»Neununddreißig, — Lombard- Straße! — Schnell.«

»Du wirst mich doch nicht angeben?« fragte Rex, seine trüben Augen auf sie richtend.

»Dich angeben! Nein. Aber die Polizei wird hinter uns her sein, sobald die Frau wieder sprechen kann und ihr Bruder seinen Advokaten ruft. Ich weiß, was ihr Versprechen werth ist. Wir haben ungefähr fünfzehn Stunden vor uns.«

»Ich kann nicht weit gehen, Sara,« sagte er. »Ich bin schläfrig und dumm.«

Sie unterdrückte die entsetzliche Furcht, die an ihrem Herzen nagte und versuchte, ihn aufzumuntern.

»Du hast zu viel getrunken, John. Jetzt sitze still und sei vernünftig, während ich gehe und Geld für Dich hole.«

Sie eilte in die Bank und ihr Name verschaffte ihr sogleich eine Zusammenkunft mit dem Direktor.

»Das ist eine reiche Frau,« sagte Einer der jungen Leute zu seinem Freunde. »Eine Wittwe. Etwas für Dich, Tom,« erwiderte der Andre und in dem Augenblick kam ein Dritter aus der hohen Conferenz heraus, wegen eines Wechsels auf Sydney von 3000 Pfund, abzüglich der Prämie und eine Anweisung auf 200 Pfund,

gezeichnet Sara Carl, welche sie in Banknoten entnahm. Dann ging sie.

Von der Bank fuhr sie nach Green's Schiffsbüreau. »Ich wünsche eine Kajüte in dem nächsten Schiff nach Sydney zu nehmen.«

Der junge Mann sah auf die Liste. »Der Highflyer geht in zwölf Tagen, Madam und ist noch eine Kajüte leer.«

»Ich muß sogleich reisen, morgen oder übermorgen.«

Er lächelte. »Ich fürchte, das ist unmöglich.« In dem Augenblicke trat Einer der Geschäftsinhaber aus seinem Privatzimmer heraus mit einem Telegramm in der Hand und winkte dem Clerk.

Sara wollte eben nach einem andern Bureau fahren, als sie eilig zurückgerufen wurde. »Grade für Sie passend, Madam,« sagte er. »Wir haben ein Telegramm von einem Herrn bekommen, der eine erste Kajüte in der Dido genommen hatte. Er sagt, seine Frau sei krank geworden und er könne nicht reisen.«

»Wann segelt die Dido?«

»Morgen Früh. Sie wartet in Plymouth auf die Post. Wenn Sie heute Nacht mit dem Postzuge reisen, um 9 Uhr 30 Minuten, so haben Sie Zeit genug und wir wollen telegraphieren.«

»Ich nehme die Kajüte. Wie viel?«

»Ein hundert und dreißig Pfund, Madam.«

Sie brachte ihre Banknoten vor.

»Bitte, zählen Sie selbst. Wir sind in derselben Weise zurückgehalten worden. Mein Mann ist sehr krank, aber ich war nicht so glücklich, daß sich gleich Jemand fand, der das Passagegeld ersetzte.«

»Welchen Namen nannten Sie?« fragte der junge Mann im Zählen. »Mr. und Mrs. Carr. Danke.« Er überreichte ihr den Zettel.

»Danke Ihnen,« sagte Sara mit bezauberndem Lächeln und eilte wieder in ihren Wagen.

John Rex kaute mürrisch an seinen Nägeln. Sie zeigte das Billet. »Du bist gerettet. Ehe Mr. Devine sieh besinnen kann und seine Schwester die Sprache wiederfindet, sind wir außer Gefahr der Verfolgung.«

»Nach Sydney,« schrie Rex ärgerlich, den Zettel anblickend.
»Warum grade dahin?«

Sara sah ihn verächtlich an. »Weil Dein Plan nichts taugte. Jetzt kommt der Meine an die Reihe. Du hast mich ein Mal verlassen, Du würdest es in einem andern Lande wieder thun. Du bist ein Mörder, ein Schuft, ein Feigling. aber ich mag Dich. Ich rette Dich, aber ich will Dich behalten. Ich will Dich nach Australien bringen, wo der erste Polizist Dich auf mein Verlangen festnehmen kann, als entflohenen Sträfling. Wenn Du das nicht magst, kannst Du zurückbleiben, — es ist mir gleich. Ich bin reich. Ich habe kein Unrecht gethan. Das Gesetz kann mich nicht fassen., — Willigst Du ein? Dann sage dem Mann, daß er nach Silver's in Cornhill fährt, wegen Deiner Ausrüstung.«

Als sie ihn endlich in einem ruhigen Wirthshause nahe der Eisenbahn-Station untergebracht hatte, versuchte sie über das von ihm bekannte Verbrechen Auskunft zu erlangen.

»Wie kam es, daß Du Lord Bellasis tödtetest?« fragte sie ganz ruhig.

»Ich hörte von meiner Mutter, daß ich sein natürlicher Sohn wäre und als ich eines Tages von einem Tauben-Wetten nach Hause ritt, traf ich ihn und sagte es ihm. Er verspottete mich und ich schlug ihn. Ich wollte ihn nicht tödten, aber er war ein alter Mann und in meiner Leidenschaft traf ich zu hart. Als er fiel, sah ich einen Reiter zwischen den Bäumen und galoppierte davon. Mein Unglück fing damals an, denn in derselben Nacht wurde ich bei den Falschmünzern verhaftet.«

»Aber ich dachte, es war Raub?« sagte sie.

»Nicht von meiner Seite. Aber um Gottes willen, sprich nicht mehr. Ich bin krank. Mein Gehirn dreht sich um und um. Ich will schlafen.

* *
*

»Vorsichtig! Bitte, heben Sie ihn vorsichtig!« sagte Mrs. Carr, als das Boot an die Dido lief, die dunkel im düsteren Licht des Maienmorgens dalag.

»Was gibt's?« fragte der wachhabende Offizier, als er die Unruhe im Boot sah.

»Der Herr scheint einen Schlaganfall gehabt zu haben,« sagte ein Bootsmann — Es war so. Jetzt war keine Gefahr mehr, daß John Rex der Frau entfliehen würde, die er betrogen.

Der teuflische Genius von Sara Purfoy hatte endlich ihren Geliebten gerettet, aber sie hatte ihn sich nur gerettet, um ihn bis zum Tode zu pflegen; — bis zum Tode blieb er ohne Bewußtsein und erkannte nicht mehr ihre Liebe, — ein bloßes Tier, seines Verstandes beraubt, den er auf so schlechte Weise gemißbraucht hatte.

Siebzehntes Capitel

Die Erlösung.

— »Das ist meine Geschichte. Sie bittet: geben Sie Ihr Vorhaben auf und retten Sie sie! Die Strafe der Sünde fällt nicht auf den Sünder allein. Eine That lebt noch in ihren Folgen weiter und diese Tragödie von vier Menschenleben, diese Tragödie von Scham und Verbrechen, zu welcher mein schimpflicher Tod das passende Ende ist, ja nur die Frucht einer Sünde gleich der Ihrigen!«

Es war dunkel geworden im Gefängnis und als er aufhörte zu sprechen, fühlte Rufus Dawes eine zitternde Hand die seinige ergreifen. Es war die des Kaplans.

— »Lassen Sie mich Ihre Hand halten! Sir Richard Devine ermordete nicht Ihren Vater! Er wurde von einem Reiter gemordet, der mit ihm kam, ihn niederschlug und entfloh.«

»Gnädiger Gott! woher wissen Sie das?«

»Weil ich sah, wie der Mord begangen wurde, — weil, — lassen Sie mir Ihre Hand, — weil ich den Todten beraubte!«

»Sie?«

»In meiner Jugend war ich ein Spieler. Lord Bellasis gewann Geld von mir und um ihn zu bezahlen, fälschte ich zwei Wechsel. Gewissenlos und grausam, drohte er, mich blozustellen, wenn ich ihm nicht die doppelte Summe gäbe. Fälschung war in jenen Tagen der Tod und ich strengte jeden Nerv und jede Kraft an, um die Wechsel zurückzukaufen.

Es gelang mir. Ich sollte Lord Bellasis an jenem Abend in der Nähe seines Hauses treffen, um ihm das Geld zu bezahlen und die Wechsel zurückzunehmen. Als ich ihn fallen sah, eilte ich hin, aber statt den Mörder zu verfolgen, nahm ich meine gefälschten Wechsel aus seinem Taschenbuch. Ich fürchtete mich bei der Untersuchung als Zeuge aufzutreten, sonst hätte ich — Sie retten können. — Ach,

Sie ziehen Ihre Hand fort!«

»Gott vergebe Ihnen!« sagte Rufus Dawes und war dann still.

»Sprich!« rief North. »Sprich, oder ich werde wahnsinnig. Mache mir Vorwürfe! Stoße mich, speie mich an! Du kannst nicht schlechter von mir denken als ich es selbst thue.« Aber der Andre, den Kopf in die Hände gelegt, antwortete nicht und mit wilder Geberde, taumelte North aus der Zelle hinaus.

Beinahe eine Stunde war vergangen, seit der Kaplan die Rumflasche in seine Hand gelegt und Gimblett bemerkte in seiner halben Trunkenheit, daß sie noch nicht leer war.

Er hatte zuerst nur die Absicht, einen Schluck zu nehmen, als Lohn für seine Höflichkeit, — denn Gimblett war sich bewußt, daß er dem Branntwein gegenüber eine gewisse Schwäche besaß. Aber er wartete und wartete, — aus dem einen Schluck wurden zwei, aus den zweien drei und endlich hatte mehr als die Hälfte der Flasche seinen Gaumen benetzt und der Wunsch nach mehr wurde immer dringender.

Gimblett war in großer Verlegenheit. Wenn er nicht seine Flasche leerte, würde er es ewig bedauern.

Wenn er sie leerte, wurde er betrunken; und im Amt betrunken sein, war die unverzeihlichste Sünde. Er blickte über die dunkle See hin, wo das steigende und fallende Licht den Schooner bezeichnete.

Der Kommandant war weit fort. Eine schwache Brise, welche, — Blunts Prophezeiung zu Folge, sich mit der einbrechenden Nacht erhoben hatte, führte den Ton der Stimmen der Bootsleute von dem Hafendamm bis zu ihm.

Sein Freund Jack Mannic war Hochbootsmann. Er wollte Jack auch einen Trunk geben. Das Thor verlassend und über die Hafenummauer blickend, rief er seinem Freunde zu. Aber die Brise, welche grade aufsprang, ließ seine Stimme ungehört verhallen. Jack Mannic, der nichts gehört, setzte seine Unterhaltung ruhig fort. Gimblett war grade betrunken genug, um über diese Unhöflichkeit ärgerlich zu sein und sich auf das Ende der Mauer setzend, trank er den übrigen Rum auf einen Zug aus. Die Wirkung auf diesen durch die Umstände mäßig gehaltenen Magen war sehr merkwürdig. Er

machte eine schwache Anstrengung, sich auf seine Beine zu stellen, warf einen vorwurfsvollen Blick auf die leere Flasche, versuchte aus der geleerten Flasche zu trinken und dann mit einem Lächeln der leichtsinnigsten Zufriedenheit, verfluchte er die Insel und Alles, was daraus und schlief ein.

North, aus dem Gefängnis kommend, bemerkte die Abwesenheit des Aufsehers gar nicht; — er war nicht in der Lage, irgend etwas zu bemerken. Mit bloßem Kopfe, ohne seinen Mantel, mit starren Augen und gefalteten Händen, stürzte er durch das Thor in die Nacht hinaus, wie Einer, er vor etwas Furchtbarem flieht. Er schien, als ob er, in tiefe Gedanken versunken, nicht auf seine Schritte achtete, denn statt den Pfad nach der See einzuschlagen, folgte er dem ihm mehr vertrauten, der nach seiner Wohnung auf dem Hügel führte.

»Dieser Mann ein Sträfling!« rief er. »Er ist ein Held, ein Märtyrer! Was für ein Leben! Liebe! Ja, das ist Liebe, in der That. O James North, wie niedrig bist du in den Augen Gottes neben diesem verachteten Ausgestoßenen!« So murmelnd und sein graues Haar ausreißend, gegen seine klopfenden Schläfe mit geballten Fäusten schlagend, erreichte er sein Zimmer und sah bei dem Lichte des neuen Mondes den Reisesack und das Licht auf dein Tisch stehen, wo er Beides gelassen hatte. Sie brachten ihm die Aufgabe in Erinnerung, welche vor ihm lag. Er steckte das Licht an, nahm den Sack in seine Hand, warf einen Blick rings in dem Zimmer umher, das seine schwachen Kämpfe gegen den schlechteren Theil seiner selbst mit angesehen hatte, den Theil, der nun schließlich gesiegt.

So war es. Das Schicksal hatte ihn zur Sünde verdammt und er mußte jetzt das Urtheil dulden, das er hätte vermeiden können. Er glaubte schon, den dunklen Fleck, welcher der Schooner war, sich langsam von der Küste entfernen zu sehen. Er durfte nicht länger zögern; sie warteten am Hasen auf ihn.

Als er sich umwandte, warfen die Mondstrahlen, die noch von den rasch sich aufthürmenden Wolken nicht verdüstert waren, einen silbernen Streifen über die See und in diesem Lichtstreifen sah North ein Boot.

Irrte sich sein verwirrtes Hirn? —

Hinten im Boot saß ein Mann, in einen Mantel gehüllt! Ein Windstoß trieb die Wolken über den Mond und das Boot verschwand, als ob es von dem zunehmenden Sturm verschlungen sei. North taumelte zurück, da er die Wahrheit begriff.

Er erinnerte sich, daß er gesagt hatte: »Ich will ihn erlösen und wenn es mit meinem Blute sein sollte!«

War es möglich, daß ein gerechter Himmel so entschieden hatte und dem Manne, den ein Feigling verurtheilt, gestattete, zu entkommen, um den Feigling, der zurückblieb, zu strafen?

Ja, dieser Mann verdiente die Freiheit! Er war rechtschaffen, edel und wahr. Wie verschieden von ihm selbst, von ihm, dem hassenswerthen Egoisten, dem unkeuschen Priester, dem Trunkenbold. Der Spiegel, in dem nun bald das heilige Gesicht von Meekin sich spiegeln sollte, stand auf dem Tische und North, hineinblickend, eine Hand mechanisch in den Reisesack gesteckt, sah mit wahnsinniger Wuth auf das bleiche Gesicht und die blutunterlaufenen Augen, welche er dort erblickte.

Was für ein hassenswerther Elender war er geworden! Des letzte unheilvolle Rettungsmittel, durch welches der Wahnsinn einem scheußlichen Bilde entrinnt, blieb ihm noch und seine Finger schlossen sich krampfhaft um den Gegenstand, den er in dem Reisesack gefaßt hatte.

»Es ist besser so,« murmelte er, indem er mit starren Augen sein eigenes, verhaßtes Bild ansah.

»Ich habe Dich lange genug geprüft, ich habe in Deinem Herzen gelesen und Deine Geheimnisse aufgeschrieben. Du bist nur eine Schale, — die Schale, welche das verderbte, sündige Herz enthält. Er soll leben, Du sollst sterben!«

Die schnelle Bewegung seines Armes riß die Kerze um und Alles wurde dunkel.

*

*

*

Rufus Dawes, überwältigt von dem so plötzlich ihm gemachten Bekenntnis, blieb einige Augenblicke bewegungslos in seiner Zelle und erwartete das Geräusch der schweren, sich schließenden, äußeren Thür zu hören. Aber er hörte nichts und es schien ihm, als wenn die Luft in der Zelle plötzlich kühler geworden. Er ging zur Thür und blickte in den Korridor, in der Erwartung, das närrische Gesicht von Gimblett zu sehen. Zu seinem Erstaunen war die Thür des Gefängnisses weit offen und keine Seele in Sicht. Sein erster Gedanke war an North. Hatte die Geschichte, die er erzählt zugleich mit den Bitten, die er an ihn gerichtet, hingereicht, ihn von seinem Vorhaben abzubringen? Er sah sich um. Es war Nacht geworden; der Wind wurde stärker; von jenseits der Barre tönte das Murren der erregten See. Wenn der Schooner noch diese Nacht segelte, mußte er sobald wie möglich in tiefes Wasser kommen. Wo war der Kaplan? Gebe der Himmel, daß der Verzug genügend war und sie ohne ihn gesegelt sind. Und doch werden sie sich sicher treffen. Er trat einige Schritte vor und sah sich um. War es möglich, daß North in seinem Wahnsinn eine Gewalthat begangen, welche den zuverlässigen Gimblett von seinem Posten gelockt hatte? — »Br, Uf!« Der zuverlässige Gimblett lag Tierisch betrunken zu seinen Füßen.

»He, Holla, — Hier!« rief Jemand vom Hafendamm »Sind Sie es Mr. North?« Wir haben keine Zeit mehr?«

Von dem Fenster des Kaplans-Hauses auf dem Hügel blinkte Licht. Die im Boot konnten es nicht sehen, aber in dem Gefangenen erweckte es eine wilde Hoffnung, welche sein Herz erzittern machte. Er lief zurück zu seiner Zelle, setzte den breitkrämpigen Hut von North auf, hing dessen Meißen Mantel um und lief schnell die Stufen hinab. Wenn der Mond nun schiene!

Springen Sie herein, Sir,« rief der nichts ahnende Mannic, der nur an die Strafe dachte, von der er bedroht war, »es wird eine schlimme Nacht geben. — Legen Sie das über ihre Knie, Sir. — Fort, schnell!« — Das Boot stieß ab. Ein Mondstrahl fiel auf die vorübergebeugte Gestalt und die Mannschaft, mit der gefährlichen Aufgabe beschäftigt, das Boot über das Riff zu ringen, achtete nicht weiter auf

den Kaplan.

»Bei George, Burschen, — wir kommen grade noch zur Zeit,« rief Mannic, als sie am Schooner anlegten, der dunkel in der Dunkelheit erschien. »Hinauf, Euer Ehrwürden, schnell!« Der Wind hatte sich gedreht und kam vom Lande. Blunt, der seine Hartnäckigkeit zu bereuen begann, aber sie nicht gestehen wollte, dachte, das Beste sei, schnell die offene See zu gewinnen.

»Verdammter Pfaffe!« sagte er in seiner Aufrichtigkeit, wir können doch nicht die ganze Nacht auf ihn warten. »Lichtet, Mr. Johnson!«

So wurde grade der Anker erhoben, als Rufus Dawes auf Deck sprang. Der Kommandant, der eben in seinem Boot abstieß, brüllte ein Lebewohl. »Leben Sie wohl, North! Sie kamen grade noch im letzten Augenblick!« Dann fügte er hinzu: »Verfluchter Kerl, — ist zu stolz, um zu antworten.« Der Kaplan sprach mit Niemand, lief die Kajütstreppe hinab, nach den Stern-Kajüten. »Mit genauer Noth mitgekommen, Ehrwürden,« sagte irgend ein Jemand, und öffnete achtungsvoll die Kajütsthür. — So war es, aber der Geistliche sagte nichts. Er schloß die Thür von innen und kaum sich bewußt der großen Gefahr, der er so eben entronnen, warf er sich ganz erschöpft in die Koje.

Ueber seinem Kopf hörte er das Stampfen der Füße und das fröhliche »Jo, hi, ho! Jo, hi ho!« der Männer am Spill. Er konnte die See riechen und durch das offene Fenster unterschied er das Licht in des Kaplan's Hause auf dem Hügel. Das Stampfen hörte auf, das Schiff fing an sich schnell zu bewegen, — das Boot des Kommandanten war einen Augenblick dort unten zu sehen, wie es nach Land ging. Die Lady Franklin war unter Segel.

Seine Augen auf das kleine Licht gerichtet, dachte er daran, was jetzt am Besten zu thun sei.

Es war unglaublich, daß er die Täuschung, welche ihm in der Verwirrung und Dunkelheit geglückt war, lange aufrecht erhalten konnte. Er war sicher, in Hobart Town entdeckt zu werden, selbst wenn er sich während der langen, langweiligen Reise verborgen halten konnte. Doch darauf kam es ja nicht an. Er hatte Sylvia gerettet, denn North war zurückgeblieben. Armer North! Als dieser

Achtzehntes Capitel.

Der Cyclon.

Blunt, welcher die meteorischen Herolde der Gefahr kannte, bereute seine Hartnäckigkeit. Er sah, daß sich ein Orkan näherte.

Längs der Südküste des Australischen Kontinents, wo die gewöhnlichen Westwinde und Stürme der höchsten Breitengrade den größeren Theil des Jahres durch wehen, sind Orkane nicht selten. Stürme fangen bei niedrigem Barometer im Nordwesten an, steigern sich im Westen und Südwesten und gehen allmählich nach Süden.

Wirkliche Cyklone kommen bei Neu-Seeland vor. Das Logbuch der Adelaide vom 29sten Februar 1870 beschreibt einen solchen, der 10 Meilen in der Stunde machte und das Wenden, die Stille im Centrum 2c. hatte, grade wie ein Orkan in den Tropen. Ein Cyklon, der auf der Westküste von Neu-Seeland eintrat, würde also etwa von den Neuen Hebriden ausgehen, wo solche Stürme entsetzlich häufig sind, Norfolk-Insel umfassen und grade auf der Schiffslinie sich fortsetzen, die von Süd-Amerika geht. Es war einer dieser Kreisstürme, welcher die Lady Franklin bedrohte.

Die unheilvolle Stille, welche während des Tages über der Insel gebrütet hatte, machte Abends einer frischen Brise aus Nordosten Platz und obgleich der Schooner vor Anker liegend, durch die Insel etwas geschützt gewesen, (der Hasen liegt grade nach Süden) so sah Blunt doch ein, daß wenn ein Mal auf hoher See, es unmöglich war, dem Sturm zu entgehen. Glücklicher Weise mußte die volle Wuth des Sturmes sie erst auf hoher See treffen. Rufus Dawes erschöpft von der Aufregung, die er gehabt, schlief zwei bis drei Stunden, als er durch die Bewegung des Schiffes geweckt wurde, das jetzt anfang zu rollen. Er sprang auf und sah sich in völliger Finsterniß. Ueber seinem Kopfe hörte er den Lärm der trampelnden Füße und er konnte die heiseren Töne von Blunt unterscheiden, wie

er seine Befehle gab. Erstaunt über das Fehlen des Mondlichtes, das die See so herrlich erleuchtet hatte, öffnete er das Fenster und sah hinaus. Wie gesagt, war die Kajüte, die man North eingeräumt hatte, eine der Sternkajüten und von hier hatte er den vollen Eindruck des nahenden Sturmes. Der Anblick war von gewaltiger Größe! Die ungeheure Wolke, welche am Horizont hing, hatte ihre Form verändert. Statt eines Vorhanges, war es jetzt ein Bogen. Unter diesem düsteren, prachtvollen Portal leuchtete ein phosphorisches Licht. Durch diesen fahlen Raum zogen schwache geräuschlose Blitze. Dann hörte man das entfernte Murren des Donners, das Fallen des Regens und das Brüllen des mit den Wogen kämpfenden Windes. Die Lichter des Gefängnis-Eilandes waren verschwunden, so schnell war der Gang des Schooners bei der stetigen Brise gewesen und der Ocean erstreckte sich rings umher, düster und öde. Auf diesen schwarzen Ocean blickend, bemerkte Rufus Dawes ein merkwürdiges Phänomen: Blitze schienen aus den bewegten Wogen hervorzubrechen. In Zwischenräumen sprühten die dunkel rollenden Wogen Flammen und Feuerstreifen schossen aufwärts. Der Wind nahm an Stärke zu und der Lichtbogen war jetzt von Regen eingefasst. Ein düsteres, rothes Glühen hing darüber wie der Widerschein eines Brandes. Plötzlich krachte ein fürchterlicher Donner, von strömendem Regen begleitet durch den Himmel. Der Lichtbogen verschwand, als ob eine unsichtbare Hand die Seiten einer Laterne geschlossen hätte. Eine große Wassermauer hob sich über die Oberfläche der See und mit unbeschreiblichen Tönen, ein Gemisch von Geheul, Triumphgeschrei, Qualen, stürzte der Cyklon über sie her.

Rufus Dawes begriff, daß die Elemente gekommen waren, ihn zu retten oder zu verderben. In diesem furchtbaren Augenblick hoben sich die natürlichen Eigenschaften dieses Mannes auf die Höhe, welche die Gelegenheit forderte. In wenigen Stunden mußte sich sein Schicksal entscheiden und es war nöthig, daß er alle Vorsichtsmaßregeln traf. Eins von zwei Ereignissen war unvermeidlich. Entweder mußte er ertrinken, wo er lag, oder, wenn das Schiff den Sturm überdauerte, war er gezwungen, auf Deck zu

erscheinen, und dann war die Entdeckung der Täuschung, die er versuchte, unvermeidlich. Einen Augenblick überwältigte ihn fast die Verzweiflung und er sah die rasende See mit dem Gedanken an, ob er sich hinein werfen und so ein Ende machen wolle.

Die Töne einer Frauenstimme riefen ihn wieder zu sich zurück. Vorsichtig öffnete er die Kajütsthür und spähte. Die Kajüte war durch eine Hängelampe erleuchtet, welche ihn Sylvia sehen ließ, wie sie eine andre Frau wegen des Sturmes befragte.

Als Rufus Dawes hinsah, bemerkte er, wie sie mit halb hoffender, halb furchtsamer Miene nach der Thür blickte, hinter welcher er lauschte und er verstand, daß sie nach dem Kaplan aussah, der sie trösten sollte. Der Gedanke ab ihm etwas Andres ein. Die Thür schließend, kleidete er sich hastig in die Kleider von North. Er wollte warten, bis seine Hilfe absolut nothwendig war und dann zu ihr stürzen. In der Finsterniß würde Sylvia ihn für den Geistlichen halten. Er konnte sie in ein Boot bringen, wenn die Zuflucht zu den Booten genommen werden mußte und dann sich dem Schicksal überlassen. Während sie in Gefahr, war sein Platz bei ihr.

Von dem Deck des Schiffes aus war die Scene Entsetzen erregend. Die Wolken hatten sich geschlossen. Der Lichtbogen war verschwunden und Alles war in düstere Schwärze übergegangen. Riesenhafte Wellen stiegen am Horizont auf und strichen heran. Es war, als ob das Schiff sich in der Mitte eines Wirbels befände, so mächtig hoben sich von allen Seiten die senkrecht ansteigenden Wassermassen. Mächtige Sturzseen kamen; Windstöße wie Krachen des Donners.

Ein Segel, das sich gelöst hatte, wurde abgerissen und der Wind führte es fort über die See wie einen Fetzen Papier. Das Quecksilber im Barometer stand auf 29,50. Blunt, welcher die Rumflasche vor gehabt hatte, fluchte gräulich und schrie, daß keine Seele an Bord den folgenden Morgen erleben werde und als Partridge ihm Vorwürfe machte, daß er in solchen Augenblicken fluche, weinte er trunkene Thränen.

Das Heulen des Windes war betäubend; der Ton wurde schwächer, während der Wind stärker wurde. Die Matrosen, von

Entsetzen ergriffen, krochen auf Deck herum und hielten sich an Allem fest, das ihnen Sicherheit bot. Es war unmöglich, den Kopf zu erheben und gegen den Wind zu blicken. Die Augenlider wurden geschlossen und das Gesicht von dem beißenden Schaum zerrissen. Die Männer athmeten die salzige, windige Luft und wurden krank. Partridge fühlte, daß alle Befehle überflüssig waren, — denn selbst der Mann, der an seinem Ellbogen stand, konnte nichts hören.

Das Schiff lag fast auf den Bramenden, das Ruder hoch, jedes Stückchen Segel abgerissen, selbst die fest gerefft gewesen waren. Sterbliche Hände konnten nichts mehr thun.

Um fünf Morgens hatte der Sturm seine höchste Wuth erreicht. Der Himmel schleuderte Regen und Blitze hernieder; den Regen trieb der Wind fort, ehe er noch bis in das Meer gekommen war; die Blitze verschwanden hinter den rasenden, gierigen Wellen, ehe sie die Finsterniß erhellt hatten. Das Schiff lag auf der Seite, von dem tobenden Winde niedergehalten, welcher die See flach zu drücken schien und die Spitzen der Wellen abschnitt, die er dann in weißem Schaum über den Ocean trieb, wie weiße Wolken, in Masthöhe. Jeder Stoß schien der heftigste zu sein, aber nach einer Pause kam stets ein noch heftigerer. Das Barometer stand aus 27,82. Das Schiff war ein bloßes Wrack, hin und hergeschleudert. Es konnte jeden Augenblick sinken. Um halb vier Uhr war das Barometer auf 27,62 gefallen. Nur, wenn der Blitz von Zeit zu Zeit herunter fuhr, zeigte er den Unglücklichen ihre von Furcht verzerrten Züge, sonst wickelte sich diese Tragödie in einer fast greifbaren Finsterniß ab.

Plötzlich stieg das Quecksilber auf 29,90, und-mit einem entsetzlichen gellenden Schrei ging der Wind in völlige Stille über. Die Lady Franklin hatte das Centrum des Cyklon erreicht. Partridge, nach dem hilflos trunken daliegenden Blunt blickend, stürzte nach dem Ruder und eine selbstsüchtige Freude zog durch seine Brust. Wenn das Schiff gerettet wurde, so mußte der trunkene Kapitän entlassen werden und er Partridge der Tapfere würde dann an seiner Stelle herrschen. Der Schooner, nicht länger von dem Winde gehalten, war jeder Welle preisgegeben. Ungeheure Massen von

Wasser rollten darüber fort. Plötzlich legte er sich wieder ganz auf die Seite, denn mit heulendem Triumphgeschrei brach der Wind wieder von einer andern Seite los. Seinem gewöhnlichen Laufe folgend, raste der Sturm wieder von Neuem. Der Orkan wiederholte sich jetzt aus Nordwesten. Die See, durch die Luken hereinstürzend, brach die Kajütsthür auf. Sylvia war plötzlich umgeben von einem wild brausenden Sturme, welcher sie zu verschlingen drohte. Sie rief laut nach Hilfe, aber ihre Stimme war ihr selbst unhörbar. An den Mast sich klammernd, der durch die kleine Kajüte ging, richtete sie ihre Augen auf die Thür, hinter welcher sie North vermuthete und endlich betete sie laut um Hilfe.

Die Thür öffnete sich und aus der Kajüte trat eine Gestalt, in Schwarz gekleidet. Sie blickte auf und das Licht der fast verlöschenden Lampe zeigte ihr ein Gesicht, das nicht das des Mannes war, den sie zu sehen hoffte. Aber ein Paar schwarze Augen, von unaussprechlicher Liebe und Güte strahlend, richteten sich auf sie und ein Paar tiefender Arme hielten sie hoch über dem Strom, wie sie einst in den dämmrigen, geheimnißvollen Tagen der Vergangenheit hoch gehalten worden war.

In dem Schrecken dieses Augenblickes fühlte sie die Wolke, welche solange ihr Gehirn umdüstert hatte, sich lichten. Die Handlung dieses fremden Mannes vor ihr, vervollständigte und erklärte die Handlung des Depothirten, der in Port Arthur an die Kohlenwagen gespannt war, des Sträflings, der in dem Torturzimmer des Gefängnisses auf Norfolk Island vor ihr geknieet hatte. Sie erinnerte sich an die furchtbare Zeit in Macquarie Harbour. Sie dachte an den Abend zurück, als das Boot gebaut und sie von den starken Armen in die Höhe gehoben wurde und als sie dem Sträfling, der sie rettete, versprochen hatte, für ihn zu bitten. Ihre ganze Erinnerung kam ihr zurück und mit einem Schlage begriff sie die Todesqual und Schande des langen, elenden Lebens dieses Mannes. Sie verstand, daß ihr Mann sie getäuscht und mit welcher niedrigen Falschheit und Ungerechtigkeit er ihre junge Liebe erkaufte hatte. Kein Gedanke daran, wie dieser doppelt und dreifach verurtheilte Gefangene von der entsetzlichen Strafinself entkommen

war, kam ihr in den Sinn.

Sie fragte nicht, wie es gekommen, da er an Stelle des Kaplans hier stand. Sie dachte nur in ihrem plötzlichen Erwachen an die Geschichte seiner Leiden, wußte nur von seiner wunderbaren Kraft und Liebe, wußte nichts, in diesem letzten Augenblick ihres reinen, unglücklichen Lebens, als daß er sie einst vom Hungertode errettet und daß er wieder gekommen war, um sie von Sünde und Verzweiflung zu retten.

Wer je in Todesgefahr gewesen, wird sich daran erinnern, wie schnell die Gedanken durch längst vergessene Scenen fliegen und wird verstehen, wie Sylvia's Vision das Vergangene mit dem Gegenwärtigen verknüpfte und wie die Erinnerung Alles in ihr belebte und dankbaren Ausdruck fand; in dem Wort jener Zeit! »Guter Mr. Dawes!«

Die Augen des Mannes und der Frau trafen in einem langen, warmen Blick zusammen und Sylvia streckte ihre weißen Hände aus und lächelte. Da verstand auch Richard Devine die Geschichte von des jungen Wesens freudlosem Leben und wußte, wie sie geopfert worden war.

In der großen Krisis unseres Lebens, wenn wir der Vernichtung gegenüber stehen und nur noch ein Athemzug uns von dem großen Todesschlunde trennt, — dann werden wir uns unsres Selbst bewußt, das wir so gut zu kennen glaubten und Enden, daß wir noch besondere und unbekannte Fähigkeiten besitzen. Einen Sturm der Elemente zu beschreiben, ist nicht leicht, aber einen Sturm in der Menschenseele zu schildern ist fast unmöglich. In der Wuth solches Sturmes werden Erinnerungen, deren jede das Gespenst einer That in sich trägt, welche uns noch lange bewegt hat, wie Spreu im Winde dahingeweht, — ebenso körperlos und ebenso unbeachtet. Die Dünste, welche unsere Selbsterkenntnis verhüllen, werden durchsichtig und unsre schlecht benutzte Macht über unser Schicksal wird uns klar, erleuchtet wie von schnellem Blitz. So viel fühlen und wissen wir, aber wer kann ruhig den Orkan beschreiben, der uns überwältigt. Ebenso könnte man den ertrunkenen Seemann auffordern, von den Wundern der Tiefe zu erzählen, die ihn

verschlungen und von der Finsterniß des Todes, die ihn umgeben hat. Die beiden menschlichen Wesen fühlten, daß sie mit dein Leben abgeschlossen hatten. Allein beisammen, in Gegenwart des Todes, verschwanden für sie die Unterschiede der Welt, welche sie nun verließen. Sie fühlten sich als Wesen, deren Körper schon geschieden und als sie einander die Hände faßten, da erkannten ihre freien, unverhüllten Seelen die Lieblichkeit der Andern und vereinigten sich mit Zittern und Beben.

Von dem sausenden Wirbelwind getrieben, brauste eine ungeheure Woge, die in der Dunkelheit schimmerte, über das Schiff herab. Die Unglücklichen, welche noch auf dem Deck waren, sahen schaudernd in diese grüne Masse hinein, die von oben über sie zusammenstürzte und wußten, daß das Ende gekommen war.

Epilog.

Als der Tag an dem Morgen nach dem Sturm anbrach, fielen die Strahlen der aufgehenden Sonne auf einen Gegenstand, der auf der Oberfläche des Wassers schwamm, nicht weit von dem Platze, wo der Schooner versunken war.

Dieser Gegenstand war ein Theil des großen Mastkorbes der Lady Franklin und in dem Tauwerk hingen zwei Leichen — die eines Mannes und einer Frau.

Die Arme des Mannes waren um den Körper der Frau geschlungen und ihr Kopf ruhte auf seiner Brust.

Am Horizont war die lange niedrige Küste des Sträflings-Eilandes zu sehen. Der Sturm war vorüber. Als die Sonne höher stieg, wurde die Luft balsamisch und der Ocean ruhig, und vergoldet von den Sonnenstrahlen des neuen Morgens trieb das Wrack und seine Last in die See hinaus.

- E n d e -